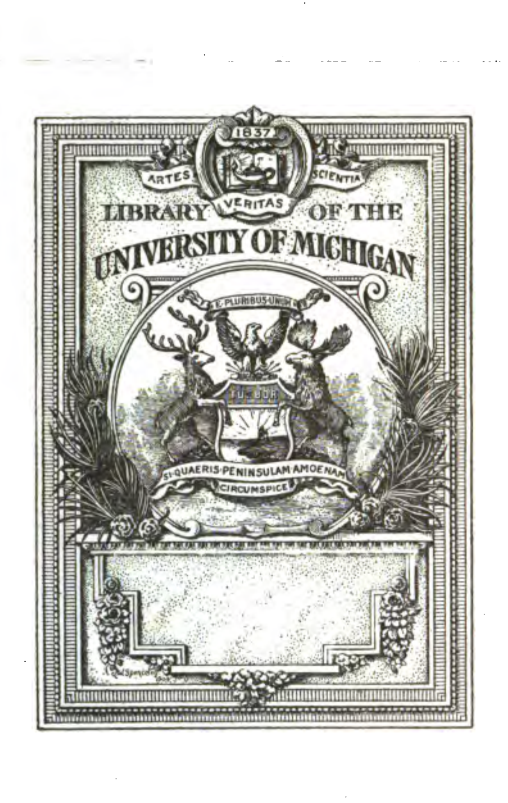
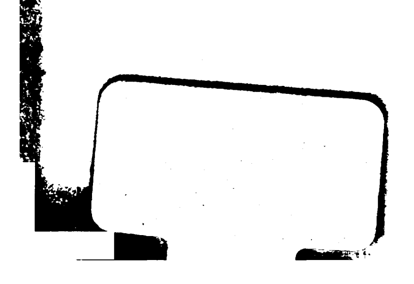
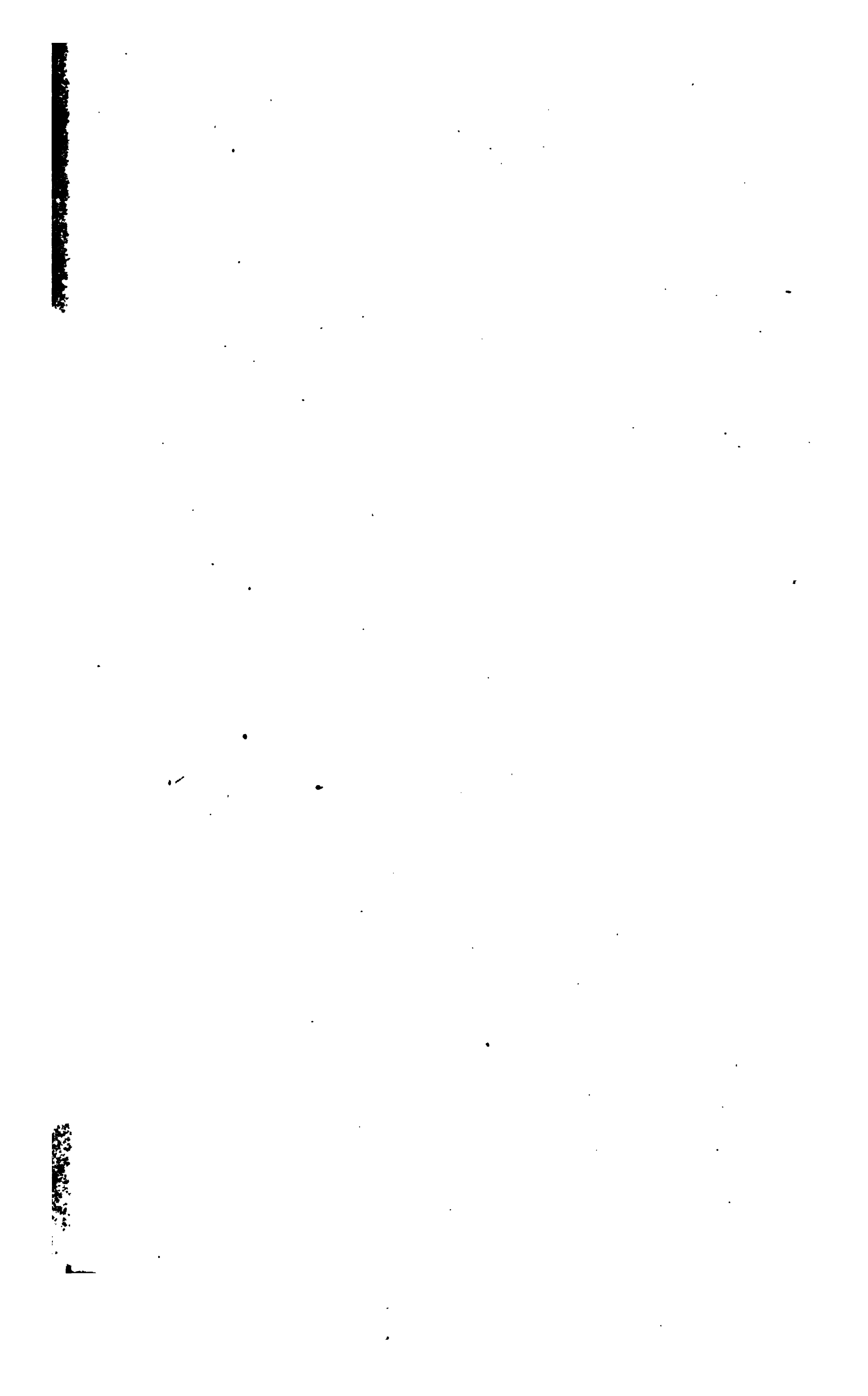

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Neue Bilder

aus dem

Leben des deutschen Volkes.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1862.

Inhalt.

*

Einleitung.

Der Mann und das Volk! In dem unaufhörlichen Einwirken des Einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den Einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und origineller die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes. Nach unendlich vielen Richtungen äußert sich die schaffende Kraft des Menschen, aber die letzte Bedingung aller andern Tüchtigkeit ist die politische Bildung des Einzelnen und des Volkes durch den Staat. Geist, Gemüth, Charakter werden durch das Staatsleben beeinflußt und gerichtet, der Antheil, welchen der Einzelne am Staate hat, giebt ihm die höchste Ehre, das männlichste Glück.

Wenn der Deutsche zur Zeit unserer Väter und Großväter seine Stellung unter den Menschen der Erde betrachtete, so mochte er wol fragen, ob sein Leben arm oder reich war, ob Hoffnung, ob Trauer überwog. Denn ganz ungewöhnlich war seine Erdenstellung. Freudig empfand er sich im Genuß einer freien und schönen Bildung, und täglich drückte ihn die Härte und Willkür oder die Schwäche und Nichtigkeit seines Staates, in dem er wie ein rechtloser Fremdling lebte; stolz blickte er auf die Riesenarbeit deutscher Wissenschaft, und mit herbem Leid er-

kannte er, daß Millionen seiner Stammgenossen von den höchsten Resultaten wissenschaftlicher Arbeit durch eine tiefe Kluft geschieden waren. Er empfand um sich das Wirken einer Volkskraft, welche im Reiche des Geistes das Kühnste mit heldenmüthiger Consequenz wagte, und sah wieder rings um sich engherzige Ungelenkigkeit, wo es galt, Einfaches und Naheliegendes consequent zu wollen; er fühlte mit Tausenden heiße Sehnsucht nach einem Inhalt des Lebens, welcher erheben und begeistern konnte, und wieder erkannte er sich und seine Umgebung überall eingeengt durch kleinlichen Sinn, durch provinzielle und lokale Abgeschlossenheit. Wer so fühlte, der durfte wol fragen, ob wir Deutsche alt oder jung sind, ob unser Schicksal sein soll, die deutsche Natur nur in einzelnen Virtuositäten der Kunst und Wissenschaft auszudrücken, oder ob eine harmonische Ausbildung der Nation in ihren praktischen und idealen Richtungen, in Arbeit und Genuß, Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst und Industrie uns in Zukunft noch bevorstehe. Und ob wir als Männer eines großen Staates jemals wieder die Herrenrolle in Europa spielen würden, welche, wie alte Ueberlieferungen verkünden, in grauer Vorzeit unsere Ahnherren durch ihr Schwert und die Wucht ihrer Natur errungen haben. Noch in unserer Erinnerung liegt eine Zeit, wo die Hoffnung so unsicher war, daß man zweifelhafte Antwort auf solche Frage wenigstens entschuldigen konnte.

Während aber nach den Freiheitskriegen ein Ausklingen alter Bildungsverhältnisse charakteristisch ist, schreiten wir jetzt mit junger Kraft, neuen Ideen, frischem Willen einem neuen Höhenpunkte zu. In den Charakteren der nächstvergangenen Zeit nur zu häufig die Isolirung, Hoffnungslosigkeit, Mangel an politischer Sittlichkeit, in der neuen Zeit schärferes Auge, erhöhtes Interesse für das Ganze, Bedürfniß des Anschlusses an Gleichgesinnte, praktische Gesichtspunkte. Der Realismus, welchen man rühmend oder zürnend die Signatur der Gegen-

wart nennt, ist in Kunst, Wissenschaft, im Glauben wie im Staat nichts als die erste Bildungsstufe einer aufsteigenden Generation, welche das Detail des gegenwärtigen Lebens nach allen Richtungen zu vergeistigen sucht, um dem Gemüth neuen Inhalt zu geben.

Aber wenn auch kaum mehr nöthig ist, der eigenen Seele Hoffnung zuzusprechen, so ist es doch eine holde Arbeit, sich deutlich zu machen, wie weit wir gekommen sind im Vergleich zur Vergangenheit, im Vergleich zu andern Culturvölkern; weßhalb wir in Manchem zurückbleiben mußten, was unsere Nachbarn in reicher Fülle besitzen, warum wir anderes Eigenthümliche erwarben, das wir vor ihnen voraus haben. Es ist lehrreich für uns, so zu fragen, und die Antwort, die wir darauf finden, mag auch lehrreich für andere Völker sein. Zwar vermag kein Einzelner Jedem genügende Lösung zu geben; auch dem Stärksten ist das Verständniß des großen Lebens seiner Nation sehr unvollständig; das beste Auge, das unbefangenste Urtheil ist gegenüber der größern Einheit des Volkes eng begrenzt. Aber wie unvollkommen das Abbild sei, welches der Einzelne vom Leben seines Volkes giebt, jeder der Zeitgenossen wird doch einige Hauptzüge des Bildes wiederfinden, welches in seiner Seele liegt, am liebsten freilich, wer mit dem Darsteller in gleicher Bildungsschicht steht.

Solche Schilderung war für die Zeit der Reformation bis über den dreißigjährigen Krieg hinaus in den Bildern aus deutscher Vergangenheit beabsichtigt; das Folgende soll einen Blick geben auf einige Wege deutscher Charakterentwicklung durch die letzten Jahrhunderte bis zur Gegenwart. Wieder sollen Berichte Vergangener und Lebender die Zeit malen, in welcher sie arbeiteten. Aber je näher wir der Gegenwart kommen, desto weniger machen die Aufzeichnungen des Einzelnen den Eindruck des Gemeingiltigen; zunächst freilich, weil wir in der größern Nähe genauer das Individuelle von dem Ge-

meinsamen zu scheiden wissen, dann aber auch, weil die Mannigfaltigkeit der Charaktere und die Unterschiede der Bildung immer größer werden, je weiter der Vertiefungsproceß der deutschen Seele fortschreitet. Deshalb verlieren die Beispiele für die Empfindung des Lesers wahrscheinlich Einiges von dem Reiz, welchen frühere Jahrhunderte darbieten. Dazu kommt, daß Aufzeichnungen aus der letzten Vergangenheit weit mehr gekannt und von unseren populären Schriftstellern vielfach verwerthet sind. Endlich sind die politische Geschichte, wie die Entwickelung des deutschen Geistes seit Friedrich dem Großen durch ausführliche Werke Gemeingut der Nation geworden. Es ist deshalb hier nicht die Absicht, weder in eine Darstellung des wissenschaftlichen Geistes, noch der politischen Verhältnisse hineinzugreifen; nur einige Seiten des Gemüths und solche sociale Zustände, welche vorzugsweise den Charakter des Volkes bestimmt haben, werden dargestellt. Aus ihnen soll die Continuität und manche Eigenthümlichkeiten unserer gegenwärtigen Bildung erklärt werden.

Die neue Zeit begann den Deutschen nach Erfindung der Buchdruckerkunst durch einen Kampf, in welchem der Deutsche die römische Kirche des Mittelalters sprengte und sich aus dem Glauben an Autorität zu selbstkräftigem Suchen der Wahrheit erhob. Es gelang den Deutschen aber nicht, zu gleicher Zeit das Staatsleben aus den feudalen Unformen des Mittelalters zu einer einheitlichen Monarchie herauszubilden. Das Kaiserhaus der Habsburger wurde eifriger Gegner der nationalen Entwickelung. Unter diesem Gegensatz erhob sich die Macht der einzelnen Territorialherren, die politische Schwäche Deutschlands wurde um so fühlbarer, je mehr die gesteigerte Lebenskraft der Nation eine entsprechende politische Kraftentwickelung forderte. Sehr litt darunter der Charakter der Deutschen. Das Pfaffengezänk wurde lange Zeit das einzige nationale Interesse; aber Stolz und Freude am Vaterlande, der ganze

Kreis von sittlichen Empfindungen, welche politisches Selbstgefühl auch in dem kleinen Mann lebendig macht, fehlte den Deutschen nur zu sehr.

Seit der Reformation wurde das Schicksal des deutschen Volkes, seinen Charakter unter Verhältnissen zu entwickeln, welche von denen anderer Culturvölker Europa's grundverschieden waren. In Frankreich wurde die protestantische Partei durch das Königthum blutig niedergeschlagen; der despotische Staat Ludwig XIV. und die Revolution wuchsen aus diesen Siegen heraus. In England kam die protestantische Partei durch die Tudor zur Herrschaft, die Kämpfe gegen die Stuart und die Ausbildung der englischen Verfassung waren die Folgen. In Deutschland folgte dem Gegensatz der Parteien kein Sieg und keine Versöhnung, das Resultat war der dreißigjährige Krieg und die politische Ohnmacht Deutschlands, aus welcher erst die Gegenwart zu erheben beginnt.

Dieser dreißigjährige Krieg, seit der Völkerwanderung die ärgste Verwüstung eines menschenreichen Volkes, ist das zweite Moment deutscher Geschichte, welches dem Charakter des Volkes eigenthümliche Richtung gab. Der Krieg zerstörte die Volkskraft bis auf Trümmer, er beseitigte allerdings auch die Gefahren, welche einer deutschen Bildung durch das Bündniß des Kaiserhauses mit den Romanen drohten. Er trennte den Kaiserstaat auch politisch von dem übrigen Deutschland; erst allmälig wurde, was durch die Habsburger im Westen an Frankreich verloren wurde, im Osten durch ein anderes Fürstengeschlecht dem deutschen Wesen wieder gewonnen. Der große Zerstörungsproceß des Krieges machte das gemeinsame Staatsleben der Deutschen zu einer hohlen Form, er warf die Deutschen in Wohlstand, Menschenzahl, politischer Gesittung gegenüber ihren Stammgenossen in England um fast zwei Jahrhunderte zurück. Immer wieder muß gesagt werden, daß er wenigstens zwei Drittheile, wahrscheinlich drei Viertheile

der Menschen, einen noch größeren Theil ihrer Habe und Nutzthiere tötete, daß er Sitte, Kunst, Bildung, Kraft auch der Ueberlebenden verdarb. Aus den Ueberresten deutschen Lebens, welche er zurückließ, entwickelte sich langsam und unbehilflich der moderne Charakter der Deutschen: Einzelleben unter despotischen Regierungen.

Es ist die Zeit der langsamen Erhebung unserer Volkskraft aus tiefster Niederlage, welche durch Berichte der Zeitgenossen hier geschildert werden soll. Wieder eine große Zeit, aber eine Periode deutscher Entwickelung, deren letzte und höchste Resultate noch nicht zur Geschichte geworden sind.

Den Deutschen eigenthümlich ist auch der Weg, auf welchem sich das Volk aus so tiefer Versunkenheit erhob. Seltsam, wie die Zerstörung, wurde auch die Wiederbelebung. Mehr als eine Nation ist durch äußere Feinde übermächtig bedrängt, ja politisch unterdrückt worden, jede hatte besondere Entwickelungskrankheiten durchzumachen, welche ihr zeitweise ein hoffnungsloses Aussehn gaben; immer aber, so lange es Geschichte giebt, hat sich eine neue Erhebung so vollzogen, daß die Kräftigung des Staatskörpers und der geistige Fortschritt Hand in Hand gingen. Als die Hellenen in dem Perserkriege die politische Tüchtigkeit ihres Wesens empfanden, erblühte fast gleichzeitig die griechische Wissenschaft und Kunst; als Augustus der zerfallenden römischen Republik neue Stützen und eine neue Verfassung gegeben hatte, begann sogleich in dem genußsüchtigen Rom eine neue kaiserliche Cultur; von Horaz und Virgil bis Tacitus folgte das geistige Leben dem Geschicke des Staates, jedesmal gab die erhöhte Expansivkraft des Reiches auch den einzelnen Geistern stärkere Spannung und Selbstgefühl. Und wieder als in England der Krieg der weißen und rothen Rose beendet war, als das Volk friedlich um den Maibaum tanzte und ein glänzendes Hofleben die wilden Barone in höfliche Sitte zwängte, als kühne Kaufleute und

Abenteurer der spanischen Silberflotte auflauerten und die Gewürze Indiens die Themse hinaufführten, da faßte sich die Volkskraft fröhlich in der größten Dichterseele zusammen, welche den modernen Völkern geworden ist. Selbst in Frankreich gab der glänzende Despotismus Ludwig's XIV. nach den Kriegen der Hugenotten und der Fronde dem beruhigten Lande plötzlich eine glänzende höfische Blüthe der Kunst und Literatur. Ganz anders in Deutschland. Während überall der Staat dem Körper gleicht, dessen Kraftfülle die schöpferische Gestaltungskraft des Volkes herauftreibt, entwickelt sich in Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege in einem ganz zerrütteten, abgelebten Staatswesen unter niederdrückenden, verderbenden, demüthigenden politischen Einwirkungen jeder Art, allmälig aus der erwachenden Volkskraft eine neue nationale Cultur, zuerst in Abhängigkeit von Fremden, dann selbständiger, freier, zuletzt ein leuchtendes Vorbild für andere Völker, Blüthe der Poesie, Blüthe der Wissenschaft von der höchsten Schönheit, dem höchsten Adel und der größten innern Freiheit, sie entwickelt sich aus Individuen, denen grade die Zucht des Gemüthes und Charakters fehlte, welche dem Einzelnen nur vergönnt wird, wenn er Theilnehmer an einem großen Staate ist. Die deutsche Bildung des achtzehnten Jahrhunderts war in der That die wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib.

Und was noch auffallender ist, diese neue nationale Bildung sollte auf Umwegen dazu helfen, die Deutschen zu politischen Männern zu machen. Aus ihr sollte sich die Begeisterung für einen gefährdeten deutschen Staat, der Kampf dafür, Leidenschaften, Parteien, endlich politische Institutionen entwickeln. Nie hat eine Literatur solche Rolle gespielt und so große Aufgaben gelöst, als die deutsche von 1750 bis zur Gegenwart. Denn sie ist auch durchaus unähnlich den modernen Versuchen anderer Völkerschaften, welche aus Patriotismus, d. h. aus dem Bedürfniß eines staatlichen Fortschritts sich eine

tendenziöse Literatur großziehen. In diesen Fällen dient Kunst und Poesie von Anfang an der Politik, sie wird vielleicht künstlich gepflegt, der wissenschaftliche und Kunstwerth der einzelnen Leistungen gilt wahrscheinlich weniger als der patriotische Zweck. In Deutschland war die Wissenschaft, Literatur und Kunst nur um ihrer selbst willen vorhanden, die beste schöpferische Kraft, das wärmste Interesse der Gebildeten war allein auf sie gerichtet, sie war immer deutsch und patriotisch, im Gegensatz zu dem übermächtigen Französischen, aber sie hatte, wenige Ausbrüche politischen Zorns oder populärer Begeisterung abgerechnet, keinen andern Zweck, als der Wahrheit und Schönheit zu dienen. Ja, die größten Dichter und Gelehrten betrachteten die politischen Zustände, in denen sie lebten, noch als eine gemeine Wirklichkeit, aus welcher die Kunst herausheben müsse.

Gerade darum aber, weil Kunst und Wissenschaft der Deutschen nichts wollten, als ehrliche Leistungen innerhalb ihrer Gebiete, durchglühten ihre lauteren Flammen das weiche Gemüth der Deutschen, bis es für einen großen politischen Kampf gehärtet war.

Bevor die folgenden Bilder Einiges von der Bildung des deutschen Charakters in den letzten zweihundert Jahren darstellen, versuchen sie die Besonderheiten zu schildern, welche die alten Stände des Volkes, Bauerschaft, Adel, Bürgerthum, in ihren Angehörigen entwickelten. Der Zweck des Buches aber ist zu zeigen, wie die Deutschen aus Privatmenschen allmälig durch den Staat der Hohenzollern politische Männer wurden, wie in die lyrischen Einzelleben dramatische Kraft und Spannung kam, wie mit der wachsenden Bildung das Bürgerthum erstarkte, Adel und Bauern seinem Einfluß unterwarf, zuletzt die Besonderheiten der Stände beseitigte und die Charaktere nach seinen Bedürfnissen und Gesichtspunkten zu formen begann.

1.

Aus dem Leben des deutschen Bauers.

In etwa siebenhundert Jahren vollendet sich das selbständige Leben des Hellenenvolkes, etwa ein Jahrtausend umspannt Wachsthum, Herrschaft und Verfall der römischen Volkskraft; den Germanen waren seit den Kämpfen im Teutoburger Walde fünfzehnhundert Jahre vergangen, und sie traten erst aus der epischen Zeit heraus. So grundverschieden vom Leben der antiken Welt ist auch die Dauer der neuen Völkerseelen, so langsam und kunstvoll sind unsere Umbildungen. Wie reiche Blüthen hatte das griechische Leben in den fünf Jahrhunderten von Homer bis Aristoteles gezeitigt, wie gewaltige Umwandlungen hatten den Staat der Römer vom Aufkommen der freien Bauerschaften am Tiberhügel bis zur Unterwerfung der italischen Ackerbauer unter deutsche Grundherren durchschüttert! Die Deutschen aber hatten durch fünfzehnhundert Jahre die geistige Erbschaft der Römer und des Orients verarbeitet und sie standen noch in den Anfängen der Entwickelung, welche wir als die Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes gegenüber dem römischen, der neuen Zeit gegenüber dem Alterthum betrachten. Es ist freilich nicht mehr ein einzelnes Volk, welches seine Cultur unter Barbaren in ureignen Schöpfungen auszubilden hat, es ist eine Familie von Völkern, welche sich auf den Trümmern des Römerreichs und der geistigen Habe des Alterthums heraufarbeitet, in beständiger Wechselwirkung des einen Volkes auf das andere, unter dem Gesetz desselben Glaubens; mühevoller, dauerhafter, in langen und tiefen Athemzügen.

Die Römer waren aus freien Ackerbauern zu Plantagenbesitzern geworden und sie waren verdorben, weil sie das sociale Leiden der Sclaverei nicht zu überwinden vermochten. Auch die deutschen Krieger zur Zeit des Tacitus fanden nicht das größte Behagen daran, ihren Acker selbst zu bauen, gern benutzten sie die Arbeitskraft von Abhängigen. Erst kurz vor dem Jahr 1500 war in den deutschen Städten die Ueberzeugung durchgebildet, daß den Freien die Arbeit Grundlage des Gedeihens, des Wohlstandes, der Bildung sei. Auf dem Lande aber war noch nach dem dreißigjährigen Kriege die Masse der Arbeitenden — mehr als die Hälfte des ganzen deutschen Volkes — in einem Zustande von Unfreiheit, der sich in manchen Landschaften von Sclaverei nur wenig unterschied. Und erst in der Zeit unserer Väter ist der Bauer zu einem unabhängigen Mann und freien Bürger des Staates geworden. So langsam haben sich die Grundlagen der germanischen Bildung, des modernen Staats entwickelt.

Und wie aller irdische Fortschritt nicht in der geraden Linie fortläuft, welche der Mensch, sobald er das Bessere hat, auch in dem aufsteigenden Leben der Vergangenheit voraussetzt, so war auch die Lage des deutschen Landmanns um 1700 in vieler Beziehung schlechter als hundert Jahre vorher, ja sie war noch in unserm Jahrhundert nicht im Verhältniß so tüchtig, als sechshundert Jahre früher zur Zeit der Hohenstaufen.

Der deutsche Bauer hat durch Jahrhunderte Werthvolles verloren, um Höheres wiederzugewinnen, seine Befreiung und Erhebung zu einem Bürger unseres Staates vollzog sich auf einem großen scheinbaren Umwege. Zur Zeit der Karolinger lebte sicher noch die größere Hälfte der Landbauer frei, gewaffnet, Kern der Volkskraft; zur Zeit Friedrich des Großen war fast das gesammte Landvolk in harter Unterthänigkeit, das Lastthier der neuen Staatsordnung, schwach, verkümmert, ohne politischen Sinn und Antheil am Staat. Noch heut haftet an ihm Einiges von der alten Schwäche.

Deshalb soll hier zunächst den letzten zweihundert Jahren des

deutschen Bauernlebens in kurzer Uebersicht die frühere Vergangenheit entgegengestellt werden.

Was die großen römischen Staatsmänner von den Zuständen des deutschen Landbaus erwähnen, genügt nicht, uns auch nur annähernd ein Bild des ältesten Bauernlebens zu geben. Lange hat man nach ihren Berichten die Germanen für wilde Kriegerstämme gehalten, die grade im Uebergange vom Wanderleben zu einer losen Seßhaftigkeit lebten, und selten fragte man, wie es doch möglich war, daß solche Haufen den disciplinirten Heeren der größten Erdenmacht durch Jahrhunderte siegreichen Widerstand leisten konnten. Wenn Cherusker, Chatten, Bructerer, Bataver und andere Völker von geringer geographischer Ausbreitung nicht einzelnen Legionen, sondern großen römischen Heeren furchtbar wurden, nicht einmal, sondern bei selten ruhendem Kriege durch mehr als ein Menschenalter; wenn ein Markomannenhäuptling siebenzigtausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter fast in Legionsweise disciplinirte; wenn ein Römer nach hundertjährigen verwüstenden Kriegen zwischen Rhein und Elbe noch mit gewissem Nachdruck die gewaltige Menschenmasse der Deutschen hervorhebt: so liegt der Schluß doch nahe, daß die einzelnen Völkerschaften, welche mit ihren Bundesgenossen zuweilen mehr als hunderttausend Krieger ins Feld stellten, in ihrer Volkszahl oft über die Hunderttausende hinausgehen mußten. Und nicht weniger nahe liegt der zweite Schluß, daß solche Menschenmenge auf scharfbegrenztem Raum, von kriegerischen Nachbarn umgeben, doch nur bestehen konnte bei einer zwar einfachen, aber regelmäßigen und umfangreichen Production von Feldfrüchten. Daß den Römern nach der Gartencultur Italiens und Galliens der deutsche Feldbau dürftig erschien, ist begreiflich, fanden sie doch ihr Getreide: Spelt, Weizen und Gerste nicht als gewöhnlichste Ackerfrucht, sondern Hafer, dessen Grütze sie verachteten, und Roggen, den noch Plinius ein unholdes Gewächs aus der Alpengegend nennt, welches Grimmen verursache. Aber schon im Jahr 301 n. Chr. wurde das Korn des deutschen Schwarzbrods in kaiserlichem Decret als dritte Handelsfrucht der

Getreidebörsen Griechenlands und Kleinasiens aufgeführt. Und aus der anspruchsvollsten Halmfrucht, welche auf neuem Boden und bei rohem Bau den Ertrag versagt, aus der Gerste, braute der Deutsche sein heimisches Getränk, das Bier; eine andere Art aus Weizen.

Jetzt wissen wir, daß die meisten deutschen Stämme schon zur Römerzeit in ähnlichen Verhältnissen lebten, wie sie kurz nach der Völkerwanderung aus schriftlichen Aufzeichnungen deutlich werden; hier in einzelnen Gehöften, meist in geschlossenen Dörfern, mit abgesteckten Flurgrenzen, mit einem eigenthümlichen Verfahren bei Austheilung einer neuen Dorfflur und mit einer landesüblichen Methode der Bewirthschaftung, welche den Römern schwer verständlich war. Wahrscheinlich hatte, als Plinius schrieb, der Marschbewohner an der Nordsee schon die ersten einfachen Dämme gegen die schwellende See gezogen, schon stand sein Wohnsitz auf den Warfen, kleinen Erdhügeln, welche ihn bei hoher Fluth über dem Wasser erhielten, schon weideten seine Haideschafe im Sommer in dem Grün des neuangeschwemmten Bodens*). Im Binnenland aber wohnte der Landbauer in seinem Blockhaus oder in Lehmwänden, die er schon damals mit glänzendem Weiß zu tünchen liebte. Heerden von Borstvieh lagen im Schatten der Laubwälder**), Pferde und Rinder grasten auf dem Dorfanger, langlodige Schafe an den trocknen Berglehnen. Mit dem Flaum der großen Gänseheerden wurden weiche Pfühle gestopft, die Frauen webten am einfachen Stuhle das Linnengewand, sie färbten die Zeuge mit heimischen Pflanzen: der Färberröthe und dem blauen Waid,

*) J. Arends: Ostfriesland und Jever, II, 190, hat die Spuren uralter Cultur auf versunkenem Grunde gesammelt. Die Nordseeküste von Borkum bis Schleswig dehnte sich zur Römerzeit wahrscheinlich einen halben Grad weiter nach Norden aus, das Abspülen hatte schon begonnen, als Plinius schrieb, seitdem hat das Meer im Ganzen mehr genommen als gegeben. Der Dollart, der Zuydersee (1164) wurden erst seit den Kreuzzügen, die Jahde erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert in mehren großen Fluthen ausgerissen.

**) Die geräucherte Waare aus Deutschland war unter Diokletian ein namhafter Handelsartikel.

und schnitten das Pelzwerk zu Röcken und Mänteln, welche schon damals einen Vorstoß von feinerem Rauchwerk hatten, das aus der Fremde eingeführt wurde. Vielbetretene Handelswege durchzogen das Gebiet vom Rhein bis zur Weichsel nach allen Richtungen. Der fremde Händler, welcher Luxuswaaren und schwere Goldstücke der Römer in seinem Karren vor das Haus des Landmanns fuhr, tauschte von ihm die hochgeschätzten Gänsefedern, Schinken und Würste aus dem Rauchfang, Hörner des Urs und großes Geweih, Pelzwerk, sogar Toilettengegenstände: blondes Haar der Sclaven und eine feine Pomade zum Haarfärben. Schon kaufte er deutsche Möhren auf, welche sein Kaiser Tiberius als Delicatesse empfohlen hatte, er sah mit Erstaunen in dem Garten seines deutschen Gastfreundes riesenhafte Rettige und erzählte seinen Landsleuten, daß ihm ein Deutscher wilde Honigwaben von acht Fuß Länge gewiesen habe.

Es ist wahr, der kriegerische Hausherr hielt seine Waffen in höherer Ehre, als den Pflug, aber nicht deshalb, weil der Feldbau unbedeutend oder verachtet war, sondern weil der Stand der Freien bereits einen unholden Aristokratismus entwickelt hatte. Denn wenn der Krieger nicht selbst bei jeder Feldarbeit angriff, so hielt er doch darauf, daß ihm seine Angehörigen den Grund bauten, die Unfreien von ihrem Ertrage Garben und Viehhäupter abgaben. Und der unfreie Mann saß mit Weib und Kind neben dem Herrn in besonderer Hütte, die er ihm eingeräumt, auf dem Acker, den er ihm zum Anbau zugewiesen. Die Freien aber waren nicht nur durch die Gemeinde verbunden; eine alte Landverfassung, eng verknüpft mit religiösen Erinnerungen und dem öffentlichen Gottesdienst, schloß die Gemeinden an einander, einte mehrere Stämme in einem Bunde. Wie die Grenzen der Dörfer, waren auch die Landesgrenzen abgemarkt durch Würfe des heiligen Hammers, geweiht durch Umzüge der Götterwagen. Und über den zahlreichen Fehden der einzelnen Stämme zogen sich doch von einem zum andern viele Bande, welche versöhnten und zusammenhielten, Blutsverwandtschaften und Ehebündnisse, Gleiches in Sitte und Recht und vor Allem das Gefühl desselben

Ursprungs, dieselbe Sprache und die frommen Bräuche, durch welche die Erinnerungen an eine alte Gemeinsamkeit lebendig erhalten wurden.

Und wenn der Germane des Tacitus uns als grimmiger Krieger erscheint, der in Thierfellen mit Speer und Holzschild über den Waldverhau späht, welcher sein Dorf gegen einen Ueberfall der Feinde schützen soll, so wird derselbe Deutsche durch die Resultate der neuesten Wissenschaft zum Hausherrn und Landwirth. Behaglich schaut er in den großen Braukessel, den sein Nachbar, der kunstfertige Schmied gehämmert hat, oder er steht im gefärbten Linnenkittel vor dem beladenen Erntewagen, auf welchen seine Knaben die letzte Roggenmandel werfen und die Töchter mit frommem Spruch den Erntekranz tragen.

Unverständlich war uns der Deutsche, wenn er nach dem Bericht des Römers in Merkur den höchsten Gott anbetete; lebendig wurde uns die Gestalt des Asengottes Wuotan erst, seit wir lernten, den wilden Jäger unserer Sagen und den schlafenden Kaiser des Kyffhäusers mit der deutschen Urzeit in Verbindung zu bringen. Jetzt wissen wir, wie liebevoll und emsig die Götter und Geister um Herd, Hof, Acker, Fluß und Wald unserer Urahnen schwebten. Auch nach dieser Richtung hat sich uns der alte Chatte oder Hermundure in einen hessischen oder thüringischen Hauswirth verwandelt, der in der Dämmerung achtungsvoll nach seinem Dachbalken sieht, auf welchem der kleine Hausgeist zu sitzen liebt, und der beim Sturmesbrausen sorglich die Fensteröffnung verdeckt, damit nicht ein geisterhaftes Pferdehaupt aus dem Gefolge des wilden Gottes, der durch die Lüfte braust, in seinen Saal hereinschaue.

Selbst auf das Herzlichste und Seelenvollste, was der Deutsche in jenen Jahrhunderten schuf, auf seine Lieder, die damals noch keine sorgliche Hand dem Pergament überlieferte, vermögen wir einige Schlüsse zu machen. Nicht ganz unbekannt ist uns die älteste Art zu dichten, der eingeborne epische Vers mit seinen Alliterationen, und noch jetzt klingt aus einigen erhaltenen Volksliedern und Sprüchen die uralte Methode des witzigen Wettkampfs und eine Räthselweis-

heit, durch welche ein wandernder Sänger am Herdfeuer des sächsischen Häuptlings die Hörer entzückte.

Nach der Völkerwanderung begannen langsam und schwerfällig schriftliche Aufzeichnungen in Deutschland selbst. Sie kamen mit derselben unwiderstehlichen Macht, welche Vieles in dem Gemüthsleben des deutschen Volkes änderte, mit dem Christenthum. Aber wie energisch die Religion den Geist in neue Bahnen lenkte, und wie furchtbar das Völkergetümmel jener Periode der Wanderung vernichtete, beide Wandlungen der Deutschen sind nicht so groß, daß sie alles Alte in Trümmer warfen. Die Völkerwanderung selbst denkt man sich noch zu sehr als einen chaotischen Zerstörungsproceß. Es ist wahr, sie hat mehre der mächtigsten deutschen Völker, welche im Osten Deutschlands und darüber hinaus saßen, weit aus der Heimat fortgetrieben, und die entvölkerten Wohnsitze haben sich mit nachrückenden Slaven gefüllt. Die Bayern sind aus Böhmen zur Donau, die Sueven, Alemannen, Burgunder südwärts in ihre jetzigen Sitze gezogen. Alte Völkernamen sind geschwunden, und neue breiten sich siegreich bis weit über den Rhein. Aber ungefähr die Hälfte des Deutschlands, welches den Römern bekannt war, das weite Gebiet von der Nordsee bis zum Thüringer Walde und der Rhön, von der Saale bis nahe an den Rhein behielt im Ganzen seine alten Bewohner. Denn Thüringer, Chatten, wie die meisten Stämme der Niedersachsen kamen nur zu partiellem Schwärmen; sie wurden wahrscheinlich stark gelichtet in Durchmärschen fremder Völker und in Auszügen der Stammgenossen, sie wurden auch, z. B. die Thüringer, vielfach durchsetzt von fremden Haufen, welche sich unter ihnen niederließen; aber ein Kern der alten Seßhaften erhielt sich doch in allem Wogen und bewahrte treu altheimische Ueberlieferungen, Spracheigenthümlichkeiten, Sitte, Recht.

Etwa um das Jahr 600 gewähren in dem neuen Frankenreich die ältesten Rechtsbücher und Urkunden bereits reichlicheren Einblick in das Leben des deutschen Landbauers. Ackereinheit ist ihm die Hufe, der Regel nach von 30 Morgen, die Morgen nach Landschaft

und Bodenbeschaffenheit verschieden. Zur Hufe gehört der Hof, umzäunt, mit einem Thor geschlossen, darin das Wohnhaus mit Stall und Scheuer, daneben der Garten, im Südwesten Deutschlands häufig auch ein Weingarten. Die Höfe liegen in Dörfern gesellt, durch Dorfgassen getrennt, nur ein Theil der Niedersachsen, die Marsch- und Gebirgsbewohner sitzen in einzelnen Höfen, geschieden von den Nachbarn, inmitten ihrer Hufen. Bei der Mehrzahl der Deutschen aber ist die Hufe nicht eine zusammenhängende Bodenfläche. Das gesammte Pflugland des Dorfes ist in drei Theile getheilt, Winterfeld, Sommerfeld, Brachfeld, jedes dieser Felder nach Boden und Lage wieder in kleinere Einheiten, und an jeder dieser Einheiten in jedem Felde hat jede Hufe einen Antheil. So besteht die Ackerfläche jeder Hufe aus einer Zahl viereckiger Ackerstücke, welche in den drei Hauptfeldern der Dorfflur vertheilt liegen, möglichst gleiches Ackermaaß in jedem der drei Felder. Außerdem gehört zu der Hufe Antheil an Gemeindewiesen, Weiden und dem Holz. Denn um den Ackerboden erstreckt sich das Weideland der Gemeinde und der Wald, in ihm die geschätzte Eichelmast. Schon sind die Grenzen sorgfältig versteint, schon werden an den Grenzhügeln die Knaben auf die Wange geschlagen und am Ohr gezupft, und schon wird es alte Sitte genannt, vor verbotenen Fußwegen ein kleines Strohbündel als Warnungszeichen aufzurichten. Schon sind die Hufen nicht selten getheilt, wo Leibeigene in Haus und Hufe sitzen, sind die Grade ihrer Hörigkeit und Lasten bereits sehr verschieden. Auch im Haushalt des Freien schaffen unfreie Diener, diese sind wenig von römischen Sclaven verschieden, nur vor Gott sollen sie mit den Freien gleichberechtigt sein, sie haben Theil an allen heiligen Bräuchen der Kirche, können Priester werden und mit Erlaubniß des Herrn Ehen schließen. Aber der Herr hat Recht über ihr Leben.

Unter den Höfen der Freien und Leibeigenen breitet sich wol auch der Hof eines größeren Grundbesitzers mit einem Herrenhause — dem Saal — und einer größern Anzahl Hütten für Knechte und Arbeiter. Denn noch sind die Handwerker, Wagner, Töpfer, auch

Waffenschmiede und Goldschmiede, zum größten Theil Unfreie, da die Zahl der Märkte und Städte gering, ihr Einfluß auf die Landschaft noch unbedeutend ist. Auf dem Acker werden alle Getreidearten gebaut, welche in unsrer Fruchtfolge eingebürgert sind, in den Gärten fast alles Gemüse unserer Märkte, auch Gurken, Kürbisse, Melonen; die Gesetze sind eifrig, die Obstpflanzungen zu schützen. Die Geistlichen haben edle Reiser aus Italien gebracht, Pfirsiche und Aprikosen sind in den Gärten der Wohlhabenden nicht mehr unerhört. Schon erhebt sich das altbairische Haus aus Balken gezimmert mit Gallerien auf der Außenseite und seinem flachen vorspringenden Dach; und wir dürfen annehmen, daß ebenso das altsächsische Haus mit den heidnischen Pferdeköpfen am Giebel sein großes Strohdach über Diele, Herd, Schlafzellen und Viehställe breitete, und daß der Thüringer schon damals, wie Jahrhunderte später, in der gestampften Hausflur hauste, in deren Hintergrund eine erhöhte Bühne den vornehmsten Theil des Hauses, den Frauenraum und die Schlafstellen abschloß. Selten fehlte einem Hofe das Badehaus; für die Winterarbeit stiegen die Frauen noch in das unterirdische Frauengemach, welches schon die Römer befremdet hatte, dort stand der Webstuhl, die Räume für Herrin und Dienerinnen waren getrennt. In dem Hofe aber flatterte zahlreiches Geflügel, darunter Schwäne und sogar Kraniche, welche bis zum dreißigjährigen Kriege als Gebieter des deutschen Hühnerhofes geschätzt wurden. Und die größte Freude des Landmanns war die Zucht seiner Rosse, in sehr hohem Preise standen die Hengste, welche zum Krieg tauglich waren, sie weideten die Füße an Leinen gekoppelt; schwer büßte, wer sie von der Weide stahl; auch die Betrügereien der Roßtäuscher waren wohlbekannt und das Gesetz suchte vor ihnen zu schützen. Allem Vieh banden die Süddeutschen tönende Schellen um den Hals, die Franken auch den Schweinen im Laubwald.

Wie zu der Zeit Karl des Großen das Zahlenverhältniß der freien und unfreien Landleute war, dafür fehlt auch in den Landestheilen, welche bereits längere Zeit dem Christenthum gewonnen waren, jeder Anhalt; doch sehen wir deutlich, daß die ganze Kraft

des Volkes in der Masse der freien Landbewohner lag. Aber schon zu seiner Zeit arbeiten größere Grundherren, gewaltthätige Beamte und die nicht minder herrschlustige Kirche eifrig daran, die Zahl der Freien zu vermindern, dadurch, daß sie ihnen Schutz gegen milde Dienstbarkeit aufdrängen. Schon damals muß die Lage des einzelnen freien Bauern oft unerträglich gewesen sein, die Lasten, welche ihm das Königthum auferlegte, der Zehnte, Waffendienst, Fuhren und Lieferungen bei Reisen des Königs und seiner Beamten waren sehr groß. Gegen die Mächtigen fand er kein Recht, häufig quälten ihn Räuberhaufen und Gewaltthaten seiner Nachbarn. So hielt er es für Rettung, seine Freiheit aufzugeben, Hof und Hufe einem Mächtigen in die Hand zu legen und von ihm zurückzuempfangen. Dann lieferte er als Symbol seiner Dienste dem neuen Herrn ein Huhn von dem Hofe und einen Theil seines Feldertrags oder seiner Arbeitskraft als jährliche Abgabe. Dafür übernahm der neue Herr, ihn zu schützen und mit seinem Gefolge den Waffendienst für ihn zu leisten.

So etwa begann die Verringerung der deutschen Landeskraft, die Unterdrückung des Bauern, die Verschlechterung des Fußvolks und das Heraufkommen der Lehnsherren und ihres — oft unfreien — Gefolges, aus denen sich in den nächsten Jahrhunderten der höhere und niedere deutsche Adel entwickelte. Jeder innere Krieg, jeder Einfall fremder Feinde, der Normannen, der Ungarn, der Slaven trieb zahlreiche Freie in die Dienstbarkeit, ohne Aufhören arbeitete die Kirche, sich selbst, oder gar ihre Heiligen als Lehnsherren für reuige Sünder zu empfehlen *).

Und doch war um das Jahr 1000 unter den großen Sachsenkaisern der freie Bauer noch in dem Selbstgefühl einer tüchtigen Kraft. Der Unfreie zwar stand nicht nur unter hartem Druck, er war auch gering geachtet, durch schlechte Tracht, durch kurzes Haar mußte er sich auch äußerlich von dem Freien unterscheiden. Der freie Bauer aber

*) So hatte z. B. bei dem Kloster Alpirspach im Schwarzwald, aus welchem Ambrosius Blaurer 1522 entwich, ein heiliger Pelagius und Johannes der Täufer beide ihre Leibeigenen, welche sich einiger Vorrechte erfreuten.

trug damals noch das lange Linnen- oder Tuchgewand von ähnlichem Schnitt, wie der Kaiser selbst; das Schwert an der Seite schritt er zur Versammlung unter dem Baume oder am Gerichtsstein des Dorfes. Und stammte er von vier freien Ahnen und saß er auf drei freien Hufen, so war nach altem Sachsenrecht sein Rang höher, als der eines adligen Hofmanns, in dem unfreies Blut war, und wer ihn schädigte, der hatte es zu büßen, wie einem von Fürstengeblüt. Grade damals fing er an den Acker sorgfältiger zu bestellen, es scheint um diese Zeit aufgekommen zu sein, dem Sommerfeld vor der Saat die zweite Furche zu geben. In der Nähe der reichen Klöster gedieh auch feinere Gartencultur, schon wurden die Weinberge sorgfältig bestellt, und in den Niederungen des Rheins, bei Holländern und Flämingen blühte eine Ackerwirthschaft des Moor- und Sumpfbodens, welche in den nächsten Jahrhunderten durch zahlreiche Colonisten dieser Stämme in die Elblandschaften und bis tief in den Osten getragen wurde.

Der Bauer zur Zeit Otto des Großen ist ein guter Christ geworden, aber in seinem Hause und auf dem Felde umgeben ihn noch immer alte Gewohnheiten des heidnischen Götterglaubens. Mit warmem Leben hat seine Phantasie die Natur, Thiere und Pflanzen angefüllt. Was über seine Feldmark fliegt und springt, Hase, Wolf, Fuchs, Rabe, sind ihm vertraute Gestalten, deren Charakter und Schicksale er sich menschlich zugerichtet hat und von denen er mit guter Laune in heldenmäßigem Tone schöne Geschichten zu singen und zu sagen weiß. In seinem Hause sind die abgerichteten Vögel zahlreich; auch hier sind solche am werthesten, welche sich menschenähnlich zu benehmen wissen. Der Staar sagt komisch das Vaterunser auf, die Dohle ruft den Heimkehrenden ihren Willkommen zu*). Und sehr freut ihn der Tanz des abgerichteten Bären. Seine Ackerthiere liebt er von Herzen, seine Pferde, Rinder und Hunde schmückt er mit alten Götter-

*) Vergl. das Gedicht Ruotlieb a. m. O. in: Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts.

namen, an denen ihm noch etwas Würdiges und Weihevolles haftet. Dies Bedürfniß, die ganze Umgebung gemüthlich zuzurichten, und das eigene Wesen behaglich darin wie in einem Spiegelbild zu genießen, ist dem deutschen Bauer der alten Zeit charakteristische Eigenschaft. Solche große Liebe zu den Thieren, Stubenvögeln, Hunden, Pferden erhielt sich lange; noch zu Luther's Zeit, wenig Jahre vor dem großen Bauernkriege, begegnete einem treuherzigen Bauer, daß er in der Freude sein schmuckes Füllen auf den Hals küßte, ein lauernder Mönch hatte es gesehen, der Bauer wurde vor das geistliche Gericht citirt und mit einer harten Geldstrafe belegt, weil dergleichen unschicklich sei. Karsthans ballte deshalb die Faust gegen die Pfaffen*). — Noch singt der Landmann um das Jahr 1000 am Herdfeuer die gewaltigen Heldenlieder, welche in ihrem Kern zum Theil älter sind als die Völkerwanderung, von Siegfried und der Schlachtjungfrau Brunhild, vom Verrath des Burgunderkönigs Gunther, vom Kampf des starken Walther mit Hagen und von dem Untergange der Nibelungen. Seine Sprache, unbehilflich in der Schrift, tönt klangvoll und gewichtig mit vollen Endungen und reichem Vokalwechsel von seinen Lippen. Noch hat ihm das feierlich gesprochene Wort, im Gebet, in Rechtsformeln, bei Beschwörungen, ein geheimnißvolles Leben von zauberhafter Wirkung. Nicht nur der Sinn der Rede, auch ihr Klang ist bedeutungsvoll. Ein weiser Spruch kann dem, der ihn besitzt, großes Glück verschaffen, er kann gekauft und verkauft werden, der Käufer kann ihn auch wohl wieder zurückgeben, wenn er nicht hilft.

Um das Jahr 1100 begann eine Umwandlung in Leben und Stellung des Bauern. Die Unruhe und Leidenschaft der Kreuzzüge ergriff langsam auch ihn. Der Leibeigene, der im unsichern Besitz einer Hütte war, aus welcher der Gutsherr ihn und seine Kinder verjagen konnte, fand es sehr lockend, durch ein Zeichen, das er von Priesterhand an seine Schulter heften ließ, die Freiheit für sich selbst,

---

*) Dialog New Karsthans.

Befreiung von Zinsen und Lasten, den Schutz der Kirche für seine zurückbleibende Familie zu gewinnen. Dadurch entstand dem Grundherrn die Gefahr, seine Ackerbauer zu verlieren und durch den Abzug seiner Hintersassen selbst zum Bettler zu werden. Es lag nahe, solche Gefahr dadurch abzuwenden, daß man auch den Unfreien die Erblichkeit ihres Besitzes und größere persönliche Freiheiten gewährte. So wurde die Lage der Leibeigenen günstiger. Dazu kam, daß sich der Gegensatz zwischen den alten Freien und Unfreien an den Höfen und in den Städten durch die neuen Genossenschaften der Bürger und der adligen Knechte, der Ministerialen, verwischte. In den Städten saßen Freie und Unfreie unter demselben Stadtrecht, im Palast des Fürsten drängten sich die Freien in das Hofrecht, welches ursprünglich für die unfreie Umgebung der Territorialherren gegolten hatte, Freie und Unfreie erhielten als Dienstleute den Ritterschild.

Es ist uns möglich, in dieser Zeit einen Einblick in das Gemüth des Landvolkes und viele Einzelnheiten seines Lebens zu erhalten. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts haben die Handschriften der Hohenstaufenzeit manchen unschätzbaren Zug auch aus dem Leben der Kleinen überliefert. Mit Erstaunen erkennen wir aus solchen Quellen, daß der Landmann damals in ganz anderer Weise ein Theil der Volkskraft war, als viele Jahrhunderte später. Wohlhäbig steht der Bauer in seinem Hofe, fröhlich, vergnügungslustig tummelt sich das junge Volk in den Dorfgassen und auf dem Anger, in ruhiger Kraft treten die Landleute als Bewahrer heimischer Sitte den neumodischen Edeln gegenüber, welche sich mit welscher Rede und Sprache verbrämen und mit starken Ansprüchen den vornehmern Hofbrauch der ländlichen Sitte gegenübersetzen. Groß ist die Freude des Landvolkes an dem Erwachen der Natur, ungeduldig erwarten die Mädchen das Ausbrechen der ersten Kätzchen an Weide und Hasel, sie sehen nach dem Laub, das aus der Knospe dringt und suchen im Grunde nach den ersten Blumen. Das frühste Spiel des Sommers ist der Ball in der Dorfstraße oder dem sprießenden Anger, er wird von Jung und Alt, von Männern und Frauen geschwungen. Wer

den bunten Federball zu werfen hat, sendet ihn mit einem Gruße nach Einem, den er lieb hat. Die behenden Bewegungen, der kräftige Wurf, die kurzen Zurufe an Freunde und Gegner sind die Freude der Zuschauer und der Spielenden. Und kommt der sonnige Mai, dann holen die Mädchen den Festschmuck aus der Lade und winden Kränze für ihr Haar und das ihres Freundes. So ziehen sie bekränzt und mit Bändern geschmückt, den Handspiegel als Zierat an der Seite mit ihren Gespielen auf den Anger, wohl hundert Mädchen und Frauen sind dort zum Reien versammelt. Dorthin eilen auch die Männer, zierlich ist ihre Tracht, das Wamms mit bunten Knöpfen besetzt, vielleicht sogar mit Schellen, welche eine Zeitlang der anspruchsvolle Schmuck der Vornehmen sind, die Seide fehlt nicht, wie im Winter nicht die Pelzverbrämung. Der Gürtel ist wohlbeschlagen mit glänzendem Metall, ein Eisenhemd ist in das Kleid gesteppt, die Spitze des Schwertes klingt im Gehen an die Ferse. Die stolzen Knaben sind voll Freude am Kampfe, herausfordernd, jeder eifersüchtig auf seine Geltung. Mit Leidenschaft werden die großen Reien getanzt, kühn sind die Sprünge, voll Jubel die Freude, überall die Poesie einer fröhlichen Sinnlichkeit. Laut singt der Chor der Umstehenden den Text des Reiens, leise singt das Mädchen die Weise mit. Und noch größer wird unser Befremden, wenn wir den Rhythmus und Text dieser alten Volkstänze näher betrachten, es ist eine Grazie nicht nur in der Sprache, auch in den menschlichen Verhältnissen, die viel mehr an die antike Welt erinnern, als an die Empfindung unserer Landleute. Auf einleitende Strophen, welche in zahllosen Variationen das Aufgehen des Frühjahrs rühmen, folgen andere, zum Theil in lockerem Zusammenhange wie improvisirt, den Schnaderhüpflen ähnlich, welche sich in Oberdeutschland bei Volkstänzen bis jetzt erhalten haben. Oft ist der Inhalt ein Streit zwischen Mutter und Tochter, die Tochter schmückt sich zum Fest, die Mutter will vom Tanz zurückhalten, oder ein Lob schöner Mädchen, oder drollige Aufzählung der tanzenden Paare, oft enthält der Text Angriffe auf eine Gegenpartei unter den Tänzern, welche geschildert und verhöhnt werden. Denn leicht bilden

sich beim Tanze Parteien, durch spitze Verse wird der Gegner herausgefordert; der Ruhm des jungen Burschen ist, sich nichts bieten zu lassen, der kräftigste Tänzer, der gewandteste Sänger, der kühnste Schläger zu sein. Auf den Reien folgen die Trinkgelage mit lauter und übermüthiger Fröhlichkeit. Der Winter bringt neue Freuden, die Männer spielen Würfel, im Schlitten wird auf dem Eise gefahren, in einer großen Stube sammelt sich das Volk zum Tanz. Dann werden die Schemel und Tische herausgetragen, zwei Geiger machen Musik, der Vorsänger beginnt die Weise, ein Vortänzer führt an. Verschieden ist der Charakter der Reien und Tänze, alterthümlicher und volksmäßiger läuft Weise und Text der Reien in dem altheimischen Parallelismus von je zwei Sätzen; die Tänze des Winters sind kunstvoller und modischer. Denn in den Tanzliedern, welche wir als verschönerte Abbilder der alten Rhythmen und Texte betrachten dürfen, ist überall das höfische Gesetz der Dreiheit in den Strophen durchgeführt, man erkennt die Nachahmung des ritterlichen romanischen Brauches. Unter den verschiedenen Arten der Tänze wird auch der slavische Reidàwac genannt. — Bei diesen Vergnügungen des Dorfes trinkt und tanzt der Adlige mit dem Bauer, schon mit dem Stolz feinerer Sitte; aber wie sehr er geneigt ist, über seine Umgebung zu spotten, er fürchtet sie auch, nicht nur ihre Fäuste und Waffen, auch die Schläge ihrer Zunge. Der langlockige Bauer bietet dem Junker den Becher und zieht ihn schnell von dem Greifenden zurück, setzt ihn dann nach Hofgebrauch vor dem Tranke auf das eigene Haupt und schleift auf den Zehen durch die Stube, dann freut sich der Ritter, wenn der Becher dem Dorftölpel vom Haupte fällt und ihn begießt; aber der Ritter findet auch kein Bedenken darin, sich auf schnöde Flucht zu begeben, wenn ihn zornige Dorfknaben suchen, weil er etwa ihren Frauen und Mädchen zu große Aufmerksamkeit geschenkt hat.

So sieht das Dorfleben in den Liedern Neidhart's von Reuenthal aus, des geistvollsten und launigsten aller ritterlichen Sänger im dreizehnten Jahrhundert. Seine ganze Poesie ruht auf den Liedern und

Freuden der Bauern, wie der größte Theil seines Lebens unter ihnen verlief. Er hat das volle Selbstgefühl eines feingebildeten Mannes, aber er ist trotzdem den Landleuten gegenüber nicht immer im Vortheil. Ein Bauerbursch, Engelhard, hat ihm das größte Leid seines Lebens bereitet, es scheint, daß er ihm seine Geliebte, Friderun, auch ein Dorfkind, abspenstig gemacht hat; der Stachel blieb dem Ritter in der Seele, so lange er lebte; aber auch bei späteren Huldigungen, welche er Mädchen des Dorfes widmet, hat der Edelmann die Bewerbungen der jungen Bauern sehr zu fürchten, und nicht selten quält ihn bittere Eifersucht.

Und dies Verhältniß des Ritter Neidhart zu den Landleuten war im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts noch keine Ausnahme. Denn, wie schnell sich auch in der nächsten Folgezeit der Stolz des Adligen gegenüber dem Bürger und Bauer zu einem abschließenden Standesgefühl verhärtete, noch um 1300, wo die Ritterwürde sehr begehrt, der Stolz auf den adligen Schild wenigstens in Schwaben, Bayern und Oberösterreich schon hoch gestiegen war, heirathete dort noch der Ritter das Kind des reichen Bauern und gab seine Tochter dem reichen Bauer zum Weibe; und der reiche Bauersohn wurde Dienstmann und Ritter mit einem Schild*). Ja sogar im sechszehnten Jahrhundert hatte sich ein solches Verhältniß noch in einzelnen Landschaften, z. B. auf der Insel Rügen erhalten. Dort thaten es noch nach der Reformation die wohlhabenden Bauern dem Adel gleich. Sie lebten, wie ein Edelmann jener Zeit berichtet, übermüthig und streitlustig und die beklagenswerthen Ehen waren nicht selten.

Wenige Jahrzehnte nach Neidhart war in denselben Gegenden Deutschlands der Idealismus des Ritterthums, höfische Sitte und feine Form verloren, aus einem großen Theil der Edelleute waren Räuber und Wegelagerer geworden. Unaufhörliche und schmerzliche

*) Seifried Helbling VIII. in: Moriz Haupt, Zeitschrift für deutsches Alterthum, Bd. IV. S. 164 ff. Der österreichische Ritter betrauert dies Eindringen der Bauern in seinen Stand als Mißbrauch; er schrieb (nach Karajan) das achte seiner Büchlein um 1298.

Klagen der Besseren vom Adel bezeugen, wie arg das Treiben der Mehrzahl war. Solchen Gesellen gegenüber durfte der Bauer mit Stolz trotz ihren Vorrechten sein Leben als das bessere betrachten. Es war der Anfang einer schweren Zeit, in welche er noch mit dem Gefühl des Wohlstandes und der Kraft trat. In dieser Zeit hat ein fahrender Sänger, Wernher der Gärtner, ein Bild aus dem Leben der Bauern gegeben, besonders reich an charakteristischen Zügen, als Zeitgemälde von höchstem Werth, auch als Dichtung von großer Schönheit. Leider kann hier der Inhalt nur kurz zusammengefaßt werden, aber noch im Auszuge gewährt seine Erzählung einen überraschenden Einblick in das Leben des Landvolks um 1240. Das Gedicht „Helmbrecht" ist von Moriz Haupt nach den Handschriften herausgegeben in Band IV. der Zeitschrift für deutsches Alterthum.

„Der alte Meier Helmbrecht — im Bayrischen unweit der österreichischen Grenze — hatte einen Sohn. Dem jungen Helmbrecht hingen die blonden Locken bis auf die Achsel, er steckte sie in eine schöne seidene Haube, welche mit Tauben und Papageien und vielen Figuren gestickt war. Diese Haube hatte eine Nonne gestickt, die aus ihrer Zelle wegen einer Liebschaft entronnen war, wie das so mancher geht. Bei ihr lernte Helmbrecht's Schwester Gotelind Sticken und Nähen, das Mädchen und ihre Mutter verdienten es wol an der Nonne, sie gaben ihr zum Lohn ein Rind, viele Käse und Eier. Schwester und Mutter schmückten den Knaben noch mit feinem Linnengewand, einem Kettenwamms und Schwert, mit Tasche und Gewand und einem schönen Ueberrock von blauem Tuch mit goldenen, silbernen und krystallnen Knöpfen verziert, sie leuchteten hell, wenn er zum Tanze ging, die Nähte waren mit Schellen besetzt, so oft er im Reien sprang, klang es den Frauen durch die Ohren.

Als der stolze Knabe so geschmückt war, sprach er zu seinem Vater: „Jetzt will ich zu Hofe gehen, gieb auch du, lieber Vater mein, mir etwas zur Hilfe." Der Vater erwiderte: „Wol könnte ich dir einen schnellen Hengst kaufen, der über Zaun und Graben

springt; aber lieber Sohn, laß ab von der Fahrt nach Hofe, Hofbrauch ist hart für den, der ihn nicht von Jugend gewöhnt ist. Nimm den Pflug und baue mit mir die Hufe, so lebst und stirbst du in Ehren. Sieh, wie ich lebe, treu, ehrbar, redlich; ich gebe alljährlich meinen Zehnten und habe nicht Haß, nicht Neid mein ganzes Leben durch erfahren. Meier Ruprecht will dir sein Kind geben, dazu viel Schafe, Schweine und zehn Rinder. Bei Hofe leidest du Hunger, mußt hart liegen und alle Liebe entbehren, dort wirst du der Spott der rechten Hofleute, vergebens suchst du es ihnen gleich zu thun und wieder grade dich trifft der größte Haß des Bauern, am liebsten wird er an dir rächen, was ihm die andern vornehmen Räuber genommen haben." Der Sohn aber sprach: „Schweig, lieber Vater, nimmer sollen mir deine Säcke den Kragen reiben, nimmer lade ich Mist auf deinen Wagen, meinen langen krausen Locken, meinem schönen Rock und meiner gestickten Haube stände das übel an, nicht will ich durch ein Weib thatlos werden. Soll ich drei Jahre über einem Füllen ziehen oder einem Rind, da ich doch alle Tage meinen Raub haben kann? Ich treibe fremde Rinder über die Ecke und führe die Bauern bei ihrem Haar durch die Zäune. Eile, Vater, ich bleibe nicht länger bei dir." Da kaufte der Vater den Hengst und sprach: „O weh, verlornes Gut!" Der Knabe aber schüttelte das Haupt, sah sich auf seine beiden Achselbeine und rief: „Ich bisse wol durch einen Stein, so wild ist mein Muth, ich wollte Eisen fressen. Ueber Feld will ich traben, ohne Sorge um mein Leben, aller Welt zum Trotz." Und beim Scheiden sprach der Vater: „Ich kann dich nicht halten, ich lasse dich, aber noch einmal will ich dich warnen, du schöner Jüngling, hüte deine Haube mit den seidenen Vögeln und wahre dein langes Lockenhaar, du gehst unter Solche, denen man flucht, die vom Schaden der Leute leben. Mir träumte, ich sah dich gehen an einem Stabe mit ausgestochenen Augen, und wieder träumte mir, du standest auf einem Baum, wol anderthalb Klafter waren von deinen Füßen bis an das Gras; über deinem Haupte auf einem Zweig saßen ein Rabe und eine Kräh, verworren war dein krauses Haar, zur Rech-

ten strählte dir's der Rabe, zur Linken scheitelte dir's die Krähe. Mich reut's, daß ich dich erzogen habe." Der Sohn aber rief: „Ich lasse nicht von meinem Willen bis zu meinem Tod. Gott behüte dich, Vater, die Mutter und eure Kinder."

So trabte er durch das Gatter und ritt auf eine Burg, deren Herr vom Kampf lebte und gerne die behielt, welche Reiterdienste thaten. Dort ging der Knappe unter das Gesinde und wurde bald der behendeste Räuber. Kein Raub war ihm zu klein und keiner zu groß, er nahm das Roß, er nahm das Rind, er nahm Mantel und Rock, auch was ein Anderer liegen ließ, stopfte er Alles in seinen Sack. Es ging ihm das erste Jahr nach Wunsch, mit günstigen Segelwinden floß sein Schifflein. Da begann er nach Haus zu denken, nahm Urlaub vom Hofe und ritt auf seines Vaters Haus. Alles lief zusammen, der Knecht und die Magd riefen nicht: „Sei willkommen, Helmbrecht!" das war ihnen widerrathen, sie sprachen: „Mein junger Herr, seid Gott willkommen!" Er antwortete: „Kindeken, ik wunsch üch ein gud leven*)." Die Schwester lief ihm entgegen und umfing ihn mit den Armen, da sprach er zur Schwester: „Gratia vestra!" Die Alten zogen hinten nach und umarmten ihn vielmals, da rief er dem Vater zu: „Dieu vous salue!" und zur Mutter sprach er böhmisch: „Dobraybra!" Vater und Mutter sahen einander an, die Mutter sprach zu ihrem Mann: „Herr Wirth, uns sind die Sinne verstört, es ist nicht unser Beider Kind, es ist ein Böhme oder Wende." Der Vater rief: „Es ist ein Wälscher; mein Sohn, den ich Gott befahl, er ist es nicht, so ähnlich er ihm sieht," und seine Schwester Gotelind sprach: „Es ist nicht euer Sohn, zu mir redete er Lateinisch, es muß wohl ein Pfaffe sein," und der Knecht meinte: „Was ich von ihm vernommen habe, darnach ist er in Sachsen oder Brabant zu Hause, er sprach ik und Kindeken, es wird sicher ein Sachse sein."

---

*) Die zierliche Weise, in welcher hier die alte Sprache mit fremden Dialektklängen gemischt ist, kann nicht wiedergegeben werden.

Da rief der Wirth mit schlichter Rede: „Bist du's, mein Sohn Helmbrecht? Ehre deine Mutter und mich, sprich ein Wort Deutsch, und ich selbst will dir deinen Hengst abwischen, ich und nicht mein Knecht.“ „Ei wat segget ihr Geburefen, min Parit*), minen klaren Lif soll kein Burenmann nimmer angripen.“ Da erschrak der Wirth gar sehr und sprach wieder: „Bist du Helmbrecht, mein Sohn? Noch heut Nacht will ich dir ein Huhn sieden und eins braten. Seid ihr aber ein Fremder, ein Böhme oder ein Wende, so fahrt hin zu den Winden. Seid ihr ein Sachse oder ein Brabanter, so müßt ihr euer Mahl mit euch führen, von mir erhaltet ihr nichts, und währte die Nacht ein ganzes Jahr. Für euch Junker habe ich keinen Meth noch Wein, den müßt ihr bei den Herren suchen.“

Nun war es spät geworden, und kein Wirth in der Nähe, der den Knaben behalten hätte, so überlegte er und sprach: „Freilich bin ich der, ich bin Helmbrecht, einst war ich euer Sohn und Knecht.“ Der Vater sprach: „Ihr seid es nicht.“ — „Ich bin es doch.“ — „So nennt mir erst die vier Namen meiner Ochsen.“ Da nannte der Sohn die vier Namen: „Auer, Räme, Erke, Sonne, ich habe oft meine Gerte über ihnen geschwungen, es sind die besten Ochsen der Welt, wollt ihr mich jetzt erkennen? Heißt mir das Thor aufschließen.“ Der Vater rief: „Thür und Thor, Gemach und Schrein, jetzt soll dir Alles offen sein.“

So ward der Sohn wohl empfangen, von Schwester und Mutter weich gebettet, die Mutter rief der Tochter zu: „Lauf, hole ein Polster und ein weiches Kissen.“ Das ward ihm unter den Arm auf den warmen Ofen gelegt, und behaglich wartete er, bis das Essen bereitet war. Es war ein Herrenessen, klein geschnittenes Kraut mit gutem Fleisch, eine fette Gans am Spieß gebraten, groß wie ein Trappe, gebratenes und gesottenes Huhn. Und der Vater sprach:

*) Unser Wort Pferd, damals noch romanisches Prachtwort, gegenüber dem deutschen Roß.

„Hätte ich Wein, heute müßt' er getrunken werden; so aber trink, lieber Sohn, von dem besten Quell, der je aus der Erde floß."

Und der junge Helmbrecht packte seine Geschenke aus, dem Vater einen Wetzstein, Sense und Beil, die besten Bauernkleinode der Welt, der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen hatte, seiner Schwester Gotelind eine seidene Binde und eine beschlagene Borte, die besser für eine Edelfrau gepaßt hätte, er hatte sie einem Krämer genommen. Und er sprach: „Ich muß schlafen, ich bin viel geritten, mir ist heute Nacht Ruhe noth." Da schlief er bis hoch in den andern Tag in dem Bette, über welchem seine Schwester Gotelind ein neugewaschenes Hemde ausgebreitet hatte, denn ein Leilach war dort unbekannt.

So weilte der Sohn bei dem Vater.

Darauf fragte der Vater den Sohn, wie der Hofbrauch da sei, wo er bis jetzt gelebt habe. „Auch ich," sprach er, „ging einst, als ich ein Knabe war, mit Käse und Eiern zu Hofe, damals waren die Ritter von anderer Art, höflich und von guten Sitten, sie übten ritterliches Waffenspiel, dann tanzten sie mit den Frauen und sangen dazu, dann kam der Spielmann mit seiner Geige, und wenn er anfing, standen die Frauen auf, die Ritter gingen auf sie zu, nahmen sie zierlich bei der Hand und tanzten artig, und wenn das vorbei war, kam wieder einer und las aus einem Buche vor von einem, der Ernst hieß *). Alles war damals in fröhlicher Geselligkeit. Die Einen schossen mit dem Bogen nach dem Ziel, Andere gingen jagen und pürschen, der Schlechteste von damals wäre jetzt wol der Allerbeste. Denn jetzt wird werth gehalten, wer horchen und lügen kann, Treue und Ehre sind in Falschheit verkehrt, jetzt sind die Turniere nach alter Art nicht mehr Brauch; dafür sind andere im Schwange. Sonst hörte man im Ritterspiel so rufen: Heia, Ritter, sei froh! Jetzt schallt es durch die Lüfte: Jage, Ritter, jage, jage; stich, schlage, verstümmle den, schlag' mir dem den Fuß ab, hau diesem die Hände ab,

*) Herzog Ernst von Schwaben, berühmtes Gedicht des Mittelalters.

den sollst du mir hängen, diesen reichen Mann fangen, der zahlt uns wol hundert Pfund. So war es, denke ich, früher besser als jetzt. Erzähle du, mein Sohn, mehr von der neuen Sitte."

„Das will ich thun. Jetzt ist der Hofbrauch, trink, Herr, trinke, trink; trink du dies, so trink' ich das. Man sitzt nicht mehr bei den Frauen, nur bei dem Weine. Das Leben der Alten, glaubt mir, die da leben, wie ihr, das ist jetzt bei Frau und Mann so verhaßt, wie der Henker. Bann und Acht ist jetzt ein Spott."

„Sohn," sprach der Vater, „laß den Hofbrauch fahren, er ist bitter und sauer. Viel lieber bin ich ein Bauer, als ein armer Hofmann, der jederzeit um sein Leben reiten muß, und darum sorgen, daß ihn seine Feinde fangen, verstümmeln und hängen."

„Vater," sprach der Junge, „ich danke dir, aber es ist länger als eine Woche, daß ich keinen Wein getrunken, seitdem habe ich den Gürtel um drei Löcher zurückgeschnallt. Ich muß Rinder erbeuten, eh der Ring wieder an der Stelle steht, wo er früher war. Mir hat ein Reicher schweres Leid gethan: Ueber die Saat meines Pathen, des Ritters, sah ich ihn einst reiten, er bezahlt mir's theuer, seine Rinder, seine Schafe und Schweine sollen traben, weil er einem lieben Pathen von mir so den Acker zertrat. Ich weiß noch einen reichen Mann, der that mir auch schweres Leid: er aß Brod zu Kräpfeln, bei meinem Leben, das will ich rächen. Noch einen andern Reichen weiß ich, der hat mir mehr Schmerz zugefügt, als irgend ein Anderer; ich wollte es ihm nicht schenken, und wenn ein Bischof für ihn betete, denn als er einst bei Tische saß, hat er recht unanständig seinen Gürtel niedergelassen. Wenn ich erwische, was sein heißt, soll es mir zu einem Weihnachtskleid helfen. Und da ist noch ein anderer einfältiger Narr, der blies in einem Becher so unschicklich den Schaum vom Biere. Räche ich das nicht, so will ich nimmer ein Schwert um meine Seite gürten und einer Frau werth sein. Man hört in Kurzem Kunde von Helmbrecht."

Der Vater sprach: „Ei! nenne mir doch die Knaben, deine Gesellen, die dich gelehret haben, einen reichen Mann zu berauben, wenn

er Krapfen und Brot zusammen ißt!" Da nannte der Sohn seine zehn Gesellen: „Lämmerschling und Schluckdenwidder, Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß, Knickekelch und Wolfsgaumen, Wolfsrüssel und Wolfsdarm*), — diesem gab seinen Hofnamen die edle Herzogin von Nonarra Narreia — das sind meine Schulmeister.

Der Vater sprach: „Und wie nennen sie dich?"

„Ich bin genannt Schlingdengau, bin nicht die Freude der Bauern, ihre Kinder müssen den Brei aus dem Wasser essen, was die Bauern haben, das ist mein, dem einen drücke ich das Auge aus, dem andern haue ich in den Rücken, den binde ich in den Ameisenhaufen, den hänge ich bei seinen Beinen an die Weide."

Da brach der Vater los: „Sohn, die du da nennst und rühmst, wie hitzig sie auch sind, doch hoffe ich, wenn ein gerechter Gott lebt, es kommt der Tag, wo der Scherge sie faßt und von seiner Leiter hinabstößt."

„Vater, Gänse und Hühner, Rinder und Futter habe ich dir oft vor meinen Gesellen bewahrt, jetzt thue ich's nimmermehr. Ihr sprecht zu sehr gegen die Ehre frommer Gesellen. Eure Tochter Gotelind wollte ich meinem Gesellen Lämmerschling zur Frau geben, bei ihm hätte sie das beste Leben gehabt. Das ist jetzt vorbei, ihr habt zu gröblich gegen uns gesprochen." Und seine Schwester Gotelind nahm er bei Seite und sagte ihr heimlich: „Als mein Geselle Lämmerschling mich zuerst um dich bat, da sprach ich zu ihm: Du wirst gut mit ihr fahren; nimmst du sie, so sei ohne Sorge, daß du lange am Baume hängst, sie wird dich mit ihrer Hand abnehmen und zum Grabe auf die Wegscheide ziehen; mit Weihrauch und Myrrhen umschreitet sie räuchernd dein Gebein ein ganzes Jahr. Und hast du das Glück nur geblendet zu werden, sie führt dich an ihrer Hand

*) Die Namen sind schwerlich nur von dem Dichter erfunden, die Räuber zu charakterisiren, es ist aus dem Folgenden wahrscheinlich, daß dergleichen wilde Beinamen durch die Laune der Edeln selbst gegeben und als Corpsnamen gebraucht wurden.

auf Wegen und Stegen durch alle Länder; wird dir der Fuß abge- schlagen, sie trägt dir die Stelzen alle Morgen zum Bett; und nimmt man dir auch noch die Hand, sie schneidet dir Fleisch und Brod bis an dein Ende. Da sprach Lämmerschling zu mir: Ich habe drei volle Säcke schwerer als Blei mit feiner Leinwand, mit Röcken, Hemden und kostbaren Kleidern, mit Scharlach und Zobel, ich habe sie in einer nahen Schlucht versteckt, die will ich ihr zur Morgengabe geben. Um das Alles, Gotelind, bist du durch deines Vaters Schuld gekommen; jetzt nimmt dich ein Bauer, bei dem du Rüben graben mußt, und in der Nacht liegst du an dem Herzen eines Unedeln. Wehe über deinen Vater. Denn mein Vater ist er nicht. Ich bin sicher, daß ein Hofmann zu meiner Mutter geschlichen ist, von ihm habe ich den hohen Muth."

Und die thörichte Schwester sagte: „Lieber Bruder Schlingdengau, mache, daß mich dein Geselle heiratet, ich verlasse Vater, Mutter und Verwandte." Die Eltern vernahmen nicht die Rede, der Bruder berieth heimlich mit der Schwester. „Ich will dir meinen Boten senden, dem du folgen sollst, halte dich bereit. Gott behüte dich, ich ziehe dahin, der Hauswirth hier gilt mir so wenig, als ich ihm. Mutter, Gott segne dich." So fuhr er seinen alten Strich und sagte seinem Gesellen den Willen der Schwester. Der küßte sich vor Freude die Hand und verbeugte sich vor dem Winde, der von Gotelind herwehte.

Manche Witwe und Waise ward ihres Gutes beraubt, als der Held Lämmerschling und sein Gemahl Gotelind auf dem Brautstuhl saßen. Die Knappen fuhren und trieben auf Wagen und auf Rossen emsig gestohlenen Trank und Speise in Lämmerschling's Vaterhaus. Als Gotelind aber kam, ging der Bräutigam ihr entgegen und empfing sie: „Willkommen, Dame Gotelind." „Gott lohne euch, Herr Lämmerschling." So begrüßten sie einander freundlich, und ein alter Mann, weise in Worten, stand auf und stellte Beide in einen Ring, und frug dreimal den Mann und die Magd: „Wollt ihr zur Ehe nehmen, so sprechet Ja." So gab er sie zusammen. Alle san-

zu das Brautlied, der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß*). Darauf wurde das Hochzeitmahl bereitet. Aber seltsam war es, vor den Knaben schwand die Speise, als wenn ein Wind sie vom Tische wehte, sie aßen unendlich, was ihnen der Truchseß von der Küche auftrug, und es blieb nicht so viel daran, daß der Hund die Knochen abnagen konnte. Man sagt, jedem Menschen, der so unmäßig ißt, dem naht sein Ende**). Der Braut Gotelind begann zu grausen und sie klagte: „Wehe! uns naht ein Unheil; mir ist das Herz so schwer! Wehe mir, daß ich Vater und Mutter verlassen habe; wer zu viel will, dem wird wenig, diese Gierigkeit führt in den Abgrund der Hölle."

Noch eine Weile saßen sie nach dem Essen, schon hatten die Spielleute von Braut und Bräutigam ihre Gabe empfangen; da sah man den Richter mit fünf Männern kommen. Es war ein kurzer Kampf, mit den fünfen siegte der Richter über zehn, denn ein rechter Dieb, wie kühn er auch sei, und schlüge er auch ein ganzes Heer, ist wehrlos gegen die Schergen. Die Räuber schlüpften in den Ofen und unter die Bank; wer sonst nicht vor vieren floh, den zog jetzt der Knecht des Schergen allein bei seinem Haare hervor. Gotelind verlor ihr Brautgewand, an einem Zaune fand man sie, erschreckt, entblößt, verachtet. Den Dieben aber wurden die Häute der Rinder, die sie geraubt, an den Hals gebunden, als der Gewinn für den Richter. Der Bräutigam trug seinem Tage zu Ehren nur zwei, die andern aber mehr. Der Richter hätte eher einen wilden Wolf um Gut und Geld am Leben gelassen, als diese Räuber. Der Scherge hing neune, den

*) Der altdeutsche Brauch der Vermählung. Die Kirche wurde im dreizehnten Jahrhundert bei der Trauung der Landleute wie der Hofleute noch durchaus nicht immer in Anspruch genommen. Erst im vierzehnten Jahrhundert galt es für ungebildet, nicht von einem Geistlichen eingesegnet zu sein. — Wenn unsere Junker gegen die Civilehe eifern, so haben sie vergessen, daß bereits ihre Ahnen sich so vermählten.

**) Uralter Volksglaube. Aehnlich die Freier in der Odyssee vor ihrem Ende.

zehnten ließ er am Leben nach Henkersrecht, und dieser zehnte war Schlingdengau Helmbrecht. Der Scherge rächte den Vater an ihm, er stach ihm die Augen aus, er rächte die Mutter und schlug ihm eine Hand und einen Fuß ab. So führte den blinden Helmbrecht ein Knecht am Stabe heim vor seines Vaters Haus.

Hört, wie ihn der Vater grüßte: „Dieu salue, Herr Blinder. Geht von dannen, Herr Blindeken; wenn ihr euch säumt, so lasse ich euch durch meinen Knecht fortschlagen, hebt euch weg von der Thüre."

„Herr, ich bin's, euer Kind."

„Ist der Knabe blind geworden, der sich nannte Schlingdengau? Jetzt fürchtet ihr nicht des Schergen Drohen, nicht alle Richter der Welt! Hei, wie ihr Eisen aßet, als ihr auf dem Hengste rittet, um den ich meine Rinder gab. Weicht und kehret nimmermehr wieder."

Und wieder sprach der Blinde: „Wollt ihr mich nicht als Kind erkennen, so laßt mich als einen elenden Mann in eurem Hause kriechen, wie ihr mit armen Kranken thut. Die Landleute sind mir gram, ich kann mich nicht erretten, wenn ihr mir ungnädig seid."

Dem Wirth bebte sein Herz, denn der blind vor ihm stand, war doch sein Blut und sein Sohn, und doch rief er hohnlachend: „Ihr fuhrt so trotzig in die Welt, manches Herz seufzte um euch, mancher Bauer ist durch euch seiner Habe beraubt worden. Gedenkt an meinen Traum. Knecht, sperr' ab und stoß' den Riegel vor, ich will heut Nacht Ruhe haben. Eher behielte ich bis an meinen Tod einen Fremden, den sonst nie mein Auge sah, ehe ich euch ein halbes Brod gäbe." Und er schlug den Knecht des Blinden. „Zieh von mir ihn, den die Sonne haßt, ich thäte so deinem Meister, nur daß ich mich schäme, einen Blinden zu schlagen." So rief der Vater, und die Mutter gab ihm doch ein Brod in die Hand wie einem Kinde. So ging der blinde Dieb dahin, die Bauern riefen ihm nach und höhnten.

Ein Jahr litt er Noth. Einst an einem Morgen früh ging er durch den Wald, um Brod zu betteln, da sahen ihn Bauern, welche

Holz lasen; einem von ihnen hatte er eine Kuh von sieben Stricken genommen, der rief jetzt die andern, sie sollten ihm helfen. Alle hatte er sie gekränkt, dem einen hatte er die Hütte aufgebrochen und ganz ausgeraubt, einem andern die Tochter entehrt, der vierte zitterte vor Begier wie Laub und sprach: „Ich töte ihn wie ein Huhn, er stieß mein schlafendes Kind bei Nacht in einen Sack, und als es erwachte und schrie, schüttete er es aus in den Schnee, daß es starb." Alle wandten sich gegen Helmbrecht. „Jetzt hüte deine Haube." Die Stickerei, welche einst der Henker unberührt gelassen hatte, wurde zerrissen und auf den Weg gestreut mit feinem Haar. Seine Beichte ließen sie den Elenden sprechen, der eine brach einen Brocken von der Erde und gab diesen dem unwerthen Mann in die Hand als Thorgeld für das Höllenfeuer. So hingen sie ihn an einen Baum. —

Wo noch ritterlustige Kinder bei Vater und Mutter sind, die seien gewarnt durch Helmbrecht's Geschick."

So endet die Geschichte vom jungen Helmbrecht, der ein Ritter werden wollte. Und so ungefähr dürfen wir uns Lage und Stimmung der freien Bauern beim Beginnen der langen Auflösungsperiode denken, welche den Zusammenhang des deutschen Reiches lockerte, die Hausmacht der großen Fürstengeschlechter gründete, die Bürgerschaften der ummauerten Städte reich und mächtig machte, beim Anfang jener wilden Zeit der Selbsthilfe, der freien Verbrüderungen der Städte wie des Adels. Die Wandlungen aber, welche der deutsche Bauer von 1250 bis 1500 durchmacht, sind für uns in ihren Einzelnheiten nicht mehr genau erkennbar. Die wilden Gewaltthaten und der Druck des räuberischen Adels treiben viele Hilfesuchende in die Städte, die Unternehmenden in die Fremde. Noch immer ist Gelegenheit, unter dem Kreuzeszeichen gegen Slaven, Wenden und Polen zu kämpfen, und im Osten der Elbe öffnen sich weite Länder für die Waffen und den Pflug des deutschen Landmanns. Auch in den Geistern arbeitet eine Aufregung. Der neue Despotismus der römischen Päbste und der fanatischen Bettelorden drängt am Rhein

die Katharer, in Niedersachsen die Stedinger bis zum Abfall von der Kirche. Wo die freien Bauern dicht zusammensitzen und durch die Natur ihres Landes begünstigt werden, erheben sie sich in Waffen gegen den Druck der feudalen Herren. In den Thälern der Schweiz, in den Marschländern der Nordsee erkämpfen die Landgenossen Siege über die gepanzerten Reiter, welche noch jetzt zu den glorreichen Erinnerungen des Volkes gehören. Aber im Innern Deutschlands wird der Bauer unter steigendem Druck, welchen der Adel und eine entartete Kirche auf ihn ausüben, schwächer, untüchtiger, roher, immer mächtiger erheben sich über ihn die Burgherren, selbst der altangesessene Freibauer der Niedersachsen wird tief herabgedrängt von der Ehrenstelle, die er einst über dem ritterlichen Dienstmanne behauptet hat. Auch der Städter gewöhnt sich im Gefühle einer höheren Bildung und kunstvolleren Sitte den Landmann zu verhöhnen, seine Eßlust, plumpe Einfalt und betrügerische Pfiffigkeit werden mit endlosem Spott übergossen.

Und doch war dem Landmann noch im fünfzehnten Jahrhundert viel von guter alter Sitte und einiges von der alten Kraft geblieben. Noch stellt er in seinen Liedern den eigenen Beruf hoch und ist geneigt, mit Laune das unstete Treiben der Andern zu betrachten. Von drei Schwestern heiratet in bekanntem Volksliede die eine den Edelmann, die andere den Spielmann, die dritte den Bauer; die beiden Schwäger kommen mit ihren Frauen zum Besuch auf den Bauerhof, „da spielte der lustige Spielmann, da tanzte der hungrige Edelmann, da saß der Bauer und lachte.“ Und am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schildert das Gedicht eines Städters eine Tanzscene in hessischem Dorfe, ähnlichen Brauch wie in den Zeiten Neidhart's, nur wilder und roher. Die stolzen Knechte kommen von verschiedenen Dörfern bewaffnet mit Hellebarden und Spießen unter die Linde zum Tanz, die Parteien sind durch Abzeichen geschieden, Weiden und Birkenreiser und Hopfenblätter an der Schulter und auf der Mütze, aus dem einen Dorf sind alle vierundzwanzig Knechte in rothes lundisches Tuch gekleidet, mit gelbem Wamms und Hosen.

eine schmucke Dirne, beliebte Tänzerin, will nur mit der einen Partei tanzen, so kommt es zu Stachelreden, die Waffen werden gezogen, der Städter wird als Schreiber mit so nachdrücklicher Stachelrede verfolgt, daß er sich den wilden Gesellen durch schnöde Flucht entzieht *).

Noch war das Leben des Landmanns innerhalb der Dorfthore reich an Festen, an poetischen Bräuchen, sein Recht, soweit es nicht durch Gewaltthat gekreuzt wurde, ihm heimisch und werth, und jede Thätigkeit seines Lebens durch Herkommen und Etikette, durch Repräsentationen und dramatisches Zusammenwirken mit seinen Dorfgenossen befestigt.

Aber bis zum Unerträglichen fühlbar wurde ihm der Druck, unter dem er stand. Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begann er in gewaltthätigem Widerstand gegen seine Herren aufzustehen.

Es ist allerdings wahrscheinlich, daß die großen Erschütterungen des europäischen Geldmarkts dazu beitrugen, den Landmann aufzuregen. Das Sinken der Metallwerthe seit der Entdeckung von Amerika wurde von den Producenten zunächst als ein dauerndes Steigen der Getreidepreise empfunden. Dem Bauer wurde jeder Scheffel Getreide und damit auch seine Arbeit werthvoller; in demselben Maße erhielt beides für den Grundherrn höhere Bedeutung. Es war natürlich, daß der Bauer ebensosehr auf eine Befreiung, hier und da auf eine Ablösung der Lasten dachte, während das Interesse des Grundherrn wurde, die Dienste zu erhalten, ja zu steigern **). Dennoch wird man die große Bewegung nicht vorzugsweise auf solche Ursachen zurückführen. Der Siegesstolz der Schweizer, welche die Ritter Burgunds zu Boden geschlagen hatten, das Selbstgefühl der neuen Landsknechte und vor Allem die religiöse Bewegung und die

*) Das Lied steht in Kornmann „Frau Veneris Berg". 1614. S. 305. Aehnliche bei Uhland.

**) Zu vergleichen: Roscher, System der Volkswirthschaft II S. 310.

konnte verweigert werden, ein stattlicher Bursch mußte dort wohl 150, eine hübsche Magd 50—60 Thaler bezahlen.

Aber noch nach andern Richtungen wurde die Kraft des Landmanns von dem Gutsherrn ausgenutzt. Er war verpflichtet, mit Gespann oder Hand bei allen Bauten der Gutsherrschaft Hilfe zu leisten, er war verpflichtet, Botendienste zu thun. Wer nach der Stadt wollte, mußte den Vogt und Gerichtsherrn fragen, ob nichts zu bestellen sei. Kein Hausbesitzer durfte, bestimmte Fälle ausgenommen, ohne Vorwissen der Ortsbehörde über Nacht aus dem Dorfe bleiben*). Er mußte der Reihe nach die Nachtwache für den Edelhof stellen, je zwei Mann. Er mußte, wenn ein Kind des Gutsherrn sich verheirathete, eine Beisteuer an Getreide, Kleinvieh, Honig, Wachs, Leinwand zum Schlosse tragen, er hatte endlich fast überall seine Zinshühner und Eier, die alten Symbole der Abhängigkeit von Haus und Hof, seinem Herrn darzubringen.

Doch widerwärtiger als manche größere Lasten war dem deutschen Landmann jenes Recht, welches dem Jagdwilde des Gutsherrn auf dem Acker des Bauern zustand. Die furchtbare Tyrannei, mit welcher das Jagdrecht von den deutschen Fürsten seit dem Ende des Mittelalters ausgeübt wurde, drückte nach dem dreißigjährigen Kriege von Neuem. Das Feuerrohr war dem Landmann verboten, die Raubschützen wurden niedergeschossen. Aber wo die Ackerflur an größere Wälder grenzte oder eine Herrschaft das Recht der hohen Jagd übte, dauerte durch Jahrhunderte ein heimlicher oft blutiger Krieg zwischen Förstern und Wildschützen. So lange noch Wölfe um die Dörfer schlichen, grub der ergrimmte Bauer am Rand des Waldes Löcher, die er mit Reisig bedeckte, in der Tiefe mit spitzen Pfählen besetzte. Er nannte sie Wolfsgruben, das Gesetz aber wußte wol, daß es Wildfallen waren, und verbot sie bei harter Strafe. Er nahm sich die Freiheit, solche Grundstücke, welche dem Wildschaden am meisten ausgesetzt waren, an Soldaten oder Städter zu vermiethen, auch

*) z. B. Dreiding des Fürstenthums Oels von 1652.

das wurde ihm verboten; er versuchte seine Aecker durch Zäune zu schützen, die Zäune wurden ihm niedergeworfen. Im sächsischen Erzgebirge wachten die Bauern im vorigen Jahrhundert bei ihrer reifenden Saat; dann wurden Hütten an die Aecker gebaut, in der Nacht Feuer angezündet, die Wächter schrieen und rührten die Trommel und ihre Hunde bellten, das Wild aber gewöhnte sich zuletzt an solche Scheuchen und fürchtete weder Bauern noch Hunde. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war unter einer milden Regierung in Kursachsen, wo für Wildschaden bereits nach mäßiger Taxe eine Entschädigung bezahlt wurde, verboten, die Umzäunungen der Felder über eine bestimmte Höhe zu errichten oder spitze Pfähle dabei zu verwenden, damit das Wild sich nicht beschädige und nicht verhindert sei, auf dem Ackerstück seine Nahrung zu suchen, bis sich endlich vierzehn Ortschaften im Amt Hohnstein zu einer allgemeinen Jagd verschworen und im erbitterten Treiben das Wild über die Grenze scheuchten. Sogar für die Schäferhunde war der Knittel, den sie am Halse trugen, nicht hinderlich genug, den Hasen lästig zu werden, sie mußten auf dem Felde an Stricken gehalten werden. Der Landmann selbst aber war verpflichtet, bei den Jagden seiner Herrschaft hinter den Netzen herzugehen und als Treiber die Klapper zu schwingen. Sogar die Hasenjagd verdarb ihm die Felder, seit die Reiter mit Windhunden die Saaten durchstöberten und zertraten.

Zu diesen Lasten, welche allgemein waren, kamen zahllose örtliche Beschränkungen, von denen hier nur weitverbreitete aufgeführt werden. Häufig wurde dem Unterthan die Zahl des Viehes, welches er halten durfte, nach seinem Ackermaß vorgeschrieben. Die Weide auf seinem Acker gehörte vor der Aussaat und nach dem Einbringen der Frucht zum Theil dem Gutsherrn. Dies Recht, schon im Mittelalter beansprucht, wurde gerade im vorigen Jahrhundert, seit die Edelleute die Schäfereien vermehrten, eine arge Plage. Denn natürlich wurde die Bauernweide am meisten in Anspruch genommen, wenn das Futter der Thiere einmal mißrathen war, wie sollte dann der Bauer seine Thiere erhalten?

Schon 1617 galt in Schlesien der Satz: Bauern dürfen keine Schafe halten, falls sie nicht alte Briefe darüber besitzen; Ziegen zu halten wurde hier und da überhaupt verboten. Dies alte Verbot ist eine der Ursachen, daß noch jetzt in weiten Strichen des östlichen Deutschlands dies Nutzthier der Armen ganz fehlt. Gegen die Tauben der Bauern hatte schon Kurfürst August von Sachsen um 1560 in seinen Ordnungen geeifert, seit der Zeit drängt sich das Verbot auch in andere Landesordnungen ein. Aber noch andere Tyrannei ersann die Gewinnsucht. Es kam kurz nach dem großen Kriege auf, daß die Pflicht des Bauern sei, alles Verkäufliche zuerst der Grundherrschaft anzubieten: Dünger, Wolle, Honig, bis auf Eier und Hühner; wollte ihm die Obrigkeit seine Waare nicht abnehmen, so war er verpflichtet, sie in der nächsten Stadt eine festgesetzte Frist auszulegen, dann erst war der Verkauf frei. Wahrhaft greulich aber war es, daß die Herrschaft ihre Unterthanen zwang, dem Herrengut auch solche Waaren abzukaufen, deren die Leute nicht bedurften. Diese Barbarei war wenigstens im östlichen Deutschland nach 1650 ganz gewöhnlich, zumal in Böhmen, Mähren und Schlesien. Wenn die Herrschaft die Teiche fischte und ihre Fische nicht am Weiher verkaufen konnte, mußten die Unterthanen dieselben im Verhältniß ihres Vermögens nach der Taxe abnehmen; dasselbe geschah mit Butter, Käse, Getreide, Vieh. Dies war die Ursache, daß in Böhmen sehr viele Landleute kleine Händler wurden, welche dergleichen Waaren in die Nachbarländer verfuhren, oft zu großem eigenen Schaden*). Vergebens suchte die Landesbehörde in Schlesien noch 1716 diesem Mißbrauch zu steuern**).

Das Aergste von Allem sei hier nur erwähnt. Der Edelmann war auch Gerichtsherr; als solcher decretirte er durch den von ihm abhängigen Gerichtsverwalter die Strafen für Polizeivergehen, Geldbußen, Gefängnißhaft, körperliche Züchtigung. So gewöhnte er sich auch bei der Arbeit den Stock gegen die Unterthanen zu heben. Aller-

*) v. Hohberg: Adliges Landleben. 1687. in der Einleitung.

**) Kaiserl. Privil. und Sanct. IV, 1213.

dings dringt schon im sechszehnten Jahrhundert das humane Verbot in die Landesordnungen, daß der Herr seine Unterthanen nicht schlagen solle. Aber in den folgenden zweihundert Jahren wurde dies Verbot wenig beachtet. Als Friedrich der Große Schlesien neu organisirte, gab er den Bauern das Recht, sich über strenge körperliche Züchtigung bei den Regierungen zu beklagen! Und das galt für einen Fortschritt!

Aber noch andere Lasten drückten auf das Leben des Bauern. Denn über dem Gutsherrn forderte der Landesherr seine Steuer oder Contribution, Grundsteuer oder Kopfsteuer, er forderte den Sohn des Landmanns unter seine Fahnen und Wagen und Geschirr zum Vorspann in Kriegszeiten. Und wieder über dem Landesherrn forderte wenigstens in dem Theile Deutschlands, in dem die Kreisverfassung nicht gelockert war, das heilige römische Reich deutscher Nation die Umlagen für seine Kreiskasse.

Nicht überall stand der Bauer unter dem Fluche der Hörigkeit. Das alte Gebiet der ripuarischen Franken, die Landschaften jenseit des Rheins, von Cleve bis zur Mosel, die Grafschaft Mark, Essen, Werden, Berg hatten sich schon im Mittelalter von der Hörigkeit befreit, wer dort als Landbesitzer nicht Eigenthum hatte, saß als freier Mann in lebenslänglicher Pacht. Im übrigen Deutschland hatte sich die Freiheit an die Grenzen im Süd und Nord, an das Nordmeer und die Alpen geflüchtet. Ostfriesland, die Marschländer an Weser und Elbe längs der Küste bis zu den Ditmarschen herauf, seit der Urzeit schwer zu bezwingende Sitze trotziger Bauergemeinden, waren frei geblieben. Im Süden waren Tyrol und die benachbarten Alpen wenigstens zum größten Theil mit freien Landleuten besetzt, auch in Oberösterreich waren die freien Bauern zahlreich, in Steiermark drückte der Zehnte, welcher dort Hauptabgabe an die Gutsherrn war, weniger, als anderswo der Hofdienst. Ueberall, wo das Ackerland spärlich war und die Bergweide den Einwohnern das Leben sicherte, blieb die rechtliche Lage auch der kleinen Leute besser. Dagegen hatte sich in den Ländern der alten Sachsen schon seit der

Karolinger Zeit neben einzelnen freien Bauerhöfen eine strenge Hörigkeit entwickelt. Noch am günstigsten saßen die Braunschweiger die Einwohner der Stiftsländer Bremen und Verden, am schlechtesten die von Hildesheim und der Grafschaft Hoya; im Bisthum Münster waren die Frohndienste der Eigenbehörigen, wie sie dort hießen, gewöhnlich in ein mäßiges Dienstgeld verwandelt, nur die Zwangsfuhren und der Freikauf drückten. Dagegen hatte dort das Recht des Gutsherrn auf den Nachlaß des Unterthanen die weiteste Ausdehnung. Noch um das Jahr 1800 suchten die Landleute, welche — ausnahmsweise — die Lust behielten, Geld zu ersparen, ihr Vermögen durch Scheingeschäfte mit Bürgern ihren Erben zu retten, dafür lag auch noch mehr als der vierte Theil des Münsterlandes unbebaut. Aehnliche Verhältnisse in etwas milderer Form bestanden im Bisthum Osnabrück. Unter den Stämmen des Binnenlandes, Hessen, Thüringern, Baiern, Schwaben, Allemannen war die Zahl der freien Bauern durch das ganze Mittelalter in dauernder Abnahme gewesen, nur in Oberbaiern bildeten sie wol noch einen starken Theil der Bevölkerung, auch in Thüringen war die Zahl der Freien nicht ganz unbedeutend. Dort hatte das Regiment der Landesherren auch den unterthänigen Bauer geschont.

Aerger aber stand es in allen Ländern östlich von der Elbe, — den größten Theil Holsteins ausgenommen, überall, wo Deutsche auf colonisirtem Slavenboden saßen, — es ist fast die Hälfte des jetzigen Deutschlands. Am allerschlechtesten lebten die Unterthanen in Böhmen und Mähren, in Pommern und Mecklenburg, in der letzten Landschaft ist die Unterthänigkeit noch heut nicht aufgehoben. Und gerade in diesen Ländern war die Unterthänigkeit seit dem dreißigjährigen Kriege immer drückender geworden, nur die „Freibauern" und die „Erb- und Gerichtsscholtiseien", wie sie in Erinnerung an die Zustände der alten Germanisirung noch hießen, bildeten eine — ohnedies auch verkümmerte — Aristokratie des Bauernstandes.

Oft war in den letzten Jahrhunderten an der Ackercultur und dem Gedeihen der Dorfleute zu erkennen, ob sie freie Männer oder

hörige waren, noch jetzt ist zuweilen aus Intelligenz und äußerer Stattlichkeit zu errathen, in welcher Lage die Väter des lebenden Geschlechtes arbeiteten. Die Bauern am Niederrhein, die westphälischen Markmänner, die Ostfriesen, Oberösterreicher und Oberbaiern kamen bald nach dem Kriege in einiges Gedeihen, dagegen wurde von den übrigen Baiern um das Jahr 1700 geklagt, daß der dritte Theil der Felder wüst liege, ebenso nahm man von Böhmen noch im Jahre 1730 an, daß der vierte Theil des Grundes, welcher vor dem dreißigjährigen Kriege Ackerboden gewesen war, mit Wald bewachsen sei. Dort war der Werth des Bodens um die Hälfte niedriger, als in andern Landschaften.

Allerdings waren nur solche Freie beneidenswerth, welche sich die Empfindung besserer Lage als einen Vorzug vor andern Landleuten bewahrt hatten, so glücklich war aber nur ein kleiner Theil. Häufig fühlten sich noch im achtzehnten Jahrhundert Freie mit keinem oder sehr geringem Ackerbesitz bevorzugt, wenn sie als Unterthänige von einer Gutsherrschaft angenommen wurden. Als Friedrich I. von Preußen kurz nach 1700 die Leibeigenen in Pommern befreien wollte, weigerten sie sich, weil sie die neuen Pflichten, die ihnen aufgelegt werden sollten, für schwerer hielten als ihre bisherigen. Oft waren in der That die freien Bauern kaum weniger mit neuen Diensten belastet als solche, die seit alter Zeit unterthänig gewesen waren.

Es ist schwer, die menschlichen Zustände, welche sich unter diesem Druck entwickelten, unbefangen zu beurtheilen. Denn anders sieht im Verkehr des Tages solches Leben aus, als in dem erhaltenen Statut. Vieles, was uns unerträglich erscheint, machte uralte Gewohnheit leidlich. Sicher hat oft gutherziges Wohlwollen der Edelleute, alter Familien, welche durch viele Generationen mit ihren Landleuten verwachsen waren, das Herbe gemildert, und ein treuherziges Verhältniß zwischen Herren und Hörigen erhalten. Noch häufiger ist auch rohe Selbstsucht der Herren durch dieselbe Klugheit zu Maaß und Rücksicht genöthigt worden, welche jetzt den Sclavenhalter Amerika's bestimmen. Der Gutsherr mit seiner Familie verbrachte kein

geben, wo sie es nur dreimal im Jahre erhielten*). Auch der Tagelohn war nach dem Kriege höher, als in den folgenden Jahrhunderten.

So legte sich langsam wieder der eiserne Ring um den Hals des zuchtlosen Landvolkes, enger und härter, als er vor dem Kriege gewesen war. In dem Kriege waren kleine Dörfer, noch mehr die einzelnen Höfe, welche die Unabhängigkeit des Bauern so sehr begünstigt hatten, von der Erde geschwunden, sie waren z. B. in der Pfalz, auf den Hügeln von Franken zahlreich gewesen, noch heut haften ihre Namen an der Scholle. Eng zogen sich die Dorfhütten in der Nähe des Herrenhauses zusammen und leichter wurde die Herrschaft über die schwache Gemeinde, welche vom Morgen bis zum Abend unter den Augen des Herrn und seines Vogtes lebte. Wie ihr Leben verlief bis zu der Zeit unserer Väter, das wird am deutlichsten, wenn man ihre Dienste näher betrachtet. Auch ein flüchtiger Blick darauf wird den Jüngeren des lebenden Geschlechts wie ein Blick in eine fremde unheimliche Welt. Allerdings waren die Verhältnisse, unter denen das deutsche Landvolk litt, sehr verschieden. Nicht nur in den Landschaften, fast in jeder Gemeinde bestanden besondere Bräuche. Schon die Namen der Dienste und Abgaben würden zusammengestellt ein kleines Wörterbuch unholder Namen bilden**). Aber bei aller Verschiedenheit der Namen und der Höhe dieser Lasten bestand doch in ganz Mitteleuropa in der Hauptsache eine Uebereinstimmung, welche vielleicht schwerer zu erklären ist, als die Abweichungen.

Die älteste Abgabe des Landmanns war der Zehnte, die zehnte Garbe, ja der zehnte Theil des geschlachteten Thieres, selbst ein Zehntheil von Wein, Gemüse, Obst. Wahrscheinlich war er im westlichen Deutschland älter als das Christenthum, aber die früheste Kirche des Mittelalters hatte verstanden, ihn auf die Autorität der Schrift für sich zu erwerben. Es gelang ihr aber nicht ebenso, ihn für sich zu bewahren,

*) Kais. Privil. und Sanct. I, 138.

**) Sieben und ein halbes Hundert derselben hat C. H. von Lang aufgezählt: Historische Entwickelung der teutschen Steuerverfassung. 1793.

bens bei ihnen finster, pedantisch, arm an Freude geworden. Ein vielgelesenes Büchlein aus der Landschaft des Christoph von Grimmelshausen ist besonders charakteristisch. „Des Bauerstands Lasterprob"*) wird nicht müde, bei jeder Thätigkeit der Dorfinsassen nachzuweisen, wie nichtswürdig und gottlos das Bauernvolk vom Schultheiß bis zum Gänsehirten lebe, daß sie die Gewohnheit hätten, sich arm und elend zu stellen und bei jeder Gelegenheit zu klagen, daß sie grob und hochmüthig gegen Jeden wären, den sie nicht zu fürchten hatten, daß sie Niemanden für ihren Freund hielten und auch ihre Wohlthäter undankbar betrögen. Das Buch ist viel grausamer, als das Betrugslexicon des hypochondrischen Coburgers Hönn, welches einige Jahrzehnte später die Betrügereien aller Stände, nicht zuletzt die der Bauern, nach dem Alphabet mürrisch und bequem zum Nachschlagen auseinandersetzte.

Zu solchen Fehlern, welche den Unterdrückten überall eigen sind, kamen freilich noch andere, Folgen der langen Kriegszeit und Verwilderung. In den Stuben der Dorfschenken waren um 1700 weder Leuchter noch Lichtscheeren zu sehen, denn Alles wäre von den Einkehrenden gemaust worden, es blieb kein Gebetbuch des Schenkwirths ungestohlen, an einen kleinen Wandspiegel war gar nicht zu denken — fünfhundert Jahre früher hatte das Dorfmädchen, wenn es sich zum Tanz schmückte, ihren Handspiegel als Schmuckstück bei sich geführt, — und wenn ein Hausvater Fuhrleute beherbergte, mußte er das kleine Geräth verstecken, Scheuer und Heuboden verschließen. Für einen Durchreisenden war das Betreten der Schenke zuweilen sogar gefährlich. Der wüste Raum war nicht nur mit Tabaksrauch, auch mit Pulverqualm erfüllt. Denn noch war es ein Festvergnügen der Landleute, mit Pulver zu spielen und unglückliche Fremde durch Sprüh-

*) Des Neunhäutigen und Haimbüchenen schlimmen Baurenstandes und Wandels Entdeckte Übel- Sitten- und Lasterprob von Veroandro aus Wahrburg (1684). Verfasser scheint derselbe Geistliche, welcher den spätern Ausgaben der Werke des Simplicissimus die Nutzanwendungen und Verse zugedichtet hat.

teufel und kleine Raketen, die man ihnen vor die Füße oder an die Perücke warf, zu belästigen, dazu fehlten spöttische Reden und Grobheiten nicht*). Wir sind bei diesen und ähnlichen Klagen der Zeitgenossen nicht selten in der Stimmung, mit Erstaunen zu sehen, wie die deutsche Natur noch in der tiefsten Entwürdigung eine Lebenskraft bewahrte, welche nach mehr als hundert Jahren den Beginn besserer Zustände möglich machte, und wir werden zuweilen in Zweifel sein, ob wir die Geduld bewundern, oder die Schwäche betrauern sollen, welche so lange das Unerträgliche trug. Denn trotz Allem, was der Parteieifer jemals zur Entschuldigung dieser Unterthanenverhältnisse gesagt hat, sie waren eine endlose Quelle arger Unsittlichkeit für die Herren und ihre Beamten nicht weniger als für das Volk selbst. Die Sinnenlust des Gutsherrn, der Eigennutz des Gerichtshalters und Verwalters kamen in dieser Zeit, wo das Pflichtgefühl in allen Ständen schwach war, in tägliche Versuchung. Mehr als einmal eifern die lässigen Landesregierungen dagegen, daß der Amtmann die Bauern zwang, für ihn selbst Vieh zu mästen, Lein zu säen, zu spinnen, und übel berüchtigt waren die Gutsförster, welche mit den Bauern stille Holzgeschäfte machten und ihnen durch die Finger sahen, wenn sie Stämme des herrschaftlichen Waldes fällten**). Wie aber die Stimmung des Landvolks gegen die Gutsherren selbst arbeitete, das mag man aus dem ruchlosen Sprichwort schließen, welches noch um 1700 geläufig war und aus dem Munde der reichen Mansfelder Bauern aufgezeichnet wurde: Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man bei Zeiten die Köpfe eindrücken***).

Sehr langsam kam dem deutschen Landmann die Morgenröthe eines neuen Tages. Und wenn wir die Stelle suchen, von welcher

*) Der glückselige und unglückselige Baurenstand. Frankfurt. (o. J. um 1700) S. 178.

**) Lasterprob, S. 82.

***) Der glückselige und unglückselige Baurenstand. S. 155.

die ersten Strahlen des neuen Lichtes ausgehen, so führen sie, wie die gesammte Erhebung des Volkes, in die Arbeitsstuben der Gelehrten, welche die fremdartigste und dem Landvolk unverständlichste Wissenschaft verkündigten, das, was man damals Philosophie nannte. Seit die Lehre von Leibnitz und Wolff in einem größern Kreise der Gebildeten Schüler findet, ändert sich fast plötzlich auch das Urtheil über den Bauern und sein Schicksal. Ueberall beginnt humane Auffassung der irdischen Dinge den Kampf gegen den orthodoxen Wahn. Wieder kommt etwas von dem Eifer der Apostel, zu lehren, zu bessern, zu befreien, in die Schüler und Verkünder der neuen Weltweisheit. Etwa seit 1700 zeigt sich in der kleinen Literatur wieder ein herzliches Interesse an dem Leben des Bauern. Die Gesundheit seines Berufes, der Nutzen und Segen seiner Arbeit werden gerühmt, seine guten Eigenschaften sorgfältig aufgesucht; alte Lieder desselben, in denen ein mannhaftes Selbstgefühl hübschen Ausdruck findet, die einst von treuherzigen Theologen des sechszehnten Jahrhunderts überarbeitet waren, werden wieder in billigen Drucken verbreitet. Bescheiden rühmt sich darin der arme Landmann, daß schon Adam den Acker baute, er freut sich seines Federspiels: der Lerche im Felde, der Schwalbe im Stroh seines Daches, und des „Hennemanns" auf dem Hofe und tröstet sich in seiner schweren Arbeit immer wieder mit dem himmlischen Ackermann Jesus *).

Von anderer Seite half sogar die Härte des despotischen Staats. Dem Landesherrn gab der gedrückte Bauer in seinen Söhnen bereits die Mehrzahl der Soldaten, durch seine Abgaben die Mittel, den neuen Staat zu erhalten. Man kam allmälig zu der Einsicht, daß solches Material geschont werden müsse. Schon um 1700 ist das überall aus den Landesgesetzen zu erkennen. Auch der kaiserliche Hof folgte in seiner Weise der erwachenden Humanität. Er gab 1704 sogar den Schäfern ein schönes Privilegium, worin er sie und ihre

*) Kurtze Beschreibung der Acker-Leuthe und Ehrenlob. Hof 1701. S. 33. — Federspiel der alte volksmäßige Ausdruck für Falknerei.

Knechte für ehrlich erklärte, und die deutsche Nation huldreich ermahnte, das Vorurtheil gegen diese nützliche Menschenklasse aufzugeben und ihre Kinder nicht mehr wegen Abdeckerei und Zauberei vom Handwerk auszuschließen. Wenige Jahre darauf schenkte er ihnen einen gnädigen Wappenbrief, gab ihnen die Rechte einer Zunft mit Siegel, Lade und einer Fahne, auf welche ein frommes Bild gemalt war*). Schärfer griffen die Hohenzollern ein, sie selbst durch vier Generationen die fürstlichen Colonisten des östlichen Deutschlands. Am gründlichsten reformirte Friedrich II. in der eroberten Provinz, aus welcher schon mehre Beispiele seiner segensreichen Arbeit angeführt sind. Als er Schlesien in Besitz nahm, waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backöfen den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustand, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehilflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien, Oesterreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege zweihundertfünfzig neue Dörfer und zweitausend neue Häuslerstellen erbaut, nicht selten waren steinerne Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westphalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Prämien zur Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein Befehl führte beim Beginne des siebenjährigen Krieges die neuen Kartoffeln ein, das berühmte Patent des Justizministers von

*) Kaiserl. Priv. und Sanct. II, 583 und V, 1511.

Carmer verordnete Aufhebung der Gemeindetriften und Weiden und Theilung unter die Stellenbesitzer. Mit großem Blick wurden dadurch Verhältnisse eingeleitet, die erst in der neuesten Zeit zur Durchführung gekommen sind. Die Erblichkeit des Eigenthums wurde den Gutsunterthanen durch das Gesetz gesichert. Der Bauer erhielt das Recht bei der Regierung des Königs zu klagen und dies Recht war für ihn ein kurzes und energisches Recht geworden, denn so sehr der König den Adel begünstigte, wo er seinem Staate diente, so unablässig war er mit seinen Beamten bemüht, die Masse der Steuerzahler zu heben. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen und das ganze Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, wie der König sie las. Manche Kulturversuche des großen Fürsten gelangen nicht, von vielen Seiten wurde der Druck eines Systems empfunden, welches die Kraft des Volkes so emsig steigerte, um sie hoch für den Staat auszunützen. Aber nirgend ist von den Zeitgenossen die Arbeit dieses mächtigen Gutsherrn so dankbar anerkannt worden, als von den Bauern der eroberten Provinz. Wenn sich auf seinen zahlreichen Reisen nach Schlesien das Landvolk in stiller Ehrfurcht um seinen Wagen drängte, so dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfschulzen sprach, als eine theure Erinnerung, die sorgfältig von Generation zu Generation überliefert wurde und die noch heute in den Seelen haftet.

Immer größer wurde die Theilnahme der Gebildeten. Zwar Poesie und Kunst fanden in dem Leben der Bauern noch nicht einmal Stoffe, an welchen sich ein schaffendes Gemüth erwärmen konnte. Als Goethe Hermann und Dorothea schrieb, da war es ein neuer Fund für die Nation, daß auch das kleine Bürgerthum künstlerischer Beachtung werth sei, tiefer hinein in das Volk wagte man sich noch lange nicht. Aber die ehrlichen Menschenfreunde, die populären Verkünder der Aufklärung im Bürgerthum lehrten, predigten und schrieben mit herzlichem Eifer über den wunderlichen, unholden und doch so häufigen Mitmensch, den Bauer, dessen Wesen oft fast nur aus einer Summe von unliebenswürdigen Eigenschaften zu bestehen schien und der dabei

4*

doch für die übrigen Klassen der menschlichen Gesellschaft unleugbar die unentbehrliche Grundlage abgab.

Eine der wirksamsten Schriften dieser Art war von Christian Garve „Ueber den Charakter der Bauern, Breslau 1786“, nach Vorträgen, welche er kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution gehalten. Der Verfasser war ein klarer, redlicher Mann, der das Beste wollte und durch ganz Deutschland mit Achtung angehört wurde, so oft er über eine sociale Frage sprach. Sein Büchlein hat durchaus menschenfreundliche Tendenz, das Leben des Bauern ist ihm genauer bekannt, als manchem Andern, welcher sich damals mit Besserung des Landvolks beschäftigte. Auch die Vorschläge, welche er zur Hebung des Standes macht, sind zwar ungenügend, wie fast immer die Theorie gegenüber socialen Schäden, aber verständig. Und doch, wenn man das wohlmeinende Buch jetzt durchblättert, so darf man wohl einen Schrecken empfinden. Denn fürchterlich erscheint uns, nicht was er über den Druck der Bauern erzählt, sondern die Weise, wie er selbst von zwei Drittheilen des deutschen Volkes zu sprechen genöthigt ist. Sie sind ihm und seinen Zeitgenossen Fremde, es ist etwas Neues und dem Humanitätsgefühl Lockendes, sich in die Zustände dieser eigenthümlichen Menschen hineinzuversetzen. Es hat besondern Reiz für ein pflichtvolles Herz, sich deutlich zu machen, wie die Dummheit, Roheit, Schlechtigkeit der Landleute im Einzelnen beschaffen ist und woher sie komme. Der Verfasser selbst vergleicht ihre Lage mit der des Juden, er erörtert ihre Seelenzustände ungefähr so, wie unsere Philanthropen die der Bewohner eines Zellengefängnisses, er wünscht aufrichtig, daß das Licht der Humanität auch in ihre Hütten fallen möchte, er vergleicht ihre Faulheit und Trägheit mit der energischen Arbeitskraft, welche, wie man damals schon wußte, die Colonisten in den Urwäldern einer neuen Welt entwickeln. Und er erklärt diesen Gegensatz wohlmeinend daraus, daß in unsern alten und gleichsam schon alternden Staaten Viele für Einen arbeiten, und eine Menge der Fleißigen fast ohne Belohnung ausgehe, deßhalb sei Eifer und Lust bei einem großen Theile erloschen. Es ist fast Alles

wahr und gut, was er sagt, aber dies ruhige Wohlwollen, welches der Gebildete aus der Zeit von Immanuel Kant und dem Dichterhofe von Weimar seinem Volke gönnt, ist doch noch ohne jede Ahnung davon, daß der Kern der deutschen Volkskraft in diesem verachteten und verdorbenen Stande gesucht werden müsse, daß es hohle, unsichere und barbarische Zustände seien, in welchen er selbst, der Verfasser, lebe, daß die Regierungen seiner Zeit keinerlei Garantie der Dauer besäßen, daß ein Staat, der große Quell männlicher Empfindungen und jedes edelsten Selbstgefühls, auch für den Gebildeten unmöglich sei, so lange der Bauer wie ein Lastthier lebe; und wenig dachte er daran, daß schon der nächsten Generation nach bitteren Leiden und einer herben Schule durch die Siege eines auswärtigen Feindes alle diese Ueberzeugung aufgedrängt werden würde. — Und deshalb verdient seine Schrift wol, daß die Gegenwart sich ihrer erinnere; die folgenden Seiten sollen nicht die Lage der Bauern allein charakterisiren, auch die der Gebildeten. So aber spricht Garve:

„Ein Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern: der, daß sie sehr unter einander zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit; des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entstehen mehre Folgen. Erstlich sie werden nach ihrer Art geschliffen, abgewitzigt durch den Umgang. Sie sind zum Verkehr mit ihres Gleichen geschickter, — sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, bessere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen wie bei den Soldaten, was ihren Zustand erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seines Gleichen,

Karolinger Zeit neben einzelnen freien Bauerhöfen eine strenge Hörigkeit entwickelt. Noch am günstigsten saßen die Braunschweiger, die Einwohner der Stiftsländer Bremen und Verden, am schlechtesten die von Hildesheim und der Grafschaft Hoya; im Bisthum Münster waren die Frohndienste der Eigenbehörigen, wie sie dort hießen, gewöhnlich in ein mäßiges Dienstgeld verwandelt, nur die Zwangsfuhren und der Freikauf drückten. Dagegen hatte dort das Recht des Gutsherrn auf den Nachlaß des Unterthanen die weiteste Ausdehnung. Noch um das Jahr 1800 suchten die Landleute, welche — ausnahmsweise — die Lust behielten, Geld zu ersparen, ihr Vermögen durch Scheingeschäfte mit Bürgern ihren Erben zu retten, dafür lag auch noch mehr als der vierte Theil des Münsterlandes unbebaut. Aehnliche Verhältnisse in etwas milderer Form bestanden im Bisthum Osnabrück. Unter den Stämmen des Binnenlandes, Hessen, Thüringern, Baiern, Schwaben, Allemannen war die Zahl der freien Bauern durch das ganze Mittelalter in dauernder Abnahme gewesen, nur in Oberbaiern bildeten sie wol noch einen starken Theil der Bevölkerung, auch in Thüringen war die Zahl der Freien nicht ganz unbedeutend. Dort hatte das Regiment der Landesherren auch den unterthänigen Bauer geschont.

Aerger aber stand es in allen Ländern östlich von der Elbe, — den größten Theil Holsteins ausgenommen, überall, wo Deutsche auf colonisirtem Slavenboden saßen, — es ist fast die Hälfte des jetzigen Deutschlands. Am allerschlechtesten lebten die Unterthanen in Böhmen und Mähren, in Pommern und Mecklenburg, in der letzten Landschaft ist die Unterthänigkeit noch heut nicht aufgehoben. Und gerade in diesen Ländern war die Unterthänigkeit seit dem dreißigjährigen Kriege immer drückender geworden, nur die „Freibauern" und die „Erb- und Gerichtsscholtiseien", wie sie in Erinnerung an die Zustände der alten Germanisirung noch hießen, bildeten eine — ohnedies auch verkümmerte — Aristokratie des Bauernstandes.

Oft war in den letzten Jahrhunderten an der Ackercultur und dem Gedeihen der Dorfleute zu erkennen, ob sie freie Männer oder

Hörige waren, noch jetzt ist zuweilen aus Intelligenz und äußerer Stattlichkeit zu errathen, in welcher Lage die Väter des lebenden Geschlechtes arbeiteten. Die Bauern am Niederrhein, die westphälischen Markmänner, die Ostfriesen, Oberösterreicher und Oberbaiern kamen bald nach dem Kriege in einiges Gedeihen, dagegen wurde von den übrigen Baiern um das Jahr 1700 geklagt, daß der dritte Theil der Felder wüst liege, ebenso nahm man von Böhmen noch im Jahre 1730 an, daß der vierte Theil des Grundes, welcher vor dem dreißigjährigen Kriege Ackerboden gewesen war, mit Wald bewachsen sei. Dort war der Werth des Bodens um die Hälfte niedriger, als in andern Landschaften.

Allerdings waren nur solche Freie beneidenswerth, welche sich die Empfindung besserer Lage als einen Vorzug vor andern Landleuten bewahrt hatten, so glücklich war aber nur ein kleiner Theil. Häufig fühlten sich noch im achtzehnten Jahrhundert Freie mit keinem oder sehr geringem Ackerbesitz bevorzugt, wenn sie als Unterthänige von einer Gutsherrschaft angenommen wurden. Als Friedrich I. von Preußen kurz nach 1700 die Leibeigenen in Pommern befreien wollte, weigerten sie sich, weil sie die neuen Pflichten, die ihnen aufgelegt werden sollten, für schwerer hielten als ihre bisherigen. Oft waren in der That die freien Bauern kaum weniger mit neuen Diensten belastet als solche, die seit alter Zeit unterthänig gewesen waren.

Es ist schwer, die menschlichen Zustände, welche sich unter diesem Druck entwickelten, unbefangen zu beurtheilen. Denn anders sieht im Verkehr des Tages solches Leben aus, als in dem erhaltenen Statut. Vieles, was uns unerträglich erscheint, machte uralte Gewohnheit leidlich. Sicher hat oft gutherziges Wohlwollen der Edelleute, alter Familien, welche durch viele Generationen mit ihren Landleuten verwachsen waren, das Herbe gemildert, und ein treuherziges Verhältniß zwischen Herren und Hörigen erhalten. Noch häufiger ist auch rohe Selbstsucht der Herren durch dieselbe Klugheit zu Maaß und Rücksicht genöthigt worden, welche jetzt den Sclavenhalter Amerika's bestimmen. Der Gutsherr mit seiner Familie verbrachte sein

Leben unter den Bauern; wenn er bemüht war, Furcht zu erwecken, so hatte doch auch er zu fürchten. Leicht loderte in stürmischer Nacht die Flamme über seine hölzerne Wirthschaft, und in keiner Landschaft fehlten unheimliche Geschichten von strengen Gutsherren oder Verwaltern, die eine unbekannte Hand in Feld und Wald erschlagen hatte. Aber wie großen Einfluß man auch der Güte und Klugheit der Herren einräumen mag, immer bleibt die Stellung der Bauern das schwärzeste Bild aus vergangener Zeit. Denn überall drängt sich auch aus den dürftigen Berichten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts der ungesunde und feindselige Gegensatz hervor. Und es war die größere Hälfte des deutschen Volkes, welche unter solchem Drucke verdarb*).

Selten gelang einem Manne von ungewöhnlicher Kraft und Intelligenz, sich aus dem Bann, der sein Leben von der Geburt bis zum Tode umschloß, herauszuarbeiten. Immer größer wurde die Kluft, welche ihn von dem kleineren Theile der Nation schied, bei welchem jetzt Perücke, Haarbeutel und Zopf schon von Weitem andeuteten, daß er zu einer privilegirten Klasse gehörte. Und bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts trugen diese Gebildeten dem Bauer sehr selten ein freundliches Herz entgegen, von allen Seiten schallen die Klagen über seine Verstocktheit, Unehrlichkeit, Roheit. Zu keiner Zeit wurde härter über den leidenden Theil des Volkes geurtheilt, als in dieser Periode, in welcher eine gemüthlose Orthodoxie auch die Seelen solcher verkümmern ließ, welche das Evangelium der Liebe zu predigen hatten. Niemand war eifriger als die Theologen, über die Nichtsnutzigkeit des Landvolkes zu klagen, unter welchem sie leben mußten, immer hörten sie den Höllenhund um die Hütten der Unterthanen heulen; freilich war die ganze Auffassung des

*) Man darf das Verhältniß der Landbauer zur Gesammtbevölkerung Deutschlands um 1750 in ungefährer Schätzung auf 65—70 Procent anschlagen, darunter vier Fünftheile in Unterthänigkeit, also mehr als die Hälfte des Volks.

Lebens bei ihnen finster, pedantisch, arm an Freude geworden. Ein vielgelesenes Büchlein aus der Landschaft des Christoph von Grimmelshausen ist besonders charakteristisch. „Des Bauerstands Lasterprob“ *) wird nicht müde, bei jeder Thätigkeit der Dorfinsassen nachzuweisen, wie nichtswürdig und gottlos das Bauernvolk vom Schultheiß bis zum Gänsehirten lebe, daß sie die Gewohnheit hätten, sich arm und elend zu stellen und bei jeder Gelegenheit zu klagen, daß sie grob und hochmüthig gegen Jeden wären, den sie nicht zu fürchten hatten, daß sie Niemanden für ihren Freund hielten und auch ihre Wohlthäter undankbar betrögen. Das Buch ist viel grausamer, als das Betrugslexicon des hypochondrischen Coburgers Hönn, welches einige Jahrzehnte später die Betrügereien aller Stände, nicht zuletzt die der Bauern, nach dem Alphabet mürrisch und bequem zum Nachschlagen auseinandersetzte.

Zu solchen Fehlern, welche den Unterdrückten überall eigen sind, kamen freilich noch andere, Folgen der langen Kriegszeit und Verwilderung. In den Stuben der Dorfschenken waren um 1700 weder Leuchter noch Lichtscheeren zu sehen, denn Alles wäre von den Einkehrenden gemaust worden, es blieb kein Gebetbuch des Schenkwirths ungestohlen, an einen kleinen Wandspiegel war gar nicht zu denken — fünfhundert Jahre früher hatte das Dorfmädchen, wenn es sich zum Tanz schmückte, ihren Handspiegel als Schmuckstück bei sich geführt, — und wenn ein Hausvater Fuhrleute beherbergte, mußte er das kleine Geräth verstecken, Scheuer und Heuboden verschließen. Für einen Durchreisenden war das Betreten der Schenke zuweilen sogar gefährlich. Der wüste Raum war nicht nur mit Tabaksrauch, auch mit Pulverqualm erfüllt. Denn noch war es ein Festvergnügen der Landleute, mit Pulver zu spielen und unglückliche Fremde durch Sprüh-

*) Des Neunhäutigen und Haimbüchenen schlimmen Baurenstandes und Wandels Entdeckte Uibel- Sitten- und Lasterprob von Veroandro aus Wahrburg (1684). Verfasser scheint derselbe Geistliche, welcher den spätern Ausgaben der Werke des Simplicissimus die Nutzanwendungen und Verse zugedichtet hat.

teufel und kleine Raketen, die man ihnen vor die Füße oder an die Perücke warf, zu belästigen, dazu fehlten spöttische Reden und Grobheiten nicht*). Wir sind bei diesen und ähnlichen Klagen der Zeitgenossen nicht selten in der Stimmung, mit Erstaunen zu sehen, wie die deutsche Natur noch in der tiefsten Entwürdigung eine Lebenskraft bewahrte, welche nach mehr als hundert Jahren den Beginn besserer Zustände möglich machte, und wir werden zuweilen in Zweifel sein, ob wir die Geduld bewundern, oder die Schwäche betrauern sollen, welche so lange das Unerträgliche trug. Denn trotz Allem, was der Parteieifer jemals zur Entschuldigung dieser Unterthanenverhältnisse gesagt hat, sie waren eine endlose Quelle arger Unsittlichkeit für die Herren und ihre Beamten nicht weniger als für das Volk selbst. Die Sinnenlust des Gutsherrn, der Eigennutz des Gerichtshalters und Verwalters kamen in dieser Zeit, wo das Pflichtgefühl in allen Ständen schwach war, in tägliche Versuchung. Mehr als einmal eifern die lässigen Landesregierungen dagegen, daß der Amtmann die Bauern zwang, für ihn selbst Vieh zu mästen, Lein zu säen, zu spinnen, und übel berüchtigt waren die Gutsförster, welche mit den Bauern stille Holzgeschäfte machten und ihnen durch die Finger sahen, wenn sie Stämme des herrschaftlichen Waldes fällten**). Wie aber die Stimmung des Landvolks gegen die Gutsherren selbst arbeitete, das mag man aus dem ruchlosen Sprichwort schließen, welches noch um 1700 geläufig war und aus dem Munde der reichen Mansfelder Bauern aufgezeichnet wurde: Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man bei Zeiten die Köpfe eindrücken***).

Sehr langsam kam dem deutschen Landmann die Morgenröthe eines neuen Tages. Und wenn wir die Stelle suchen, von welcher

---

*) Der glückselige und unglückselige Baurenstand. Frankfurt. (o. J. um 1700) S. 178.

**) Lasterprob, S. 82.

***) Der glückselige und unglückselige Baurenstand. S. 155.

die ersten Strahlen des neuen Lichtes ausgehen, so führen sie, wie die gesammte Erhebung des Volkes, in die Arbeitsstuben der Gelehrten, welche die fremdartigste und dem Landvolk unverständlichste Wissenschaft verkündigten, das, was man damals Philosophie nannte. Seit die Lehre von Leibnitz und Wolff in einem größern Kreise der Gebildeten Schüler findet, ändert sich fast plötzlich auch das Urtheil über den Bauern und sein Schicksal. Ueberall beginnt humane Auffassung der irdischen Dinge den Kampf gegen den orthodoxen Wahn. Wieder kommt etwas von dem Eifer der Apostel, zu lehren, zu bessern, zu befreien, in die Schüler und Verkünder der neuen Weltweisheit. Etwa seit 1700 zeigt sich in der kleinen Literatur wieder ein herzliches Interesse an dem Leben des Bauern. Die Gesundheit seines Berufes, der Nutzen und Segen seiner Arbeit werden gerühmt, seine guten Eigenschaften sorgfältig aufgesucht; alte Lieder desselben, in denen ein mannhaftes Selbstgefühl hübschen Ausdruck findet, die einst von treuherzigen Theologen des sechszehnten Jahrhunderts überarbeitet waren, werden wieder in billigen Drucken verbreitet. Bescheiden rühmt sich darin der arme Landmann, daß schon Adam den Acker baute, er freut sich seines Federspiels: der Lerche im Felde, der Schwalbe im Stroh seines Daches, und des „Hennemanns" auf dem Hofe und tröstet sich in seiner schweren Arbeit immer wieder mit dem himmlischen Ackermann Jesus *).

Von anderer Seite half sogar die Härte des despotischen Staats. Dem Landesherrn gab der gedrückte Bauer in seinen Söhnen bereits die Mehrzahl der Soldaten, durch seine Abgaben die Mittel, den neuen Staat zu erhalten. Man kam allmälig zu der Einsicht, daß solches Material geschont werden müsse. Schon um 1700 ist das überall aus den Landesgesetzen zu erkennen. Auch der kaiserliche Hof folgte in seiner Weise der erwachenden Humanität. Er gab 1704 sogar den Schäfern ein schönes Privilegium, worin er sie und ihre

*) Kurtze Beschreibung der Acker-Leuthe und Ehrenlob. Hof 1701. S. 33. — Federspiel der alte volksmäßige Ausdruck für Falknerei.

Knechte für ehrlich erklärte, und die deutsche Nation huldreich ermahnte, das Vorurtheil gegen diese nützliche Menschenklasse aufzugeben und ihre Kinder nicht mehr wegen Abdeckerei und Zauberei vom Handwerk auszuschließen. Wenige Jahre darauf schenkte er ihnen einen gnädigen Wappenbrief, gab ihnen die Rechte einer Zunft mit Siegel, Lade und einer Fahne, auf welche ein frommes Bild gemalt war *). Schärfer griffen die Hohenzollern ein, sie selbst durch vier Generationen die fürstlichen Colonisten des östlichen Deutschlands. Am gründlichsten reformirte Friedrich II. in der eroberten Provinz, aus welcher schon mehre Beispiele seiner segensreichen Arbeit angeführt sind. Als er Schlesien in Besitz nahm, waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backöfen den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustand, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehilflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien, Oesterreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege zweihundertfünfzig neue Dörfer und zweitausend neue Häuslerstellen erbaut, nicht selten waren steinerne Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westphalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Prämien zur Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein Befehl führte beim Beginne des siebenjährigen Krieges die neuen Kartoffeln ein, das berühmte Patent des Justizministers von

---

*) Kaiserl. Priv. und Sanct. II, 583 und V, 1511.

Carmer verordnete Aufhebung der Gemeindetriften und Weiden und Theilung unter die Stellenbesitzer. Mit großem Blick wurden dadurch Verhältnisse eingeleitet, die erst in der neuesten Zeit zur Durchführung gekommen sind. Die Erblichkeit des Eigenthums wurde den Gutsunterthanen durch das Gesetz gesichert. Der Bauer erhielt das Recht bei der Regierung des Königs zu klagen und dies Recht war für ihn ein kurzes und energisches Recht geworden, denn so sehr der König den Adel begünstigte, wo er seinem Staate diente, so unablässig war er mit seinen Beamten bemüht, die Masse der Steuerzahler zu heben. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen und das ganze Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, wie der König sie las. Manche Kulturversuche des großen Fürsten gelangen nicht, von vielen Seiten wurde der Druck eines Systems empfunden, welches die Kraft des Volkes so emsig steigerte, um sie hoch für den Staat auszunützen. Aber nirgend ist von den Zeitgenossen die Arbeit dieses mächtigen Gutsherrn so dankbar anerkannt worden, als von den Bauern der eroberten Provinz. Wenn sich auf seinen zahlreichen Reisen nach Schlesien das Landvolk in stiller Ehrfurcht um seinen Wagen drängte, so dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfschulzen sprach, als eine theure Erinnerung, die sorgfältig von Generation zu Generation überliefert wurde und die noch heute in den Seelen haftet.

Immer größer wurde die Theilnahme der Gebildeten. Zwar Poesie und Kunst fanden in dem Leben der Bauern noch nicht einmal Stoffe, an welchen sich ein schaffendes Gemüth erwärmen konnte. Als Goethe Hermann und Dorothea schrieb, da war es ein neuer Fund für die Nation, daß auch das kleine Bürgerthum künstlerischer Beachtung werth sei, tiefer hinein in das Volk wagte man sich noch lange nicht. Aber die ehrlichen Menschenfreunde, die populären Verkünder der Aufklärung im Bürgerthum lehrten, predigten und schrieben mit herzlichem Eifer über den wunderlichen, unholden und doch so häufigen Mitmensch, den Bauer, dessen Wesen oft fast nur aus einer Summe von unliebenswürdigen Eigenschaften zu bestehen schien und der dabei

doch für die übrigen Klassen der menschlichen Gesellschaft unleugbar die unentbehrliche Grundlage abgab.

Eine der wirksamsten Schriften dieser Art war von Christian Garve „Ueber den Charakter der Bauern, Breslau 1786", nach Vorträgen, welche er kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution gehalten. Der Verfasser war ein klarer, redlicher Mann, der das Beste wollte und durch ganz Deutschland mit Achtung angehört wurde, so oft er über eine sociale Frage sprach. Sein Büchlein hat durchaus menschenfreundliche Tendenz, das Leben des Bauern ist ihm genauer bekannt, als manchem Andern, welcher sich damals mit Besserung des Landvolks beschäftigte. Auch die Vorschläge, welche er zur Hebung des Standes macht, sind zwar ungenügend, wie fast immer die Theorie gegenüber socialen Schäden, aber verständig. Und doch, wenn man das wohlmeinende Buch jetzt durchblättert, so darf man wohl einen Schrecken empfinden. Denn fürchterlich erscheint uns, nicht was er über den Druck der Bauern erzählt, sondern die Weise, wie er selbst von zwei Drittheilen des deutschen Volkes zu sprechen genöthigt ist. Sie sind ihm und seinen Zeitgenossen Fremde, es ist etwas Neues und dem Humanitätsgefühl Lockendes, sich in die Zustände dieser eigenthümlichen Menschen hineinzuversetzen. Es hat besondern Reiz für ein pflichtvolles Herz, sich deutlich zu machen, wie die Dummheit, Roheit, Schlechtigkeit der Landleute im Einzelnen beschaffen ist und woher sie komme. Der Verfasser selbst vergleicht ihre Lage mit der des Juden, er erörtert ihre Seelenzustände ungefähr so, wie unsere Philanthropen die der Bewohner eines Zellengefängnisses, er wünscht aufrichtig, daß das Licht der Humanität auch in ihre Hütten fallen möchte, er vergleicht ihre Faulheit und Trägheit mit der energischen Arbeitskraft, welche, wie man damals schon wußte, die Colonisten in den Urwäldern einer neuen Welt entwickeln. Und er erklärt diesen Gegensatz wohlmeinend daraus, daß in unsern alten und gleichsam schon alternden Staaten Viele für Einen arbeiten, und eine Menge der Fleißigen fast ohne Belohnung ausgehe, deßhalb sei Eifer und Lust bei einem großen Theile erloschen. Es ist fast Alles

wahr und gut, was er sagt, aber dies ruhige Wohlwollen, welches der Gebildete aus der Zeit von Immanuel Kant und dem Dichterhofe von Weimar seinem Volke gönnt, ist doch noch ohne jede Ahnung davon, daß der Kern der deutschen Volkskraft in diesem verachteten und verdorbenen Stande gesucht werden müsse, daß es hohle, unsichere und barbarische Zustände seien, in welchen er selbst, der Verfasser, lebe, daß die Regierungen seiner Zeit keinerlei Garantie der Dauer besäßen, daß ein Staat, der große Quell männlicher Empfindungen und jedes edelsten Selbstgefühls, auch für den Gebildeten unmöglich sei, so lange der Bauer wie ein Lastthier lebe; und wenig dachte er daran, daß schon der nächsten Generation nach bitteren Leiden und einer herben Schule durch die Siege eines auswärtigen Feindes alle diese Ueberzeugung aufgedrängt werden würde. — Und deshalb verdient seine Schrift wol, daß die Gegenwart sich ihrer erinnere; die folgenden Seiten sollen nicht die Lage der Bauern allein charakterisiren, auch die der Gebildeten. So aber spricht Garve:

„Ein Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern: der, daß sie sehr unter einander zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit; des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entstehen mehre Folgen. Erstlich sie werden nach ihrer Art geschliffen, abgewitzigt durch den Umgang. Sie sind zum Verkehr mit ihres Gleichen geschickter, — sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, bessere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen wie bei den Soldaten, was ihren Zustand erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seines Gleichen,

aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehen, damit eine genauere Bekanntschaft, und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens dem äußern Betragen nach, entstehe, ohne welche der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt dieser Vortheile. Er geht meistentheils nur mit seinesgleichen um, weil er sich aus Stolz von den Niedrigeren absondert: und er kömmt mit seines Gleichen viel zusammen, weil Muße und Reichthum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauer werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vortheile zu Theil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben, mit Höhern umzugehen; er sieht fast nie andere Menschen als Bauern um sich. Und seine Dienstbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seinesgleichen häufig zusammen.

Eben dieser Umstand macht aber auch, daß die Bauern wie ein Corpus agiren; daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten; daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrem Mittel so viel über sie vermag, und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen anderer Stände so wenigen moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sei denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urtheile, Vorstellungen, Beispiele der Höhern hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit.

Ich habe lange studirt, was das Wort tückisch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede gewesen ist, eigentlich bedeute. Es soll ohne Zweifel ein Gemische von kindischem Wesen, von Einfalt, von Schwäche, — mit Bosheit, mit List anzeigen.

Jeder erinnert sich ohne Zweifel solche Gesichter von Bauerknaben gesehn zu haben, wo das eine oder beide Augen unter den halbgeschlossenen Augenlidern wie verstohlen hervorschielen, deren Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Brust angedrückt oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte; mit einem Worte, Ge-

sichter, in welchen sich Furcht, Blödigkeit, Einfalt mit Spott und Abneigung vermischt abmalen. Solche Knaben stehen, wenn man etwas von ihnen verlangt, oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stock; sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln sind wie steif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt hat, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Der niedrige Stand des Bauern, seine Dienstbarkeit, seine Armuth bringen ihm eine gewisse Furcht vor den Höhern bei; seine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegsam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwissend; der öftere Widerspruch seines Willens und seiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen seiner Vorgesetzten giebt seinem Gemüthe eine Anlage zum Hasse. Er wird also, wenn die Fehler seines Standes bei ihm nicht durch seine persönlichen Eigenschaften aufgehoben werden, jenem Knaben besonders im Betragen gegen seine Obern ähnlich sein. Und gerade die Obern und Herren des Bauern sind es auch, die ihm den tückischen Charakter zuschreiben. Er wird Verstellung an die Stelle offenbaren Widerstandes setzen; er wird vor den Augen derselben demüthig, nachgebend, sogar ihnen ergeben scheinen, und wo er glaubt verborgen zu bleiben, wird er Alles wider ihren Willen und ihr Interesse thun. Er wird auf Ränke und Intriguen sinnen, die demohnerachtet nicht so fein ausgesponnen sein werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehen lassen.

Man kann zwei Hauptverschiedenheiten, wie in den Schiksalen, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz unterdrückte, der unter dem Joche einer völligen Sclaverei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustande ganz fühllos sich Alles gefallen lassen, ohne den mindesten Widerstand zu thun, selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen: er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieser Schlaffsucht durch besondre Umstände, durch Aufhetzungen, durch einen listigen und kühnen Anführer gebracht wird, dann wird er

wüthend wie ein Tiger und verliert auf einmal mit der Demuth des Sclaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Gesetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erdscholle, und mit ihr an den Dienst des Eigenthümers derselben gebunden, und seinem Richteramt unterworfen ist: dieser Bauer erträgt gemeiniglich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewaltthätigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche; aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vortheile zu schmälern, seine zu vergrößern, das ist ein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich herumträgt, und eine Absicht, die er insgeheim, so oft es angeht, zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seines Gleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz demüthige Sclave, er ist nicht der fürchterliche Feind seines Herrn; er ist aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorsamer Unterthan; er ist das, was man wahrscheinlicher Weise durch das Wort tückisch hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandtheil, oder als eine Folge, einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorurtheil sich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu sein. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind, und so fähig er mit unbefangenem Gemüthe sein würde, ihre Richtigkeit einzusehn. Die richterlichen Personen, welche in Processen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individua gekannt haben, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich absurden Idee bestehn, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein solcher Schwindelgeist

anfallen. Sie sind alsdann gewissen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechselung einnimmt oder bei der kleinsten Veranlassung wiederkömmt; und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der Vernunft, weggeschafft werden kann, weil sie wirklich nicht in der Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe, ihren Grund hat."

So sprach Christian Garve. Sein letzter Rath war: bessere Dorfschulen. In ähnlichem menschenfreundlichen Sinne handelten einzelne Gutsherren. Gern möchten wir verkünden, daß ihre Zahl sehr groß gewesen sei, aber die häufigen Klagen über das Gegentheil, und der Eifer, mit welchem die humanen Aufklärer einzelne Beispiele, — wie einen Rochow auf Rekahn, welcher auf eigene Kosten Dorfschulen eingerichtet hatte, — hervorheben, berechtigt zu dem Schluß, daß solche Humanität weniger aufgefallen wäre, wenn man sie häufiger geübt hätte. In der That gehörte für den Einzelnen auch Klugheit dazu, gute Gesinnung für die Bauern in die That umzusetzen, es wurde mehrfach beobachtet, daß sie ihre Dienste weit williger den strengen Edelleuten thaten, als bürgerlichen Gutsherren, und daß diesen, wenn sie mit warmer Empfindung den Bauern freundlich sein wollten, ihr guter Wille zuweilen schlecht bekam. So hatte ein bürgerlicher Gutsbesitzer bei Uebernahme des Gutes jedem seiner Bauern ein Geldgeschenk gemacht und ihnen mehrfache Nachsicht bewiesen; die nicht unnatürliche Folge war, daß sie ihm alle Dienste aufkündigten und in offenen Widerstand ausbrachen.

Während die deutschen Humanisten für den Landmann sorgten und schrieben, dröhnten schon jenseit des Rheins die Schläge eines Wetters, welches in wenig Jahren auch in Deutschland die Unterthänigkeit des Bauern mit der gesammten alten Staatsordnung zerschlagen sollte. Um 1790 fiel auf, daß die Bauern sich eifrig um Politik kümmerten. Der Schulmeister las ihnen die Zeitungen vor und erklärte, die Hörer saßen unbeweglich, ganz Ohr unter dicken Tabaks-

wollen. In Kursachsen benutzten Einzelne schon die neue Lesebibliothek in der Nachbarstadt *). In der Pfalz, am Oberrhein wird das Landvolk unruhig und verweigert die Dienste. Und in dem reichsten Theile Kursachsens, in der Lommatzscher Pflege und auf den Gütern der Grafen von Schönburg brechen in demselben Jahre noch einmal Bauernaufstände aus, noch einmal erheben die Empörten die alte Waffe der Unfreien, die Holzkeule mit Eisenringen beschlagen. Die Bauern sagen ihren Frohnherren durch eine Deputation alle Hofdienste auf, sie besenden die Nachbargemeinden, von Dorf zu Dorf eilen die heimlichen Boten, die Gerichtshalter im Dienste des Edelmanns werden verjagt oder mit Stecken geschlagen, den ruhigen Gemeinden wird mit Feuer und Schwert gedroht, in jedem Dorfe stehen gesattelte Pferde, die Nachbarn von dem Anmarsch des Militärs zu benachrichtigen. Dasselbe stille Verschwören, die blitzschnelle Verbreitung des Aufstandes, dieselbe Verbindung von maßlosem Haß und natürlichem Rechtsgefühl wie in den Bauernkriegen des sechszehnten Jahrhunderts. Den Gutsherren werden Reverse vorgelegt, welche die meisten in Güte unterschreiben, harten Edelleuten wird mit dem Aergsten gedroht. Schnell steigern sie die Forderungen, bald wird nicht nur Befreiung von Frohnden und Zinsen geheischt, auch die Rückerstattung bezahlter Strafgelder. Die Bauern sammeln sich in Haufen von mehr als tausend Mann, sie drohen die Stadt Meißen zu überfallen, sie greifen kleine Commandos an. Aber sie widerstehen nirgend größeren Abtheilungen Militär. Die verwegensten Haufen werfen Mützen und Knittel weg, sobald die Reiter zum Einhauen kommandirt werden. Einer der Hauptanführer, ein zäher, trotziger Greis von siebenzig Jahren, beklagt sich noch in Ketten über die Muthlosigkeit seiner Haufen. Und die Bewegung wird ohne vieles Blutvergießen gedämpft. Aber es war charakteristisch für die Zeit, daß die Gutsherren selbst aus Furcht Alles anwandten, um ein Vergeben und Vergessen herbeizuführen, und daß die Verurtheilten während

*) F. von Liebenroth a. a. O. S. 146.

der Strafarbeit von den übrigen Verbrechern getrennt und schonend behandelt wurden; auch die Kleidung der Züchtlinge ward ihnen erspart. Aus den gleichzeitigen Berichten ist deutlich zu sehen, wie allgemein bei den obern Behörden die Empfindung war, daß die Lage der Bauern den Humanitätsforderungen der Zeit nicht entspreche.

Zwei Jahre darauf tanzten in der Pfalz und im Kurfürstenthum Mainz auch die deutschen Landleute um die rothe Mütze auf dem Freiheitsbaum. Unaufhaltsam drang der französische Einfluß in Deutschland vor. Der Staat Friedrich des Großen wurde zerbrochen, Deutschland bis zur Elbe wurde französisch, in den neuen französischen Besitzungen wurden Unterthänigkeit und Dienste mit einer Hast und Rücksichtslosigkeit aufgehoben, welche darauf berechnet war, das Volk für die neue Herrschaft zu gewinnen. Die Rheinbundfürsten folgten mit größerer Rücksicht gegen ihre Privilegirten, aber doch unter dem starken Einfluß französischer Ideen. In Preußen sahen Regierung und Volk mit Schrecken, wie unsicher ein Staatsbau gewesen war, welcher von den Leibern und der Arbeitskraft der Bauern so viel, von ihrer Seele so wenig in Anspruch genommen hatte. Mit dem Jahre 1807 begann in Preußen die große Umwandlung in den Verhältnissen der Landleute; die Auseinandersetzung zwischen Gutsherren und Bauern hat dort mit manchen Schwankungen und Unterbrechungen ein halbes Jahrhundert gedauert, sie ist noch nicht zu völligem Abschluß gediehen.

In dieser Periode hat sich durch ganz Deutschland die Lage des Landmanns so verbessert, daß wol kein anderer Kulturfortschritt sich mit diesem vergleichen läßt. Der Unterthan eines Gutsherrn ist mit Ausnahme Mecklenburgs, wo noch mittelalterliche Zustände dauern, zum freien Bürger seines Staats geworden, ihn und den Gutsherrn schützt und straft gleiches Recht, er sendet die Vertreter, nicht seines Standes, sondern des Volkes im Verein mit den übrigen Berufskreisen nach der Hauptstadt, er hat rechtlich überall aufgehört, ein besonderer Stand im Staate zu sein, er hat in vielen Landschaften mit

der Bauerntracht auch den alten Trotz abgelegt, er beginnt sich modisch zu kleiden und — zuweilen noch unbehilflich und in unholden Formen — an den Erfindungen und Genüssen moderner Bildung Theil zu nehmen. Aber wie groß diese Umwandlungen auch sein mögen, sie sind fast überall in Deutschland doch noch nicht groß genug, um dem Landmann die Stellung zu geben, welche er in der Staatsgesellschaft, in dem bürgerlichen Verkehr, in der Landescultur haben muß, wenn das Leben des Volkes nach allen Seiten den Eindruck von völliger Gesundheit und Kraft machen soll. Noch ist sein Interesse und Verständniß für die höchste irdische Angelegenheit des Mannes, für den Staat, viel zu wenig entwickelt, noch ist sein Bedürfniß nach Lehre und Bildung im Ganzen betrachtet, viel zu gering, noch hängen an seiner Seele im größten Theile des Vaterlandes einige von den Eigenschaften, welche langer Unterdrückung zu folgen pflegen, harter Egoismus, Mißtrauen gegen anders geformte Menschen, Proceßsucht, Unbehilflichkeit und mangelhaftes Verständniß seines Rechts und seiner bürgerlichen Lage. Noch sind es auch bei den Seelen, welche den alten Bann gebrochen haben, häufig die Uebergangsformen, welche ihnen ein besonders unfertiges und unbehagliches Ansehen geben.

Und noch steht die Landwirthschaft des deutschen Bauern, im Ganzen betrachtet, nicht auf dem Standpunkt, welcher für eine energische Entwicklung unserer nationalen Kraft nothwendig ist. Wohl haben wir Grund uns auch in dieser Richtung über große Fortschritte zu freuen. Fast überall ist die Intelligenz unablässig bemüht, auch dem einfachen Landmann das Neuerfundene: Maschinen, Sämereien, neue Culturen zugänglich zu machen. In einigen begünstigten Gegenden unterscheidet sich die Ackercultur der kleinen Wirthe kaum noch von dem rationellen Betriebe größerer Mustergüter. Auch hat der deutsche Bauer in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung nicht ebenso, wie der gedrückte Slave, den Trieb eingebüßt, für sich zu erwerben. Denn grade seine charakteristischen Eigenschaften sind dauerhafter regelmäßiger Fleiß und strenge Sparsamkeit, die Grundlagen für alles

höchste irdische Gedeihen. Aber noch besteht in weiten Gebieten die alte Gebundenheit der Dreifelderwirthschaft mit ihren Gemeindeweiden und allem Zwange, durch welchen sie den Einzelnen zurückhält. Noch ist selbst das bewährte Neue dem Landmann deshalb peinlich, weil ihm bei aller Ausdauer doch die unternehmende Thatkraft zu sehr fehlt, und weil ihm die große Dürftigkeit seines Jugendunterrichts und seiner technischen Bildung in der That schwer machen, Neues zu erfassen. So ist die Entwicklung des deutschen Bauers zu größerer innerer Freiheit und Tüchtigkeit zwar stätig aber langsam. Und da aus ganz andern Gründen auch der adlige Gutsbesitzer nicht selten versäumt mit Energie, technischer Bildung und starker Anspannung seiner Kraft die Cultur des Bodens zu steigern, so empfinden wir auch in andern Kreisen der Production, in Industrie, Handel, in nationalem Wohlstand und im politischen Leben eine entsprechende Langsamkeit des Fortschritts. Sie setzt uns noch jetzt gegenüber besser gestellten Nationen Europas in Nachtheil. Denn die Lage Deutschlands unter den Staaten Europas ist so, daß uns von der Entwicklung der eigenen Landwirthschaft, d. h. von dem Grade der Intelligenz und productiven Kraft, welche bei dieser ersten menschlichen Thätigkeit sichtbar werden, jeder andere Culturfortschritt abhängt. Wir haben keine Seeherrschaft, wir haben keine Colonien, wir haben keine unterworfenen Länder, welche uns die Erzeugnisse unseres Fleißes abnehmen müssen. Wenn dieser Umstand vielleicht eine Bürgschaft unserer Dauer ist, so erhöht er auf der andern Seite auch die verhängnißvolle Wichtigkeit, welche der deutsche Landmann und der Betrieb seiner Wirthschaft für die übrigen Kreise des deutschen Volkes hat.

So, wenn es erlaubt ist, zwei sehr verschiedene Stufen menschlicher Entwicklung miteinander zu vergleichen, darf man wol sagen, daß der Bauer des Jahres 1861 im Verhältniß zu den übrigen Kreisen des Volkes noch nicht wieder das Selbstgefühl und die bewußte Kraft gewonnen hat, welche vor sechshundert Jahren in der Landschaft des Neithart von Reuenthal und des Meier Helmbrecht leben-

dig waren. Und wer uns aus dem Leben der Vergangenheit belehrt, wie das so gekommen ist, daß die Kraft der Nation vom flachen Lande in die Städte zog und daß sich der Adel so hoch über seinen Nachbar den Bauer stellte, der möge sich doch sehr hüten zu behaupten, diese Herabdrückung des Landvolks sei die natürliche Folge davon, daß neben der einfachen Landwirthschaft des kleinen Mannes höhere Kulturen und kunstvollere Lebensformen aufgebaut wurden. Wer hinter seinem Pfluge über die Scholle schreitet, der wird selten Mitglied einer Compagnie sein, welche ihre Speculationen bis in ferne Welttheile ausdehnt, er wird nicht den Homer in der Ursprache verstehen, er wird schwerlich das Werk eines deutschen Philosophen über Logik lesen und die leichte Unterhaltung eines modernen Salons kaum durch seinen Geist beleben. Aber die Resultate der gesammten Bildung, dessen, was der Gelehrte findet, der Künstler bildet, der Industrielle schafft, das muß in einer Zeit, wo die Nation mit voller Gesundheit arbeitet, auch dem einfachen Landmann von gesundem Urtheil zugänglich, verständlich und werth sein.

Ist es nothwendig, daß unser Nachbar, der Landmann, so selten ein gutes Buch liest und noch viel seltener ein Buch kauft? Ist es nothwendig, daß er in der Regel keine andre Zeitung zur Hand nimmt, als etwa das kleine Blatt seines Kreises? Ist es nothwendig, daß ihm und leider zuweilen auch seinem Schullehrer unbekannt ist, wie ein Winkel bestimmt, eine Parallelogramm gemessen und eine Ellipse gezeichnet wird? Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Bauerfrau legen wollte, der würde wahrscheinlich etwas Unnützes thun und einem „gebildeten“ Zuschauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönste, das wir besitzen, der Hälfte unsrer Nation unverständlich sein? Vor sechshundert Jahren wurde doch das Gedicht vom Meier Helmbrecht auch in den Dorfstuben verstanden, der Reiz seiner klangvollen Verse, die Poesie und die warme Beredtsamkeit seiner Sprache. Und die Rythmen und Weisen jener alten Tanzlieder des dreizehnten Jahrhunderts, sie sind grade so zierlich und kunstvoll, wie nur die feinsten Verse in den Gedichten des größ-

ten modernen Dichters. Es gab doch eine Zeit, wo das deutsche Landvolk dieselbe lebhafte Empfänglichkeit für eine edle Poesie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anspruch nehmen möchten. Ist es nothwendig, daß sie dem Bauer der Gegenwart fehlt? Noch spielt der böhmische Dorfmusikant mit herzlichem Behagen die Töne auf, welche das Genie von Haydn und Mozart harmonisch verbunden hat; ist es nothwendig, daß dem deutschen Bauer wenig andere musikalische Klänge vertraut sind, als die abgestandenen Weisen geistloser Tänze? Das Alles ist nicht nothwendig, noch starrt etwas von derselben Barbarei in unser Leben, welche wir aus der Zeit von Christian Garve mit Verwunderung erkennen.

Was wir aber zunächst als eine bis jetzt dauernde Schwäche des Bauern empfinden, das ist auch eine eigenthümliche Schwäche unserer gesammten Bildung, welche etwas Ueberkünstliches erhalten hat, weil sie in verhältnißmäßig kleinen und isolirten Kreisen der menschlichen Gesellschaft aufblühte ohne die immerwährende Kräftigung und Regulirung, welche ihr die gesammte Volksseele durch empfängliches Entgegenkommen und warme Theilnahme gewähret hätte. Daß der Landmann durch so viele Jahrhunderte der gesellschaftlichen Kultur so fremd stand, das hat zunächst ihn schwach gemacht, aber auch die Bildung der Anderen schwankend, raffinirt, zuweilen unmännlich und unpraktisch.

2.

Aus dem Leben des niedern Adels.

Eng verbunden laufen die Schicksale der deutschen Bauernschaft und des deutschen Adels; die Leiden des einen werden Krankheit des andern; dem einen verringerte die Knechtschaft, dem andern das Privilegium einer bevorzugten Stellung ihre Tüchtigkeit, ihre Bildung, ihren Werth für den Staat. Noch heute gleichen beide Genesenden.

Der niedere deutsche Adel hatte vor Beginn des dreißigjährigen Krieges grade in wichtigem Uebergange gelebt, er war auf dem Wege, einige Traditionen des Mittelalters zu vergessen und er war im Begriff, an den Höfen eine neue Bedeutung zu erwerben. Aus den raublustigen Junkern vom Stegreif waren trunkliebende händelsüchtige Grundbesitzer geworden.

Immer noch wurde den Söhnen der alten Raubgesellen am Ende des sechszehnten Jahrhunderts schwer, den Landfrieden zu halten. Noch während sie mit Streitschriften und am Kammergericht intriguirten, kamen sie in Versuchung, mit Gewalt Rache zu nehmen; nicht nur die unruhigen Reichsritter in Franken, Schwaben und am Rhein, auch die Lehnsträger der mächtigen Reichsfürsten unter kräftigem Landesgesetz. Selbst wo sie ihr Recht übten, thaten sie das gern gewaltthätig, in dem Stolz eigner Machtherrlichkeit. So warb Georg Behr von Düvelsdorf in Pommern noch kurz bevor der Sturm des dreißigjährigen Krieges in seine Landschaft brach, einen bewaffneten Haufen, um sich in einer Privatfehde Faustrecht zu suchen,

und derselbe, der auf seinen Gütern die hohe Gerichtsbarkeit beanspruchte, ließ 1628 einen früheren Schreiber seiner Familie, der das Siegel des Herrn nachgemacht und falsche Obligationen ausgestellt hatte, ohne Weiteres an einen Obergalgen henken und seinem Herzoge gelegentlich eine lakonische Mittheilung davon zugehen*).

Auch im Tagesverkehr blieb den Landedelleuten viel von der alten Rauflust, noch immer waren sie eilig, wie einst im Mittelalter, unter der Dorflinde und in den Wirthshäusern Händel zu erregen. Die Jüngeren trugen ausgenähte Kleider, darin verborgene Brustwehren, in den Hüten eiserne Reifen und niedrige Pickelhauben, dazu überlange Rappiere und Stilette, in den östlichen Grenzländern auch ungarische Aexte. So zogen sie in Haufen den Volksfesten und Hochzeiten zu, zumal wenn diese von den verhaßten Bürgern in Wirthschaften gehalten wurden. Dort fingen sie mit dem Volke und den geladenen Gästen Streit an, übten schnöden Muthwillen, zuweilen arge Unthat, sie sprengten die Hausthüren, brachen den Frauen, die sich zur Ruhe gelegt, die Kammerthüre auf, den Wirthen die Keller. Es war nicht immer leicht, gegen die Frevler Recht zu finden, aber in einzelnen Landschaften wurde die Klage so laut und häufig, daß z. B. für die kaiserlichen Erblande zahlreiche Verordnungen erschienen, welche die Anzeige solcher Bübereien zur Pflicht machten. Am meisten wurde darin gegen die Unangesessenen geklagt, welche sich „hin und wieder“ auf dem Lande aufhielten, sie sollten im schlimmsten Falle gezwungen werden, auf eigene Kosten gegen den Erbfeind zu dienen**). So schwer gingen die alten Unarten aus dem Blut. Aber auch die Händel, welche der Landadel unter einander hatte, waren endlos. Vergebens klagten die Verordnungen der Landesherren darüber, vergebens erklärten sie, daß der Ausgeforderte nicht nöthig habe, sich zu stellen***).

*) J. v. Bohlen: Georg von Behr, ein pommersches Lebensbild. 1859. S. 24.

**) Z. B. Kais. Priv. und Sanct. zu 1577, 1602, 1617, I, 93, 100; III, 1108.

***) Schon im Jahre 1602 u. 1617, z. B. Kais. Priv. u. Sanct. III, 1107.

Die Sprache der Junker war reich an überkräftigen Ausdrücken und die Sitte hatte einige davon zu unverzeihlichen Beleidigungen gestempelt. Gerade jetzt seit dem Aufhören der Turniere hatten Wappen und Ahnen große Bedeutung erhalten, seltener wurden die Heiraten mit nichtadlichen Frauen, eifrig malte man Schilde und Stammbäume und suchte die reine Herkunft durch mehre Generationen der Vorfahren zu beweisen, was häufig Schwierigkeiten hatte, die nicht nur in dem Mangel von Kirchenbüchern und Urkunden lagen. Wer deshalb Händel suchte, tadelte des Andern Abkunft, rittermäßigen Stand, Namen und Wappen und bezweifelte seine vier Ahnen. Solche Kränkung mußte durch Blut gesühnt werden. Zur Verminderung dieser Raufereien wurden kurz vor dem dreißigjährigen Kriege hie und da die Ehrengerichte eingeführt. Vorsitzender war der Landesfürst oder Lehnsherr, die Beisitzer, ansehnliche Edelleute, bildeten die Ehrentafel. Die Parteien wählten drei Genossen, durch sie wurden die Ausforderungs- und Entschuldigungsbriefe besorgt; um denen, welche im Schreiben wenig Uebung hatten, diese Feinheiten zu erleichtern, wurde auch wol die Form solcher Vorladungsbriefe genau vorgeschrieben.

Während so die Aermeren vom Lande in der Heimat gegen die neue Zeit kämpften, wurden die Strebsamen durch die alte deutsche Reiselust in die Fremde geführt. Noch zog die adlige Jugend gern der Kriegstrommel nach und schon vor 1618 ist eine häufige Klage, daß die Junker vom Adel bei den Heeren überall bevorzugt werden und wie schwer es für einen tüchtigen Mann aus dem Volke sei, von der Pike heraufzukommen. Schon vor 1618 reisten die Erben der reichen und anspruchsvollen Häuser nach Frankreich hinüber, dort Sprache, Bildung, das Kriegshandwerk zu erlernen. Nicht nur in Paris, auch in anderen großen Städten Frankreichs saßen sie so zahlreich, wie etwa jetzt müßige Russen und Engländer, nur zu oft suchten sie es den Franzosen in Liederlichkeit und Duellen gleich zu thun und waren als ungeschickte Nachahmer des fremden Brauches schon damals berüchtigt. Lebten doch selbst mehre der westlichen

deutschen Höfe schon vor 1618 in so großer Abhängigkeit von französischer Sitte, daß ihnen das Französische bereits die elegante Sprache für Rede und Schrift geworden war. So der Hofstaat des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz, des Winterkönigs von Böhmen.

Die Gewandtesten vom Adel aber suchten an den zahlreichen deutschen Fürstenhöfen feine Sitte, Vergnügen, ein Amt. Seit der Abdankung Karl V. war ein lustiges Leben nicht nur beim kaiserlichen Hofe, auch bei den größeren Reichsfürsten, vor andern in Kursachsen, Baiern, Würtemberg und der Pfalz. Außer den großen Jagden und Trinkgelagen waren auch weitläufige Hoffeste, Maskeraden, Reiterübungen, Preisschießen modisch geworden, zumal bei Krönungen, Vermählungen, Kindtaufen, vornehmen Besuchen. Die alten Turniere waren Scheingefechte, schöne Actionen, bei welchen das Costüm und der dramatische Anstrich mehr galt, als die Waffenübung selbst. Sie wurden nach spanischem Brauche eingerichtet, schon 1570 mit dem neumodischen Ringelrennen. Große Schaugerüste mit mythologischen und allegorischen Figuren wurden daher gefahren, in wunderlicher Tracht erschienen die kämpfenden Parteien, sie stritten gegen einander als Herausforderer und Abenteurer, Manutenadoren und Avantureros, oder auch die Verheirateten gegen die Junggesellen, Mann gegen Mann und Haufen gegen Haufen, nicht nur zu Roß, auch zu Fuß, um Preise. Aber die Waffen waren stumpf, die Speere so eingerichtet, daß sie schon bei schwachem Anprall zerbrechen mußten, die Zahl der Stöße und Hiebe, welche Einer gegen den Andern thun durfte, war genau vorgeschrieben. Das Ganze war durch ein Cartell — Einladungs- oder Ausforderungsschreiben — welches wol gar gedruckt und angeschlagen wurde, dem schauenden Publikum erklärt. Uns sind einige solche Stilübungen gebildeter Hofleute erhalten, z. B. ein Cartell von 1570, wo Kaiser Max II. in Prag einen großen Kreis des deutschen Adels um sich versammelt hatte, in welchem ein Schwarzkünstler Zirfeo ankündigt, daß er drei theure Helden in einem Berge verzaubert wisse, den König Artus und seine Genossen, Sigestab den starken und Amelot den freudigen, die er entzaubern und

zum Kampfe gegen Aventuriers erwecken wolle. Beim Feste selbst präsentirte sich ein großer Holzbau, der einen Felsen mit einer höllischen Oeffnung darstellte, Raben flogen aus ihm, Teufel tanzten geschäftig um seinen Gipfel und warfen mit Feuer um sich, endlich erschien der Zauberer selbst, machte seine Beschwörung, der Berg öffnete sich, die Ritter sprengten in alterthümlicher Rüstung ins Sonnenlicht und erwarteten die fremden Kämpfer, die ebenfalls in seltsamem Costüme — die beste Invention und Maske dabei erhielt einen Preis — gegen sie ritten. — In ähnlichen Cartells, zuweilen in Versen, wurden auch andere Hoffeste angezeigt, von denen schon vor 1600 die Schäfereien, wie nach dem großen Kriege die derberen „Bauernhochzeiten" und „Jahrmärkte" reiche Ausbildung erhielten. Sie waren den Herrschaften und dem Adel besonders willkommen, weil bei ihnen die Etikette suspendirt und manche Gelegenheit zu freiem Scherz und vertraulicher Annäherung gegeben war.

An einzelnen Höfen, bei den Anhaltinern, den Landgrafen von Hessen, dem Herzog Philipp von Pommern hatte der Hofadel auch Veranlassung, auf Kenntnisse und Bildung zu denken, an diesen Höfen begann schon damals die Freude am Besitz von Kunstsachen, und wie Kaiser Rudolf die Gemälde Dürer's, so sammelten die Fürsten und einzelne wohlhabende Edelleute ihrer Umgebung seltene Münzen, Waffen, Trinkbecher, Arbeiten der Goldschmiede von Nürnberg, der Kunsttischler von Augsburg. Die Patrizier der großen Reichsstädte, dem Hofadel an Bildung überlegen, vermittelten dann wohl als politische Agenten und Geschäftsführer der Reichsfürsten solche Neuigkeiten der Kunst an die deutschen Höfe und ihre Cavaliere. Nicht ganz unerhört war ein Hofmann, welcher die langen Trinkgelage mied, eine Unterhaltung über den Weltlauf zu schätzen wußte, ja, ein lateinisches Distichon verfertigte und seinen Erben eine Büchersammlung hinterließ, und schon galt es bei den Besseren für ehrenwerth, sich um den Haushalt zu kümmern und die Gutseinnahmen nach Kräften zu vermehren.

Im Ganzen hatte schon vor dem Kriege die höfische Bedeutung

des Adels zugenommen, und ebenso der Druck, welchen sie auf die abhängigen Landleute ausübten, aber neben, ja über ihnen war die freie Kraft der Nation in unaufhaltsamer Entwicklung. Die neue Bildung der Reformationszeit, durch die bürgerlichen Theologen und Schulmänner getragen, verachtete auch die Roheiten der Landjunker. Und die Geschäfte der Fürsten und ihrer Territorien, die Stellen am Kammergericht, die Spruchcollegien an den Universitäten, fast die gesammte Justiz und Administration war nicht in den Händen des Adels; der größte Wohlstand, das beste Behagen war durch Handel und Handwerk in die Städte geleitet. So war bis zum Jahre 1618 die Nation auf gutem Wege, das egoistische Junkerthum des Mittelalters zu überwinden und Ansprüche, welche mit dem neuen Leben unvereinbar geworden waren, zur Ruhe zu bringen.

Es war eine verderbliche Folge des großen Krieges, daß auch dies anders wurde. Die Kraft des Bürgerthums war durch den Krieg vollständig gebrochen, die Schwächen des Adels entwickelten sich unter der Gunst, welche ihm in den meisten Landschaften das neue Soldatenregiment der Fürsten, vor Allem der Kaiserhof gewährte, zum Nachtheil des Ganzen. Wie sehr die Einnahmen des Grundbesitzers verringert waren, er lernte doch zuerst aus der Arbeit der geknechteten Bauern Vortheil ziehen. Auch die Familien des Landadels waren decimirt, dafür war man am Kaiserhofe sehr bereit, für Geld neuen Adel zu schaffen. Schon im Kriege hatte sich der Hauptmann oder Oberst von seiner Beute gern einen Adelsbrief und verwüstete Güter gekauft. Nach dem Frieden wurde der Briefadel eine häßliche Erweiterung des Standes. Eine kindische, widerwärtige Großmannssucht, Devotion, Kriecherei, Sucht nach Titeln und äußern Auszeichnungen wurden nun in den Städten allgemein. Am wenigsten litten darunter die Handelsstädte an der Nordsee, am meisten die Länder, welche unmittelbar von dem Kaiserhofe abhingen. Damals wurde in Wien gebräuchlich, jeden, welcher gesellschaftliche Ansprüche zu machen berechtigt schien, als Edelmann anzureden.

Unter der Masse der Privilegirten, welche sich jetzt als besondrer

herrschender Stand im Gegensatz zum Volke empfanden, war allerdings die größte Verschiedenheit der Bildung und Tüchtigkeit, aber man thut dem Andenken an viele ehrenwerthe und einige bedeutende Männer nicht Unrecht, wenn die Thatsache hervorgehoben wird, daß die Zeit von 1650 bis 1750, in welcher der Adel am meisten galt und regierte, die allerschlechteste Periode der ganzen langen Geschichte Deutschlands ist.

Ohne Zweifel führte in der schwachen Zeit seit 1648 das behaglichste Leben der wohlhabende Sproß einer alten Familie, welcher größere Güter sein Eigenthum nannte und durch alte Verbindungen mit Einflußreichen und Regierenden geschützt war. Seine Söhne erwarben einträgliche Hofämter oder höhere Offizierstellen, auch die Töchter, gut ausgestattet, vergrößerten den Kreis seiner „Freunde". Der Gutsherr hat wol selbst im Heere gedient, eine Reise nach Frankreich oder Holland gemacht und von dort eine Anzahl Curiositäten mitgebracht, Waffen und gemaltes Geräth asiatischer Völker, ein ausgeblasenes Straußenei, polirte Muscheln, künstlich geschnittene Kirschkerne und gemalte Töpfe, oder marmorne Gliedmaßen, die in Italien aus der Erde gegraben waren. Er hat vielleicht irgendwo einem Gelehrten seine Bekanntschaft gegönnt und erhält von Zeit zu Zeit eine dickleibige juristische Abhandlung oder gar einen Band Gedichte mit respektvollem Schreiben zugesandt. Ja er hat auf seinen Reisen die Höfe von Anhalt oder Weimar besucht und ist von dort durch gnädiges Patent zum Dichter und Schriftsteller ernannt worden, er ist Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, bewahrt an seidenem Bande ein schönes Medaillon, auf welchem sein Kraut: Salbei oder Krausemünze, oder wenn er bei Hofe boshaft war, vielleicht gar ein Rettig abgebildet ist, er führt den Beinamen „der Auflockernde" und tröstet sich mit dem Spruch: „im Beißen nahrhaft"*); in diesem Fall schreibt er zuweilen auch wohl Briefe über Verbesserung

*) Dietrich v. Kracht, der Brandenburgische Oberst, hieß im Orden „der Beißende", sein Kraut war Meerrettig.

der deutschen Muttersprache, leider mit vielen französischen Redensarten. Zu seiner Belehrung hält er mit einigen andern Cavalieren von Education um gutes Geld eine geschriebene Zeitung, welche ein wohlunterrichteter Mann in der Hauptstadt unter der Hand an zahlungsfähige Abnehmer sendet; denn es widersteht ihm, nur die „gewöhnliche, ungründliche Schmiererei“ der gedruckten Zeitungen zu lesen. Er spricht etwas französisch, vielleicht auch italienisch, und wenn er auf Universitäten gewesen ist, was nicht zu häufig geschah, vermag er auch ein lateinisches Elaborat herzusagen. In diesem Fall ist er wahrscheinlich Commissarius des Landesherrn, ein Würdenträger seiner Landschaft, dann fehlen ihm nicht Geschäftsreisen und gelegentliche Verhandlungen und er besorgt schlecht und recht das Anvertraute mit Hilfe seiner Schreiber. Er ist höflich, auch gegen solche, welche unter ihm stehen, und kommt mit dem Bürgersmann vortrefflich zurecht. In sicherem Selbstgefühl sieht er auf das Volk, er ist in der That vornehm erzogen, und weiß recht gut, daß sein Adel nicht auf den vielen Titeln und nicht auf den Ritterzeichen des Wappens beruht, und er lächelt über die Löwen, Bären, Türkenköpfe und wilden Männer, welche in die Wappen gemalt und von dem Heroldsamt zu Wien ausgetheilt worden. Mit Stolz blickt er auf den Adel der Franzosen, der durch pariser Kaufleute und italienische Abenteurer zu viel fremdes Blut eingenommen hat, auf die Ungarn, die ihren Adel gefällig um eine Reverenz bei dem Palatin und eine Kanzleitaxe ertheilen, auf die Dänen, deren Edelleute aus dem Viehhandel ein Monopol machen, und auf die Italiener, welche in unaufhörlichen Mesalliancen leben. Auch bei der Mehrzahl seiner deutschen Standesgenossen ärgert ihn das Vornehmthun. Denn selbst bei den Zusammenkünften seiner Landschaft wird häufig um den Vorrang gestritten, zumal gegen landesherrliche Räthe, welche nicht von Adel sind, aber die Privilegien ihres Ranges geltend machen wollen. Sind bürgerliche und adlige Räthe in demselben Collegium, so gilt in den Sitzungen selbst die höhere Stellung und Anciennität, bei Mahlzeiten und allen Repräsentationen aber hat nach kaiserlichen Entscheidungen, wie er wohl weiß,

der Edelmann den Vorrang. Es ist seine gewöhnliche Klage, daß auch die Adligen sich selbst Titel, Wappen, Prädicate beilegen, oder in der Fremde nachsuchen; wer von der kaiserlichen Reichskanzlei das Diplom eines Grafen oder Freiherrn erhalten habe, wolle Reichsgräfliche oder Reichsfreiherrliche Gnaden genannt sein und spreche von sich selbst in majestätischer Mehrzahl*). Noch ist dem würdigen Herrn einiges von den Traditionen des Ritterthums geblieben: ein tapfrer Offizier wird von ihm mit Achtung behandelt, er hält viel auf Waffen und Pferde. In den Zimmern seines festgemauerten Hauses sind der beste Schmuck der Wände neben den großen Familienbildern schöne Gewehre, Pistolen, Hirschfänger und jede Art von Jagdgeräth. Seitwärts von den Gärten für Blumen, Gemüse und Obst liegt ein Reitplatz, dort sind auch Vorrichtungen, nach dem Ringe zu rennen und leichte Lanzen an dem Faquin oder der Quintana, einer geschnitzten Holzfigur, zu brechen. Seine Pferde haben noch italienische und französische Namen: Furiosa, Bellarina, Stella, Lisette, Amormio; denn noch ist das englische Blut nicht eingeführt, mit Neapolitanern und Ungarn wird gezüchtet, türkische Klepper werden, wie jetzt die Pony gesucht, edle Pferde aber verhältnißmäßig höher bezahlt als jetzt, denn der lange Krieg hat die Pferdezucht in ganz Europa schmählich heruntergebracht. Sein Hundestall ist wohlversehen, denn außer den Bullenbeißern braucht er auch Hetzhunde, Vorstehhunde und Dachshunde. Auch diese einflußreichen Begleiter seines Lebens schmückt er mit wohlklingenden Namen: Favor, Rumor, Nero, Delphin, Passanda, Moserta, Primerl, Bisperl. Zwar die hohe Jagd ist das Recht seines Landesherrn, aber aus Frankreich ist schon vor längerer Zeit der häßliche Gebrauch, das Wild zu hetzen, ins Land gekommen. So reitet er eifrig mit seinen Hunden nach Hasen und Füchsen, oder er begleitet, eingeladen, einen großen Herrn auf die Hirschjagd und empfängt Besuche eines befreundeten Hofbeamten, der noch eine Falknerei unter sich hat, dann läßt man auf Krähen stoßen. Im October verschmäht

*) So klagt eine kaiserliche Sanction vom 9. Februar 1684.

er auch nicht, auf den Lerchenstrich zu gehen und die Garne zu beaufsichtigen *). In der Regel beginnen seine Tage mit Würde und endigen mit Behagen, regelmäßig wird purgirt, zur Ader gelassen und zur Kirche gegangen, allwöchentlich hält der Gutsherr seinen Verhör- und Gerichtstag ab; nach dem Gutenmorgenwunsch der Familie läßt er an freien Tagen die Rosse reiten, in den Erntewochen reitet er auch wohl auf das Feld und sieht nach den Schnittern und dem Verwalter. Ein großer Theil seiner Zeit vergeht mit Besuchen, die er in der Nachbarschaft abstattet oder empfängt. Bei der Mahlzeit, die noch kurz nach 12 Uhr stattfindet, spielt das Wild die Hauptrolle, hat er Gäste, so werden 7 — 8 Gerichte aufgesetzt, immer mehre zusammen. Wenn die Unterhaltung einen höhern Flug nimmt, so berührt sie vorsichtig die Politik, sehr ungern Glaubenssachen, noch gelten viel schöne Sentenzen und Maximen auch bei Leuten von Welt; eine Feinheit ist, Schriftsteller des Alterthums oder elegante Franzosen ohne Pedanterie zu citiren, das Eigenthümliche fremder Völker, auch Curiositäten der Naturgeschichte, wie sie Beobachtung und Lectüre nahe legt, werden gern erörtert. Es ist dabei guter Ton, die Einzelnen der Reihe nach um ihre Ansicht zu fragen. Uns würde solche Unterhaltung, auch wenn die Cavaliere von den besten Qualitäten wären, zuweilen noch unbehilflicher und pedantischer erscheinen, als jetzt in einer Gesellschaft armer Schulmeister; aber auch aus dieser Conversation, von der uns einige zuverlässige Proben geblieben sind, ist trotz dem engen Gesichtskreis und zahlreicher Vorurtheile, das Ringen der Zeit nach Aufklärung und Verständniß der Welt zu entnehmen. In der Regel freilich läuft die Unterhaltung in Familiengeschichten, Complimenten, bedenklichen Anekdoten und Scherzen von derber Natur. Es wird stark getrunken und nur die Feinsten entziehen sich dem Gelage.

*) Mehre Einzelheiten nach dem handschriftlichen Tagebuch eines österreichischen Freiherrn von Teuffel vom Jahre 1672 und folg., dessen Mittheilung der Herausgeber der Güte des Grafen Wolf Baudissin verdankt.

Zuweilen wird auch eine gesellige Zusammenkunft mit Damen an einem dritten Orte arrangirt, im Gasthof oder Posthause, dann besorgt jede Dame einige Speisen, die Herren aber Wein und Musik: ist ein Bad in der Nähe, so wird die Badefahrt ungern versäumt; auch Schießfeste werden eingerichtet mit ausgesetzten Preisen, das „Beste" ist dann wol ein Ochs oder Widder, die Herren schießen entweder mit dem Volk oder untereinander. — Auch in der Tracht ist der Gutsherr stattlich, sein Stand schon von Weitem erkennbar. Denn noch bestehen die alten Kleiderordnungen, und auf die Garderobe wird von Männern und Frauen ein Werth gelegt, den wir jetzt kaum begreifen. Vor dem Kriege war ein nicht unbedeutender Theil des Vermögens in Sammt und Goldstickereien, in Ringen und Juwelen angelegt gewesen, das war größtentheils verloren, aber die Freude an solchem Besitzthum war geblieben, und der Schmuck der Töchter blieb noch lange ein wesentlicher Theil ihrer Ausstattung.

Zahlreich sind die Mitglieder des Haushaltes und die Dienerschaft, darunter originelle Gestalten. Außer dem Hauslehrer lebt im Hause vielleicht noch ein alter dem Trunk ergebener Söldner des großen Krieges, der viel von Torstenson oder Jean de Werth zu lügen weiß; er lehrt die Söhne des Edelmanns fechten, die Pike gebrauchen und mit der Fahne „spielen"*). Selten fehlt ein heruntergekommner Seitenverwandter der Familie, Gebieter des Hundestalls, der den Titel: „Jagdmeister" erhalten hat, der Bewahrer finsterer Waidmannsgebräuche; er weiß das Rohr zu versprechen, das Wild durch Charaktere zusammenzubringen und hat größere Bekanntschaft mit dem höllischen Nachtjäger, als dem Ortspfarrer nützlich erscheint. Er gilt als altes Hausmöbel für treu, und würde sich sicher bei rittermäßiger Veranlassung für seinen Herrn Vetter ohne Bedenken totschlagen lassen, aber er macht sich wol auch kein Gewissen daraus, den Bauern, mit welchen er in der Schenke

*) Zu vergleichen Schlesischer Robinson. 1723. 8. I. S. 16. Der erste Theil dieser Robinsonade ist aus dem Tagebuche eines schlesischen Adligen, welches verloren scheint, recht anschaulich zusammengesetzt.

zecht, mehr Holz zuzuschanzen, als Recht ist und der Gutsherr muß durch die Finger sehen, wenn der alte Junker einmal seinen Hirschfänger mit Silber beschlägt, dessen Ursprung zweifelhaft ist*).

So vergeht das Leben eines wohlhabenden Grundbesitzers zwischen 1650 und 1700. Es ist vielleicht nicht ganz so tüchtig, als es sein sollte, aber es vermag wol Familiensinn und Gutherzigkeit der nächsten Generation zu überliefern. Doch wohlgemerkt, es war eine kleine Minderzahl des deutschen Adels, welche im siebzehnten Jahrhundert in so bevorzugter Stellung saß.

Wer fern von seiner Familie in fremdem Land Fortune machen wollte, dem drohten andre Gefahren, denen sich nur die kräftigsten entzogen. Die Kriege in Ungarn und Polen, die schmählichen Kämpfe gegen Frankreich, vollends ein längerer Aufenthalt in Paris, waren nicht angethan, gute Sitte zu erhalten. Die Laster des Orients und des verdorbenen Hofes von Frankreich wurden durch sie in Deutschland umhergetragen. Die alte Rauflust wurde nicht besser durch das neue Cavaliercartell, der liederliche Verkehr mit Bauerdirnen und leichtfertigen Edelfrauen wurde nur schlimmer durch die nächtlichen Orgien der alamodischen Cavaliere, bei denen sie die mythologischen Figuren festlicher Aufzüge darstellten und sich als Waldgötter, ihre Damen als Venus und Nymphen drapirten**). Auch das alte Landsknecht- und Würfelspiel war nur grade so schlimm gewesen, als das neue Hazard, das jetzt in den Bädern und an den Höfen überhand nahm und außer den einheimischen Abenteurern auch noch fremde im Lande umhertrieb.

Seltsamer aber und grotesker erscheinen uns zwei Classen von Adligen jener Zeit, beide zahlreich, beide in starkem Gegensatz zu

*) P. Winckler, der Edelmann. S. 510.

**) Es widersteht, die erotischen Bücher zu citiren, welche seit dieser Zeit auch deutsche Leser verderben; hier sei nur eine kleine seltene Novelle genannt, worin einige dergleichen Orgien — nach holländischem Original — beschrieben werden: Der verkehrte, doch wieder bekehrte Soldat, Adrian Wurmfeld von Orsoy, durch Crispinus Bonifacius von Düsseldorp. 1675. 4. S. 4.

einander. Sie wurden damals kurzweg als Stadtadel und Landadel bezeichnet und drückten ihre gegenseitige Antipathie in den sehr gebräuchlichen Schmähworten Pfeffersäcke und Krippenreiter aus.

Wer in den Städten eitel war und unruhig nach der Höhe rang, der erwarb sich des Kaisers Brief. Diese Adelsbriefe waren seit alter Zeit eine beliebte Einnahmequelle für bedürftige deutsche Kaiser. Schon Wenzel und Sigismund hatten schonungslos geadelt, Krämer und zweideutige Leute, jeden, der bereit war, einige Goldgulden zu zahlen. Dagegen hatten schon 1416 auf dem Concilium zu Kostnitz Fürsten und Adel von Rhein, Sachsen, Schwaben und Baiern den Kamm gesträubt, eine Revision in ihrem Kreise vorgenommen und die Eindringlinge ausgemustert. Aber die Briefe der Kaiser hörten deshalb nicht auf; selbst Karl V., der auf die deutschen Herren zuweilen mit unbehaglicher Ironie herabsah und seinem Kanzler und den Schreibern gern eine Einnahme gönnte, stand in dem traurigen Ruf, „jeden Salzsieder um wenige Ducaten tapfer in den Adelstand zu erheben". Noch geschäftsmäßiger wurde das Verfahren unter Ferdinand II. und seinem Nachfolger. Denn seit dem Beginne des dreißigjährigen Krieges wurden nicht nur die Lebenden, auch die Gebeine ihrer Vorfahren in der Gruft geadelt, ja die toten Vorfahren für stifts- und turnierfähig erklärt. Nach 1648 endlich ward dies Geschäft vom Kaiserhofe so massenhaft betrieben, daß die Fürsten und Stände im Reichstagsabschied von 1654 und hundert Jahr später bei der Wahlcapitulation Karl VII. gegen die Nachtheile protestirten, welche durch solche Privilegien ihren eigenen Hoheitsrechten und Einnahmen zugefügt würden. Der Neugeadelte in den Städten sollte deshalb nicht von bürgerlichen Lasten gelöst, der Besitzer eines dienstpflichtigen Gutes nicht mit den Privilegien eines Rittergutes versehen werden. Vergebens drohte der kaiserliche Hof denen mit Strafen, welche seinem Briefadel nicht die erkauften Privilegien einräumen wollten. Auch wer für stifts- und turnierfähig erklärt war, wurde deshalb in keinen Ritterorden, kein adliges Stift, nicht in alte adlige Landgenossenschaften aufge-

nommen. Die Stifter nahmen überhaupt keine Adelsbriefe als Beweise adliger Herkunft an, nur Mitglieder aus alten adligen Familien, welche gar keine Briefe besaßen, galten für stiftsfähig. Nur ausnahmsweise gaben diese Corporationen einer hohen Fürsprache nach. Selbst die Hofämter, Kammerherren, Kammerjunker, Hof- und Jagdjunker, sogar Edelknaben waren Privilegien des alten Adels. Nie vergaßen die Adelsbriefe die Tugenden und Verdienste des Neugeadelten und seiner Vorfahren zu rühmen, welche dem Fürsten und gemeinem Wesen geleistet worden wären, aber es war, wie ein eifriger Vertheidiger des alten Adels klagt, gar zu bekannt, daß man insgemein nur um „das Macherlohn" zu adeln pflegte *).

In den größeren Städten, welche nicht fürstliche Residenzen waren, war die Stellung des Adels verschieden. In Hamburg, Lübeck, Bremen hatte der Adel keine politische Geltung mehr, dagegen lebten in Nürnberg, Frankfurt a/M., Augsburg und Ulm die alten adligen Geschlechter in stolzem Abschluß gegen die übrige Bürgerschaft. Am ärgsten waren die zu Nürnberg, sie hielten es bereits für unehrenhaft, Handel zu treiben. Von den beiden adligen Gesellschaften in Frankfurt a/M. verlangten die im Haus Alten-Limpurg bei jedem Mitglied, welches sich zur Aufnahme meldete, acht Ahnen, und daß es sich der Handlung enthalte, die zweite Gesellschaft auf dem Hause Frauenstein bestand meist aus neugeadelten „vornehmen" Kaufleuten. In Augsburg war das alte Patriziat gegen den Kaufmannsstand ein wenig nachsichtiger, wer dort ein adliges Kind aus der Geschlechterstube geheiratet hatte, konnte in den adligen Verein aufgenommen werden. Von den übrigen namhaften Handelsstädten waren Prag und Breslau am reichsten mit neugeadelten Kaufleuten versehen. Bitterlich wurde geklagt, daß unter Kaiser Leopold sogar einem Schornsteinfeger, dessen Handwerk damals noch in besonders geringer Ehre stand, für wenig Geld der Adel verliehen sei und daß man so

*) v. Loen: Der Adel. 1752. S. 338.

häufig Krämer finde, welche mit einem kaiserlichen Adelsbriefe in der Tasche ihren Kunden die Heringe in altes Papier packten.

Zu dem Briefadel drängten sich nach dem dreißigjährigen Kriege außer den Offizieren, denen er oft für ihre Dienste verliehen wurde, zunächst die höheren Beamten und die Mitglieder der städtischen Verwaltung in größeren Städten.

Durch solche Familien, welche an der gelehrten und poetischen Bildung der Zeit Theil hatten, kam in diesem und dem nächsten Jahrhundert der Briefadel auch in unsere Literatur. Mehre Dichter der schlesischen Dichterschulen, ja Leibnitz, Wolf, Haller wurden durch Adelsbriefe, die sie selbst oder ihre Väter erworben hatten, unter die Privilegirten ihrer Zeit gestellt. Außer ihnen vorzugsweise reiche Handelsleute.

Noch immer war in Deutschland der Großhändler bei den Privilegirten und beim Volke nicht eben beliebt und durchaus nicht so angesehen, wie die großen Interessen verdienten, die er nicht selten vertrat. Mißtrauen und Abneigung waren uralt, sie stammen vielleicht noch aus der Zeit, wo schlaue Römer unter den einfachen Kindern Tuisko's die fremden Silbermünzen gegen die ersten Produkte des Landes verhandelten. Das ganze feudale System des Mittelalters beförderte diese Zurücksetzung, nicht weniger der Glaube des Gekreuzigten, welcher die Güter dieser Welt zu verachten befahl und den Reichen so geringe Aussicht auf das Himmelreich gewährte. Seit der Hohenstaufenzeit, seit der Adel als privilegirter Stand constituirt war, bildete sich der Gegensatz zwischen den reichen Erwerbenden der Städte und den begehrenden Kriegern der Landschaft immer stärker aus. Freilich in den Hansestädten des Nordens erzwang sich der kriegerische Kaufmann durch seine bewaffneten Schiffe Furcht und Herrschaft bis in entlegene Länder. Aber selbst die reichen und hochgebildeten Herren zu Nürnberg und Augsburg waren dem Volke kaum weniger unbehaglich, als den Fürsten und Edlen, welche raublustig an den Grenzen ihres Gebietes saßen; es waren nicht die Fugger allein, denen von den Reformatoren Wucher und undeutsche Gesinnung Schuld

gegeben ward. Nach dem dreißigjährigen Kriege schoß diese Feindschaft in neue Blüthe, und es ist leicht zu begreifen, daß der große Kaufmann nicht wenig Veranlassung gab, solche Antipathieen rege zu erhalten. Keine menschliche Thätigkeit bedarf so sehr eine freie Concurrenz und ungehinderten Verkehr, als der Handel. Die ganze Richtung der alten Zeit aber war, nach außen abzuschließen und den Einzelnen durch Privilegien zu schützen. Solche Richtung der Zeit mußte den Egoismus des Kaufmanns vorzugsweise hart und rücksichtslos machen, sein Bestreben, Monopole zu erwerben, unsinnige Gesetze gegen Geldzins zu umgehen, gaben dem Volke häufig mit Recht die Empfindung, daß der Gewinn des Kaufmanns durch den Druck hervorgebracht sei, den er auf die Verzehrenden ausübte. Diese Empfindung wurde nach dem dreißigjährigen Kriege besonders lebendig. Während in Holland und England das moderne Bürgerthum vorzugsweise durch großartigen Handelsverkehr erstarkte, war in dem deutschen Binnenhandel — die größern Seestädte immer ausgenommen — durch die zahllosen Territorien, die Willkür der Zölle, die Unsicherheit der Valuten und nicht zuletzt durch die Armseligkeit des Volkes eine gesunde Entwicklung verhindert, dagegen Versuchung zu jeder Art von Wuchergeschäften nahe gelegt. Die Verschiedenheit der deutschen Münzen und die Gewissenlosigkeit der prägenden Landesherrn begünstigten eine endlose Kipperei: gute Münzen mit Vortheil aufkaufen, vollwichtiges Gold beschneiden, leichtes Geld in Umsatz zu bringen, wurde die gewinnbringendste Thätigkeit. Wie jetzt die Zeitkäufe und der Aktienschacher, so war damals ein großentheils ungesetzlicher Handel mit gemünztem Metall das Leiden der Handelsplätze. Es war nicht auszurotten. Wurde einmal der Skandal zu groß, dann traten wol die Landesregierungen unbehilflich dazwischen, aber ihre Gerichte wurden blind gemacht. So war in Frankfurt a/M. das Beschneiden der Ducaten so massenhaft betrieben worden, daß von Wien eine Specialcommission in die freie Reichsstadt gesandt wurde; Juden waren die Colporteure gewesen, christliche Handelshäuser, darunter mehre große Firmen, deren Namen noch jetzt be-

stehen, die Hauptschuldigen. Es kam weiter nichts dabei heraus, als daß die kaiserlichen Commissare den größten Theil des unsaubern Gewinnes in ihre Tasche bargen.

Solcher Reichthum, schnell und gegen das Gesetz erworben, hatte, wie noch jetzt, alle Eigenschaften eines unsoliden Erwerbes; er dauerte selten bis auf die dritte Generation. Er machte die Schuldigen leicht zu Verschwendern und Genußsüchtigen, ihr Hochmuth, ihr Mangel an Bildung, ihre Prunksucht wurde den eignen Mitbürgern besonders auffällig. Solche Individuen waren es vorzugsweise, welche sich Adelsbriefe kauften; und es ist wol kein Zufall, daß von den zahlreichen Adelsfamilien dieser Art verhältnißmäßig viele wieder untergegangen sind.

Ein Neugeadelter aus solchem Kreise behielt in der Firma seinen wirklichen Namen, aber unter seinen Mitbürgern hielt er eifersüchtig auf die Privilegien des neuen Standes. Gern ließ er sein Wappen in Stein auf die Außenseite des großen Hauses meißeln und reichlich vergolden, aber der Stein verbürgte nicht die lange Dauer des Hausbesitzes. Es erschien z. B. in Breslau auffallend, wie schnell die Häuser auf dem großen Ringe, die damals fast sämmtlich dem neuen Briefadel gehörten, ihre Besitzer wechselten. Im Innern des Hauses wurde ein auffallender Luxus zur Schau gestellt, in dieser armseligen Zeit dem Volke doppelt unheimlich. Die Zimmer waren mit kostbaren Tapeten geschmückt, mit fenstergroßen venetianischen Spiegeln, mit seidenen Spaglieren und Wandteppichen, welche man bei festlicher Gelegenheit an der Wand oder auf besonderem Gestell aufhing, dann wol wieder abnahm. Die Frauen nähten diamantene Schlösser auf die Schuhe, es wird geklagt, daß sie keine Spitzen tragen wollten, wenn sie nicht von Venedig oder Paris waren und die Elle nicht wenigstens zwanzig Thaler kostete, ja es wurde ihnen nachgesagt, daß ihre Nachtgeschirre von Silber wären. Groß war die Zahl ihrer Lakaien, die Carossen wurden reich vergoldet, der Kutscher lenkte vom hohen Bock zuweilen vier Pferde, die dann nebeneinander gespannt waren, aber wenn die glänzende Equi-

page durch die Straßen rasselte, riefen die Leute doch höhnend, daß „der Topf immer noch nach der ersten Suppe schmecke." Die schönen Pferde konnte der reiche Mann wol halten, weil er nebenbei einen Pferdehandel trieb, und zu Lakaien wurden die Arbeiter aus dem Geschäft costümirt: Hausknecht, Holzraspler, Handelslehrling, der Page aber, welcher hinter der Dame herging, war wol gar ein Kind aus der Armenschule. In solchen Häusern war auch der größte Tafelluxus jener Zeit. Der geladene Gast wurde mit einer Förmlichkeit empfangen, welche damals Kennzeichen des Gebildeten war, der Wirth ging ihm bis an die Treppe, dem vornehmsten bis an die Hausthür entgegen, weitschweifig waren die Complimente über den Vortritt oder über den höhern Platz bei Tische, und doch wurde der größte Werth darauf gelegt, dabei nicht zu niedrig geschätzt zu werden. Sobald man sich zur Tafel setzte, wurde der Schenktisch geöffnet, auf dem eine Masse des kostbarsten Silberwerks glänzte. Die Schüsseln mußten groß sein, ebenso umfangreich die Gerichte, außer Verhältniß zu der Zahl der Geladenen, das Theuerste wurde mit einem Raffinement herbeigesucht, das uns noch jetzt befremdet: mächtige Pasteten, mit verschiedenem Geflügel gefüllt, Haselhühner, Hechtleber, welscher Salat. Die Fasanen und Rebhühner wurden kaponirt und gemästet, das Paar davon bis zu einem Ducaten bezahlt. Man fand greulich, daß diese Verschwender neue Heringe mit einem Gulden erkauften, das Hundert Austern mit acht bis zehn Thalern. Dazu kamen die kostbarsten Weine des siebenzehnten Jahrhunderts: Tokayer, Canariensect, Marzenin, Frontignac, Muscat, zuletzt gar Wein vom Libanon; zum Dessert war nicht mehr Marcipan, sondern Citronat die modische Ergötzlichkeit. Die Frauen saßen stumm und geziert. Ihre Hauptsorge war, so klagte man, schon bei der Wahl des Gatten, ob ihr künftiger Eheliebster vornehm sei, damit sie bei Begräbnissen desto näher hinter der Leiche hertreten und bei Hochzeiten obenan sitzen könnten. Bei solchen Gelegenheiten fehlte wenig, daß sie nicht mit Ohrfeigen um den Vortritt fochten. So weit ging die Adelsucht dieser Kreise, daß sich der für bedeutend besser hielt, dessen neuer Adelsbrief

nur zehn Jahre früher ausgestellt war, als der eines andern; auch diese Stadtedelleute schätzten den ganz neu geadelten keineswegs für ihresgleichen. Wer frisch geadelt war, wurde nur „wohledel" genannt; wer einige Zeit in Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborne Gestrengigkeit" nennen. Alles wurde angewendet, um noch außerdem eine Stadtwürde oder irgend einen Titel zu erlangen.

Mit den unreifen Söhnen solcher Familien wurden häufig auch die militärischen Würden der Städte besetzt, dann lief ein Wicht, der niemals ein Schlachtfeld gesehn hatte, mit einem Stabe, der dick mit Silber beschlagen war, bewaffnete Leibschützen hinter sich, bei Tage von Thor zu Thor, um sich den Leuten zu zeigen und den Salut der Wache in Empfang zu nehmen.

Nur eins wurde von ihm verlangt, er mußte mit dem Degen umgehen können; denn Duelle gehörten zum Wesen des Edelmanns. Und es war gut für ihn, wenn er wenigstens einmal durch ein „Cartell" in Anspruch genommen war. Dann ritt er mit seinem Secundanten auf das nächste Dorf, zog hinter einem Zaun die Reitstiefeln aus, leichte Fechtschuhe an, steckte die langen gekräuselten Haare unter die Nachthaube, entblößte den Oberleib bis auf das Hemde und mußte eine von den Schlagklingen wählen, welche ihm präsentirt wurden. Man focht in Gängen auf Hieb und Stoß, auf das glücklich abgemachte Duell folgte unfehlbar ein Versöhnungsgelage. Mit vollbrachten Heldenthaten wurde gern renommirt.

So etwa sahen die Pfeffersäcke aus, welche vom groben Landadel auch Heringsnasen genannt wurden. Ein ganz andrer Schlag Leute war die Masse des Landadels.

Diese Familien saßen vor zweihundert Jahren noch zahlreicher als jetzt in den Dörfern. Außer den Rittersitzen waren auch Häuser des Dorfes und kleine Ackerwirthschaften in ihren Händen; zuweilen hatte ein Geschlecht so stark gewuchert, daß in der Nähe eines alten Stammsitzes viele Dörfer mit Geschlechtsgenossen besetzt waren, noch häufiger saßen in einem Dorfe Familien aus verschiedenen Geschlechtern durcheinander, in jedem Grade von Autorität. Noch in unserm

Jahrhundert hat es mäßige Dörfer gegeben, welche zehn, zwölf und mehr Rittersitze umschlossen, an solchen Ortschaften hatte jeder der kleinen Despoten die Herrschaft über wenige elende Dorfleute und ritterliche Herrenrechte an einem Theil der Flur, die ärmsten aber wohnten ohne Grundrecht, zuweilen nur zur Miethe. So war es fast in allen Landschaften Deutschlands, am meisten östlich der Elbe auf dem colonisirten Slavengrunde, aber auch in Franken, Schwaben und Thüringen. Viele Junker unterschieden sich von den andern Landleuten nur durch ihre Ansprüche und durch ihre Verachtung der Feldarbeit. Sie waren schon vor dem Kriege in der Mehrzahl verarmt gewesen, der späte Frieden fand sie in noch schlechterem Glück. Das Eisen und die Seuchen hatten auch unter ihnen aufgeräumt, die überlebenden waren nicht besser geworden. Die Stärkern hatten sich als Soldaten und Parteigänger im Kriege versucht, zuweilen wenig verschieden von Straßenräubern. Die erworbene Beute hatten sie noch im Kriege wieder in einem kleinen Gute angelegt, auf dem sie friedlos und lauernd saßen. Solche Glückliche erhielten häufigen Zuspruch von alten Spießgesellen und wagten dann wol vom Gute aus einen Ritt auf eigne Hand, bei dem es ohne Blut nicht abging*). Nach dem Kriege hörten sie zwar auf Raub zu wagen und zu dulden, aber auch den nächsten Generationen blieb die Verwilderung, das Bedürfniß nach Aufregung, das unruhige Umherreiten, die Neigung zu wüstem Trunk und Händeln. Sie bildeten zusammen eine große Genossenschaft, die trotz endloser Raufereien doch fest zusammenhielt, wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund, und dieser Familienzusammenhang wurde für die Besseren unter ihnen eine unendliche Plage, ein Unglück des ganzen Standes, der mehr als ein andrer Uebelstand die Bildung und den Wohlstand der ritterlichen Grundbesitzer in dem nächsten Jahrhundert zurückhielt. Denn auch solchen, welche nicht ganz ohne Mittel waren, verging das Leben wie in einem Bann, von dem sie sich schwer lösen konnten.

---

*) Schlesischer Robinson, I. Cap. 1.

Reiten, Tanzen und Fechten lernten die Söhne eines solchen Landbesitzers von mäßigem Wohlstand in der Verwandtschaft, vielleicht die ersten Anfänge des Latein bei einem armen Candidaten, dann dienten sie wol, wenn der Vater Verbindungen hatte, bei einem kleinen Hofe oder vornehmen Edelmann als Pagen, dort lernten sie etwas von den guten Manieren, sichrer die Schwächen und Laster der Vornehmen kennen. Hatten sie einige Jahre in adligem Dienst ausgehalten, so wurden sie wol nach altem Herkommen von ihrem Herrn wehrhaft gemacht und mit einem gnädigen Backenstreich als Junker entlassen. Dann kehrten sie auf das väterliche Gut zurück, oder die Eltern verkauften, was sie entbehren konnten, um ihnen eine rittermäßige Ausrüstung zu verschaffen und sie als Aspiranten für eine Subalternstelle zum kaiserlichen Heer zu senden. Nur wenigen glückte es in den ruhmlosen Kriegen jener Zeit; die meisten kehrten nach einigen Feldzügen verdorben, arm an Ehren und Beute in die Heimat zurück, mit den Geschwistern das Vatererbe zu theilen. Bald unterschieden sie sich wenig von den Vettern, die in der Heimat zurückgeblieben waren.

Der Gutsherr hauste in einem Gebäude von Fachwerk mit Stroh oder Schindeln gedeckt, — es sind uns gelegentliche Beschreibungen und Abbildungen in genügender Zahl erhalten — über das Dach lehnte die große Feuerleiter, die Vorder- und Hinterthür des Flurs war mit hölzernen Sperrbalken zum nächtlichen Verschluß versehn, im Unterstock lag die große Stube, in der Nähe die weite Küche, zugleich ein warmer Aufenthalt für die Dienenden, neben der Stube ein gemauertes Gewölbe, mit Eisengittern am Fenster und womöglich mit eisernen Thüren gegen Diebe und Feuersgefahr, dort wurde aufbewahrt, was der Gutsherr von werthvoller Habe besaß, war einmal eine Summe Geld darin verschlossen, so wurde gern ein besonderer Wächter vor das Haus gesetzt. Ueber diesem Gewölbe lag im Oberstock die Schlafstube des Hausherrn, dort stand das Ehebett, auch dort war in der Wand oder in den Dielen ein verborgenes Behältniß, worin einiges Silbergeräth und der Schmuck der Frauen aufbewahrt

wurde. Die Kinder, der Hauslehrer und die Ausgeberin schliefen wol noch in Gitterverschlägen, welche nicht heizbar waren. Zuweilen war an den Oberstock eine hölzerne Gallerie angebaut, „Luftgänglein", dort wurde Wäsche getrocknet, der Hof beobachtet, Frauenarbeit gethan. Das Haus stand unter besondrer Aufsicht eines alten Reisigen, oder eines armen Vetters, der als Wächter innerhalb schlief; im Hofe und um das Haus liefen zur Nachtzeit wilde Hunde, welche auf Bettler und fremde Fußläufer besonders abgerichtet wurden. Alle diese Vorsichtsmaßregeln vermochten aber die Einbrüche bewaffneter Banden nicht ganz zu verhindern. — Selbst ein mäßiges Rittergut war ein freudearmer Besitz. Die Mehrzahl der Gutsherren war tief verschuldet, unförmliche Processe, oft noch von dem Kriege her, schwebten um Schornstein und Grenzhügel. Die Wirthschaft bewegte sich kümmerlich unter der Aufsicht eines armen Vetters oder eines unsichern Verwalters, die Hofgebäude waren schlecht und zerfallen, es fehlte an Geld, sie neu zu bauen, oft auch an gutem Holz. Denn die Wälder hatten sehr durch den Krieg gelitten; wo Gelegenheit zum Verkauf war, hatten die fremden Befehlshaber große Forsten niedergeschlagen und verhandelt, in der Nähe befestigter Orte waren die Stämme zu Festungsarbeiten verwandt, welche damals ungeheure Holzmassen erforderten, nach dem Frieden war wieder Vieles zum nothdürftigen Aufbau der Dörfer und Vorstädte gefällt worden. Auch die Ackerwirthschaft bot geringen Ertrag. Zur völligen Bestellung fehlten nicht nur Gespanne, weit länger die Menschenhände der frohnenden Dorfleute, auch waren die Getreidepreise nach dem Kriege im Durchschnitt so niedrig, daß kaum das Verfahren der Frucht lohnte, so blieb der Viehstand unvollständig; neue Kapitalien waren noch schwer zu erhalten. Denn das Geld war theuer und die Hypotheken auf adligen Gütern galten für keine vortheilhafte Anlage. Zwar gaben sie einige Realsicherheit, aber schon die Zinsen wurden zu oft unregelmäßig berichtigt und vollends das gekündigte Kapital konnte nicht leicht zurückgezahlt werden, die Erwerbung des verpfändeten Gutes durch den Gläubiger aber war — bei sehr verschiedener

Gesetzgebung — nur in einzelnen Fällen nach umständlichem Verfahren möglich, sie wurde zuweilen gefährlich, denn den neuen Erwerber bedrohten die Freunde und Nachbarn des Schuldners mit ihrem Haß. In den östlichen Grenzländern suchten sich zuletzt mißvergnügte Gläubiger dadurch zu helfen, daß sie ihre Schuldscheine an polnische Adlige verkauften. Diese verschafften sich das Geld, indem sie Repressalien gegen Reisende aus der Landschaft des Schuldners gebrauchten und dem ersten Besten die Summe abnahmen. Das war schon vor dem großen Kriege geschehen, und wiederholte Verbote beweisen, wie sehr der Verkehr unter solchen Gewaltthaten litt*). Durch solche Leiden kam auch ein verständiger Grundbesitzer leicht in verzweifelte Lage. Eine Mißernte, ein Viehsterben, mochten ihn wahrscheinlich ruiniren. Aber was das Hauptleiden war, eine große Menge hatte nicht den mäßigen Sinn, sich dauernd um die Wirthschaft zu kümmern und die Ausgabe nach den sicheren Einnahmen des Guts zu beschränken. So gedieh den Wenigsten ihr Leben. Die Mehrzahl erhielt sich unter häufigen Verlegenheiten, Processen und ewigen Schulden, auch von denen, welche mit besserer Hoffnung ihre Güter übernommen hatten, wurden manche zuletzt, was eine große Zahl ihrer Standesgenossen war, Mitglieder der großen Innung, welche das Volk Krippenreiter, Matzraufer, Schlackenläufer, Misthammel schalt.

Solche Verarmte ritten in „Koppeln" von Hof zu Hof, als lästige Schmarotzer fielen sie in der Nachbarschaft ein, wo auf einem Gut ein Fest gefeiert wurde, wo sie Vorräthe in Küche und Keller witterten. Wehe dem neuen Bekannten, den sie am dritten Ort kennen gelernt hatten; sie waren sogleich bei der Hand, ihn auf einen oder acht Tage zu begleiten. Wo sie eingefallen waren, kostete es die größte Mühe, sie fortzubringen. In ihrem Umgange nicht wählerisch, tranken und rauften sie sich wol mit den Bauern in der Schenke, sie erwiesen in der Trunkenheit auch einem Bürger mit gefülltem

*) Schon 1603 wird von Wien aus dagegen geeifert, sehr arg war der Mißbrauch im Kriege geworden. Kais. Privil. und Sanct. I. S. 117.

Beutel die Ehre, ihn in ihre Brüderschaft aufzunehmen, dann wurde unter zerschlagenen Gläsern und Flaschen auf Knieen die Brüderschaft geschlossen, Leib und Seele zu ewiger Treue verschworen, und gemeinschaftlich der für den ärgsten Cujon erklärt, der nicht unverbrüchliche Freundschaft halten würde. Solche Brüderschaft schützte allerdings nicht vor einer großen Schlägerei in der nächsten Stunde. Aber wie gemein sie sich bei solcher Gelegenheit machten, nie vergaßen sie, daß sie „uralte, wilde Edelleute" waren. Der Bürger oder wer vom Kaiser einen Adelsbrief hatte, konnte zwar ihr Bruder werden, diese Vertraulichkeit brachte der Lauf der Welt mit sich, aber die Prädicate der Familiengenossenschaft, „Oheim" und „Vetter", erhielt er nicht, auch wenn er durch Heirath mit ihnen verschwägert war, in ihre „Freundschaft" wurde nur aufgenommen, wer von altem Geschlechte war. Ihre Kinder gingen in Lumpen, ihre Frauen sammelten zuweilen Lebensmittel bei den Verwandten ein, sie selbst trabten auf zottigen Pferden in alten Regenröcken über die Stoppel, wol gar statt der zweiten Pistole ein geschnitzeltes Holz in den alten Holftern. Ihre Niederlage hatten sie in Dorfschenken, wenn sie einmal nach der Stadt kamen, lagen sie in den schlechtesten Herbergen, ihre Sprache war roh, voll Stallausdrücke und Flüche, von den Gebräuchen der Gauner war ihnen Bedenkliches in Rede und Gewohnheiten übergegangen, sie rochen mehr nach ihrem „Finckeljochem", als für andere angenehm war, sie selbst waren Lumpen, bei aller Rauffucht ohne festen Muth, sie wurden allgemein für eine Landplage gehalten, und von solchen, welche etwas zu verlieren hatten, mit Schmeißfliegen verglichen, mehr als einmal wurden sie von den Landesherren, sogar vom Kaiserhofe durch scharfe Decrete verfolgt*), aber sie waren bei alledem hochmüthige, durchaus aristokratisch gesinnte Gesellen. Ihr Stammbaum, ihr Wappen, ihr Familienzusammenhang war ihnen das Höchste auf Erden. Unendlich war Haß und Verachtung, womit sie auf den reichen Städter sahen, sie waren immer bereit, mit einem

*) Z. B. Kaiserl. Privilegien und Sanctiones IV, 1125.

Neugeadelten Händel anzufangen, wenn er ihnen nicht vollen Titel gab, oder sich gar anmaßte, ein Wappen zu führen, welches dem ihrigen ähnlich war.

Mit diesen Gesellen und ihrem Verkehr soll die folgende Mittheilung näher bekannt machen. Sie führt in eine Ecke des deutschen Landes, wo die Krippenreiterei besonders arg war, an das rechte Oderufer Schlesiens. Dort riß nach einem alten Volksscherz dem Teufel der Sack, als er in der Luft eine Anzahl Krippenreiter fortschaffen wollte, und er hat den ganzen Plunder auf diese Landecke ausgeschüttet.

Die folgende Schilderung ist aus der Erzählung: Der Edelmann genommen, welche der Schlesier Paul Winckler, politischer Agent und Rath des großen Kurfürsten zu Breslau, wenige Jahre vor seinem Tode (er starb 1686) verfaßte. Die Erzählung wurde erst nach seinem Tode in zwei Auflagen (zuletzt Nürnberg, 1697, 8.) gedruckt. Kunst und Erfindung darin sind nicht bedeutend, aber grade deshalb wird sie hier brauchbar. Winckler war ein gebildeter, welterfahrener Mann, ein angesehener Jurist, durch seine zahlreichen Reisen und Verbindungen und durch genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen des deutschen Landbesitzes vorzugsweise befähigt ein sicheres Urtheil abzugeben. Dazu besaß er Eigenschaften, welche dem Schlesier nicht selten sind, er wußte sich leicht in die Welt zu schicken, war ein lustiger Gesellschafter, beobachtete unbefangen, und verstand lebendig zu erzählen. Daß er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft war, hat wahrscheinlich dazu beigetragen, sein Interesse an der deutschen Literatur rege zu erhalten und ihn selbst zu anspruchsloser Schriftstellerei zu ermuthigen, aber der kluge Mann sah doch mit einiger Verachtung auf die puristische Pedanterei, womit Genossen seines Ordens der deutschen Poesie aufzuhelfen versuchten. „Sie sitzen hinter der Küche des Parnaß und sättigen sich am Geruch des Bratens.“ Als er seine Erzählung schrieb, etwa fünfzig Jahre alt, durch die Gicht an sein Zimmer gefesselt, war seine Absicht, in einem Bilde zu zeigen, wie ein rechter Edelmann sein solle. Denn es war

sein Schicksal gewesen, das ganze Leben hindurch in geschäftlicher Verbindung und persönlichem Verkehr mit dem Adel verschiedener Landschaften zu stehen, seine eigne Frau war aus dem Geschlecht des Dichters von Logau, wie er selbst ein Schwestersohn des Andreas Gryphius. Zuverlässig war durch manche eigne Erfahrung sein Blick für die Lächerlichkeiten der Privilegirten besonders geschärft, aber er war doch ein Sohn seiner Zeit und bewahrte im Herzen einen tiefen Respect vor ächt adligem Wesen. Seine Erzählung ist deshalb durchaus keine Satire, wie sie wol genannt worden ist, und die Schilderungen, welche hier mitgetheilt werden, machen den Eindruck besonders genauer Porträts. Freilich ist ihm begegnet, was auch neue Erzähler mit moralischer Tendenz hindert, er hat recht anschaulich geschildert, wie die Edelleute nicht sein sollen, für seine guten Gestalten fehlten ihm scharfe Umrisse und Farben, ja sie werden langweilig, weil er dieselben Bildung und Grundsätze in langen Unterredungen an den Tag bringen läßt. Seine Erzählung ist mit den Romanen des Simplicissimus verglichen worden. Productive Kraft, Phantasie, Reichthum an Detail sind bei dem Schlesier unvergleichlich geringer. Aber mit dem größeren Dichtertalent ist bei Grimmelshausen zuweilen eine Neigung zum Seltsamen und Phantastischen verbunden, welche an die Methode der Romantiker erinnert und das Dargestellte nicht durchweg als ein treues Bild der Zeit erscheinen läßt. Davon hat der Schlesier allerdings nichts, er erzählt lebendig und mit innerer Freiheit, was er etwa selbst geschaut hat, nicht Vieles, nichts Besonderes, glatt und gradezu.

Der Verlauf der Erzählung ist sehr einfach. Ein reicher junger Holländer — die Holländer nahmen damals in deutscher Gesellschaft ungefähr dieselbe Stellung ein, welche noch vor kurzem auch an deutschen Höfen den Engländern gegönnt wurde, die Bedeutung ihrer Nation galt fast soviel als ein Adelsbrief — kommt nach Breslau (Belissa), wird Zeuge eines Duells zwischen einem Neugeadelten und einem Landjunker, läßt sich von seinem Gastwirth das Landleben schildern, besucht das Haus eines verschwenderischen Pfeffersackes,

wird von einem jungen Herrn v. K., einem Bekannten aus früherer Zeit, auf ein Landgut geladen, lernt nahe dabei die Krippenreiter aus eigener Anschauung kennen, hört einen Bericht der Abenteuer, welche ein Schlesier als englischer Officier durchgemacht, und verbringt die übrige Zeit seines Landbesuches mit würdigen aber sehr breiten Gesprächen, in welche der Verfasser viel von seinen Ansichten und seiner Gelehrsamkeit eingepackt hat: über die Bildung des Soldaten, über Berufs- und Geburtsadel, über die politische Situation, über die Cultur der Alten im Vergleich zur Gegenwart u. s. w. Bei der Rückkehr nach Breslau erfährt der Holländer, daß jener reiche Kaufmann, der ihn im Anfange zur Tafel geladen, Bankerott gemacht und sich heimlich entfernt habe, das Leben desselben wird erzählt, der Held verläßt Breslau. — So enthält die ganze lange Erzählung nur etwa fünf Schilderungen, welche hier interessiren, zwei derselben werden mitgetheilt. Einzelne rohe Ausdrücke sind gemildert, Weniges gekürzt, die Sprache nur soviel als unumgänglich nöthig schien, unserm Deutsch genähert. Zuerst erzählt der Gastwirth, wie er als Sohn eines Schneiders studirt, dann eine wohlhabende Kretschmerin — Schenkwirthin — geheirathet, und nach ihrem Tode in dem unglücklichen Bestreben, groß zu thun, einen Adelsbrief gekauft habe, um sich auf dem Lande niederzulassen. Dann fährt er also fort:

„Ein nicht gar zu getreuer Freund gab mir einen Anschlag auf die Landecke, wo zwar die adeligen Rittersitze in niedrigem Preise, dabei aber auch von geringem Einkommen sind; zwar widerrieth mir dies ein andrer guter Freund und wies mir nach, was ich für Ueberlast und Widerwärtigkeit von den benachbarten Krippenreitern haben würde, ich ließ mich das aber nicht anfechten, weil ich mich ihnen mit dem Degen genugsam gewachsen wußte, und schlug die gute Warnung leicht aus dem Sinne. Kurz, ich kaufte ein Gut für 6000 Thaler, ward aber bald gewahr, daß ich unter den Blitz gerathen, als ich dem Donner entwichen, und daß mein guter Freund mit seiner Prophezeiung sehr nahe ans Ziel geschossen hatte. Denn als ich mich kaum

halb und halb eingerichtet, war ein Junker Vogelbach der erste, der sich nebst ein paar Seinesgleichen „umstieß“, wie sie es nannten. Er war auf etwa eine halbe Meile mein Nachbar, nicht, daß er damals oder jetzt ein eigenes Gut gehabt hätte, sondern er saß nur auf einer Bauerwirthschaft zur Miethe, die etwa einige Hundert Reichsthaler werth war, und brachte, wie andere Seinesgleichen, das Leben mit Krippenreiterei zu. Wie er sein Weib und Kind aushält, weiß ich nicht, nur daß ich die Frau öfter mit einem Karren und ein paar abgerissenen Kindern bei den vermögenden Edelleuten auf der Garte ziehen habe, wie sie Getreide, Brod, Käse, Butter und dergleichen einsammelte. Solche Bettelschatzungen forderten sie denn auch insgemein monatlich einmal bei mir ein. Dieser Vogelbach nun war, wie gedacht, der erste, der mir nebst ein paar Seinesgleichen „den Tisch zu rücken“ einsprach. Sie verhielten sich das erste und zweite Mal noch ziemlich bescheiden, wohingegen auch ich ihnen vorsetzte, was das Haus vermochte. Dies aber wurde ihrer Meinung nach durch die Ehre der adligen Brüderschaft, welche sie mit mir schlossen, überflüssig ausgeglichen, bis endlich die Stänkerei in ihrem groben Gehirne unmöglich länger eingesperrt bleiben konnte. „Es gilt dir, Bruder Kretschmer;“ fing er einmal an, als er sich den ganzen Tag über die Nase mit Bier und Branntwein begossen hatte. Doch aber gesegnete ich ihm diese Worte mit einer unversehenen Ohrfeige dergestalt, daß der gute Kerl mit dem Sessel bis mitten in die Stube über den Haufen flog. Mein Reitknecht, ein baumstarker Mensch, der vormals Soldat gewesen, und den ich zumeist als Schutzgeist in dergleichen Nöthen aufgenommen hatte, kriegte, als er dies sahe, den andern Junker W. bei dem Kragen, daß er sich nicht rühren konnte. „Was,“ sagte er, „ihr Hallunken, ist es nicht genug, daß man euch, so oft ihr kommt, den hungrigen Leib füllt, und eure magern Mähren ausfüttert? wollt ihr meinem Herrn dieses Deo gratias geben? dieser und jener hole mich, wo sich einer regt, so will ich ihm den Junkerrock so verbrämen, daß man die blauen Posamenten sechs Wochen auf dem bloßen Rücken sehen soll.“ „Wir haben nichts mit

diesen Händeln zu thun," antworteten die zwei, „hat Bruder Vogelbach etwas angefangen, so wird er solches als ein rechtschaffener Cavalier auch auszuführen wissen." Dieser hatte sich unterdeß wieder aufgerafft und wollte zum Degen greifen. „Laß deine elende Blutpeitsche stecken," sagte ich, „oder ich will dir, sofern du noch nicht völliges Maß hast, mit dem abgebrochenen Schemelbein dies gewiß dazu setzen." Damit hielt er den Mund und ging mit blaugefärbten Augen nebst seinen ritterlichen Kumpanen auf und davon. Sie setzten sich zu Pferde und ritten zum Thore hinaus. Sobald sich aber diese drei für sicher hielten, ging erst recht das Schmähen an; hundertmal schalten sie mich einen Kretschmerknecht, der eine bemühte sich die Pistolen loszubrennen, konnte es aber nicht dazu bringen, ohne Zweifel, weil weder Hahn noch Rad am Schlosse war. Endlich merkten sie, daß ich ihnen mit einem halben Dutzend Bauern auf den Hals kommen wollte. Deshalb machten sie sich eilends auf und davon und schickten mir etwa vierzehn Tage darnach alle drei zugleich ein Schlagcartell zu, in der Meinung, ich würde nimmermehr das Herz haben mich mit ihnen im freien Felde herumzuhauen, worin sie sich aber sehr betrogen fanden.

Da ich jedoch mich besorgte, es möchte mir der ganze Schwarm der herumwohnenden Krippenreiter über den Hals kommen, und gemeinsam Kopfnüsse geben, so nahm ich ein halbes Dutzend von den Reitern, die damals im Lande lagen, zu mir, und gab dem Vogelbach im ersten Gange eine so tüchtige Schmarre über die Achsel, daß er den Degen fallen ließ und die Faust nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber verlor W. alsbald den Muth soweit, daß er im zweiten Gange Frieden machte. Keiner hielt sich besser, als Junker Michael v. S., den ich vorher für den verzagtesten angesehen hatte. Er hieb gut genug um sich, bis endlich dieser dreifache Zweikampf so endete, daß sich die beiden andern mit uns verglichen, Vogelbach sich aber noch ein paar Gänge zu Pferde vorbehielt, sobald ihm der Arm geheilt sein würde, was er jedoch bis zum heutigen Tage unausgeführt gelassen hat.

So bekam ich Ruhe zwar nicht vor dem Zulauf der Krippen-reiter, an denen es niemals mangelte, wol aber vor ihren Händeln; doch bald wurde mir eine viel größere und kostbarere Ungelegenheit. Mein Verkäufer hatte mich nicht nur beim Verkauf selbst ziemlich geschnellt, sondern mir auch einen bedeutenden wiederkäuflichen Zins verschwiegen, außerdem bei weitem nicht Alles gewährt, was in dem Inventarienzettel aufgesetzt war. So mußte ich ihn nothwendig vor der Landesregierung verklagen und mich dazu eines Advocaten bedienen. Hier dauerte es nun sehr lange, bevor ich meinen Gegner, der eine Ausflucht nach der andern ersann, festhalten konnte, und mir schien auch, als wenn man bei der Regierung wenig Lust hätte, mir zu helfen. Mein Advocat, der am besten wußte, wo es fehlte, gab mir den Rath, den Herrn Kanzler zu gewinnen. Ich merkte leicht, wohin er zielte und schickte diesem anfangs ein in Polen erkauftes Wildschwein nebst ein paar Tonnen Butter in die Küche, welche auch das Rad der Gerechtigkeit soweit aus dem Sumpf hoben, daß ein Befehl an meinen Gegner abging, seine Einwendungen in einer festgesetzten Frist beizubringen. Damit mußte ich vorerst zufrieden sein, ich ward aber bald inne, daß noch vor Ablauf der Frist das Wildpret mit der Butter verzehrt war, ich hörte von keiner Vorladung und von keinem Gegenbericht. Daher verdoppelte ich meinen Einsatz, und weil die Frau Kanzlerin erinnerte, die Butter habe ihrem Herrn so wohl geschmeckt, daß er seit der Zeit keine andere genießen wolle, mußte ich wieder ein paar Tonnen nebst einem Malter Hafer und einem schönen Rehbock denselben Weg gehen lassen. Darauf kam zwar bald ein neuer Befehl, mein Gegenpart war aber so lange nicht zu sehen, bis endlich noch ein Malter Korn nachflog. Dieser brachte es zwar zum Termin, förderte die Sache aber nur so weit, daß dem Gegner das Klagelibell vorgetragen und anbefohlen wurde, innerhalb einer doppelten sächsischen Frist zu excipitiren. Diese Frist zog sich mit der Replik und Duplik, und bevor man in der Sache zum Schluß kam, bis über zwei Jahre hinaus. Weil aber unterdeß dem Herrn Kanzler alles Geschenkte besser schmeckte, als was er kaufte, mußte

ihm bald dies, bald jenes zugeschickt werden. So wußte er ein Paar schöne gezogene Stutzen bei mir, die er sich auf folgende Art herausbrachte. Er kam unvermuthet selbst zu mir und that, als ob er genöthigt wäre, um ein freundliches Nachtlager anzusprechen. Ich mußte mir dies für eine besondre Ehre schätzen und bewirthete ihn, so gut ich konnte. Unterdeß besah er meine Gewehre, lobte die Stutzen und gab vor, daß er ein besonders großer Freund von dergleichen Sachen wäre; ich möchte sie ihm entweder gegen baare Zahlung überlassen, wenn sie mir feil wären, oder ihm ein Paar von derselben Art bestellen. Daraus konnte ich bald merken, wohin er zielte, und mußte in den sauren Apfel beißen, und nicht nur dieses Paar Stutzen, sondern etliche Monate darauf noch ein schönes silbernes Uhrlein, das er zufällig an der Wand gesehn hatte, in Hoffnung eines guten Bescheides hingeben. „Das ist ein schöner Groschen, womit man einen Thaler gewinnen kann," sagte mein Advokat; „selten fällt in einen offnen Beutel ein schlimmes Urtheil; der Beutel eines Processirenden muß mit Spinnenweben zugeschnürt sein, grade wie bei den Verliebten. Und da man mit einer goldnen Lanze auch den Stärksten aus dem Sattel heben kann, wird wol Alles gut werden, wenn sich der Herr noch zuletzt einmal überwinden kann, zu geben." Kurz, auch eine vier Mark schwere vergoldete silberne Flasche ging dem Andern nach. Und doch fand ich zuletzt dort einen Esel, wo ich eine Krone gesucht hatte. Das Ende war die Sentenz, nächstens solle eine Commission niedergesetzt werden, um zu versuchen, ob wir in Güte mit einander verglichen und die hochlöbliche Regierung fortan dieses langen, verdrießlichen Processes überhoben werden könne. Wie sehr mir dies zu Herzen ging, ist leicht zu erachten; ich verfluchte die Stunde, in der ich an das Landleben gedacht hatte, und verglich mich mit meinem Gegner, ehe noch die Commission angesetzt war. Für 1600 Thaler, die ich mit allem Recht von ihm zu fordern hatte, nahm ich 500, und bekam damit kaum die aufgewandten Unkosten zurück. Dabei bekannte er mir denn aufrichtig, daß ihm an dergleichen Bestechung auch nicht weniger als 300 Thaler darauf gegan-

zu wären. So wäre der beste Weg gewesen, wenn man sich gleich anfangs vertragen hätte.

Unterdeß hatte ich mich mit einem Hauskreuz belästigt, das mir viel mehr in die Seele schnitt, als dieser Proceß. Bald nach dem Kauf des Gutes hatte ich mich in ein altadliges Geschlecht der Nachbarschaft verheirathet und das bekam mir so wohl, wie dem Esel der Distanz. Im Anfang zwar hatte ich geringe Neigung dazu, ich war gewillt, guter Leute Kind aus der Stadt mit etlichen tausend Thalern zu nehmen, und dadurch meine Wirthschaft um ein bedeutendes zu verbessern. Aber der falsche Freund, der mich zu dem Kauf überredet, rieth mir keine andere, als von gutem alten Adel, und zwar aus der Nachbarschaft zu nehmen. „Zunächst,“ sprach er, „ist sehr ungewiß, ob der Herr in Breslau eine reiche Partie antrifft, obgleich er sich darauf hat adeln lassen. Ferner haben dergleichen Stadtdamen soviel Kenntniß von der Landwirthschaft, daß sie nicht einmal wissen, was Kuh oder Ochse, was Käse oder Quark sei. Die Wirthschaft des Herrn aber erfordert eine Wirthin, die von Jugend auf dabei erzogen ist; auch ist solche Heirath das einzige Mittel, seine Kinder mit der Zeit zu rechtschaffenen Landedelleuten zu machen.“ Zu diesem Ende schlug er mir eine Dame der Nachbarschaft vor, und erbot sich, selbst den Freiwerber abzugeben. „Sie ist schön, eine gute Wirthin, von guten Mitteln und altem Hause, das Alles wird der Herr unmöglich in der Stadt beisammen finden.“ Als ich ihn hierauf fragte, wie hoch sich ihre Mittel beliefen, schnitt er von 2000 Thalern auf. Zwar zweifelte ich schon damals daran, weil dies auf dem Lande ein so großes Heiratsgut ist, daß auch wohl Freiherrn danach schnappen, doch ließ ich mich endlich bereden, weil die Dame nicht übel gebildet war und der neue Adel mir alle gesunde Vernunft aus dem Hirn geschafft hatte. Bald fand ich, daß die vorgegebenen 2000 Thaler bis auf 400 schwanden, die noch dazu in einem zweifelhaften Proceß schwebten, der kaum so viel austragen konnte, als die darauf zu wendenden Unkosten betrugen, oder als mich ein standesgemäßes Beilager kosten würde. Dem ungeachtet

hatte ich im Anfang Liebe zu ihrer guten Gestalt und schlug mir Alles aus dem Sinn. Da sie mir aber so gar nichts an Schmuck, Kleidern und anderem Frauengeschmeide zugebracht, fragte ich einst meine Frau Schwiegermutter, wo denn die Kettchen, Ringe und die paar taffetnen Röcklein wären, mit denen ich doch meine Liebste bekleidet gefunden hätte, als ich um sie warb. Sie aber gab mir mit höhnischem Gelächter zur Antwort, wenn ich sie auch nur im bloßen Hemde bekommen hätte, sollte ich dennoch damit zufrieden sein und mich begnügen, daß sie soweit von ihrem adligen Geschlecht herabgestiegen sei und mir ihr Kind gegeben hätte, sie werde noch Ungelegenheit genug haben, diesen Schimpf bei ihrer Freundschaft abzuwischen, welche die Heirat durchaus nicht hätte zugeben wollen. Was aber Kleider und Schmuck anbelange, so müßte ich wissen, daß sie noch mit mehr Töchtern versehen sei, und auch diese zu bedenken hätte. Auch sei es in der Gegend Gebrauch, mit einem Kleide und Aufputz zwei bis drei Töchter zugleich zu versorgen; wenn eine von ihnen geputzt wäre, müßte die andere unterdeß der Wirthschaft obliegen, oder wenn Gäste kämen, sich krank stellen und im Bette gedulden, bis die Woche oder Reihe auch an sie käme. Damit mußte ich zufrieden sein, und meine Liebste, wollte ich sie nicht mir zum Schimpf gehen lassen, mit vollständiger adliger Kleidung und Schmuck von Kopf zu Fuß aus eigenen Mitteln versehen. Darüber ging denn mein baares Geld vollends darauf; zumal mich die Hochzeit sehr viel gekostet hatte, denn fast die ganze Landschaft lag mir mit Weibern, Kindern, Gesinde und Pferden länger als vierzehn Tage auf dem Halse und war nicht wegzubringen, so lange sie in Küche und Keller noch etwas für sich fand. Aber auch was ich für meine Gemahlin machen ließ, war ihr und ihrer Mutter niemals reichlich und kostbar genug, immer wußten sie daran Mängel zu finden, und wollten Alles vollständiger haben.

Gleichwol überwand ich mich und würde keine Unkosten angesehen haben, wenn ich damit nur den geringsten Dank verdient hätte, aber ich mußte, was mich am allermeisten schmerzte, empfinden, daß

mich weder mein Weib noch ihre ganze Freundschaft im geringsten achteten. Besonders meine liebe Schwiegermutter war ein grundböses, hoffärtiges, falsches Weib, und weil insgemein die Blätter wie die Wurzel des Baumes sind, so nahm auch ihre Tochter bald ihr Wesen an. Und weil ich ihr deswegen nicht mehr hold sein konnte, bekam öfters mein Reitknecht freundlichere Blicke als ich. — Uebrigens durfte ich gar nicht klagen, daß ihre Freundschaft nicht mehr mein Haus besucht hätte, als mir lieb war, sie half redlich aufzehren, was sie nur fand. Sie hätten aber geglaubt, der Böse würde sie sofort holen, wenn sie mich Schwager oder Oheim genannt hätten, die Brüderschaft mußte Alles verblümen und meine eigene Schwiegermutter gab wol Achtung, daß ihr nicht das Wort „Sohn" entfuhr, besonders, wenn etwa ein Fremder dabei war. Niemals aber waren sie lieber beisammen, als wenn ich in Breslau oder sonstwo abwesend war, dann hatte die Schwägerschaft die beste Gelegenheit, sich recht auf meine Unkosten lustig zu machen, wozu ihnen ein guter Trunk Wein, den ich in meinem Flaschenfutter von drei bis vier Töpfen für mich und meine Frau Gemahlin hielt, so wohl anstand, daß ich es gänzlich geleert fand, wenn ich nach Hause kam. Doch wäre auch das noch hingegangen, wenn man mir nur nicht auch das Getreide vom Boden, ja selbst Kühe und Kälber ohne mein Vorwissen genommen und der adligen Freundschaft zugesteckt hätte. Wer aber vier Thaler einnimmt und sechs wieder ausgeben muß, hat nicht Ursache für einen Beutel zu sorgen. So konnte ich mir leicht die Rechnung machen, daß ich in Kurzem ein so guter Krippenreiter, wie meine Nachbarn, werden würde.

Da gefiel es Gott, mich durch den Tod meiner Liebsten, welche im Kindbett starb, von dieser Gefahr zu erlösen. Auch bei diesem Ereigniß hatte ich einen harten Sturm mit meiner verdrießlichen Frau Schwiegermutter auszustehen. Diese erfüllte mit ihrem Geschrei über der Tochter Ableben Himmel und Erde und wollte alle Welt überreden, die gute Frau hätte sich zu Tode gegrämt, weil sie nicht ihrem Stande gemäß verheiratet war, und sie, die Schwiegermutter, wäre

Schuld an alle dem gewesen. Ich hörte eine Weile ihre Narrheit mit an und ertrug sie in der Hoffnung, daß das Spiel einmal ein Ende haben würde, bis sie endlich noch weiter herausbrach und allen Schmuck, den ich gekauft, nebst der Kleidung und was die Tochter sonst unter ihrem Verschluß gehabt, für ihre andern Töchter haben wollte unter dem Vorwand der Niftelgerade. Ich warf ihr ein paar mitgebrachte Lappen vor die Füße und ließ die Leiche in einem ehrlichen Sarge in die Geschlechtsgruft setzen, ohne die Schwiegermutter oder einen andern Verwandten dazu zu bitten. Und ich setzte mir vor, das Gut an den Ersten besten zu verkaufen und mich wieder nach der Stadt zu begeben.

So saß ich einst eines Abends voller Gedanken am Fenster und sah, wie das Gesinde seine Arbeit that, als ich von ungefähr gewahr wurde, daß sich jemand mit bloßem Degen am Thor gegen die anlaufenden Hunde vertheidigte. Ich schrie dem Gesinde zu, die Hunde abzuhalten, worauf ein wohlgekleideter Mann mit großen Complimenten auf mich zutrat. „Mein Herr Oheim,“ sprach er, „wird nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich mir nach Ritterart die Ehre gebe, auf ein Nachtlager einzusprechen, um dabei die Ehre seiner Bekanntschaft zu genießen.“ „Nicht im Geringsten,“ versetzte ich darauf, „wenn nur mein Herr beliebt vorlieb zu nehmen.“ Ich nöthigte ihn deshalb herein, und da der Cavalier so freigebig mit der Vetterschaft war, konnte ich leicht erkennen, daß er nicht aus der Nachbarschaft sei. Er kam auch bald damit heraus, daß er ein freier Reichsritter aus dem Elsaß und durch die Franzosen so verdorben worden sei, daß er lieber seine abgebrannten Güter mit dem Rücken angesehn, als sich ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wolle; jetzt begäbe er sich nach dem Kaiserhofe, dort Kriegsdienste zu suchen. Die Richtigkeit dieser Aufschneiderei konnte ich schon daran erkennen, weil er keine von den adligen Familien kannte, mit denen ich bei früherer Anwesenheit im Elsaß bekannt worden war. Deshalb ging ich auch behutsam mit dem Kerl um, und der gute reichsadlige Herr und Bruder mußte mit einer Streu und Matratze nebst einem Kopfpolster vorlieb nehmen.

Als ich am andern Morgen aufstand, fand ich weder Junker noch Bettgewand vor und vermißte dazu meinen Degen und Pistolen, die ich in der Stube gelassen hatte. Geschwind befahl ich meinen Knechten, sich mit Prügeln auf die Pferde zu werfen, und wenn sie den Halunken anträfen, ihn kräftig durchzuhauen und darnach laufen zu lassen, meine Sachen aber wieder abzunehmen. Denn ich konnte mir leicht einbilden, daß der Mensch ein Beutelschneider wäre, daß er mehr auf dem Kerbholz haben würde, und daß ich durch seine Verhaftung den Vortheil erlangen könnte, noch einen kostspieligen peinlichen Proceß, zuletzt sein Hängen zu bezahlen. Die Knechte trafen ihn mit seiner Beute im nächsten Holz und kamen dem Befehle redlich nach. Sie brachten mir zwar meine Sachen wieder zurück, diese kamen mich aber sehr theuer zu stehen. Denn kaum vier Tage darauf wurde mir ohne Zweifel von diesem Schelme des Nachts mein Gut über dem Kopf angezündet, so daß ich kaum das Wohngebäude retten konnte, im Uebrigen aber zusehen mußte, daß Scheuern und Ställe mit Getreide und Vieh bis auf den Grund abbrannten.

Dies Unglück nun verleidete mir das Landleben so sehr, daß ich nur ein paar Ställe für das noch übrige Vieh aufbaute und kurze Zeit darauf das Gut, welches ich für 6000 Thaler erkauft hatte, um 4000 wieder weggab. Darauf begab ich mich nach der Stadt zurück.“

So erzählte der bekehrte Landwirth dem jungen Holländer. Wenige Tage darauf hatte der Fremde Gelegenheit, aus eigner Anschauung das schlesische Leben des verarmten Landadels in derselben Gegend selbst zu beobachten. Ein junger Herr v. K., ein gebildeter und gereister Cavalier, lud ihn auf das Gut seiner honetten Aeltern ein und forderte ihn auf, von dort einen Spazierritt auf ein Nachbargut zu machen, wo eine Taufe gefeiert wurde. Der v. K. bat unsern Helden, er möchte sich's gefallen lassen für einen Oberstwachtmeister in holländischen Diensten ausgegeben zu werden, „denn ich weiß,“ sagte er, „daß sonst diese adligen Bauern kein Bedenken haben werden, dem Herrn die letzte Stelle zu geben und ihn nicht im geringsten zu

beachten, trotz seiner Bildung, und obgleich er, ohne arm zu werden, leicht ihre sämmtlichen Güter bezahlen könnte.“ Was der Holländer dort beobachtete, erzählt er folgendermaßen:

„Das Tractament war so beschaffen, daß die Tafel nicht in Gefahr war, unter den schweren Schüsseln zu brechen, ein gutes Gericht Speisefische in einer gelben Zwiebelsauce, alle Regalien eines Kalbes, der ganze Inhalt eines Schweines, soviel Glieder, soviel Speisen, ein paar Gänse und ein paar Hasen, dazu ein rohes wässeriges Bier, so daß man bei Zeiten den nicht viel bessern Branntwein zu Hilfe rufen mußte. Dabei aber war diese Gesellschaft, die aus etlichen zwanzig Personen bestand, rechtschaffen lustig und das Frauenzimmer viel aufgeweckter, als die gezierten Kaufmannsfrauen des Stadtadels. Als die Tafel aufgehoben war und ein Theil der Cavaliere nach ein paar Fideln lustig umher sprang, ein Theil das Zimmer mit Tabak voll rauchte, fing die Frau v. R. an: „Ich sehe meine Lust an diesem ausländischen Cavalier und bin der Hoffnung, daß mein Sohn, der auch Officier ist, an andern Orten ebenso lieb und werth gehalten wird.“ — „Ich, liebste Frau Schwester,“ versetzte die Frau Ilse von der B., „bin ganz anderer Meinung. Ich könnte nimmermehr so tyrannisch gegen die Meinigen sein, sie unter diese Kriegsgurgeln zu verstoßen, denn ich höre, daß sie bisweilen schlecht genug zu essen haben, viele Nächte in kein warmes Bett kommen, und noch dazu Niemand haben, der ihnen ein Warmbier machte oder ein Glas Branntwein brächte. Sollte ich hören, daß meinen Sohn ein langhalsiger Tartar, wie ich ihn neulich im Kretschem abgemalt gesehn, gar gefressen hätte, so würde mich der Kummer auf der Stelle ersticken. Deswegen erachte ich besser, meinen Junker Hans Christoph daheim auf dem Gütlein zu erhalten, so gut ich kann. Zwar muß ich bekennen, daß er mich schon genug gekostet hat, als ich ihn rittermäßig ausstaffirte, meine zwei besten Kühe gingen damals drauf, und ich konnte den Abgang noch nicht ersetzen. Nun was hilft's, sehe ich doch auch meine Lust, wie er sich in Allem so rittermännisch anzustellen weiß. Sehe sie nur, liebe Frau Schwester, kann er nicht so

hurtig tanzen, wie ein anderer, und die Dame herum drehen, daß es eine Art hat; er wird Keinem ein Glas Bier oder Branntwein abschlagen, der Tabak ist sein einziges Leben, bei allen Gesellschaften ist er so angenehm, daß er bisweilen kaum in drei Wochen nach Hause kommt, womöglich mit einem blauen Auge. Daraus kann ich mir leicht die Rechnung machen, daß er sich nach Reiterart herumschlagen und wacker wehren muß. So wird auch hier mein Junker Martin Andres werden." — Der Junker stand da und legte den Kopf in den Schooß der lieben Mutter. — „Der lose Kerl weiß auch schon, daß er ein Junker ist, darum begehrt er nichts zu lernen, sondern er reitet lieber mit dem Roßjungen im Felde herum; er darf wol schon auf den Gedanken kommen, einen Degen zu haben. Das macht mir neuen Kummer, denn ich kann mir leicht denken, daß es zuletzt auch noch ein Pferd kosten wird, und wenn Gott nicht sonderlich hilft, werden mir ein paar Kühe darauf gehen. Doch ich werde ihm auch wol endlich ein Abc kaufen müssen, denn sein Herr Vater hat immer gewollt, daß er ein recht scharfer Gelehrter werden sollte, wie er selber einer war. Ja, wenn es nichts kostete und die gelehrten Kerls nicht soviel theure Bücher haben müßten! Sonst sieht man wol seine Lust an ihnen, und mir gehn die Augen noch immer über, wenn ich daran denke, wie sein Herr Vater so schön die Dankreden nach der Bewirthung hielt und es wol so gut als der Pfarrer machen konnte; wie er auch einmal eine ganze halbe Stunde lauter Latein, ich weiß nicht was, vor dem Fürsten hersagen mußte. — Eins gefällt mir sehr wohl an meinem Martin Andres, daß er so einen verschlagenen nachdenklichen Kopf hat. Er hat mir selber an die Hand gegeben, ihm zuweilen zu etwas Gelde zu verhelfen, indem ich ihm nämlich vergönne, das Lösegeld für das fremde Vieh zu behalten, das auf meinem Acker gepfändet wird. Darauf ist er nun so erpicht, daß er den ganzen Tag im Getreide auflauert, ein paar Schweine oder dergleichen zu erhaschen, womit er sich auch schon bis zu einem halben Thaler erworben. — Dessen ungeachtet aber, und wenn ich nur gewiß wüßte, daß meinem Junker Hans Christoph der Handel im Kriege auch so glücken

würde, wie ihrem Herrn Sohne, liebe Frau Schwester, ich wollte ja ein Jahr nicht ansehn, und wollte versuchen, wie ich ihn dazu beredete; wenn er nur auch gewiß Oberster und ein Freiherr würde, und auch eine reiche Dame kriegte. Die aber müßte mir bei meiner Seele von rechtem Adel sein; denn sonst schwöre ich, daß sie mir nicht unter die Augen kommen dürfte, wenn sie gleich in Golde steckte bis über die Ohren. Und wer weiß es, liebe Frau Schwester, ich habe mein Lebtag gehört, daß es in andern Ländern nicht so gute Edelleute giebt, als bei uns, und daß man in Holland, wo dieser Officier her ist, die Weiber nackt und bloß, wie sie der liebe Gott geschaffen, nicht anders als Kühe zu Markte treibt. Denn meiner seligen Frau Mutter Schwester, die liebe Frau Grete v. T., mußte damals auch erleben, daß ihren Sohn der Teufel ritt, und daß er ein solches wildes Weib mit nach Hause führte. Da hat sie sich so sehr gegrämt, daß sie es nicht lange mehr gemacht hat, und sie ist durchaus nicht zu bereden gewesen, daß sie dieses wilde Weib nur einmal angesehn hätte. — Aber um wieder auf meinen Sohn Junker Hans Christoph zu kommen, wenn es sich so mit ihm machte, daß er nicht dahin käme, wo die Tartaren sind, auch nicht Schildwacht stehen dürfte, so wollte ich wol meine alte Magd, die ihn ganz aufgezogen und beflohet hat, schon überreden, daß sie auf ein Jahr mitzöge und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kopf wüsche und die Hemden bereinigte, ich wollte ihr auch noch eine halbe Metze Lein aussäen."

Die Frau v. R. würde wahrscheinlich dieser Einfalt genugsam geantwortet haben, wäre sie nicht durch den Herrn v. K. zum Tanz aufgeführt worden. So ließ sie die Alte allein, zu welcher sich der anwesende Junker Vogelbach mit einer fingerlangen Tabakspfeife im Munde verfügte und so Unterhaltung machte: „Wie geht's? wie steht's noch um ein gut Leben, meine liebe Frau Muhme? Ich merke, sie sieht ihre Freude an ihrem Junker Hans Christoph, daß er es so lustig mitmachen kann. Hol mich dieser und jener, er ist auch ein rechtschaffner Kerl, ich wollte wünschen, daß er vor etlichen Tagen dabei gewesen wäre, als ich mich mit einem Pfeffersack von Breslau

herum schlug; er sollte sein Wunder gesehn haben, wie ich den Kerl drillte; er mußte das Leben von mir erbitten und nachher mir und meinen Secundanten einen stattlichen Schmaus zum Besten geben, wobei wir uns so lustig machten, daß der beste Wein in der Stube herumschwamm." Aber die alte Frau von der B. antwortete darauf: „Es ist euch eine schöne Ehre, daß ihr euch wegen eines Trunkes Wein mit den Bürgern so gemein macht. Und vor Allem ihr, Junker Martin Heinrich, dem der Mund nur immer nach Wein hängt; wenn ihr nur ein paar Gläser davon erschnappen könnt, trinkt ihr mit allen Leuten Brüderschaft, sie mögen Bürger oder Edelleute sein. Ja ihr nennt wol gar, wie ich mir habe sagen lassen, die Pfeffersäcke Oheim und Vetter. Sollte ich das wissen, so schwöre ich, daß ich euch mein Lebtag nicht Vetter nenne. Sagt mir, was habt ihr wieder für eine Schmarre auf der Stirn? Ohne Zweifel habt ihr euch wieder gekatzbalgt und eins bekommen, das ginge noch wol hin, wenn's euch nur nicht die Bürger versetzt hätten."

„Seht ihr mich für einen Narren an," sagte Junker Vogelbach, „daß ich diese Kerle Oheim oder Vetter nennen sollte, hätte ihnen der Kaiser auch noch einen so großen Brief gegeben? Bruder geht noch an, so lange sie lustig Wein hergeben, hernach aber heißt es: laßt den Bärenhäuter gehen."

Unterdeß machten sich die Gäste mit Tabak, Trinken und allerhand Gesprächen ziemlich lustig, wobei der Holländer bemerkte, daß von den beiden nicht übel gebildeten Töchtern des Wirthes allemal nur eine im Reigen zu sehen war, und jede vom Haupt bis zu den Füßen wie die andere gekleidet, daraus konnte er leicht schließen, daß sich auch diese guten Mädchen mit ein und derselben Kleidung behelfen mußten, und daß, während die eine im Zimmer tanzte, die andere, welche abgelegt hatte, unterdeß draußen so lange in Geduld warten mußte, bis die Reihe wieder an sie kam. „Sind das nicht liebe Kinder," sagte ihre Mutter, die sich mit andern Frauen zu der Frau von der B. gesetzt hatte, „sie wissen sich in Alles so adlig zu schicken, ich sehe meines Herzens Lust, wie ihnen Alles so wohl ansteht. Und

hätten die Pfeffersäcke in den Städten noch soviel Schmuck um sich hängen, der Bürger bleket doch allemal heraus." „Es ist nicht ohne," sagte die andere, „das Herz möchte mir im Leibe zerspringen, wenn ich diese Leute in der Stadt in so prächtigem Kleide und Schmuck auf goldenen Karreten herprahlen sehe. Prahlet, denke ich dann, wie ihr wollt, und wenn ihr gleich alle Tage statt eures besten Weines gar Perlen söffet, so seid ihr doch Bürger, bleibet Bürger und werdet es nimmermehr dahin bringen, uns gleich zu sein."

Unter solchem Weibergeschwätz, Lachen, Jauchzen, Tanzen und Springen war die Nacht hereingebrochen, und weil der v. K. leicht erachten konnte, daß auch dieses Gelage mit den gewöhnlichen Stänkereien und Händeln würde beschlossen werden, so gab er unserm Holländer einen Wink und machte sich mit ihm auf die Seite zu einem bekannten Bauern, wo sie die Nacht auf einer Streu zubrachten. Am nächsten Morgen weckte sie der Reitknecht des Herrn v. K., wenn sie eine dreifache Schlägerei anzusehn verlangten, wobei der Vogelbach der vornehmste sein würde, so möchten sie bald aufstehn und sich auf die polnische Grenze nahe am Dorfe begeben. Dazu hatte aber keiner von ihnen Lust, der v. K., welcher sich solcher Lumperei seiner Landsleute schämte, gab seinem Reitknecht einen Wink zu schweigen, sie saßen auf und ritten unter anmuthigen Gesprächen ihres Weges."

Soweit die Erzählung Paul Winckler's. Um das Jahr 1700 waren die Sitten des Landadels bereits milder, das Leben ein wenig reichlicher, die Koppeln der Krippenreiter seltner geworden. Immer noch kamen Einzelne in Versuchung, dem schwachen Landesgesetz zu trotzen, wiederholt eifern die Regierungen gegen List und Gewaltthat, womit Unberechtigte die Landgüter Verstorbener in Besitz nehmen. Immer noch leidet die Mehrzahl des Landadels an einer Ueberbürdung durch aufgenommene Capitalien, häufig ist die Klage, wie leichtsinnig Hypotheken ausgestellt und wieder verkauft werden, und wie gewöhnlich es sei, durch Pfandinstrumente zu betrügen, welche weit

über den Kaufwerth des Gutes hinausgehen. Bei solchen Verhältnissen war auch gerichtliche Versteigerung überall, wo sie nicht durch Lehnsverhältnisse oder Familienstatut verhindert wurde, nur zu häufig, immer wieder brannten die Wachslichter, welche nach altem Brauch am Morgen des Versteigerungstages angezündet wurden, und durch die Dauer ihrer Flamme die Zeit anzeigten, binnen welcher die Gebote der Kauflustigen auf das Gut anzunehmen waren*).

In den meisten Landschaften Deutschlands war der Erwerb eines adligen Landgutes abhängig von dem Ritterrecht in derselben Landschaft; allerdings war diese Bestimmung nicht gemeinem Rechte gemäß Gesetz, aber fast überall bildeten die adligen Gutsbesitzer der Landschaft eine mächtige Corporation, welche den Nichtadligen wenigstens von dem Vollgenuß der Dominialrechte, der Standschaft und ihren Versammlungen ausschloß. Auch wo Nichtadlige lehnsfähig waren, wie in Thüringen und Meißen, waren sie es nur unter Beschränkungen. Sonst hatten nur die Bürger einzelner privilegirter Städte das Recht, adlige Güter zu erwerben, es erlosch auch für diese Bevorzugten, sobald sie aus dem Verbande der begünstigten Stadt traten. Auch bei bürgerlichen Räthen der Landesregierung und Mitgliedern der Universitäten wurden zuweilen Ausnahmen gemacht. In der Regel aber durfte der Nichtadlige das Gut nur pfandweise, aber nicht mit Herrenrecht als Eigenthum besitzen. Selbst dem Geadelten stand noch nicht frei, ein Rittergut als Eigenthum zu erwerben, er bedurfte dazu der besondern Einwilligung des Landesherrn oder der adligen Landschaft, in den kaiserlichen Erbländern erhielten dies Recht nur solche Edelleute, welche in den Herren- und Ritterstand erhoben waren, und auch dann sollte in jedem einzelnen Fall dies Recht vom obersten Landesherrn erkauft und durch ein Diplom gesichert werden. Selbst von den alten Familien suchte der Kaiser dadurch Geld zu erhalten, daß er ihnen auflegte, durch ein Generaldiplom für alle Mitglieder dies Recht von Neuem zu erkaufen.

---

*) Kais. Privil. und Sanct. I, S. 377, zum Jahre 1712.

Aber auch andere Beschränkungen legte der kaiserliche Hof auf, der bis in die neueste Zeit den letzten Schild seines Adels noch in Edle, Herren und Ritter getheilt hat. Wer aus dem Bürgerthum in den Adel- oder Ritterstand versetzt wurde, durfte nicht turniermäßig mit Trauerpferden und Schilden begraben werden, wenn er noch nebenbei eine bürgerliche Nahrung trieb. Und soweit die kaiserliche Verwaltung reichte, wurde sogar der adligen Frau noch 1716 verboten, einen lutherischen Geistlichen zu heiraten, weil das dem Adel unanständig sei*).

Aber wie bei dem Bauer, ist auch in dem Leben des deutschen Adels etwa seit 1700 deutlich das Einbrechen einer neuen Zeit zu erkennen. Es wird bei den Besseren guter Ton, sich als Hausvater und Gutsherr zu fühlen. Fast plötzlich beginnt eine neue Literatur, große Sammelwerke, in welchen Pflichten und Geheimnisse des Ackerbaues, der Wirthschaft, des Haushalts, der Kinderzucht, einer häuslichen rittermäßigen Erziehung systematisch und wortreich dargestellt wurden, es sind ehrwürdige Folianten in schöner Ausstattung mit Kupferstichen verziert, aus denen sich zu bilden bald für verdienstlich galt. Schon 1682 widmete v. Hochberg sein Adliges Landleben den Gutsbesitzern Oberösterreichs. Bald darauf schrieb Pfalzgraf Franz Philipp unter dem Namen Florinus ein ähnliches Werk, den „klugen und rechtsverständigen Hausvater“. Schon wurde in Holstein, bald darauf in Mecklenburg auf den adligen Gütern die Koppelwirthschaft eingeführt. Zugleich steigerte sich in mehren wohlhabenden alten Familien das Interesse an etwas Kunst und Wissenschaft, es wurde anständig, einige historische und juristische Kenntnisse zu haben, die Vergangenheit der eigenen Familie zu kennen, in den Hülfswissenschaften der Geschichte, der Münz- und Wappenkunde bewandert zu sein. Auch den Frauen des Landadels kam die innigere Frömmigkeit des neuen Pietismus, und seit 1700 das verständige, nüchterne Wesen der neuen Bildung zu Gute. Es wurde ihnen so

*) Kais. Privil. und Sanct. III, S. 989 und 1021.

oft gesagt, wie rühmlich es für eine Edelfrau sei, sich um die Wirthschaft zu bekümmern und ihre Kinder gottesfürchtig zu christlichen Junkern zu erziehen, daß man wol annehmen darf, es sei Einiges von diesen Ansichten in ihr Leben übergegangen. Und um 1750 schildert schon ein vielgereister Edelmann mit Behagen die Tagesarbeit der Gutsfrauen, wie sie sein sollen. In der That hatte ein Edelmann, welcher friedlich auf seinen Gütern in erträglichem Wohlstande saß, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Recht, sich zu den glücklichsten Repräsentanten seiner Zeit zu zählen. Er lebte schlecht und recht, kümmerte sich nur so weit um die große Welt, als er mußte, verkehrte in großer Familiengeselligkeit zwanglos mit der ganzen adligen Nachbarschaft, trank sich nur noch zuweilen seinen Rausch, zog seine Füllen, verkaufte seine Wolle, disputirte mit seinem Pfarrer, er kam bei mäßiger Strenge erträglich mit seinen Unterthanen zurecht und hatte nur selten eine Ahnung davon, wie schädlich auch für ihn die Unfreiheit seiner Arbeiter war. Kam eine alte Familie in Gefahr zu verarmen, so empfahl ihr der erwähnte eifrige Vertreter des Adels wohlmeinend die Heirat mit einer reichen Erbin aus dem angesehenen Bürgerstande, im Nothfall könne das Geschlecht der Frau geadelt und von Vater- und Mutterseite mit Ahnen versehen werden*), das Geschäft gebe zwar einen kleinen Makel, aber es sei thöricht, darauf viel zu achten.

Gegen das Zurücksinken in das Volk waren die alten Familien aber auch durch zahlreiche einträgliche Vorrechte geschützt. Sehr groß war die Anzahl der Beneficien und Präbenden, der arbeitlosen Stellen, der Sinecuren in den Domcapiteln, bei dem Malteser- und Johanniterorden, an den adligen Klöstern und andern geistlichen Stiften, es gab kaum eine alte Familie, welche nicht nach einer dieser Richtungen Verbindungen hatte. Allgemein war im Adel die Empfindung, daß der katholische Adel viel besser daran sei, weil er seine Söhne und Töchter leichter versorgen könne, während die protestantischen Fürsten

*) J. M. v. Loen, der Adel. 1752. S. 135 und 226.

die meisten Stifter eingezogen hätten. Mit Stolz sah auch deshalb die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben, am Rhein, auf den landsässigen Adel herab, ihr bewahrte die kaiserliche Capitulation nicht nur Gerechtigkeit, Würde und Hoheit, sie war auch mit den geistlichen Fürsten und den Stiften ihrer Territorien eng verbunden und ihre Familien lebten in fast erblichem Anrecht auf zahlreiche geistliche Pfründen. Leider vermochte aber dieser Schutz nicht ihre Familien in dauerndem Gedeihen zu erhalten, ja er wurde ein Hauptgrund, daß Viele derselben in Abgeschlossenheit verarmten und innerlich verdarben.

Verhängnißvoller aber wurde dem niedern Adel ein anderes Recht, das er noch heute als werthen Vorzug festhält, und das noch jetzt nicht ihm allein die Tüchtigkeit verringert, seine Hoffähigkeit. Der Grundsatz, daß jeder alte Edelmann bei Hofe freien Zutritt habe, und daß es dem Fürsten nicht zieme, seinen Umgang und geselligen Verkehr in andern Kreisen zu finden, als innerhalb der alten Adelsschilde, gewann seit dem Jahre 1700 immer größere Bedeutung. In dieser Zeit erhielten die deutschen Höfe allmälig die Einrichtung, welche sie bis heut bewahrt haben, der Kaiserhof, der Staat Ludwig XIV. wurden in Vielem Muster, daneben blieben an den einzelnen Höfen alte heimische Bräuche. Immer größer wurde die Zahl der adligen Hofchargen; bedrängte Fürsten verkauften sie wol gar um gutes Geld*). Schon stand dem gesammten Hofe der Oberhofmeister vor. Den fürstlichen Haushalt besorgte der Hofmarschall, noch schritt er bei feierlichen Gelegenheiten mit seinem vergoldeten Stabe selbst den Schüsseln vor, schon trat er bei Festtafeln, sobald das Confect aufgegeben wurde, hinter den Stuhl seines gnädigen Herrn. Der Oberkammerherr überwachte noch wirklich die Garderobe seines durchlauchtigen Gebieters, zuweilen unter Beirath der fürstlichen Gemahlin und vertheilte die abgelegten Kleider nicht nur an die Kammerdiener, auch an ärmere Cavaliere**). Auch sein

*) J. B. v. Rohr, Ceremoniel-Wissenschaft. S. 229.

**) Ebendas. S. 33.

Amt war wichtig, denn die Costüme waren an den meisten Höfen zahlreich und sehr verschieden, nur bei den Preußen und bei den verwandten Höfen, welche die preußische Zucht nachahmten, wurde der einfache Soldatenrock von inländischem Tuch die stehende Kleidung. Sonst waren nicht nur die Gallakleider, auch die besonderen Costüme und Verkleidungen für die Hoffeste eine sehr bedenkliche Angelegenheit, und es war für den Kammerherrn keine Kleinigkeit, genau zu wissen, wie die Garderobe bei den Divertissements gebührend einzurichten sei, wenn z. B. im türkischen Garten bei Dresden der ganze Hof muselmännisch erschien, oder wenn gar ein außerordentliches Krönungscostüm erfunden werden mußte, wie für Kurfürst Friedrich August von Sachsen bei der Krönung zu Krakau*). Auch der Stall war adlig geworden, er stand unter dem Oberstallmeister, wie die Jagd unter dem Oberjägermeister, erst spät wurde die gesammte waidmännische Umgebung des Souveräns adlig. Da das Ceremoniell eine eigene Wissenschaft des Hofes geworden war, wurde sie an mehren der großen Höfe durch den Obereeremonienmeister vertreten. Niemand wachte eifersüchtiger als die Fürsten selbst über

*) Denn als der prächtige Herr am Ziel seiner Wünsche stand nach zahllosen Bestechungen an die polnischen Großen, und nachdem er seinen neuen Katholicismus weniger durch das gedruckte Zeugniß des Pabstes, als durch die Spende von einem Thaler und einem halben Maas Branntwein an jeden adligen Wähler seiner Partei bewährt hatte, da mußte zu der verhängnißvollen Krönung am 5. September 1697 die Erfindungskraft der Hofchargen höchlich angestrengt werden, denn das Costüm mußte antik sein und zugleich polnisch und auch wieder modisch und cavaliermäßig. Deshalb trug der König auf dem wohlgepuderten Haupte eine polnische Mütze mit der Reiherfeder, auf der Brust einen stark vergoldeten Harnisch, über den kurzen französischen Beinkleidern ein kurzes römisches Unterkleid, an den Füßen Sandalen, über Allem einen blauen Hermelinmantel, die ganze Kleidung mit prachtvollen Edelsteinen übersäet. Er wurde bei der Krönung ohnmächtig, es ist zweifelhaft, ob das unbequeme Kostüm, oder die Scham über etwas Anderes die Schuld trug. Die Polen aber aßen an diesem Tage drei gebratene Ochsen, weil bei der Kaiserkrönung in Frankfurt einer gebräuchlich war. Vergl. Förster, Höfe u. Cabinette Europa's. III. S. 51.

die Ehrenbezeugungen, welche sie zu geben und bei Besuchen zu erhalten hatten; wurde ihnen bei einem Besuche nicht genug gethan, so reisten sie wol gar im Zorne ab und drohten mit Revanche, unendlich waren deshalb ihre Klagen und Beschwerden beim Kaiser und Reichshofrath. Und doch war solch eifersüchtiges Wachen auf Aeußerlichkeiten nicht die Folge eines sicheren Stolzes, denn gegen Mächtige waren sie nur zu arm an Selbstgefühl. Immer wieder wurden Rangordnungen gegeben, fast jeder neue Regent fand ein Vergnügen darin, sein oberherrliches Recht auch darin zu erweisen, und trotz aller Ordnungen waren die Streitigkeiten um Rang, Charge, Titel endlos. Aerger noch als die Männer waren die Frauen. Es kam um 1750 vor, daß an einem Fürstenhofe alle adlige Damen ihre Plätze in der Kirche verließen, weil die Tochter eines neugeadelten Beamten, eines „wirklichen Geheimeraths“ auf ihrem Chor einen Platz suchte.

Dieser weite Kreis von nichtigen Interessen gewann für den Adel die höchste Wichtigkeit. Vom Kaiserhofe in Wien bis zu dem Haushalt des Reichsfreiherrn herab, welcher immer noch einen oder mehre arme Junker in seiner Umgebung hielt, waren mit den Seitenlinien und Nebenzweigen der größeren Häuser in ungefährer Schätzung etwa 5—600 Hofhaltungen in Deutschland, außerdem 1500 reichsritterschaftliche Häuser, also sicher weit mehr als 5000 Hofämter und Chargen. Daß der Adel diese ungeheure Anzahl von Bedientenstellen einnahm, war seinen männlichen Eigenschaften nicht vortheilhaft. Daß er die Launen und Roheiten eines zügellosen Souveräns mit Lächeln ertragen, als geschmeidiger Diener dem despotischen Gelüst und der Mätressenwirthschaft gefällig sein mußte, war noch nicht das Aergste. Er kam in dringende Gefahr, so niederträchtig zu werden, daß die Gemeinheiten der armen Krippenreiter dagegen als Tugenden erschienen. Es war die Zeit, wo die adlige Mutter ihre Tochter mit Freude selbst in die Arme eines lüderlichen Fürsten führte, und wo der Hofmann seine Gattin dem Fürsten gegen Bezahlung überließ. Freilich thaten das nicht nur arme Edelleute,

auch solche, die selbst Sprossen fürstlicher Häuser waren. Der Adel einzelner deutscher Landschaften hat Gelegenheit gehabt, seine Uebung in solchen Gefälligkeiten auch noch in unserem Jahrhundert gegen die Prinzen und Marschälle Napoleon's zu beweisen. — Und was am schlimmsten war, die große Masse des Hofadels zog auch die verwandten Familien der Gutsbesitzer in die Residenzen. Verständige Männer wurden nicht müde darüber zu klagen, daß auch der Landadel zum größten Schaden für seine Kasse und Moralität nicht auf seinen Gütern wohne, sondern sich in die Nähe der Fürsten dränge und an den verpesteten Höfen sich selbst, seine Frauen und Töchter ruinire. — Das waren aber im größten Theile von Deutschland bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vergebliche Mahnungen.

Wer freilich männlicheren Ehrgeiz hatte, der wurde Beamter oder Officier. Auch der Beamtenadel zeigt seit 1700 eine eigenthümliche Physiognomie. Hatte der Sohn einer alten Familie die Rechte studirt, so gewann er durch seine Familienverbindungen leicht eine Rathsstelle und stieg von da, wenn er gewandt, und zuweilen, wenn er unterrichtet war, zu den wichtigsten Aemtern, bis zum thatsächlichen Regenten des Staates oder zum politischen Agenten und Gesandten an fremden Höfen empor. Es gehören neben den mannigfaltigen Schurken, welche die arge Zeit heranzog, auch gebildete und tüchtige Männer des deutschen Adels zu diesem Kreise, welcher schon in der Zeit von Leibnitz die eigentliche Aristokratie des Standes bildete. Es wurde allmälig Brauch, auch die höchsten Beamtenstellen, und seit die Gesandtschaften ständige, höfische Institute geworden waren, auch diese nur durch Adlige zu besetzen. Ebenso die Officierstellen der Heere. Während die kaiserlichen Armeen auch nach den Reformen des Prinzen Eugen immer etwas von der Physiognomie der alten Landsknechtheere behielten, denen der junge Adel aus dem größten Theile Deutschlands zuzog, wurde bei den Hohenzollern die neue Organisation der Armee Grundlage für die Bildung eines eigenthümlichen Officieradels. Schon Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte, daß der verwilderte Landadel seines verwüsteten Gebietes am besten in dem Heere zu verwerthen sei, welches er noch

unter dem Geschützdonner des dreißigjährigen Krieges schuf. Er bändigte die Raufslustigen durch die militärische Zucht, regelte ihr rohes Ehrgefühl durch den Corpsgeist und die militärischen Ehrengesetze, und gab ihnen auch im Heere das Gefühl einer privilegirten Stellung dadurch, daß er die Officiersstellen fast ausschließlich mit ihnen besetzte. In den letzten Jahren seiner Regierung ist das preußische Officierscorps bereits mit wenigen Ausnahmen adlig. Eine der merkwürdigsten Culturveränderungen des achtzehnten Jahrhunderts wurde dadurch bewirkt, zumal seit König Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite so stark betont hatten, daß jeder Fürst des Hauses Hohenzollern Soldat und Officier sein müsse, und daß derselbe Rock, gleiche Subordination und dieselben Gesetze der Ehre für ihn gelten sollten, wie für den kleinen Junker vom Lande.

Dadurch geschah es, daß die Nachkommen vieler Familien, welche durch Jahrhunderte als Drohnen der bürgerlichen Gesellschaft gelebt hatten, enge mit den theuersten Erinnerungen der Nation verbunden wurden. Durch diese politische Bevorzugung des Adels wurden aber freilich auch im Staate der Hohenzollern neue Gefahren für die Familien des Adels, und was noch bedenklicher war, für den Staat selbst großgezogen. Es wird später davon die Rede sein.

So war der Adel um das Jahr 1750 noch auf dem Höhenpunkte seiner Geltung, er war überall der herrschende Stand. Tausende seiner Söhne verneigten sich an den großen und kleinen Höfen, kaum geringere Zahl dehnte sich in den Chorstühlen geistlicher Stifter, saß auf Präbenden und trug kaiserliche Panisbriefe in der Tasche. Die weichsten Lehnstühle der Rathscollegien, die Vordersitze in den Staatscarossen der Diplomaten wurden von ihnen eingenommen, fast der gesammte Domanialbesitz war in ihren Händen. Grade da aber begann eine Umwandlung in den Seelen der deutschen Nation, es erwuchs eine neue Bildung, und neue Ansichten über irdischen Werth und Unwerth verbreiteten sich, leise, allmälig, unangreifbar, man wußte nicht wie und woher. Die deutschen Redesätze erhielten einen andern Fall, die deutschen Verse klangen weniger majestätisch,

bald sogar simpel. Diese neue Sucht nach Simplicität verbreitete sich weiter. Einzelne dreiste Phantasten wagten Puder und Perrücken zu verachten, es wurde auffallend gegen die Etikette, ja von sehr Vornehmen gegen das Ceremoniell gesündigt, neue Ideen kamen in Umlauf und neue Gefühle. Man hörte von Schönheit, von zärtlichen Herzen und Menschenwürde sprechen. Schnell wurden auch Distinguirte vom Adel angesteckt, sogar Souveräne, die Herzogin von Weimar fuhr mit einem, der Wieland hieß, auf einem Leiterwagen, zwei Reichsgrafen von Stolberg waren nicht abgeneigt, vor einem, der gar Klopstock hieß, niederzuknien, und küßten sich beim Mondschein mit bürgerlichen Studiosen.

Unter den bürgerlichen Schöngeistern, welche jetzt auf einmal Einfluß gewannen, war keiner mehr geeignet, den Adel mit der neuen Zeit zu befreunden, als Gellert. Er war nicht genialisch, er wußte sehr gut, was Jedermann gebührte, und er gab doch Jedermann sein Theil, er hatte eine feine bescheidene, ein wenig pessimistische Laune, er war sehr respectabel, er hatte ein mildes wohlthuendes Wesen für Männer und Frauen. Sehr groß war die Einwirkung, die er auf den obersächsischen, thüringischen und niederdeutschen Landadel ausübte. Bald begann auch in diesen Familien ein Cultus der neuen Zeit. Zumal die Frauen öffneten ihr Herz den neuen literarischen Gefühlen und viele von ihnen wurden stolz, Gönnerinnen der schönen Dichtkunst zu sein, während die Männer noch mißtrauisch auf das neue Wesen blickten. — Und wie in Deutschland die Poesie die wunderliche Wirkung hatte, den Adel in eine unerhörte Verbindung mit dem Bürgerthum zu bringen, äußerte zu derselben Zeit in Oesterreich die Musik durch einige Jahrzehnte ähnliche Wirkung.

Es blieb aber nicht bei den poetischen Stimmungen, und bei den zarten Beziehungen, in welche die Kalb, die Stein und die liebenswertheren Lengefelds zu deutschen Dichtern traten. Ernster, gewaltiger sprach die neue Wissenschaft, was sie befahl und was sie verurtheilte, das wurde wie durch einen Zauber in Hunderttausenden Gesetz des Lebens oder Gegenstand des Abscheus. Wenige Jahr=

zehnte nach 1750 galten in einem weiten Kreise der Gebildeten, welcher die stärkste Kraft des Bürgerthums, wie die edelsten Seelen des Adels umschloß, die Privilegien des Adels, welche ihm eine Sonderstellung im Volke gaben, für veraltet. Und die Staatsordnungen, welche sie conservirten, wurden mit Kälte und mit Achselzucken betrachtet.

Und eine andere ernste Zeit kam; die adligen Generäle des preußischen Heeres vermochten den Staatsbau der alten Hohenzollern nicht zu halten, sie zuerst gaben den Staat Friedrich des Großen auf und überlieferten die preußischen Festungen kleinmüthig einem fremden Feinde. Und eine von den Bedingungen der Rettung und Wiedererhebung Preußens und Deutschlands war, daß der Adel auf theure Vorrechte im Beamtenthum, auf das Privilegium der Officierstellen, das Privilegium des ritterlichen Grundbesitzes verzichten mußte.

Seit der Erhebung des Volkes im Jahre 1813 ruht Leben und Gedeihen des Staates, Kraft und Fortschritt der menschlichen Bildung in dem deutschen Bürger. Das Bürgerthum ist nicht mehr wie im Mittelalter ein Stand, der andern Ständen gegenübersteht, es ist die Nation selbst geworden. Wer sich ihm gegenüberstellt, mit egoistischen Ansprüchen, der beginnt einen hoffnungslosen Kampf. Alle Privilegien, durch welche der Adel sich bis zur Gegenwart eine Sonderstellung in dem Volke zu bewahren sucht, sind ein Unglück und Verhängniß für ihn selbst geworden. Viele der Besten vom Adel haben das längst begriffen, sie sind auf jedem Gebiete der geistigen und materiellen Interessen, in Kunst, Wissenschaft und im Staat Vertreter des neuen Lebens der Nation. Auch der Landadel, der in den Grenzen seiner Dorfflur am treuesten und liebevollsten die Erinnerungen aus alter Zeit bewahrt, hat sich zum Theil mit der neuen Zeit befreundet, zum Theil ihren Forderungen widerwillig gefügt. Aber in den Schwächeren von ihnen ist noch heut etwas von den gemüthlichen Stimmungen der alten Feldreiter zurückgeblieben. Das neue Junkerthum, eine unholde Carricatur des adligen Wesens, ist, wenn man genau zusieht, nichts weiter, als anspruchsvolle Fort-

setzung der **alten Krippenreiterei.** Hinter Uniform und Ordenskreuz birgt sich **nicht selten derselbe** Haß gegen die Bildung der Zeit, dieselben **Vorurtheile, der** gleiche Hochmuth, eine ähnliche groteske Verehrung **absterbender Vorrechte** und derselbe rohe Egoismus gegenüber dem **Gemeinwesen.** Denn nicht Wenige unter jenem Hofadel und Landadel **betrachten noch** immer den Staat ähnlich, wie ihre Ahnen vor **zweihundert** Jahren die gefüllte Vorrathskammer eines Nachbars. **Aber stärker als** vor zweihundert Jahren erhebt sich grade jetzt gegen **Solche der Haß** und die Verachtung des Volkes.

3.

Der deutsche Bürger und seine Waffenfeste.

Es ist eine einfache Wahrheit, auf welcher Kraft und Stolz des ganzen Bürgerthums beruht, die Wahrheit, daß jeder Mann seinem Volk und seinem Staat nur so viel werth ist, als seine Arbeit. Das heißt, so viel, als er selbst zum Wohl der Andern beiträgt. Aber auch bei diesem Grundsatz waren achtzehnhundert Jahre nöthig, ihn in der Erkenntniß der Deutschen herauszubilden, und noch heute dauert der Kampf, ihn in die Wirklichkeit umzusetzen, in den Städten eine freie Concurrenz gegen die Privilegien der Zunft zu stellen, im Staat das Recht der persönlichen Kraft gegen Vorrechte der Geburt. Und doch ist erst, seitdem diese Wahrheit in die Gesellschaft, Sitte, Gesetzgebung einzudringen beginnt, auch dem Leben der Völker eine sichere — nach Menschenurtheil — unzerstörbare Grundlage geschaffen. So langsam auch hier der Gang moderner Entwicklung.

Durch die Tüchtigkeit und den Stolz der arbeitenden Bürger kam die Ueberzeugung von dem Werth der Arbeit in die Seelen der Deutschen. Sie machte zuerst den Unfreien zum freien Arbeiter einer Stadtgemeinde, dann schuf sie einen wohlhäbigen Bürgerstand, der sich breit und sicher zwischen die anderen Stände stellte, dann half sie dem Bürger zu Handwerk und Kunst noch die Wissenschaft erwerben, und machte ihn dadurch zum Vertreter der Intelligenz, zum Hüter der Bildung, zum Mittelpunkt der nationalen Kraft. Mit dem hört er auf ein Stand zu sein, er wird das Volk selbst.

Nichts ist lehrreicher, als den Weg zu betrachten, auf welchem

die Kraft des deutschen Bürgers allmälig lebendig wurde. Wie groß die Industrie und wie ausgebildet die Technik des Handwerks unter der römischen Herrschaft war, die gesammte industrielle Thätigkeit lag unter dem Banne der Richtachtung. In den Städten saßen zwar beim Beginn der Völkerwanderung die Reste reichen Lebens zwischen Marmorsäulen um die Gewölbe kostbarer Bäder, und die zünftigen Genossenschaften der alten Handwerker mit ihrer Kapelle und ihrer Geldlade waren nicht nur die zufälligen Vorläufer der spätern Zünfte des Mittelalters, sondern vielleicht ihre wirklichen Ahnherren, von denen die Deutschen zahlloses Handwerksgeräth, technische Fertigkeiten, ja wol auch manchen schönen Brauch erhielten. Aber auch ein großer Theil der Handwerksarbeit des Alterthums war unfrei; wenigstens wo fabrikähnliche Thätigkeit lohnte, wucherte die Sclavenarbeit. Sonst traten in die alten Zünfte viele Freigelassene, die von ihren Herren mit kleinem Capital ausgestattet sich in eine römische Innung einkauften: und was die Hauptsache war, es hing nicht nur bis in die späteste Zeit für die Vollbürger eine gewisse Verachtung an solcher Handarbeit, die Handwerker hatten auch nach alten römischen Traditionen nur geringen Antheil an der Verwaltung der Stadt, ihnen fehlte bei nicht zu verkennendem Localpatriotismus doch die politische Bildung, das Selbstgefühl und die Wehrkraft freier Bürger.

Auch den Germanen, die aus der Völkerwanderung heraufkamen, galt die Handarbeit nicht für die ehrenvollste Thätigkeit des Kriegers, nur der Arme baute den Acker selbst, oder schmiedete die Waffen bei Kohle und Blasebalg. Lange erhielt sich die Empfindung, daß es geringerer Ruhm sei, zu verdienen, als von Andern Geld und Gut zu nehmen, als Abgabe, als Beute. Aus der Unsicherheit und Gewaltthat solcher Zustände erwuchsen die Städte. Auch sie fest ummauerte, gegen das Land abgeschlossene Kreise, wie einst die Städte des alten Latiums, auch sie die Zuflucht des bedrängten Landmanns, aber nicht nur gegen einbrechende Feinde, auch gegen die zahlreichen kleinen Tyrannen des offenen Landes. Auch in ihnen regierten durch Jahrhunderte privilegirte Vollbürger, Kaufleute und Spe-

culanten, ähnlich wie einst im Römerreich, aber unter den Patriciern erstarkten die Zünfte in langen, oft blutigen Kämpfen innerhalb der Mauer, sie errangen sich Antheil an der Regierung, im Wesentlichen gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Als freier bewaffneter Mann empfand sich der deutsche Bürger, sein Handwerk und seine Künste vermochten ihn reich, angesehen, einflußreich zu machen. Am Ende des Mittelalters war entschieden, daß die Intelligenz des deutschen Lebens in den Städten wurzle.

Allerdings war das Handwerk damals anders beschaffen, als jetzt. Während die gewöhnlichen Erzeugnisse jeder einzelnen Handwerkerindustrie nach Stoff, Form und Preis aufs genaueste bestimmt und die schöpferische Kraft des Einzelnen völlig in die Ueberlieferungen seiner Stadt und Zunft gebannt war, kam ein eigenthümlicher schöpferischer Trieb bei Allem zur Erscheinung, was einer sorgfältigern Behandlung werth schien. Noch rieb der Maler seine Farben selbst, kochte den Firniß, aber er schnitt auch in Holz und gravirte Kupferplatten; noch Albrecht Dürer verkaufte in der Marktbude Bilderbogen mit Holzschnitten, zu denen er vielleicht selbst den Text gemacht hatte. Wenn die Einrichtung der Häuser, der Kirchen oft bis auf das Verhältniß der Maße in allen Grundformen feststand, zeigt sich um die Arabesken der Steinarbeit in zahllosem, oft überreichem Detail das innige Behagen, mit welchem die Seele des Erbauers, wo ihr freies Schaffen erlaubt war, dem Drang folgte, eigenthümliches Wesen auszudrücken. Der Goldschmied war auch Zeichner und Modelleur, es war seine Freude, aus jedem werthvollern Stück ein kleines Kunstwerk zu machen, in welches er einen Theil seiner Seele hineinlegte. Aber grade in dieser Verbindung von beengender Tradition und von freier Erfindung wurde die Handarbeit den Städten zum Segen, überall höheren Wohlstand, Gesittung, Bildung entwickelnd. Und die Städte standen durch das ganze Land wie zahllose Knotenpunkte eines Netzes freier Genossenschaften, denen das flache Land, in seiner Entwickelung zurückgeblieben, fast feindlich gegenüberstand. Lange Zeit war der Haß zwischen dem erwerbenden

Bürger und dem räuberischen Gutsherrn thätig, und auf beiden Seiten war der bittre Zorn. Zwar galt der Stand der adligen Landbesitzer durchaus als der höhere, der Stolz auf adliges Blut, auf das ruhelose Waffenhandwerk, eine Menge von Vorrechten und Privilegien erhielten ihn; aber thatsächlich war der erwerbende Bürger bereits der besser Berechtigte geworden, denn so sehr umfaßte er Bildung und Wohlstand seiner Zeit, daß ohne ihn die Landschaften in Barbarei untergegangen wären.

So wurde er Helfer der Reformation, so wurde er Opfer des dreißigjährigen Krieges. Aber auch nach den Zerstörungen des Krieges fühlte sich der verarmte, schwache Arbeiter der Stadt immer noch als Privilegirter, dessen Gedeihen auf den Vorrechten beruhte, welche er vor andern hatte. Die Privilegien seiner Zunft, seiner Geschlechterstube, seiner Gemeinde suchte er sorgfältig gegen Fremde zu bewahren, nur dem Landesherrn gegenüber war er hülflos geworden. Noch war er ein Stand im neuen Staate, abgeschlossen gegen andere Stände. Und die Tüchtigkeit seiner Arbeit war sehr verringert, bis in die neueste Zeit dauerte diese Schwäche. Nicht nur der Handel und Großverkehr waren verkümmert, auch die Technik der meisten Handwerker war schlechter geworden. Schon war der Holzschnitt beinahe untergegangen, der Glasmalerei ging es ebenso, die Holzschnitzerei, die Kunst des Steinmetzen kam kläglich herab, die Häuser baute man gering, schmucklos, kahl; Bücherdruck und Papier, welche schon vor dem Kriege durch die kleinen Druckereien verschlechtert worden waren, blieben dürftig bis in unser Jahrhundert. Ebenso wurde die Kunst der Beutler, Goldarbeiter, Waffenschmiede viel geringer. Nur die Arbeiten der Tischler bewahrten ihre Tüchtigkeit durch die Rococcozeit, — obgleich selbst die Prachtstücke des berühmten Meisters von Neuwied*) nicht den Augsburger Kunstschränken

*) Er bekam den Titel eines preußischen Geheimeraths und lieferte Friedrich Wilhelm II. für 12,000 Thaler jenen Schrank, der später einen ärgerlichen Proceß veranlaßte.

um 1600 gleichkommen —; auch die Weberei, zumal in Damast, kam bald nach 1650 in Aufnahme, aber nicht vorzugsweise in den Städten. Und die neuen Gewerke, welche große Bedeutung erhielten, wie die Perrückenmacher, waren für die nationale Industrie von zweifelhaftem Werth.

Ebenso groß war die Veränderung, welche nach dem großen Kriege in dem Zusammenleben der Bürger, in ihrer Geselligkeit und dem Verkehr mit Fremden stattfand. Schon früher ist ausgeführt worden, wie sehr der Einzelne sich in seine Familie, auf sich selbst zurückzog. Es ist der Mühe werth, näher zu betrachten, was ihm dadurch verloren ging. Zunächst das sichere Selbstgefühl, welches sich durch häufigen Verkehr mit Fremden auch der bescheidene Mann erwirbt, die Fähigkeit, sich in größerem Kreise mitwirkend zu erweisen, eine Ueberzeugung zu vertreten, seinen „Mann zu stehen", sich keine Kränkung, keine ungerechte Behandlung gefallen zu lassen, aber auch Trotz und Ansprüche dem allgemeinen Interesse unterzuordnen; ferner aber die Gewandtheit in neuen Lagen, in größerer Gesellschaft zu organisiren, schnell, kurz, praktisch Statut und Ordnung zu finden, endlich die gute Haltung, solche Ordnung zu gebrauchen und sich ihr zu fügen. Solcher Sinn, die Grundlage aller politischen Tüchtigkeit eines Mannes, war in früherer Zeit reichlich vorhanden. Denn die Gewalt des Reiches und der Landesherren war sehr schwach gewesen, aber in den Einzelnen war ebendeshalb das Talent, sich in Masse zu rühren, kräftig entwickelt, jetzt nach dem Kriege drückten die Gesetze des neuen Staates eisenschwer und alle Uebung und Technik des Selbstregiments schwanden dahin.

Diese Umwandlung soll hier an einem einzelnen Kreise bürgerlicher Interessen gezeigt werden, an den mannhaften Waffenfesten des deutschen Bürgerthums, den großen Freischießen. Sie sind vorzugsweise geeignet, in ausgeführtem Bilde zu zeigen, wie stattlich und glänzend das öffentliche Leben des deutschen Bürgers in früherer Zeit war, und daß erst wir grade jetzt im Begriff sind — allerdings mit

höheren Zielpunkten — wieder zu erwerben, was unsre Vorfahren bereits für sich gefunden hatten.

Es war eine deutsche Sitte, älter als das Christenthum, im Mai das erwachende Leben der Natur zu feiern. Das Fest war von je ein Kampffest gewesen, in welchem eine Grundidee des alten Götterglaubens, Sieg der wiedererwachenden Menschengötter über die Dämonen des Winters dramatisch dargestellt wurde. In den aufblühenden Städten war es die kriegerische Jugend der Vollbürger, welche die Maispiele leitete, zur Hohenstaufenzeit hatten auch diese Spiele die Formen der modischen Ritterfeste angenommen. So wurde im Jahr 1279 zu Magdeburg an der Elbgrenze, da wo sächsisches Blut eine der stärksten Burgen deutschen Lebens gegen die Slaven errichtet hatte, das Pfingstfest ganz rittermäßig gefeiert. Die junge reisige Mannschaft der Constabler hatte als Ordner unter ihrem Maigrafen Bruno von Stövenbecke ein großes Turnier auf ihrer Elbinsel, der Marsch, ausgeschrieben, und die Kaufleute von Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg geladen. Sie kamen in stattlicher Rüstung, vor der Stadt brachen sie höflich eine Lanze mit zwei jungen Gesellen von Magdeburg und ritten dann festlich durch die Thore der Insel zu, auf welcher viele Zelte aufgeschlagen waren. Der Preis aber, den die Magdeburger bei diesem Mairitt gesetzt hatten, war, wie das Wappenbild ihrer Stadt, eine Jungfrau*). Ein alter Kaufmann aus Goslar gewann die schöne Sophie als Eigenthum, er nahm sie mit sich und verheiratete sie mit so guter Ausstattung, daß sie später in Zucht und Ehren leben konnte.

Hundert Jahr später, im Mai 1387, feierten die von Magdeburg wieder ein großes Fest auf der Marsch, und wieder kämpften sie

*) Es war zuverlässig keine öffentliche Dirne, wie Hüllmann: Städtewesen II, annimmt, im Gegentheil, sie galt in dem Spiel als Symbol einer Stadt, welche sich von der heiligen Jungfrau behütet glaubte und bis auf Tilly gern der Jungfräulichkeit rühmte, nie erobert zu sein. Daß das Mädchen eine Unfreie war, ist möglich, aber nicht sicher.

um eine Jungfrau; aber nicht mehr in den Formen des ritterlichen Turnieres, welches ihr Bischof grade zu derselben Zeit auf einer andern Seite der Stadt abhielt, sondern bereits in einem großen „Schützenhofe“. Zu diesem Bogenschießen luden sie wieder die befreundeten Städte Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben, Blankenburg, Kalbe, Salza und Halle. Ein Bürger von Aschersleben gewann das Mädchen.

Durch diese hundert Jahre ist eine große Wandlung in Leben und Verfassung der deutschen Städte vorgegangen, nicht mehr repräsentirt die Patrizierjugend mit ihrem Reiterbrauch die Kraft des Bürgerthums, schon fühlt die Gemeinde der Stadt sich als Herrin und ihre Waffe, der Stahlbogen, erringt die Preise. Etwa seit 1300 entstehen in den deutschen Städten die Genossenschaften der Schützen mit einer Ordnung, einem Schießhaus, jährlichen Schießfesten; sie stiften als Bruderschaft wol auch einen Altar, oder bauen gar eine Kapelle, und erwerben von den Legaten des Pabstes kräftigen Ablaß für Alle, welche die Messe hören, die sie zum Tage ihres Schutzpatrons, des heiligen Sebastian, stiften. Diese Gilden waffenfreudiger Bürger werden von der Stadtbehörde eifrig gefördert, sie helfen auch die großen Freischießen ihrer Stadt vorbereiten. Wie sehr aber bei den Waffenfesten der Städter der bürgerliche Bogen die ritterliche Lanze verdrängt, lange dauern einzelne Ausdrücke der Reitersprache. Die ausgesetzten Preise werden noch im sechszehnten Jahrhundert Abenteuer genannt, noch länger bedeutet „Stechen“ den Wettkampf einzelner Schützen, welche die gleiche Zahl Zirkel geschossen haben, und „Rennen“ eine bestimmte Anzahl von Schüssen.

Seit jenem Schützenhof der Magdeburger werden die gemeinsamen Schießfeste auch von den Chronisten anderer Städte erwähnt. Um 1400 sind sie wenigstens in Süddeutschland ganz gewöhnlich, schon sendet z. B. München seine Schützen fast jedes zweite Jahr zum Wettkampf in die Nachbarstädte*), schon in dieser Zeit stehen dort die „Gewohn-

*) Von 1404—1437 dreizehn Mal. Vergleiche: Bairische Annalen für Vaterlandskunde. 1833. I, S. 415.

heiten“ der Freischießen fest. Von da ab breiten sie sich immer größer und glänzender über ganz Deutschland. Um 1500 stehen sie, wie das deutsche Bürgerthum, auf ihrem Höhenpunkt; sie werden im Jahrhundert der Reformation noch umfangreicher, kostbarer, bunter an Bräuchen und Farben, aber sie zeigen kurz vor dem dreißigjährigen Kriege schon manche Spuren des beginnenden Verfalls. Die wachsende Fürstenmacht und die Anfänge eines modernen höfischen Glanzes vermischen sich mit dem alten Brauch, die Feste sind sehr kostspielig geworden und eine raffinirte Vergnügungssucht kommt auch in ihnen zu Tage.

Die Freischießen oder Gesellenschießen werden nicht nur von den Städten veranstaltet, schon im fünfzehnten Jahrhundert sind zuweilen Fürsten, ja auch vermögende Edle die Gastgeber; und noch häufiger seit im Jahrhundert der Reformation Harnisch und Lanze an Bedeutung verloren haben. Ebenso reiten die großen benachbarten Grundherren oder die Fürsten des Landes als geehrte Gäste zu den Freischießen der Städte. Immer aber sind es die Bürger, welche die große Mehrzahl der Schützen bilden, unter ihre Fahnen werden die einzelnen Fürsten und Edeln gestellt. In frühster Zeit kämpfen auch häufiger freie Bauern mit, seit dem Bauernkriege in Deutschland nur selten, wol aber in der Schweiz, wo die Bauernkraft zu keiner Zeit so sehr geschwunden ist. Auch das ist bürgerlich, daß beim Schießen gleiches Recht für Alle gilt, ohne jede Rücksicht des Standes, im Preis, wie in der Strafe. Und bei weitem die meisten Freischießen, ja alle größten, gehen von den Städten aus.

Vieles in ihren Bräuchen hat sich während der langen Zeit geändert, in den verschiedenen Landschaften anders entwickelt, und doch ist die Gemeinsamkeit des Verlaufes von Oder bis Rhein, von den Alpen bis zur Weichsel sehr auffallend. Sie stellen in dieser ganzen Zeit eine glänzende Seite des deutschen Lebens dar: die großartige Gastfreundschaft, welche eine bewaffnete Stadtgemeinde gegen befreundete Städte ausübt. In ihnen findet das Selbstgefühl des Bürgers den kräftigsten Ausdruck. Viele charakteristische Eigenschaf-

um eine Jungfrau; aber nicht mehr in den Formen des ritterlichen Turnieres, welches ihr Bischof grade zu derselben Zeit auf einer andern Seite der Stadt abhielt, sondern bereits in einem großen „Schützenhofe“. Zu diesem Bogenschießen luden sie wieder die befreundeten Städte Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben, Blankenburg, Kalbe, Salza und Halle. Ein Bürger von Aschersleben gewann das Mädchen.

Durch diese hundert Jahre ist eine große Wandlung in Leben und Verfassung der deutschen Städte vorgegangen, nicht mehr repräsentirt die Patrizierjugend mit ihrem Reiterbrauch die Kraft des Bürgerthums, schon fühlt die Gemeinde der Stadt sich als Herrin und ihre Waffe, der Stahlbogen, erringt die Preise. Etwa seit 1300 entstehen in den deutschen Städten die Genossenschaften der Schützen mit einer Ordnung, einem Schießhaus, jährlichen Schießfesten; sie stiften als Bruderschaft wol auch einen Altar, oder bauen gar eine Kapelle, und erwerben von den Legaten des Pabstes kräftigen Ablaß für Alle, welche die Messe hören, die sie zum Tage ihres Schutzpatrons, des heiligen Sebastian, stiften. Diese Gilden waffenfreudiger Bürger werden von der Stadtbehörde eifrig gefördert, sie helfen auch die großen Freischießen ihrer Stadt vorbereiten. Wie sehr aber bei den Waffenfesten der Städter der bürgerliche Bogen die ritterliche Lanze verdrängt, lange dauern einzelne Ausdrücke der Reitersprache. Die ausgesetzten Preise werden noch im sechszehnten Jahrhundert Abenteuer genannt, noch länger bedeutet „Stechen“ den Wettkampf einzelner Schützen, welche die gleiche Zahl Zirkel geschossen haben, und „Rennen“ eine bestimmte Anzahl von Schüssen.

Seit jenem Schützenhof der Magdeburger werden die gemeinsamen Schießfeste auch von den Chronisten anderer Städte erwähnt. Um 1400 sind sie wenigstens in Süddeutschland ganz gewöhnlich, schon sendet z. B. München seine Schützen fast jedes zweite Jahr zum Wettkampf in die Nachbarstädte*), schon in dieser Zeit stehen dort die „Gewohn=

*) Von 1404—1437 dreizehn Mal. Vergleiche: Bairische Annalen für Vaterlandskunde. 1833. I, S. 415.

heiten" der Freischießen fest. Von da ab breiten sie sich immer größer und glänzender über ganz Deutschland. Um 1500 stehen sie, wie das deutsche Bürgerthum, auf ihrem Höhenpunkt; sie werden im Jahrhundert der Reformation noch umfangreicher, kostbarer, bunter an Bräuchen und Farben, aber sie zeigen kurz vor dem dreißigjährigen Kriege schon manche Spuren des beginnenden Verfalls. Die wachsende Fürstenmacht und die Anfänge eines modernen höfischen Glanzes vermischen sich mit dem alten Brauch, die Feste sind sehr kostspielig geworden und eine raffinirte Vergnügungssucht kommt auch in ihnen zu Tage.

Die Freischießen oder Gesellenschießen werden nicht nur von den Städten veranstaltet, schon im fünfzehnten Jahrhundert sind zuweilen Fürsten, ja auch vermögende Edle die Gastgeber; und noch häufiger seit im Jahrhundert der Reformation Harnisch und Lanze an Bedeutung verloren haben. Ebenso reiten die großen benachbarten Grundherren oder die Fürsten des Landes als geehrte Gäste zu den Freischießen der Städte. Immer aber sind es die Bürger, welche die große Mehrzahl der Schützen bilden, unter ihre Fahnen werden die einzelnen Fürsten und Edeln gestellt. In frühster Zeit kämpfen auch häufiger freie Bauern mit, seit dem Bauernkriege in Deutschland nur selten, wol aber in der Schweiz, wo die Bauernkraft zu keiner Zeit so sehr geschwunden ist. Auch das ist bürgerlich, daß beim Schießen gleiches Recht für Alle gilt, ohne jede Rücksicht des Standes, im Preis, wie in der Strafe. Und bei weitem die meisten Freischießen, ja alle größten, gehen von den Städten aus.

Vieles in ihren Bräuchen hat sich während der langen Zeit geändert, in den verschiedenen Landschaften anders entwickelt, und doch ist die Gemeinsamkeit des Verlaufes von Oder bis Rhein, von den Alpen bis zur Weichsel sehr auffallend. Sie stellen in dieser ganzen Zeit eine glänzende Seite des deutschen Lebens dar: die großartige Gastfreundschaft, welche eine bewaffnete Stadtgemeinde gegen befreundete Städte ausübt. In ihnen findet das Selbstgefühl des Bürgers den kräftigsten Ausdruck. Viele charakteristische Eigenschaf-

ten unserer Vorfahren sind vorzugsweise aus ihnen erkennbar: Stolz auf die eigene Stadt, lebhaftes und leicht verletztes Ehrgefühl auch den Befreundeten gegenüber, Behagen, sich bei Aufzügen in Ernst und Scherz sehen zu lassen und würdig zu repräsentiren, vor allem die Freude, in öffentlichen Angelegenheiten unter vielen Tausenden sich selbst als mannhaft, tüchtig, gewandt in der That und im Worte zu erweisen.

War in einer Stadt das Preisschießen beschlossen, so trugen die Boten die Ausschreiben des Raths, manchmal auch der Schützengesellschaft, weit in das Land zu den guten Nachbarn. Die Zahl der geladenen Städte war zuweilen sehr groß. Die von Halle luden 1601 zum Vogelschießen 156 Orte, es kamen Schützen aus 50 Städten, doch war das Wetter schlecht, die Preise nicht hoch. In Straßburg waren 1576 an 70 Orte vertreten, 1573 in Zwickau hatten 39 Orte 187 Armbrustschützen gesandt, darunter waren drei schwäbische Bauern aus Göppingen, welche zum Aerger der stolzen Bürger sämmtlich Preise gewannen; so waren auf dem Armbrustschießen zu Regensburg 1586 durch 216 Schützen 35 fremde Städte vertreten, zu dem theuren Schießen 1614 in Dresden waren 21 der geladenen Städte erschienen, 11 aber nicht. Aber die Gastfreundschaft blieb nicht auf die geladenen Herren und Städte beschränkt, in ältester Zeit wurde durch besonderen Preis ausgezeichnet, wer aus recht weiter Entfernung heranzog, so freute die Augsburger 1508, daß ein deutscher Schütz bis von Paris kam, ein andermal erhielt ebendort ein Schütz aus Striegau in Schlesien den „weiten Preis,“ einen goldnen Ring. Zuweilen wurde in den Einladungsschreiben ausdrücklich bestimmt, daß jeder geeignete Mann willkommen sei, oder die geladenen Orte wurden ersucht, die Kunde bei Adel und Schützen ihrer Nachbarschaft zu verbreiten. Erst als die Feste kostbar geworden waren, wird den nicht geladenen Schützen zuweilen wol das Schießen gestattet, aber nicht der Antheil an den Hauptpreisen, welche der Festgeber selbst ausgesetzt hatte. Daß aber solche Beschränkung nicht gewöhnlich war, verräth z. B. die Betrübniß der beiden Arn-

städter, welche Herzog Johann Casimir auf dem Stahlschießen zu Coburg 1614*) von seinen Hauptgewinnen ausschloß, sie wollten wieder heim und wurden mit Mühe vermocht, zu bleiben.

In dem Ausschreiben wurden die Bedingungen des Freischießens genau aufgezählt, bei dem Rohr die Schwere der Kugel, bei der Armbrust der Umfang des Bolzens genau bestimmt, für letzteren das Maß in der Regel durch einen aufgeklebten Pergamentring festgesetzt, auch die Entfernung des Schützenstandes von der Scheibe wird in Fuß angegeben und die Länge des üblichen Fußmaßes in schwarzer Linie dem Briefe aufgedruckt. Zuweilen wird nach Schritten gemessen, dann haben zwei der fremden Schützen, ein Nachbar aus der nächsten Stadt und der am weitesten herkam, die Entfernung auszuschreiten und unter einander zu vergleichen.

Auch die Anzahl der Schüsse, welche Jeder zu thun hat, wird bei jedem Freischießen an Wand und Scheibe bestimmt. Bei kleineren Schießen in älterer Zeit sind es etwa 12, 15, 16, später steigen sie bis auf 30, ja 40 und mehr Schüsse im Hauptschießen. Beim Rohr thut der Schütz zuweilen drei Schüsse hinter einander aus seinem Stande, bei der Armbrust nur je einen, denn die Schützen werden in Abtheilungen, Viertel oder Fahnen, gelost, zuweilen nach Städten unter die Fahnen geordnet. So waren auf dem hübschen Stahlschießen zu Regensburg 1586, einem Musterfest von mäßiger Größe, die protestantischen und katholischen Orte sorglich getrennt. Dann hat jede der drei, vier, fünf Fahnen in einer bestimmten Frist zu schießen; haben alle Fahnen einmal geschossen, so heißt das ein Schuß, oder ein Rennen; der beste Schuß, welchen jede Fahne oder jedes Rennen thut, heißt der Zweckschuß.

Die älteste Waffe der Freischießen ist die große Armbrust mit Stahlbogen und Bolzen, welche durch eine Winde gespannt wird, sie begann kurz vor 1400 den Handbogen und Pfeil zu verdrängen,

*) Wolff[gang] Ferber, Prietzschenmeister, Gründliche Beschreibung eines fürnehmen fürstlichen Armbrustschiessens zu Coburgk. 1614. Bl. P. 3.

doch dauert er in den Heeren noch lange, z. B. in den Burgunderkriegen, ja er muß auch im sechszehnten Jahrhundert noch zuweilen auf dem Schießplatz gebraucht worden sein*). Auch die Armbrust wurde nach 1400 kürzer und handlicher, erst am Ende der Freischießen drängt sich eine kleinere mit Schnepper als Spielwerk ein. Der Stahlbogen mußte in Halftern gespannt oder durch geflochtene Zöpfe so verwahrt sein, daß kein Unglück entstand, wenn er einmal sprang; der Bolzen, Eisenspitze mit gefiedertem Schafte, war beim Vogelschießen mit eingefeilten eisernen Zacken versehen, welche im Anprall das Gefüge des Holzes sprengten; für die Scheibe dienten Stich- und später Prallbolzen, der Schütz schoß immer mit freien, schwebenden Armen. Die Armbrust gilt bis zum dreißigjährigen Krieg bei den Freischießen für die vornehmere Waffe, noch lange, nachdem sie im Krieg, sogar auf der Jagd durch das Feuerrohr verdrängt ist; sie wird vorzugsweise von der aristokratischen Partei unter den Schützen, von Fürsten und Patriciern bewahrt, ist ein Freischießen für Armbrust und Feuerrohr ausgeschrieben, so macht der Wettkampf mit dem „Stahl" oder der „Rüstung" immer den Anfang, das Büchsenschießen den Beschluß, häufig mit geringeren Preisen. Allerdings auch deshalb, weil viel lustiger Brauch des Festes an dem Bolzenschuß hing. Aber schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ist bei allen Freischießen für Stahl und Büchse die Zahl der Büchsenschützen fast noch einmal so groß.

Kurz nach 1400 knallt das Feuerrohr auf den Schützenfesten. Zu Augsburg schoß man schon 1429 aus „Bürschrohren" und „Faustbüchsen" mit kleinen Bleikugeln zur Uebung, 1446 wird dort das erste kurzweilige Freischießen mit Doppelhaken und Bürschbüchsen abgehalten, seitdem wird das Handrohr in seinen verschiedenen Formen immer einflußreicher. Die praktischen Schweizer sind unter den ersten, welche die Büchse bevorzugen. Schon 1472 wird

*) Auf einem fränkischen Kleinod aus dem sechszehnten Jahrhundert sind ein Armbrust- und ein Bogenschütz abgebildet. Bechstein, Museum, II. Bild 4.

das große Freischießen zu Zürich nur für Büchsen ausgeschrieben. Von da sind die bedeutenden Feste fast immer für beide Waffen eingerichtet, bescheidene Freischießen häufig nur für das Rohr. Die „Büchse“ der Freischießen war aber um 1600 das glatte Handrohr für zweilöthige Kugeln, mit geradem oder krummem Schaft, alle Züge waren verboten*). Der Schütze schoß frei mit schwebenden Armen, die Büchse durfte beim Anschlag nicht auf der Achsel ruhen, durch keine Riemen in den Aermeln oder am Halse gestützt, nur mit einer Kugel geladen sein, das Rohr durfte an seinem Ende nur ein kleines rundliches „Absehen“**) haben. Erst um 1600 werden auch gezogene Gewehre in besonderem Schießen belohnt. So schrieb Basel 1605 ein Freischießen für Haken aus, Distanz 570 Schuh, Scheibe $2^1/_2$ Schuh um den Nagel, und für Musketen mit krummen oder graden Zügen und Kugeln von zwei Loth: Distanz 805 Schuh, Scheibe $3^1/_2$ Fuß. Nur nebenbei sei erwähnt, daß auch mit schweren Schußwaffen zuweilen größere Schießfeste angestellt wurden, mit Doppelhaken, Falkonet, Schlangen, so in Straßburg 1590, in Breslau 1609, und oft in Leipzig, welches solche Uebungen bevorzugte; wie glänzend diese Feste nach dem Muster der Freischießen ausgestattet waren, sie hatten vorzugsweise praktischen Zweck und wurden von fremden Schützen in der Regel nicht besucht.

Verschieden wie die Waffe war das Ziel. Uralt ist der Vogel

*) Z. B. im Ausschreiben der Meininger 1579: Krumme oder grade gereifte, gewundene, hohlnäthige Röhre sind verboten. — Es muß darüber bei den öffentlichen Schießen zuweilen Streit entstanden sein, denn 1563 wurde vom Kurfürst August von Sachsen entschieden, die gezogenen Röhre seien nur dann zulässig, wenn alle Schützen einwilligten.

**) Dieses alte Wort für „Korn“ ist verloren, es dauert nur noch in der bildlichen Bedeutung „sein Absehen auf etwas richten“. Die Schützenfeste haben eine Fülle von bildlichen Ausdrücken in unserer Rede zurückgelassen, von dem klugen Wort „Zweck“, das um 1500 noch den Nagel im Mittelpunkt der Scheibe bedeutete, und damals durchaus nicht „im Stande“ war, die Mittel zu heiligen, bis herab zu dem derben Scherzwort für unverdientes Gewinnen „Sau“.

auf der Stange. Aber wo die Gäste in großer Zahl zusammenströmten, erwies sich der Vogel als unbequem. Die Dauer des Schießens war nicht zu berechnen, leicht irrte ein heftiger Wind die Bolzen, zuletzt fiel gar die Stange um oder der Vogel brach ab, bevor er in Späne zerschossen war, auch gaben die fallenden Späne viele Veranlassung zu Hader und Mißvergnügen. So kam es, daß im größten Theil Deutschlands die bequemere Schießwand sehr bald bei großen Armbrustschießen den Vogel verdrängte. Zuerst bei den Schweizern und Schwaben. Dagegen hielten die Thüringer, Meißner und Schlesier lange an den Vögeln. Zumal in Breslau hatte das „Stangenschießen" reiche Ausbildung, dort wurde auch dem Schützenkönig seit 1491 ein schwerer Vogel von Silber, reich vergoldet, mit dem Stadtwappen auf der Brust mit goldenen Ketten und goldenen Schildlein vorgetragen. Bei den Freischießen der Schlesier aber wurden mehre Vögel aufgerichtet von verschiedener Farbe und mit Preisen von ungleichem Werth. So erhoben sich in Breslau 1518 drei Vögel — roth, grün, schwarz — jeder der vierzig Späne brachte einen silbernen Löffel, doch wurde daneben auch mit der Armbrust nach der Tartsche, einer kleinen viereckigen Scheibe, geschossen. Im Jahre 1560 zeigten sich zu Breslau wieder drei, auf dem stattlichen Landschießen zu Löwenberg 1615 gar fünf Vögel. — Die gefallenen Späne, welche nicht besondere Preise brachten, wurden gewogen, nur lothschwere galten.

Aber auch die Wandziele für Armbrust und Büchse waren verschieden; für die Armbrust ein kleines zirkelrundes Blatt, zuweilen versilbert und der äußerste Zirkel mit einem Kranz bemalt, es wurde an die dunkle Schießwand befestigt, nach jedem Rennen der Gesellschaft mit einem neuen vertauscht. Für die Büchse galt fast immer die „schwebende" Scheibe, doch schon 1518 zu Breslau ein Schirm, d. h. eine gemalte Holztafel. Die Entfernung von den Schießständen bis zum Ziele betrug für die Armbrust 340, später 300 Fuß, für die Büchse 650 bis 750 Fuß, mehr als das Doppelte. Es sind weite Entfernungen für die im Verhältniß zu unsrer Zeit so

unvollkommenen Waffen. Bei besonderer Veranlassung, wenn etwa junge fürstliche Herren dem Feste zureiten, werden ihnen auch nähere Ziele „zu halbem Stande" auf besonderem Platz und mit anderen Kreisen eingerichtet. An solchem Schießen betheiligt sich dann nebenbei der ganze Hof.

Einige Monate vor dem Fest beginnen die Vorbereitungen in der Stadt. Die Herbergen für die Gäste werden ausgemittelt, die Sicherheit der Stadt vorgesehen. Die Goldschmiede hämmern an dem Silber für Preisbecher und Schalen, und schlagen auch wol besondere Medaillen und Schaustücke. Die Schneider nähen unendlich an neuen Festkleidern für Trabanten, Ehrenknaben und lustige Personen, die Schildmaler zeichnen Wappen, Kränze, Nummern auf mehr als hundert Fahnen. Auf dem Schießplan aber werden die Schranken abgesteckt, die Holzplanken bunt gefärbt und mit Tannenbäumen, Gewinden, Säulenreihen verziert, die Räume des Schießhauses neu gemalt, später auch tapezirt, Schießstände und Pavillons für die Schützen und Schreiberbuden errichtet, außerhalb der Schranken aber Küchen, Kegelbahnen, Buden zusammengeschlagen, auch ein Brunnen für die Wassertrinker darf nicht fehlen, im Nothfall wird er neu gegraben. Besondere Sorgfalt erforderte bei den Armbrustschießen nach der kleinen Blattscheibe die Zielstätte selbst. Und da diese Armbrustschießen auch sonst am künstlichsten eingerichtet waren, und ihre Einrichtung Vorbild für andere Arten des Schießens geworden ist, so wird hier und im Folgenden zumeist ihr Brauch geschildert. Die Zielstatt war ein großer hölzerner Bau, der eine Hausfront mit Thüren und mehren Stockwerken vorstellte, einen Triumphbogen, einen Tempel mit Kuppelthürmchen, zuweilen auch den hohen Holzaltären des sechszehnten Jahrhunderts ähnlich sah, Alles schön gemalt mit den Stadt- und Landesfarben, mit Wappen und Figuren verziert, in Straßburg standen 1576 große Sculpturen, ein Greif und ein Löwe, Wache haltend, an den Seiten. Unten in der Mitte des Baues war die Zielwand, mit dunkler Farbe oder Leinwand überzogen. Sie konnte durch einen Mechanismus umgedreht werden,

damit nach jedem Rennen die Bolzen ohne Gefahr herausgezogen und die Wand für den nächsten Schuß der Gesellschaft mit einem neuen Zirkelblatt versehen wurde. Zuweilen war der ganze schwere Bau, welcher sich über ihr erhob, beweglich, und wurde den Sitzreihen der verschiedenen Schützenabtheilungen zugedreht. Neben der Schießwand selbst waren in dem Baue zuweilen vorspringende Schutzhäuschen oder Thürmchen für die Zieler, von denen aus sie noch die Wand beobachten konnten, ohne getroffen zu werden. Ganz oben auf dem Bau*) war ein künstliches Uhrwerk, ein Zifferblatt mit den Ziffern 1 bis 4, darüber ein Glöckchen, auf der höchsten Spitze stand in der Regel eine bewegliche geschnitzte Figur, oft Fortuna auf einer Kugel (z. B. 1576 zu Straßburg, 1586 zu Regensburg, 1614 zu Dresden), welche nach einem schlechten Schuß dem Schützen den Rücken zukehrte; oder wie 1614 zu Coburg ein Männlein auf einem Thurme, welches nach einem guten Schuß eine Fahne schwenkte, dem schlechten Schützen höhnend einen Esel bohrte.

Nahten diese Vorarbeiten ehrbarer Bürger der Vollendung, so hatte der Rath große Veranlassung, nach einigen Unterbeamten des Festes auszuspähen, deren Thätigkeit nicht grade reich an Ehren, aber durchaus unentbehrlich war, nach den Pritschmeistern. Ein großes Fest machte vier, fünf und mehr solcher Gesellen wünschenswerth, aber sie saßen nicht in jeder Stadtmauer. Waren sie nicht zur Stelle, so mußten sie von Nürnberg und Augsburg verschrieben werden, oder wo sie sonst gerade im Lande umhertrieben, zuweilen von weit her. Es war ein alter Beruf, dem sie nachzogen. Zu derselben Zeit, in welcher die phantastischen Stadtturniere der jungen Patrizier in die nützlichen Schießübungen der wehrhaften Bürger umgewandelt wurden, hatte sich die Pritschmeisterei zu einer friedlichen bürgerlichen Arbeit geformt, die einiges von den Pflichten der alten Herolde und nicht wenig von den alten Festschwänken der fahrenden Narren bewahrte. Die Pritschmeister waren Ausrufer, Stegreifdichter, Polizei-

*) Er heißt bei dem Augsburger Caspar Lerff 1586 der Pachen.

beamte und Possenreißer der Freischießen, sie kannten Anstand, Sitte, jedes Ceremoniell des Schießplatzes auf's genaueste, gaben unsichern Festordnern guten Rath, hielten die gereimten Festreden, straften mit der Narrenpritsche für leichte Vergehen gegen die Ordnung des Schießplatzes, und halfen sogar bei den Festschmäusen nach, wo es fehlte, durch einen kräftigen Spaß, auch wol durch Bedienung. Sie waren weit herumgekommen und wußten sehr gut, wie mit vornehmen Fürsten und strengen Herren vom Rath umzugehen war. War nicht grade Festzeit, so trieben sie wol ein bescheidenes Handwerk, das nicht zu viel Ausdauer forderte. Aber Siebmachen oder ein kleiner Wollhandel behagte ihnen schwerlich auf die Länge, wenigstens schildern sie sich selbst in den umfangreichen Poesieen, welche sie uns hinterlassen haben, als arme Teufel*), welche begierig dem Gerücht von einem großen Fest bei Hofe oder in den Städten lauschen und speculirend viele Tagereisen laufen, um vielleicht ihr Amt bei einem Freischießen ausüben zu können. Gelingt ihnen das nicht, so bleibt ihnen doch die Freude, während der Festzeit alten Gönnern unter den Schützen aufzuwarten und sich durch treuherziges Schmarotzen den hungrigen Magen zu füllen, und zuletzt bleibt ihnen der alte Trost der Dichter, wenigstens in Versen zu schildern, was selbstthätig zu genießen versagt war, und für diese Verse Belohnungen einzusammeln. Es ist wahr, ihre — gedruckten oder geschriebenen — Beschreibungen der freundlichen und ansehnlichen Freischießen sind fast immer sehr schlechte Reimereien, aber für uns haben sie doch hohen Werth, weil sie mitten in das kleine Treiben der Feste einführen. Und auch in dem Amt der Pritschmeister ist einiges Beachtungswerthe.

Es ist wol nur der deutschen Natur gemäß, den Narren zur Polizeibehörde eines Festes zu machen. Der Schlag seiner Pritsche trifft den Herrn wie den Bauerbuben, seine Spottrede straft auch den

*) Der beliebte Eingang ihrer Gedichte: sie wandeln arm und sorgenvoll in der freien Natur, da kommt ihnen die frohe Kunde eines Schießens, — ist allerdings traditionell; es war ein schicklicher und feiner Anfang, den Einer dem Andern absah.

übermüthigen Fürstensohn und treibt dem Unverschämtesten das Blut in die Wangen; der empfindliche Stolz des Junkers, der jede Berührung durch einen Trabanten als tötlichen Schimpf geahndet hätte, erträgt beschämt, daß die Narren im Amte ihn ergreifen und zu ihrem Rabenstein schleppen. Auch wer das „Schießrecht“ wenig achten würde, der fürchtet nach Schießrecht dem öffentlichen Gelächter preisgegeben zu werden. Aber selbst die Späße des Pritschmeisters verdienen eine Beachtung, es sind stehende, endlos variirte Scherzreden und Possen, eine bestimmte herkömmliche Art lustig zu sein, typische Formen der Narrheit von mehrhundertjährigem Alter, und sie werden mit einem gewissen Ernst, ja mit Pedanterie vorgetragen, denn sie gehören nicht mehr dem Einzelnen an. Sicher wirkten diese oft schalen Späße erst dann unwiderstehlich, wenn eine drollige Laune des Menschen dabei durchbrach, aber sie sind gerade in ihrer alterthümlichen Beständigkeit für uns Holzschnitten gleich, in deren eckigen Linien doch ein gewisser Reiz liegt. Wenn z. B. am Ende des Schießens der Pritschmeister dem unglücklichen Schützen, der den letzten Gewinn davongetragen, diesen Gewinn, die Sau mit 6 Ferkeln glückwünschend übergiebt, und ihm dabei der Länge nach berechnet, wie die borstige Familie sich in seinem Hause Jahr für Jahr vermehren und ihn nach drei Jahren als Herrn von 2401 Stück umkreisen werde, so wurde für die Zuhörer der Spaß dadurch gar nicht geringer, daß sie dieselbe Berechnung schon seit ihren Kinderjahren bei ähnlicher Gelegenheit gehört hatten, denn er wirkte ähnlich wie eine Melodie, welche ihren besten Zauber erst ausübt, wenn sie im Ohr des Hörers heimisch geworden ist.

Der Pritschmeister wußte wol, daß er ein Narr sein sollte. Zwar gab es auch unter ihnen stolze Gesellen, welche sich der Kappe schämten. Aber sie wurden von ihren eigenen Amtsgenossen verspottet. So war 1573 der Pritschmeister von Zwickau ernsthaft und hochmüthig, aber er litt dafür auch unter dem verächtlichen Achselzucken seines Collegen Benedikt Edelbeck, der aus Böhmen dem Freischießen zugewandert war, und besser wußte, was der Pritsche gezieme.

Sie trugen deshalb auch einige Abzeichen des Narren, die Kappe und ein auffallendes buntes Kleid in den Farben der Stadt, das ihnen als Festgeschenk blieb. Bei besonders vornehmen Schießfesten wurden sie sehr stattlich herausgeputzt, z. B. in Coburg 1614 trugen ihrer fünf die fürstlichen Hausfarben, gelbes Wamms von Seide, schwarze Hosen, gelbe englische Strümpfe, lange schwarz und gelbe Kniebänder, schöne Corduanschuhe mit seidenem Band, einen spanischen Sammthut mit gelben Federn, darüber eine Kasseke mit fliegenden Aermeln, roth, gelb, schwarz, vorn und hinten mit Wappen bestickt, dazu die große Pritsche und um das Knie ein Band mit mächtigen Schellen, welche laut rasselten.

Ihre Pritsche, oft unförmlich groß, von Leder oder von gespaltenem klatschenden Holz, zuweilen vergoldet, hatte auf dem Schützenplatz viel zu thun. Mit ihr fegten sie die „Freiheit“ des umsteckten Raums von dem andrängenden Volke, und straften die Vergehen gegen die Ordnung. Wer zwischen die Schützen und ihr Ziel rannte, sobald die Uhr aufgezogen war, wer die Schützen in ihrem Stande störte, in Trunkenheit und Uebermuth Unarten wagte, aus Muthwillen oder Tücke fremde Waffen beschädigte, verfiel ihrem Gericht, ohne Rücksicht auf seinen Rang. Und dies Gericht wurde sehr auffällig geübt. Denn auf dem Schießplane erhob sich zur Seite ein weit sichtbares Gerüst, darauf zwei bunt gemalte Bänke. Dieser Bau hieß mit altem herbem Scherzwort „der Rabenstein“, später „des Pritschmeisters Predigtstuhl“, zu ihm wurde der Schuldige unter vielen grotesken Bewegungen gezogen, dort über eine Bank gelegt und mit der Pritsche in einer Weise bearbeitet, welche die alte Kunstsprache zierlich durch die Worte ausdrückte: es wurde ihm der Kopf am H— weggeschlagen. Dazu hielt der Pritschmeister eine Rede, welche dem Sträfling das Lästige seiner Lage nicht verringerte. Man kann sich denken, wie anziehend solche Gesetzvollstreckung für alle Unbetheiligten war. Dieser Brauch wurde überall in Deutschland geübt, am mäßigsten bei den ernsten Schweizern, ehrbar und möglichst unparteiisch in den Städten; nur wo große Herren ein

Schießen veranstalteten, finden sich in der letzten Zeit Spuren einer fürstlichen Laune, welche dieses Schauspiel auch bei unbedeutenden Vergehen kleiner Leute befiehlt. So fand Kurfürst Johann Georg eine Freude daran, nach dem Freischießen 1614 nicht nur einige Küchenjungen, sogar einen seiner Bären pritschen zu lassen, der Bär mußte an der Kette auf die Bank gelegt werden. Der Pritschmeister gehorchte kurfürstlicher Gnaden, aber aus seinem Bericht ist zu sehen, daß er in stillem Herzen die Empfindung bewahrte, dergleichen sei nicht seines Amtes.

Zu Gehilfen der Pritschmeister wurden aus den Knaben der Stadt einige der unnützesten ausgewählt, auch sie in Narrentracht gesteckt; aus der übermüthigen Brut wurden die eifrigsten Gesetzeswächter, behend lernten sie einige von den Künsten ihrer Meister, sie führten Flederwische, hölzerne Klappern, gellende Pfeifen. Sie stürzten wie eine Meute auf das Bäuerlein, das über den Schützenplatz lief, und begrüßten mit Grimassen und Affengeberden den Schützen, welcher schlecht geschossen. In Coburg zogen sie 1614 als eine große Bande in schwarze Leinwand genäht, mit aufgesetzten weißen Näthen und Lappen hinter einem langen schwarzen Manne, der eben solche Tracht und Pluderhosen nach altem Landsknechtschnitt trug. Es war der närrische Schuster Martin Pauker, ein düstrer, hagrer Gesell, der nie ein Wort sprach, aber während des ganzen Schießens unermüdlich war in grotesken Verkleidungen. Beim Auszug schleppte er eine ungeheure Leinwandfahne, die bedenkliche Ehrengabe für den Schützen, welcher von allen am schlechtesten geschossen, beim Heimzug aber trug er die große Kesselpauke und ließ auf seinem Rücken trommeln; auf dem Schützenplatz erschien er als wilder Mann in Stroh und Reisig gewickelt, als Mönch, als Nonne, bald kam er in prächtigem Gewande auf einem Esel geritten, endlich wankte er gar in einer Bärenhaut, immer war er vermummt, immer stumm und finster, aber er hatte so seine stille Freude bei der ganzen Sache*).

*) Wolffgang Ferber, Gründliche Beschreibung eines Armbrust-Schiessens zu Coburgk. 1614. Bl. R.

Waren von den Festgebern auch die Pritschmeister bestellt und eingetroffen, so konnte man, wenn die Stadt in dem Ruf stand, ihre Schuldigkeit zu thun, gute Freunde besaß und stattliche Preise verkündet hatte, eines starken Zuspruchs sicher sein. Die geladenen Städte hatten ihren Bürgern durch öffentlichen Anschlag, durch Vorlesen oder Ausrufen das Fest verkündigt. Es galt ihnen für eine Ehrensache, durch gute Schützen vertreten zu sein, und die Schützen bekamen häufig Reisegeld aus der Stadtkasse, dafür überreichten sie bei der Rückkehr die seidenen Fahnen, welche sie gewonnen, dem Rath oder der Schützengesellschaft. Solche deputirte Schützen waren in der Regel angesehene Männer, es traf sich aber auch, daß außer ihnen andere Bürger der Stadt auf eigene Kosten zum Schießen reisten. So war in Coburg 1614 außer den vier Schützen, welche die Stadt Schweinfurt gesandt hatte, noch Hans Schüßler, ein kleiner unansehnlicher Mann, für sich allein gekommen, er wurde von seinen Mitbürgern über die Achsel angesehen und von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen; er aber traf gleich beim ersten Schuß den Nagel, da that er vor Freuden einen Sprung und rief: „Ich war meinen Landsleuten nicht gut genug, mich mitzunehmen, jetzt soll es, wenn Gott will, noch besser kommen.“ Und er hatte zuletzt die meisten Zweckschüsse und gewann einen schönen Becher.

In den letzten Tagen vor dem Fest trafen die fremden Schützen von allen Seiten ein. Vom Rath war im voraus für billiges Quartier gesorgt, wol auch den Bürgern noch einmal eingeschärft worden, daß sie sich aller Neckerei der Fremden zu enthalten hätten, viele der Fremden genossen die Gastfreundschaft einzelner Städter. Waren fürstliche Personen geladen, dann wurde die Stunde ihrer Ankunft durch einen reitenden Boten verkündet, sie wurden vom Rath empfangen, in Herberge gelegt, mit dem üblichen Ehrengeschenk an Wein, Bier und Fischen versehen. Zuweilen wurde mit den Gästen, welche vor dem ersten Festtage eingetroffen waren, ein kleines Vorschießen gehalten, dabei wurde 1586 zu Regensburg ein schöner großer Bock, ganz mit rothem Lundischen Tuch verdeckt, nebst einer schönen Fahne

vom Rath zum Besten gegeben. In Schwaben und Baiern war bei kleineren Schießen ein solcher verdeckter Bock nicht selten.

Am Morgen des Festes zogen die Pritschmeister mit dem Spiele der Stadt durch die Straßen und forderten die Fremden zur Versammlung auf dem Schießplatz auf. In feierlichem Zuge marschirten die Festgeber hinaus, voran die Pritschmeister, dahinter die Zieler, ebenfalls in neuen Kleidern und den Stadtfarben, die Zielstäbe in der Hand, dann die Trommler und Pfeifer, darauf die Würdenträger und Schützen der Stadt, ein Zug von feinen jungen Knaben der Stadt, gleich gekleidet, im Festschmuck, Söhne der angesehensten Familien, welche die kleinen Zweckfahnen trugen, darauf, vielleicht unter Anführung eines Pritschmeisters oder einer andern lustigen Person, die Knaben mit den Schimpffahnen, der spöttischen Auszeichnung schlechter Schüsse. Dazu kamen andere Knaben, welche die bunten Truhen trugen, in denen die Bolzen gesammelt wurden, auch die Hauptgewinne des Schießens, die großen und kleinen Becher wurden entweder im Zuge herausgeschafft oder auf dem Schießplatz in einem besondern Pavillon unter Aufsicht der Stadttrabanten ausgestellt.

Auf dem Schießplatz wurde wieder umgeschlagen und die Schützen durch den Pritschmeister zusammengerufen, ihnen hielt der Deputirte der Stadt die feierliche Begrüßungsrede, in der er der alten Freundschaft der geladenen Städte gedachte und seine besten Wünsche für das Fest aussprach. Darauf zogen die Pritschmeister mit der Musik wieder über den Schießplatz, einer von ihnen verkündete noch einmal den Wortlaut des Einladungsschreibens und ermahnte die Schützen, nach Städten zusammenzutreten und ihre Siebener oder Neuner zu wählen. Diese sind Behörde des Schießplatzes, die obersten Richter nach dem Schießrecht, sie werden aus den angesehensten Männern der Stadt und den Gästen gewählt, einige von den Festgebern, die andern von den Schützen nach Landschaften. Sind die größten Städte, Nürnberg, Augsburg, Magdeburg, unter den Gästen, so wird wol gleich beim Umschlagen bestimmt, daß von ihnen einzelne

Vertreter der fremden Schützen gewählt werden sollen, die freien Reichsstädte werden besonders ausgezeichnet, ebenso anwesende Fürsten, welche oft selbst das mühsame Amt eines Neuners übernehmen. Die Neuner werden von der Stadt in der Bewirthung bevorzugt. Unter ihnen stehen die Schreiber, häufig drei, die in besonderer Hütte die Anmeldungen der Schützen annehmen. Jeder Schütz muß Bolzen und Kugeln, Armbrust und Büchse vorzeigen, jeder Bolzen wird geprüft, ob seine Eisenspitze durch die Oeffnung des Pergamentringes durchgleitet, denn der dickere Bolzen macht eine größere Oeffnung im Zirkelblatt und kann, da von dem Rande der Oeffnung bis zum Mittelpunkt des Zirkels gemessen wird, bei zwei gleichen Schüssen den Andern benachtheiligen. War der Bolzen probehaltig, so wurde der Name des Eigenthümers auf den Schaft geschrieben, nur beschriebene Bolzen durften gebraucht werden. Ferner aber hatte jeder Schütz seine Geldeinlage zu machen, bevor er zum Schießen zugelassen wurde. Ueber diesen Vorbereitungen gingen immer mehre Stunden, oft der größte Theil des ersten Tages hin. Die Zeit wurde häufig durch eine Collation ausgefüllt, welche der Rath der Stadt den fremden Schützen gab, sie bestand in der früheren mäßigen Zeit aus Wein und gutem Bier und einfacher Zukost, Obst, Kuchen, Butter und Käse. Waren die Schützen eingeschrieben und hatten sie ihre Einlage gemacht, so wurden sie in Viertel oder Fahnen getheilt, drei, fünf und mehr Fahnen, häufig hatte jedes Viertel seinen besondern Stand.

Jetzt endlich begann das Hauptschießen in „Rennen" oder „Schüssen", beim Armbrustschießen so, daß die Viertel hinter einander schossen, jeder Schütz einen Schuß.

Gegenüber der Zielstatt waren im Schießhaus oder in besonderem Holzbau die Stände der Schützen. Aber ihre Methode zu schießen erscheint uns auffallend. Vor dem Beginn des Rennens zog ein Pritschmeister mit Pfeifen und Trommeln über den Schießplatz und rief die Schützen nach Abtheilungen in den Stand. Eilig drängten sie herzu und saßen in Reihen neben einander, nach dem

Loose geordnet, jeder in dem Stande, dem er seinen Namenszettel angeheftet hatte. So lange die Abtheilung schoß, durfte Keiner seinen Stand verlassen, Keiner die Nachbarn durch Wort oder Bewegung stören. So saßen sie, die Armbrust in der Hand, dann rief der Pritschmeister: Zieler, laß die Uhr los. Auf das Zeichen begann sich der Weiser in Bewegung zu setzen, jedes Viertel durch Schlagen der Glocke andeutend. Während dieser Zeit mußte jeder Schütz schießen, er schoß sitzend, wenigstens in dem innern Deutschland seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, durfte sich aber dabei ebensowenig anlehnen, als die Armbrust auflegen. Hatte der Zeiger auf der Uhr den Umlauf beendet, dann läutete hell die Glocke, ein Stahlspiegel sank an einer Hanfschnur herab und bedeckte das Zirkelblatt, und vor der Schießwand erhob sich aus der Erde oder sank aus dem Holzbau ein Gitter, um die zudringenden Schützen von der Schießwand abzuhalten. Dann begann die Arbeit der Neuner, Schreiber und Zieler. Die Schießwand wurde, wo sie beweglich war, umgedreht, dann stand hinter ihr ein Tisch für die Schreiber, die beschriebenen Bolzen wurden herausgezogen, der Zweckschuß und alle Zirkelschüsse mit den Namen der Schützen aufgeschrieben, auch der weiteste Schuß wurde bemerkt. Die Zieler aber hämmerten die Bolzenlöcher zu, schwärzten die beschädigten Stellen der Wand und zogen ein neues Blatt ein. Hatten in dieser Art sämmtliche Abtheilungen der Schützen einen Schuß abgegeben, so wurden die Bolzen in feierlichem Zuge mit Pritschmeister, Pfeifen und Trommeln nach dem Schießhause getragen, dort die gleichgültigen Bolzen in einem Troge ihren Besitzern überlassen, die verzeichneten Schüsse dagegen in einer zierlichen hölzernen Attrape, — in Zwickau war es 1573 ein großer weißer Schwan, das Stadtwappen — überbracht. Der Bolzen des Zweckschusses erhielt einen Ehrenplatz, auch der „weite“ Schuß eine auffallende Stelle. Schon nach dem ersten Schuß begann die Austheilung der Preise.

Es war das Bestreben, nach allen Richtungen auszuzeichnen und so viele Schützen als möglich mit Preisen zu versehen, aber unsere Ahnen

ließen sich auch nicht nehmen, dem, der seine Sache besonders schlecht gemacht batte, durch derben Scherz eine Demüthigung zu bereiten. So wurden mit Preisen versehen der beste Schuß eines jeden Rennens, der Zweckschuß, auch wer die meisten Schüsse zunächst am Nagel gethan, erhielt, wenn seine übrigen Schüsse nicht gut genug waren, ihm einen Hauptgewinn zu verschaffen, ein besonderes Geschenk. Die Hauptgewinne aber waren für die Schützen, denen am Ende des Schießens die meisten Zirkelschüsse zusammenaddirt wurden. Alle Schützen, welche durch die ausgeschriebene Zahl von Schüssen keinen Gewinn erhalten hatten, erhielten das Recht, vor dem Ende des Hauptschießens noch einmal unter einander um kleinere Preise, die Ritterpreise zu kämpfen, das nannte man „um den Ritter stechen“ oder „rittern“. Alle Gewinne des Hauptschießens wurden von den Festgebern ausgesetzt, sie waren sämmtlich in dem Ausschreiben mit ihrem Silberwerthe aufgezählt. Außerdem aber mußte jeder Schütz beim Beginn des Festes einen Geldbetrag — den Doppel — ein-einlegen, bevor er eingeschrieben wurde. Diese Einlage war nicht unbedeutend, sie wurde höher, je anspruchsvoller die Feste sich ausbildeten. Während sie in früherer Zeit etwa zwei Gulden betragen hatte, stieg sie in den letzten fünfzig Jahren der Freischießen auf sechs, acht Reichsgulden, ja sie betrug **1614** bei dem Stahlschießen, welches Kurfürst Johann Georg zu Dresden gab, bereits zwölf Reichsthaler, welche nach Silber- und Getreidewerth etwa dreißig Thalern unseres Geldes entsprechen. Allerdings waren nicht alle Freischießen so aristokratisch. Auch war die Einlage des Schützen bei den meisten Festen nur zum Theil eine gebotene, oft war die kleinere Hälfte freiwillig. Die gebotenen Einlagen wurden zu Nebengewinnen bei dem Hauptschießen verwandt, diese Gewinne in kleinen Beträgen auf so viele Schützen als möglich vertheilt. Aus den freiwilligen Beiträgen wurden häufig kleine Silbergeschirre für ein Nachschießen gekauft, — „die großen und kleinen Silber“ — zuweilen wurde auch dafür noch von den Festgebern Einiges gespendet, dann verwendete man diese Beiträge der Schützen zu kleinen Geldprämien des Nachschießens.

Zu allen Preisen des Hauptschießens aber gehörten große und kleine Fahnen, mit den Stadt- oder Landesfarben, mit einem Wappen oder Kranz bemalt. Oft stand der Geldwerth des Gewinnstes darauf. Eine solche Fahne davonzutragen, war große Ehre. Die fremden Schützen brachten sie stolz in ihre Heimat, überreichten sie wol auch dem Rath ihrer Stadt oder ihrer Schützenbrüderschaft, welche ihnen die Zehrungskosten der Reise bestritten hatte. Bescheiden waren im Anfang die Preise des Siegers; sie wurden lange als „Abenteuer" bezeichnet, an dem Fremdwort, das aus dem Jargon der alten Turniersprache herstammte, hing noch ein romantischer Reiz. Aber die Abenteuer, welche den Muth des tüchtigen Schützen herausfordern, sind nicht mehr unerhört. Ein stattlicher Widder ist um 1400 in München, 1404 in Kehlheim das „Beste", der erste Preis, bald darauf ein Ochs, ein Pferd, in der Schweiz Muni, der Zuchtstier, die Thiere oft mit werthvollem Tuch bedeckt, so ist noch 1433 zu Nürnberg ein Pferd mit rothem Tuch bedeckt, das Beste. Die Nebenpreise sind etwa ein kleiner Becher, Silberschale, Gürtel, Armbrüste, ein Schwert, und ein Preis, der in der ganzen Folge bei kleinen Schießen besonders beliebt war, und überall bis auf die Neuzeit in den Schützengesellschaften gehaftet hat: Stoff zu einem schönen Paar Hosen. Auch wer aus der weitesten Entfernung zum Schießen kam, erhielt 1425 zu Augsburg einen goldnen Ring. Aber schon 1440 ist ebendort das Beste eine Geldsumme, 40 Gulden, und das Pferd, das Rind werden die letzten Preise des Hauptschießens. Schnell steigt der Werth der Gewinne, schon 1470 sind in Augsburg 101 Gulden das Beste, um 1500 ist diese Summe bei großen Freischießen gewöhnlich, in Zürich stehen 1504 110 Gulden als Hauptgewinn, 90 Gulden als zweiter, und so in langer Reihe bis hinab auf 1 Gulden, alle doppelt für Stahl und Büchse, und — was bei den Schweizer Schießen nicht selten ist — alle in Geld. Unaufhörlich steigt der Werth der Preise. Zu Leipzig 1550 für Armbrust 300 Gulden. Beim großen Schießen zu Straßburg 1576 war der erste Hauptgewinn für Stahl und Büchse 210 Reichsgulden; in Basel 1603 für Musketen (gezogene

Rohre) ein Becher von 300 Gulden Werth. 300 Gulden nach Silber- und Getreidewerth entsprechen 666 Thalern unseres Geldes.

Die Hauptgewinne sind Geld oder Silbergeschirr, Becher und Schalen in allen Formen und Größen, oft mit der Zierlichkeit und dem Geschmack, welcher die Technik der Goldschmiede im sechszehnten Jahrhundert auszeichnete. Auch die Geldbeträge wurden häufig in besonderen Münzen und Medaillen gezahlt, welche für das Fest geprägt waren, große, kleine, vergoldete, häufig viereckige, die Klippen. Zumal die einzelnen Zweckschüsse wurden durch Klippen belohnt, die an der Siegesfahne hingen. Bei dem theuren Stahlschießen zu Dresden erhielt jeder Zweckschuß zur Fahne eine vergoldete Medaille, welche 5 Reichsthaler schwer war, fast genau ein Viertelpfund unseres Zollgewichts. Auch kleinere Städte schlugen Medaillen und Klippen, sie dauern als gesuchte Seltenheiten unserer Münzcabinette, und zeigen die größte Mannigfaltigkeit der Embleme, Devisen, der Größe, Form und des Geldwerthes. Selbst der Jugend und den Armen wurden hier und da zur Erinnerung an ein solches Fest kleine Silbermünzen geschlagen und ausgetheilt.

Außer diesen guten Preisen aber gab es auch unholde Vexirgewinne. Schon der letzte Schütz, welcher auf einen Gewinn Anspruch machen konnte, wurde durch eine zweideutige Auszeichnung beehrt, er erhielt, wie schon bemerkt, nach altem Brauche unter vielen spöttischen Gratulationen des Pritschmeisters außer der kleinsten Geldprämie ein Borstenthier, groß oder klein, Sau oder Ferkel, nach der Laune der Festgeber. Dazu eine gute Preisfahne, aber ebenfalls mit anzüglichem Bilde. Vom Coburger Schießen des Jahres 1614 wird gerühmt, daß diese Fahne besonders schön gestickt war, doch darf man annehmen, daß ihr Emblem dem Besitzer keine reine Freude verursachte. Aber unzweifelhafter Hohn wurde bei jedem Rennen dem weitesten Schuß zu Theil. Fahne und Gastgeschenk war eine Carricatur des Preises für den Zweckschuß. Wer vollends die meisten schlechten Schüsse gemacht hatte, mußte wenigstens in der letzten Zeit

der Freischießen beim Ende des Festes zuweilen eine riesige rohe Fahne von Sackleinwand tragen, von den Narren des Festes umgeben. Waren die Bolzen des Zweckschusses und des weitesten Schusses nach dem ersten Rennen in ihre Attrapen gesteckt, so trat der Pritschmeister auf seinen Predigtstuhl, rief zuerst mit lauter Stimme den besten Schützen des ersten Rennens heran und begrüßte ihn mit einer kurzen Stegreifrede in Knittelversen, worin er ihm sein Verdienst und seinen Gewinn rühmte. Er werde jetzt zur Erinnerung an den Schuß eine schöne seidene Fahne erhalten, an welcher eine silberne Klippe hänge, ferner einen zinnernen Teller, darauf eine gebratene Forelle, eine Semmel und ein Glas Wein nebst einer Pomeranze. Tapfere Musikanten, Trompeter oder Pfeifer, werden vor ihm hergehen und ihn zu seinem Sitze führen. So marschirte der glückliche Schütze unter Musik ab, Beamte der Stadt überreichten ihm Fahne und Münze und den lustigen Ehrenteller. Darauf vertheilte der Pritschmeister die andern Zirkelschüsse, zuletzt rief er den Unglücklichen, der den weiten Schuß gethan. Er kam nicht willig, der Pritschmeister verneigte sich vor ihm und sprach: „Seht zu, schöner Schütz, daß ihr eure Kunst besser lernt. Ich habe hier einige freie Knaben, die euch das Treffen beibringen werden. Dürft ihnen kein Geld dafür zahlen. Franz Floh, nimm den Sprengwedel, segne ihn mit geweihtem Wasser, es ist sehr möglich, daß er beschrieen ist. Komm Hans Hahn, läute ihm mit deiner hölzernen Glocke um die Ohren! — Doch ich merke, ihr seid ein guter Christ, ihr wollt andern auch was übrig lassen. Darum, liebe Vexatoren, nehmt euch seiner an, der Mann hat's wohl um die andern verdient, pfeift ihm einen hübschen Reihen vor und bohrt ihr ihm Eselsohren, so seid anständig und thut's hinter seinem Rücken. Bringt ihm seine Ehrengeschenke. Zuerst eine Fahne von der Art Atlas, in welchem die Bauern ihren Hafer zur Stadt führen. Die Klippe, welche daran hängt, ist leider nur von Blech, dazu ein Teller von Holz, darauf ein schöner Quarkkäse, statt der Pomeranze ein Apfel und in thönernem Napf ein Trunk leichtes Bier!" So höhnte der Pritschmeister und zuletzt bot er ihm noch eine

Narrenkappe mit Hahnenfedern an, unterdeß gellten, klapperten und pfiffen des Pritschmeisters Jungen um den Schützen, schlugen Burzelbäume, bohrten ihm Esel und verfolgten ihn mit ihren Grimassen bis zu seinem Stande, während ihm wol auch ein Dudelsackpfeifer voranschritt und aus seinem Schlauch die grimmigsten Töne preßte*). Es wurde von den Schützen ernsthaft darauf gehalten, daß bei solchem Beziren die Anspruchsvollen nicht besser wegkamen, als die Mehrzahl. Den Betroffenen aber war dieser Act sehr peinlich. Selten glückte ihnen, den weitesten Bolzen vorher bei Seite zu bringen, was immer allgemeinen Unwillen erregte. Den anwesenden Fürsten wurde doch einige Rücksicht bewiesen, wenigstens lauten ihnen gegenüber die gedruckten Worte der Pritschmeister sehr mild. Hatte der Landesherr selbst einmal den weitesten Schuß gethan, so nahm ihn wol Einer aus dem Gefolge auf sich, wie 1573 zu Zwickau.

So verlief das Fest Schuß für Schuß; nach jedem Belohnung des besten Schusses. Diese Zwischenspiele nahmen nicht wenig Zeit in Anspruch, so kam es, daß den Tag nicht mehr als etwa sieben, acht Schüsse, bei großen Schießen noch weniger gethan wurden.

Um das Ende des Festes aber wurde das Schießen in den meisten Landschaften Deutschlands durch einen holden Brauch unterbrochen, der hier so geschildert wird, wie er in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in den Städten der Schwaben, Franken, Thüringer und Meißner vor sich ging. Im Zuge schritten mehre der vornehmsten Jungfrauen der Stadt, festlich gekleidet, von Rathsherren, Stadtpfeifern und Trabanten begleitet, auf den Schützenplatz. Eine von ihnen trug in verzierter Schachtel einen kostbaren Kranz, — zuweilen von Silber und Gold mit Perlen und Edelsteinen geziert, — eine andere die schöne Fahne. Auf dem Platz hielten sie ihren Umzug, dann wurden die Schützen einer befreundeten Stadt

*) Zuweilen erinnern diese Standreden des Pritschmeisters an die Ceremonien der Deposition. Vergl. Benedikt Edelbeck 1573 und Wolfgang Ferber 1614.

aufgerufen, ein Sprecher der Stadt hielt ihnen eine Anrede, die Jungfrauen überreichten ihnen als Ehrengeschenk für ihre Stadt Kranz und Fahne und boten ihnen den Ehrentanz. Die gerufenen Gäste dankten im Namen ihrer Stadt mit gewählten Worten, einer von ihnen setzte den Kranz auf das Haupt und sie schritten mit den Jungfrauen in feierlichem Tanze hinter der Musik über den Schießplatz. Ein solcher Kranz legte der Stadt, welche ihn erhielt, die zarte Verpflichtung auf, das nächste Freischießen zu veranstalten. Er wurde sorglich bewahrt, und in dem Ausschreiben der bekränzten Stadt wird häufig als Grund des Freischießens erwähnt, „damit das Kränzlein nicht verwelke". Seit die Fürsten eifrig an den Schießen theilnehmen, erhalten auch sie die Kränze, ist ein Fürst der Festgeber, so ertheilt wol eine der Prinzessinnen den Kranz. Dieser alte Brauch band die Städte einer Landschaft zu einer großen Festgenossenschaft zusammen. Nur das Tanzen auf dem offnen Schießplatz hörte ungefähr seit dem Jahr 1600 auf.

Aber diese großen Bürgerfeste boten noch andere Gelegenheit, Kraft und Kunst zu erweisen. Im fünfzehnten Jahrhundert, wo sie aufblühen, werden für die Schützen selbst noch „offene Spiele" eingerichtet und Preise für die Sieger ausgesetzt. In diesen Spielen hat sich uralte Ueberlieferung erhalten. Es sind ähnliche Wettkämpfe, wie in den Nibelungen, wo Siegfried gegen die Brunhild rang: Steinstoßen, Springen, Laufen. Sie waren 1456 beim Freischießen von Straßburg ausgeschrieben, den Preis im Springen trug der Züricher Hans Waldmann davon, der später als Bürgermeister sein stolzes Haupt auf dem Block verlor. In Augsburg war beim Stahlschießen 1470 ein goldner Ring für den gesetzt, der einen Stein von 45 Pfund im Antritt mit drei Stößen nach „Stoßensrecht" am weitesten forttreiben würde; ein Ritter Wilhelm Zaunried gewann den Preis. Ebenso standen in Zürich 1472 drei Preise für drei Stöße auf Steine von 15, 30, 50 Pfund. — Im Springen gewann 1470 zu Augsburg Christoph Herzog von Baiern den goldenen Ring. Die Aufgabe war: drei Sprünge auf einem Bein mit An=

lauf, darauf ein Sprung mit beiden Füßen, dann wieder drei Sprünge auf dem andern Bein und ein zweiter Sprung. In Zürich waren 1472 dreierlei Sprünge vorgeschrieben: von der Stelle mit gleichen Füßen, im Anlauf mit gleichen Füßen, Anlauf und drei Sprünge auf einem Fuß. Das alles wurde sehr ernst genommen, schon in dem Ausschreiben des Raths den Gästen genau angezeigt. — Im Wettlauf maß 1470 die Bahn zu Augsburg 350 Schritt, auch im Laufen gewann Herzog Christoph von Baiern den goldenen Ring; in Zürich war 1472 die Bahnlänge 600 Schritt; in Breslau war 1518 Preis im Laufen Stücke des beliebten Zinns. Neben den Männern rannten zuweilen die Rosse, so in Augsburg 1446 beim Büchsenschießen; 14 Pferde erschienen an den Schranken, Preis war ein Stück Scharlachtuch, Sieger ein Pferd des Herzogs Albrecht, das er von München zum Rennen gesandt hatte*). Bei dem Rennen im Jahr 1470 gewann ebendort ein Pferd Herzog Wolfgang's von Baiern den Preis von 45 Gulden. — Auch das Ringen, sogar das Tanzen erhielt Preise. So 1508 wieder in Augsburg. — Und einen närrischen Preis erwarb ebendort sogar der, welcher dem Volk die größte Lüge erzählen konnte.

Zu diesen einheimischen Volksfreuden kamen andere, nicht weniger alt, aber aus fremdem Leben überliefert. Die Enkel der römischen Gladiatoren, deren rohe Kämpfe einst strengen Christen zu schwerem Aergerniß gereicht, die durch das ganze Mittelalter als fahrende Kämpfer ein verachtetes Leben geführt**), sie hatten sich im fünfzehnten Jahrhundert hinter die Thore der Städte, in die Wachtstuben der Fürstenhöfe geflüchtet, zu allerlei Söldnerdienst, als Fechtlehrer, Kriegsknechte, Trabanten, Leibdiener, Boten. Aus der geheimen Verbrüderung, welche die Fechter als fahrendes Volk gehabt haben mögen, waren geduldete Genossenschaften geworden, sie standen

*) Welser-Gasser, Chronika von Augspurg. S. 182.

**) Vgl. Band II der Bilder aus der Vergangenheit unter Gaukler und Abenteurer.

als Marxbrüder und Federfechter in zwei Verbindungen, welche starken Groll gegen einander hegten. Die Fechter mit der Feder führten einen geflügelten Greif im Wappen, sie rühmten sich, von einem Herzog von Mecklenburg privilegirt zu sein, und fanden später in den Kurfürsten von Sachsen milde Gönner; sie riefen im Kampfplatz, wenn sie das Schwert erhoben: „Schwing' dich, Feder, sieh, wie man thut, schreib gern mit Dinte, die aussieht wie Blut*)." Die Sanct Marcus-Brüderschaft dagegen hatte in ihrem Wappen einen Löwen und stärkte sich durch den trotzigen Reim: „Du edler Löw, schwing dein kraus Haar, nimm dir des Greifen eben wahr, den sollst du vor dir hauen nieder und ihm zerreißen sein Gefieder." Sie war von König Maximilian 1487 mit einem Privilegium beschenkt worden, ihre Meister vom langen Schwert standen unter einem Hauptmann und hielten auf der Herbstmesse von Frankfurt am Main ihre Zusammenkunft. Dorthin zog, wer von ihnen gefreit sein wollte; er mußte gegen vier Meister fechten, dann in öffentlicher Versammlung Jeden annehmen, der ihn bekämpfen wollte. Bestand er die Proben, so wurde er mit dem Paradeschwert kreuzweis über die Lenden geschlagen, mußte den Genosseneid leisten und zwei Goldgulden auf das Schwert legen; dafür erhielt er das geheime Erkennungszeichen der Brüderschaft und das Recht, Andere in seiner Kunst zu unterrichten und Fechtschule zu halten, das heißt öffentliche Schaugefechte zu veranstalten. Lange Zeit waren diese Schaukämpfe eine Freude der Fürsten und Bürger, sie erheiterten nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürsten von Sachsen während des großen Reichstags zu Augsburg. Daß Frankfurt die einzige Stadt war, wo man Freifechter werden konnte, galt ihr beim Volk für einen besonderen Vorzug**). Die Fechter drängen sich auch in die Freischießen,

*) Benedict Edlbeck, Britzschmeister: Ordentliche Beschreibung des grossen schiessen in Zwickaw. 1574. S. 82.

**) Sogar der wackre Quad von Kinkelbach zählt diese Merkwürdigkeit Frankfurts auf: Teutscher Nation Herlichkeitt. 1609. S. 171. — Vergleiche Christoff Rösener: Ehren Tittel der Ritterlichen Freyen Kunst der Fechter.

— schon 1508 in Augsburg — zumal wenn Fürsten an der Bürgerlust Theil nehmen. Der Aufzug der Fechter und mancher Brauch erinnert noch lebhaft an die römischen Gladiatorenspiele, wenn auch die Kämpfe selten ein so blutiges Ende nahmen. Denn die Fürsten und Städte warben ganze Fechterbanden, welche bei Freischießen und andern großen Festen aufgeführt wurden. So kämpften 1560 in Stuttgart die Fechter paarweis auf dem Schießplatz, auch die fürstlichen Frauen fuhren hinaus; dies Gefecht zu sehen, der erste Sieger erhielt ein schönes Wamms von Taffet, jeder andere Preis betrug zwei Thaler. Zum Stahlschießen in Zwickau führte 1573 der Markgraf von Anspach eine Fechterbande von vierzig Mann, denen Kurfürst August von Sachsen seine Federfechter gegenüberstellte. Sie kämpften an zwei Tagen paarweise gegen einander mit Langschwert, Dussek, langem Spieß, halber Stange, nach alter Sitte barhaupt, alle Nestel aufgebunden, fröhlichen Gemüths, einzelne Paare machten viele Gänge, ohne einander zu besiegen. Es war viel Klopffechterei bei solchen Kämpfen, doch gab es auch Eifersucht, heftige Stöße und klaffende Wunden.

Die Genossenschaften der Fechter überlebten die Freischießen und den großen Krieg, sie verloren die alten Ausdrücke für ihre Kunsthiebe und „Lager", sie legten sich nicht mehr aus nach dem Ochs, Eber, Pflug und Dach, sondern nach französischen Kunstwörtern, aber sie erhielten sich trotz der fremden Fechtlehrer in den größeren Städten. In Nürnberg wurden ihre öffentlichen Gefechte kurz vor 1700 verboten, aber das Volk nahm noch lange leidenschaftlich Partei für die beiden Factionen, es war kein Knabe in der Stadt, der nicht für die Marxbrüder oder Federfechter stritt; und häufig gaben sie ihre Vorstellungen in Privathäusern *). Das letzte

1589. 4. — Die Federfechter freiten ihre Schüler auch an Fürstenhöfen, z. B. in Dresden 1614 bei dem großen Schaufechten, welches auf das Freischießen folgte, wobei ein Fechter mit dem Rapier erstochen wurde. Wolffgang Ferber, Relation eines fürnehmen Stahlschiessens zu Dreßden. 1614. 4°. Bl. BB.

*) Wagenseil, de civitate Noriberg. S. 161.

große Fechterspiel wurde wol 1741 zu Breslau auf dem Kirchhofe von Magdalena angestellt. An dem Tage, wo der junge König von Preußen nachlässig mit aufgelöstem Haar und seinem kleinen Paradedegen auf dem Thronsessel des Kaiser Mathias die Huldigung des eroberten Schlesiens entgegennahm, grade als die Morgenröthe einer neuen Zeit über Deutschland anbrach, da gaukelten die alten Fechter wie Schattenbilder aus ferner Zeit noch einmal über den Gräbern vergangener Geschlechter, dann vergingen auch sie.

Immer massenhafter drängen sich andere Volksbelustigungen in die Freischießen, die Freude wird geräuschvoller, reichlicher, übermüthiger; und wer den Schießplatz am Ende des sechszehnten Jahrhunderts mustert, sieht auch aus dem Treiben des schauenden Volkes, daß die Zeit sich geändert hat. Früher hatten die Schützen, unter ihnen Fürsten und Edle, an den offenen Turnspielen theilgenommen, die Wittelsbacher waren unter den Bürgern der Reichsstädte auf einem Beine gehüpft und hatten die schweren Steine geschleudert. Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts schauen die Herren, auch die bürgerlichen Schützen schon vornehm zu, die Bauerburschen aber kommen im Sonntagsstaat mit ihren Mädchen und führen zum Vergnügen der Andern ihre ländlichen Tänze auf, es ist besondere Freude, auch die Bauermädchen um ein Camisol oder einen Brustfleck wettlaufen zu sehen, hohe Sprünge, flatternde Gewänder, ein Hinstürzen der Eiligen erregt besonders Behagen, ihr dörfisches Benehmen soll den Andern zur Erhöhung der Lust beitragen. Es sind vorzugsweise die Fürsten, welche daran ihre Freude finden, selten fehlen groteske Aufzüge und Tänze der Landleute, wenn ein Landesherr das Fest ausschreibt. Der Muthwille, welchen die Pritschmeister oder gar trunkene Diener gegen das Landvolk üben, erregt auf dem Schießplatz ein für uns unbehagliches Gelächter. Die tanzenden Paare ziehen mit rothen Vogelbeeren, oder gar mit geschwänzten Mohrrüben bekränzt auf den Plan, die Männer greifen auf ungesatteltem Pferde in schnellem Ritte nach einer über ihnen aufgehängten Gans, und der Spaß ist, daß sie dabei von ihrem Klepper gleiten und dergleichen.

Auch für die Freude der Anspruchslosen und der Kinder war gesorgt. Da war z. B. ein possierlicher Narr, der mit einem Schild und kurzem Lederkolben bewaffnet Jeden herausforderte, ihn mit einer Lanzenstange anzugreifen. Wagte einer den Kampf, so wußte der Narr so schön die Stange abzupariren, dem Gegner auf den Leib zu rücken und ihn mit seinem Kolben zu bearbeiten, daß er die Lacher immer auf seiner Seite hatte*). Neben ihm stand (zu Regensburg 1586) ein wilder Mann, dem man Kugeln in den geöffneten Mund warf, neun Kugeln um einen Kreuzer. Auf einem Rössel saß eine lustige Puppe, ein kleines Männlein, man warf ihn mit dem Ball herab, wer am häufigsten traf, gewann etwas. Auch der Hahn im Topfe fehlte nicht, nach ihm wurde mit kleinen Dreschflegeln geschlagen. Muthige Knaben aber klommen an dem glatten Kletterbaum, zuweilen war die Aufgabe, einen Hahn aus dem Korbe zu holen, welcher an der Spitze aufgehängt war, oder Kleider und Schmucksachen.

Der Schießplatz selbst war durch Schranken oder Seile gesperrt, aber zur Seite standen die Zelte und Buden, Goldschmiede legten Becher, Schalen, Löffel, Ketten aus. Sehr beliebt waren die Zinnbuden, vor denen mit dem Würfel in die „Brente", die ähnlich wie unser Puffbret mit roth und weißen Farben bemalt war, um Hausrath geworfen wurde. Um die Würfelbuden drängten sich auch unheimliche Gesichter, Strolche, fahrendes Volk, gewöhnt, noch mehr auf's Spiel zu setzen, als ihre letzten erbeuteten Pfennige. Aber sie waren nicht unbeobachtet, denn die Stadttrabanten schritten in ihrem Festschmuck ernsthaft die Buden entlang, damit kein Frevel den Frieden des Schießplatzes störe. Besondere Aufmerksamkeit wurde von den Festgebern auf die Kegelbahnen gewandt, die in Stadt und Land noch nicht so häufig standen, als jetzt. Oft sind zwei, ja drei für das Fest eingerichtet, auch hier werden Preise gesetzt, so werden 1518 in Breslau auf zwei Plänen ein Ochs und wieder zinnernes Geräth

*) Caspar Lerff, Freyschießen zu Regensburg 1587. S. 2.

ausgeschoben, sie sind zumal in Schlesien, Sachsen, Thüringen eine beliebte Zugabe der Feste.

Von Allem, was die Freischießen dem Volke anmuthig machte, hat nur eine Unterhaltung, gerade die bedenklichste, in der folgenden schweren Zeit eine große Ausbildung erhalten, der Glückstopf, der bescheidene Ahnherr der Staatslotto und Lotterien. Schon 1467 erscheint er auf dem Armbrustschießen zu München, 1470 ist er auf dem großen Schießen zu Augsburg eine wohlbekannte Einrichtung, die Gewinne sind dort Becher, Kleiderstoffe, sammtne Gürtel, Waffen, es waren 22 Gewinne und mehr als 36000 Zettel zu 8 Pfennigen, und ein Koch gewann das Beste, was dem Volk für einen angenehmen Beweis galt, daß es ehrlich zugegangen. Durch das Büchsenschießen zu Zürich 1472 wurde der Topf in der Schweiz eingeführt, der Zettel kostete dort einen Schilling. Die Ziehung war schon damals fast wie jetzt. Es wurde ein Gerüst auf öffentlichem Platz, sogar vor dem Rathhause errichtet, darauf eine Schaubude mit den Gewinnen gesetzt, daneben die Schreiber, die Töpfe. Es waren zwei Töpfe, in den einen wurden die Namen derer geworfen, welche einen Zettel gelöst, in den andern Gewinne und Nieten, ein sechszehnjähriger Knabe zog, zwischen die Töpfe gestellt, aus beiden zugleich. Zuerst wurde der Name gerufen, dann ob Gewinn, ob nicht. Der erste Zettel und der letzte im Namentopf gewannen auch Etwas, in Zürich einen Widder; wer viele Zettel nahm, erhielt sie billiger. Schon 1504 bestehen in Zürich die Gewinne aus baarem Geld, in Deutschland aber blieb bei den Freischießen noch hundert Jahre länger der fröhlichere Brauch, verarbeitete Werthstücke zu verspielen. Die Spielwuth war groß, besonders die Frauen drängten sich um den Topf, und wenn man nach den erhaltenen Gewinnlisten schließen darf, waren auch die kleinen geistlichen Herren der alten Kirche lustig beim Glückstopf. Selten fehlte der Topf im sechszehnten Jahrhunderte einem größern Freischießen, er war eine große Angelegenheit; emsig verzeichnen die Chronisten Gaben und glückliche Gewinner. So standen, um nur ein Jahr zu erwähnen, allein 1540 im mittlern Deutschland zwei Glücks-

töpfe, denn in Frankenhausen und Hof waren Freischießen, in Hof dauerte die Ziehung fünf Tage, der letzte Gewinn des Topfes war in beiden Städten die scherzhafte Sau, welche sich vom Schießplatz auch in das Glücksspiel eingedrängt hatte. Sehr groß war 1575 der Straßburger Glückstopf, 275 Gewinne, der erste von 115 Gulden Werth; der Absatz der Zettel war so reißend gewesen, daß man die Zahl vermehrt hatte, ebenso im Verhältniß die Gewinne. Pfalzgraf Casimir, ein unternehmender Herr, hatte allein 1100 Loose gekauft, er gewann aber gar nichts Erhebliches. Auch die Züricher Gäste mit dem Breitopf hatten „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterstadt" einige Tausend Loose genommen, welche zusammen 101 Gulden kosteten, sie gewannen dafür Silber, das ungefähr die Hälfte werth war. Die Ziehung dauerte vierzehn Tage, das Gedränge des Volkes um den Topf war sehr beschwerlich, zuletzt mußte Gewalt gebraucht werden, den Topf zu sichern.

Aus solchen Anfängen hat sich in Italien und Holland während des sechszehnten Jahrhunderts die Lotterie ausgebildet, zuerst große Ausspielung von Waaren, bald von Geld, zuerst von Einzelnen, bald von den Communen als Einnahmequelle benutzt. In Hamburg wurde die erste Geldlotterie 1615 errichtet.

So verliefen die großen Waffenfeste unsrer Ahnen, wochenlang schwirrte die Menge um Schießplatz und Buden, in den Straßen der gastlichen Stadt. Hatte die Schützengesellschaft endlich die vorgeschriebene Zahl von Schüssen gethan, so mußten alle Schützen, denen eine gleiche Zahl von Zirkelschüssen verzeichnet war, um ihren Gewinn auf besonderer Scheibe „stechen", wer dabei den schlechteren Schuß that, erhielt den nächsten kleinern Preis. Ebenso stachen um die Ritterpreise Alle, welche im Hauptschießen keinen Gewinn davongetragen. Die Haupt- und Ritterpreise wurden mit den Fahnen feierlich überreicht, die Geldgewinne hingen in bunten seidenen Beuteln an den Fahnen, Gewinne und Fahne waren schon vorher in langer Reihe zur Schau ausgestellt, denn die Alten verstanden sehr

gut, solch froher Auszeichnung auch guten Schein zu geben. Dann folgte in der Regel ein Nachschießen um die freiwilligen Einlagen der Schützen, einfacher, zwangloser, zuweilen mit andern Distanzen. Endlich auf dem Schießplatz die große Abdankung durch die Gastgeber, bei welcher den Gästen noch einmal die Freude der Stadt mit Herzlichkeit ausgesprochen wurde. Zuletzt ein großer Marsch vom Schießplatz in die Stadt. Das war ein wichtiger Akt. Aller Glanz des Festes entfaltete sich noch einmal in dem langen Zuge. Trompeter und Pfeifer bliesen, die große Trommel und die Heerpauke dröhnten, die Pritschmeister klatschten mit ihren Pritschen, die Würdenträger des Festes, Rathsherren und Neuner schritten mit ihren langen seidenen Schärpen, hinter ihnen die glücklichen Erwerber der Hauptpreise, jeder von zwei ansehnlichen Männern geleitet, jedem wurde sein Gewinn vorgetragen. Unter den Fahnen ihrer Viertel folgten die Schützen, stolz trug jeder seine Preisfahne, aber auch die Vexierfahnen entzogen sich nicht immer dem Zuge, demüthig kamen ihre Träger daher, hinter ihnen das junge Narrenvolk. Und unsere Vorfahren hatten Recht, wenn sie sich in solchen Aufzügen mit Selbstgefühl bewegten. Schon die Kleidung war farbenreich, schwere Stoffe, Seide und Sammt suchten auch mäßige Männer bei solcher Gelegenheit zu tragen. Alle waren gewöhnt, sich vor Andern sehen zu lassen, und wußten wol, wie man stattlich einherschreiten mußte. Eine Feder auf dem Baret oder Hut, die Wehr an der Seite, den einen Arm unter dem Mantel in die Hüfte gestützt, so schritten sie lang aus im Marschtempo, die Füße breiter auseinander setzend, als jetzt Sitte ist, und dabei den Körper in angenehmer Weise bald mit dem rechten, bald mit dem linken Bein zur Seite bewegend.

So ging's zum letzten Abendschmause. Den Abreisenden wurde das Geleit von ihren Gastfreunden zu Schutz und Ehre oft weit in das Land gegeben.

In der Gastfreundschaft, welche die Schützen genossen hatten, liegt noch für unsere Empfindung etwas Großartiges. Nicht nur auf dem Schützenplatz waren sie in den Stunden des Schießens häufig mit

freiem Trunk versehen und durch eine Collation erquickt worden, auch in der Stadt wurden sie wenigstens einmal, in der Regel öfter, zuweilen täglich von dem Rathe der Stadt bewirthet; dann fehlte auch nicht der Abendtanz, an welchem die Töchter der angesehensten Häuser theilnahmen. Diese Bewirthung der Gäste, im fünfzehnten Jahrhundert bei aller Herzlichkeit noch einfach, wurde in der letzten Zeit zuweilen verschwenderisch, sie muß, wenn ein solches Fest vierzehn Tage, ja, wie z. B. in Straßburg gar fünf Wochen dauerte, den Gastgebern sehr theuer gekommen sein; mehr als einmal klagen bedenkliche Chronisten, daß ihre Stadtkasse übermäßig in Anspruch genommen sei. Sogar in Straßburg wurde dieser Vorwurf laut, auch den Löwenbergern wurde nach ihrem Vogelschießen im Jahre 1615 nachgesagt, daß die Stadt sich weit über ihre Kräfte angestrengt hätte. Es war aber auch Alles sehr kostbar und stattlich gewesen. Da verstand man im fünfzehnten Jahrhundert besser zu rechnen. Das große Stahlschießen zu Augsburg im Jahre 1470 kostete der Stadtkasse über 2200 Gulden, nach damaligem Getreidewerth eine hohe Summe, und doch war der Zudrang von Fremden so groß, daß die Augsburger sich später sagen durften, sie hätten keinen Verlust gehabt. Freilich war damals noch die Bewirthung von 466 fremden Schützen einfach gewesen.

Die Zahl der Schützen war bei den ältesten Stahlschießen noch nicht groß. In Augsburg waren 1425 nur 130, im Jahr 1444 schon 300, und 1470 bereits 466 fremde Schützen. Seit das Feuerrohr bei großen Landschießen dazutrat, verdoppelte sich die Schützenzahl. So fanden sich 1485 in St. Gallen 208 Stahl-, 445 Büchsenschützen zusammen, und 1508 zu Augsburg 544 Stahl-, 919 Büchsenschützen. Bei der alten Einrichtung des Schießens wurde durch solche Menschenzahl das Fest sehr in die Länge gezogen, daher ist im sechszehnten Jahrhundert zuweilen das Bestreben sichtbar, die Zahl der Einladungen zu beschränken, die Einlagen der Schützen aber zu erhöhen, es scheint, daß man ein Fest mit etwa 200 bis 300 fremden Schützen für das Behaglichste hielt. Es dauerte dann

ungefähr eine Woche, der Einzelne kam besser zur Geltung, die Menschenmasse war doch eher zu leiten. Denn auch bei mäßiger Schützenzahl war der Zudrang fremden Volkes zum Schießplatz ungleich größer, als er jetzt sein würde. Wol jeden Schützen begleitete ein Bube, der ihm bei Rüstung oder Rohr aufwartete, waren Fürsten und Herren geladen, so erschienen sie mit großem Gefolge von Junkern, Dienern, Trabanten und Rossen; auch das Gesindel, Bettler und Gauner, strömte zusammen, und die Sorge um Diebstahl, Raub und Brand wurde groß bei den Wächtern der Stadt.

Auch war es für die Festgeber nicht immer leicht, die Einheimischen und Fremden in Ordnung zu halten, denn neben der angebornen Herzlichkeit und dem Gefühl, daß man sich in der Fremde fügen müßte, lebte in den trotzigen Seelen auch ein sehr reizbarer Stolz auf die Heimath, gern fand man das Fremde, Ungewohnte in Tracht, Sitte, Sprache lächerlich und freute sich mehr als jetzt, durch launige Spottrede seinem Selbstgefühl Luft zu machen. Zwischen den einzelnen Landschaften aber schwebten immer wie kleine Gewitterwolken gewisse alte Stachelreden und spöttische Geschichten. Schweizer und Schwaben, Thüringer und Franken, Hessen und Rheinländer wußten einander Lächerliches nachzusagen, ein Wort, beim Trunk gesprochen, eine höhnende Erinnerung vermochte den Frieden des Festes zu stören, und in jähem Zorne Parteien aufzuregen; nicht immer halfen versöhnende Worte und verdoppelte Freundlichkeit. So kamen die Seehasen und Kühmelker beim Stahlschießen zu Constanz 1458 in harten Zwist. Ein Constanzer, der mit einem Luzerner würfelte, nannte den Berner Plappart — die kleine Münze, die er gewonnen, einen Kühplappart, der Luzerner fuhr auf, Schläge, Getümmel. Die Schützen von Luzern blieben bis zu Ende des Festes, aber sie klagten laut, das Geleite sei gebrochen, ihre Ehre gekränkt. Nach ihrer Heimkehr ließen Luzern und Unterwalden das Kriegsbanner fliegen und fielen auf Constanzer Gebiet, die von Constanz mußten 5000 Gulden als Sühne zahlen. — Doch ward in der Regel vorgesehen, daß solche Störung auf der Stelle in Güte ausgeglichen oder den Gästen

Genüge gethan wurde. Streng wurde die Schießordnung von den erwählten Richtern gehandhabt, und eifrig waren Wirthe und Gäste bemüht, ihren Angehörigen das Gefühl der Verpflichtung einzuschärfen. Unter den zahllosen Bildern städtischer Gastfreundschaft ist in jener Zeit das liebenswürdigste das gute Verhältniß, welches durch mehr als hundert Jahre zwischen Zürich und Straßburg bestand, durch manche leidenschaftliche Aufwallung unterbrochen, immer wieder befestigt. Schon im Jahre 1456, sechs Jahre nachdem die Schweizer im Luzernerland zu Sursee das erste große Schießfest veranstaltet hatten, fuhren junge Schweizer im Morgengrauen einen großen Topf mit warmem Hirsebrei zu Schiffe von Zürich nach Straßburg, sie kamen am Abend an, warfen die berühmten Züricher Semmeln unter das Volk, überreichten den warmen Hirsebrei dem Rathe der befreundeten Stadt als Zeichen,. wie schnell die schweizer Freunde zu Hilfe ziehen könnten, wenn es einmal im Ernst gelte, und tanzten noch dieselbe Nacht mit den Straßburger Jungfrauen. Seitdem hatten Erhebung und Leiden der Reformation neue geistige Bande zwischen Zürich und der großen Reichsstadt geknüpft, Bucer und die schweizer Reformatoren, Gelehrte und Künstler beider Städte hatten in engen Beziehungen gestanden; freilich war durch Verschiedenheiten des Bekenntnisses auch auf kurze Zeit Irrung hervorgerufen worden. Oft hatten die Straßburger die Gastfreundschaft der Schweizer erprobt. Als nun hundertzwanzig Jahre nach jener ersten Reise des Breitopfs die Stadt Straßburg wieder ein glänzendes Freischießen für Stahl und Büchse ausgeschrieben, und starker Zuzug aus Zürich die ersten vierzehn Tage des Armbrustschießens mitgefeiert hatte, da beschloß wieder eine Anzahl junger Züricher unter Anführung einiger Herren vom Rath, die alte Fahrt zu wiederholen, wieder setzten sie wie ihre Ahnen den großen metallnen Topf von 120 Pfund, mit heißem Hirse gefüllt, beim Morgengrauen in das Schiff und fuhren gleich gekleidet in Rosa und Schwarz aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, mit Trompeter und Trommler. Die Orte, bei denen während des sonnigen Tages das Schiff vorbeiflog, begrüßten mit

Zuruf die fröhlichen Gesellen, am Abend legten sie in Straßburg an, schon längst von dem Thürmer verkündet. In hellen Haufen zog ihnen die Bürgerschaft entgegen, Abgeordnete des Rathes begrüßten sie, sie trugen den Topf an das Land und überreichten ihn dem Rathe, den Kindern von Straßburg aber 300 Semmelringe, und wieder wurden die mannlichen Worte gesprochen: „schnell wie heut zum Scherz, auch zu ernster Hilfe," und bei der reichlichen Abendmahlzeit die alte Hauskost noch warm mit Freuden genossen. Mit herzlichem Behagen hatte der Straßburger Fischart die Reise des Breitopfs beschrieben, noch wir empfinden aus seinen Versen die Wärme, welche damals Wirthe und Gäste erhob. Die Reisekosten des Hirsetopfs, sogar die Summe, welche die Schweizer „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterstadt" beim Glückstopf eingelegt hatten, wurden durch die Stadt Zürich getragen. Dafür nahm sie die kleinen Silbergeschirre, welche im Topf von den Zürchern gewonnen waren. Die gesammten Reisekosten, welche Zürich damals seinen Schützen zahlte, betrugen an 1500 Gulden.

Es ist von hohem Interesse, diese brüderlichen Feste der Stadtgemeinden nach Landschaften zu betrachten. Es war bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts keine so leichte und gefahrlose Sache, von Nürnberg nach Augsburg zu reisen, als jetzt von Leipzig nach Zürich. Gern flogen die Raubvögel des Landes von ihren Burgthürmen in die Wälder, welche die gastliche Stadt in weitem Kreise umschlossen, mehr als einmal wurde dem glücklichen Schützen aufgelauert und von adligen Reitern der schöne Beutel mit den gewonnenen Gulden geraubt, und die Fahne zerbrochen, auch in großer Gesellschaft war der Weg leicht unsicher, die Fahrt mühselig, die Herbergen an kleinen Orten nicht selten sehr schlecht, ohne Speise und Trank. Es verstand sich also, daß auch an dem größten Freischießen, auf welchem jeder unbescholtene Mann willkommen war, nur Einzelne aus weiten Entfernungen theilnahmen, die vielleicht der Zufall in die Nähe geführt hatte. Deshalb ist zu verwundern, daß die Kreise, in welche die ausschreibende Stadt ihre Einladungen sandte, doch so groß

sind. Die Wittenberger sind willkommene Gäste noch in Regensburg, Stuttgarter in Meißen, der Zufall und einzelne angesehene Bürger knüpften die Bande solcher Gastfreundschaft zuweilen zwischen weit entfernten Städten, dann liefen die Einladungen 40, 50, ja 100 Meilen weit. Im Ganzen aber lassen sich Gruppen von gastlichen Genossenschaften der Städte erkennen. Die Schweizer, Schwaben und Baiern stehen in enger Verbindung. Lange ist Augsburg, mehr als Nürnberg, Mittelpunkt und Vorbild für diese Gruppe. Zu ihr gehört der Rhein bis unter Straßburg hinab. Die größten und glänzendsten Freischießen werden durch zweihundert Jahre in diesem Theile Deutschlands gefeiert. — In Baiern stehen schon um 1400 die kräftigeren Orte unter einander in fester Gastverbindung. Dort hat die Stadt, deren Schützen auf einem Schießen das Beste gewannen, die Verpflichtung, das nächste Schießfest mit demselben ersten Preis auszusetzen. So ladet Kehlheim, das in München den ausgesetzten Widder erworben hat, im Jahr 1404 wieder die Münchner zum Wettkampf*). Aber auch kleinere Feste umfassen hier im sechszehnten Jahrhundert einen weiten Kreis. In Regensburg z. B. schießen die Baiern und Schwaben mit größeren Städten von Thüringen und Meißen, dazu mit Lindau, Salzburg und einigen böhmischen Orten. Die Tiroler und Salzburger sammeln sich vorzugsweise in kleinen Schießen ihrer Landschaft. So auch die Franken nördlich vom Main. Dort bestand eine dauernde Vereinigung mittlerer und kleinerer Ortschaften. Dieser fränkische Verband umfaßte im sechszehnten Jahrhundert mit Würzburg und Schweinfurt 41 Städte und 42 Dörfer mit freien Bauern, vorzugsweise aus dem Bisthum Würzburg und der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Der Hauptpreis war eine Halskette, „das Landeskleinod", welches von dem Sieger ein Jahr lang um den Hals getragen wurde und dem siegreichen Orte die Verpflichtung auflegte, das nächste Schießen zu veranstalten. War eine Gemeinde des Verbandes klein und arm, dann wurde auch ihr

*) Einladungsschreiben der Kehlheimer in: Bairische Annalen a. a. O.

Schießen wenig besucht. So waren in Neustadt a. d. Saale 1568 nur Abgeordnete von 18 Städten und 3 Dörfern erschienen. Die geringe Theilnahme der Dorfgemeinden in dieser Zeit ist ein Beweis, daß die Kraft der Dörfer im Vergleich zu früherer Zeit verringert war. Der Verein bestand schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, er erhielt sich wahrscheinlich bis zum Kriege. — Eine andere Gruppe umfaßte die Besitzungen des sächsischen Hauses: Thüringer, viele Franken und Meißner, welche einander den Kranz zusandten. Auch sie hielten bei ihren Freischießen eifrig an der Armbrust, nur selten wird der Vogel aufgerichtet, der bei kleinern Schießen gerade dort sich lange erhielt. Auf ihren Festen sind die Franken bis über Nürnberg regelmäßige Gäste, die Schwaben nur einzeln, mehre Deutschböhmen. — Aber an der Grenze dieser Gruppe, in Halle, beginnt eine andere Genossenschaft, deren Mittelpunkt Magdeburg ist, hier wird der Vogel häufiger, — so noch bei dem großen Freischießen 1601 in Halle — der Ausdruck „Schützenhof" erscheint und mancher besondere Brauch. Dieser Kreis umfaßt die Harzstädte bis Braunschweig, die Altmark und greift noch weiter nach Osten und Norden, denn die Hallenser sandten ihre Einladungen bis Berlin, Brandenburg, ja Greifswald. — Wieder in engem Verbande stehen die Städte der großen Landschaft Schlesien mit dem Mittelpunkt Breslau, dort hatte das Vogelschießen die größte Ausbildung erlangt, und sehr häufig sind die Feste, nicht selten machen zwei Städte einander Concurrenz, so 1504 Liegnitz und Neiße, wo die Breslauer auf die Einladung der Neißer erwiderten, daß sie bereits in Liegnitz angenommen hätten und deshalb nicht kommen würden. — Die Städte des Mittelrheins hatten in Köln und Aachen die Hauptorte, aber die großen Freischießen dieser Gegend, welche am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgeblüht waren, wurden durch die religiöse Spaltung verkümmert. Merkwürdig, daß in den Ländern der Niedersachsen, an der Nord- und Ostsee, gerade dort, wo die alte Hansa so großartige Städteverbindungen begründet hatte, die Freischießen weniger häufig und ansehnlich sind. Am eifrigsten waren

Schweizer und Schwaben, Thüringer, Meißner, Schlesier. Bei den Schweizern behielten auch diese großen Feste den Charakter von Waffenübungen, sie waren praktischer und ernster; die possenhafte Laune und die Pritschmeisterstreiche blühen in Schwaben und in Mitteldeutschland*). Es ist kein Zufall, daß es im Ganzen die protestantischen Theile des deutschen Reichs sind, in denen Kraft und Behagen des Bürgerthums am großartigsten ausgebildet ist.

Wenn alle diese Einzelheiten nur ein sehr unvollständiges Bild geben von dem Glanz und der Farbe, von dem Wohlstand und Selbstgefühl, welche nach dieser Richtung die deutschen Städte in alter Zeit entwickelten, so werden sie doch hinreichen, dem Leser die Empfindung zu geben, daß wir im Vergleich zu jenen Zeiten zwar viel gewonnen, aber auch Einiges verloren haben. Auch der größten Stadtgemeinde wäre noch vor wenigen Jahren abenteuerlich erschienen, Feste zu veranstalten, welche nach unsern Geldverhältnissen vielleicht mehr als 50,000 Thaler kosten, und nicht bei dem ehrenden Besuch eines Souverains veranstaltet werden, sondern zur Lust deutscher Landgenossen, welche drei, ja fünf Wochen dauern und während dieser Zeit viele hundert, ja mehre Tausend Gäste der Freundschaft Einzelner, zum Theil auch der Stadtgemeinde übergeben. Es ist wahr, die Zeit ist uns werthvoller geworden, rascher wird das Leben genossen, wir drängen in Tage zusammen, wozu unsere Ahnen Wochen verwandten. Es ist wahr, der moderne Mensch sucht die Erholung in hoher Sommerzeit auf Wegen, welche vor drei Jahrhunderten fast unbekannt waren, er isolirt sich aus dem geräuschvollen Treiben und der angestrengten Tagesarbeit in Gebirgswälder und Alpenthäler, während unsern Vorfahren gerade das Freude und Erholung war, eine große Genossenschaft von Männern aufzusuchen und aus dem

*) Doch litten die Schweizer auch unter der Pritsche. Auf dem Titelholzschnitt des seltenen Gedichts: Außreden der Schützen von Hans Heinrich Grob, Zürich. 1602. 4° ist ein Büchsenschießen abgebildet, dabei der Pritschmeister in voller Narrentracht, zweien Schützen in erwähnter Weise den Kopf abschlagend.

engen Bannkreis ihrer Mauern, aus der Zunftstube und der Rathshalle in eine größere Verbindung zu treten, in welcher sie durch ihre Tüchtigkeit Ehre und Gaben gewinnen konnten. Auch soll nicht verkannt werden, daß sich grade in den beiden letzten Jahrhunderten, in denen große Bürgerfeste unmöglich waren, viele gemeinsame Interessen des deutschen Bürgerlebens entwickelt haben, deren Ungenügendes wir zwar noch lebhaft fühlen, die aber gegen jene alte Zeit einen unermeßlichen Fortschritt darstellen. So ist ein Grundverschiedenes in der Bildung, welches uns von unsern Ahnen unterscheidet, aber diese Verschiedenheit beruht nicht nur auf einem nothwendigen Fortschritt der spätern Geschlechter. Wir empfinden die alte Brüderlichkeit der Städte und Landschaften auch als etwas Großes, das unserm Leben noch zu sehr fehlt. Das freudige Selbstgefühl des Mannes im geselligen Verkehr mit Andern, die Leichtigkeit, mit welcher gemeinsame Uebungen mehre Hunderte, ja Tausende zusammenschlossen, vor Allem die stattliche Kraft, mit welcher die Städte sich nach außen geltend machten, das Alles hat uns nur zu lange gefehlt. Wenn unsern alten Vorfahren selten vergönnt war, in den großen Angelegenheiten des Lebens, in Staat und Kirche die Einheit deutscher Interessen zu fühlen, und durch gemeinsames Handeln und große Siege das Leben aller Einzelnen zu adeln, so wußten sie wenigstens in ihrer Geselligkeit ein Gebiet zu öffnen, wo das deutsche Wesen, der menschliche Zusammenhang und das Gemeinsame des Gemüthslebens schönen Ausdruck gewann.

Gerade jetzt, seit wenigen Jahren, ist den Deutschen Bedürfniß, nach derselben Richtung ihr Leben reicher zu machen. Und es ist kein Zufall, daß die deutschen Gelehrten in ihren Wanderversammlungen die ersten waren, welche edlen Interessen der Nation auch in nationaler Geselligkeit bedeutsamen Ausdruck gaben. Ihnen folgten mit Anderen die Sänger, dann die Turner, endlich die Schützen. Grade jetzt betreten wir, späte Enkel, nach mehr als zweihundertjähriger mühevoller Vorbereitung wieder dieselben Bahnen, in denen unsere Ahnen so stattlich einherschritten. Und wir freier, mit größerem

Sinn. Es ist eine langentbehrte Freude, daß wir uns so rühmen dürfen. Aber wir sollen dabei auch eingedenk sein, und es ist der Zweck dieser Seiten, daran zu erinnern, daß das deutsche Bürgerthum seit dem dreißigjährigen Kriege mehr als zweihundert Jahre gearbeitet hat, bis es nach dieser Richtung wieder so kräftig und mannhaft wurde, wie die Ahnen waren.

Aber auch aus der Zeit der Schwäche, aus dem Jahrhundert, welches auf den großen Krieg folgte, soll hier eine Schilderung nicht fehlen. Sie darf kurz sein. Die gastlichen Freischießen der Städte hören auf, hier und da veranstalten noch die Landesherren bei Familien-Festen oder aus „sonderbarer" Huld größere Landschießen, bei welchen sie Preise stellen und ihren Unterthanen die Theilnahme gestatten. In den Städten bestehen die alten Schützengesellschaften, oft ihrer alten Ehrenbecher, Ketten, Kleinode beraubt, selbst die vorsichtigen Leipziger haben die silberne Statue ihres heiligen Sebastian nicht gerettet. Manch alter Brauch erhält sich in ihren verödeten Schießhäusern, das Armbrustschießen nach dem Vogel und Blatt wird an vielen Orten noch lange kümmerlich fortgeübt — es dauert in wenigen Städten als Curiosität bis heut; — das gezogene Gewehr bürgert sich ein, in größeren Communen begünstigt wol der neue kaiserliche Adel die Schützengilden und ihre alten Königschießen, dann erhalten diese Feste den steifen, anspruchsvollen Charakter pedantischer Staatsactionen. So gewandelt erscheint das städtische Königschießen, das einzige dürftige Waffenfest, welches den deutschen Bürgern des achtzehnten Jahrhunderts geblieben ist, in einer Beschreibung des Breslauer Schießens aus dem Jahr 1738. Sie steht an einer Stelle, wo sie schwerlich gesucht werden wird, in dem fleißigen Werk des Arztes Johann Christian Kundmann: Berühmte Schlesier in Müntzen. 1738. 4. S. 428, und wird im Folgenden bis auf wenige Auslassungen wortgetreu mitgetheilt:

„Jetziger Zeit observiret man bei denen Königsschießen folgende Solennitäten. Am Pfingstdienstage fähret der vorjährige König mit

denen Herren Schützenältesten, der Zwingerbrüderschaft, wie auch anderen erbetenen Freunden auf etlichen zwanzig Wagen in den Zwinger hinaus. Beim Wagen gehen als Bediente der Schreiber, zwei Ausreiter, der Zieler und des Königs eigener Bedienter; welche Suite mit Pauken und Trompeten daselbst empfangen wird. Darauf werden im Zimmer die Einkünfte des Königs den Herren Schützen vorgelesen und müssen diejenigen, so um das Königreich mit schießen wollen, ihre Nämen eigenhändig unterschreiben. Dann erscheinen zwei erbetene Herren Commissarien von einem hochedeln gestrengen Rathe, welches gewöhnlich die beiden jüngsten Rathsherren vom Ritterstande sind, die tragen spanische, mit Spitzen oder Kanten besetzte Mantelkleider und stellen sich oben im Zimmer dem König gegenüber auf, welcher in seinem Königsornat dasteht und den großen vergoldeten Vogel trägt. Die Rathsherren melden, wie sie als Commissare diesem Schießen beizuwohnen hätten. Darauf gehet der König also auf den Schießplatz, die Herren Commissarien neben ihm her, und darauf die Herren Aeltesten und Schützen.

Dieweil zufolge alten Herkommens nach einem Vogel geschossen werden muß, so wird statt der Scheibe ein großer ausgeschnittener Vogel mit ausgebreiteten Flügeln aufgesetzt und nach diesem sechs Rennen gethan, oder von jedem Schützen sechsmal geschossen. Dem Könige, dem sein Ehrenzeichen, der große vergoldete Vogel, zu schwer und incommode zu tragen ist, wird ein kleiner silberner Vogel oder eine große Klippe (viereckige Medaille) angebunden. Er behält das Zeichen so lange, bis von einem Andern ein Spiegelschuß mit voller Kugel geschieht. Der König schießet allemal zuerst unter Pauken- und Trompetenschall. Wenn diese Schüsse vorbei sind, wird der neue König denen Herren Commissariis, welche herunter in das Schießhaus kommen, von dem Zwingerredner, so gemeiniglich ein Advokat ist, durch eine wohlgesetzte Rede präsentirt, und dem Könige werden die gewöhnlichen Geschenke überreicht. Der erste Herr des Rathes antwortet mit einer eben solchen Rede. Darauf wird zum Zwingermahl gegangen und nach aufgehobener Tafel der König mit Pauken und

Trompeten nach Hause begleitet. Oder der König und die Brüderschaft marschiren mit Musik und Wein in der Stadt herum und beehren damit ihre patronos und guten Freunde. Am Mittwoch darauf giebt der König sein gewöhnliches Silberschießen, welches sechs Gewinnste von Silber hat, die in Bechern und Löffeln bestehen. Nach Vollendung desselben giebt der König das erste Tractament.

Den Sonnabend darauf wird früh um 8 Uhr der König mit dieser Begleitung in seinem kostbaren Ornat vor einem hochedeln gestrengen Rath in die Rathsstube geführet, wo der Zwingerredner wieder eine Oration hält und für den König alle Immunitäten ausbittet; der Herr Präses antwortet mit einer gleichmäßigen Rede, confirmirt ihm sein Königreich, ertheilt ihm die Königsbeneficien und beschließet mit einem Glückwunsch. Dabei wird zugleich der Tag zum „Königs-Vortheil“ oder „Pomeranzenschießen“ ausgebeten, gemeiniglich ein Montag wenige Wochen nachher. Dieses ist ein Lustschießen von zwölf Rennen. Wer nun in jedem Rennen den besten Zweckschuß hat, und wer mit dem Rohr und den Würfeln (die gleich schlechten Schüsse würfeln unter einander) gefehlt hat, müssen sich beide vor das Schießhaus setzen. Dem ersten wird eine große Pomeranze auf einem zinnernen Teller gereicht, sammt einem Gesundheitsglase Wein, darum ein Rosenkranz, zugleich werden einige Verse zu seinem Ruhme vorgelesen, wobei Pauken und Trompeten sich hören lassen. Der Fehler bekommt einen Quarkkäse in einen Nesselkranz gelegt, auf einem hölzernen Teller zusammt einem Glase Bier, wobei der Dudelsack und eine kleine Fiedel angestimmt wird; die Verse aber sind gemeiniglich sehr stachlig, und üben sich oft die Zwingerpoeten, ihren guten Freunden die Wahrheit im Scherz vorlesen zu lassen. Außerdem bekommt in allen Rennen jeder Schuß am äußersten Rand der Scheibe eine Citrone, und ebenso Jeder, welcher auf der Scheibe selbst eine Citrone, Pomeranze oder einen Quark trifft, welche auf diese nebst einem nach Umständen der Zeit erfundenen Bilde gemalt sind. Alsdann wird wiederum zur Tafel gegangen, wo der Zwingerorator und der erste Rathsdeputirte Reden halten und

Ersterer die Fahnen und Gewinnste für die besten Zweckschüsse und die Sieger in den zwölf Rennen unter Pauken und Trompeten austheilt. Darauf giebt der König ein kostbares Mahl, welches oft ziemlich bis zum Tagesanbruch währt. Ueber dem König hängt der große Königsvogel, er selbst sitzt auf einem großen Lehnstuhl mit Armen obenan. Von da wird der König nach Hause und zu den patronis begleitet und diese Solennität nicht ohne Lustbarkeit geendet. Zuletzt giebt der König noch den Tag darauf ein Bratwurstschießen und setzt dabei praemia von Silber und Golde aus; dieses Schießen wird wiederum mit einem Tractament und darauf folgendem Würfelspiel um Zinn geschlossen."

Soweit der Bericht Kundmann's. Wie wenig bedeutend ein solches Königschießen des siebenzehnten Johrhunderts auch war, es ist doch aus der Beschreibung Einiges zu lernen. Das Volksfest der alten Zeit ist zu einer anspruchsvollen Solennität geworden. Vornehmthun ist das Lockende, nur der Wohlhabende vermag noch König zu werden; im Wagen fahren, sich von Bedienten geleiten lassen, kostbare Mahlzeit und theure Preise aussetzen, ist die Hauptsache, das Schießen fast Nebensache, und was sehr bezeichnend ist, dem König kann nicht mehr zugemuthet werden, öffentlich vor seinen Mitbürgern zu sprechen, er repräsentirt stumm, der Advokat ergreift für den Bürger auch beim Feste das Wort. Zuletzt ist zu ersehen, wie sich immer noch einige der alten lustigen Bräuche in Trümmern erhalten haben, sie stehen bereits im Gegensatz zu der Prüderie und Empfindlichkeit der Zeit, die Improvisationen der Pritschmeister haben aufgehört, sogar die Spottverse für schlechte Schützen müssen abgelesen werden. Allmälig werden diese Erinnerungen aus einer kräftigeren Zeit als veraltet und abgeschmackt bei Seite gelegt.

Aber nicht die Armseligkeit des Volkes allein, die bittere Frucht des Krieges vernichtete die großen Bruderfeste des Bürgerthums, auch nicht die herrschende Neigung zu hochmüthigem Abschluß

gegen Alles, was bescheidener im Leben stand, wie sehr das Vornehmthun auch dem Behagen schadete. Nicht weniger nachtheilig war das eigenthümliche Gepräge, welches selbst der besten und freisten Bildung seit jener Zeit der Erniedrigung aufgedrückt wurde.

Es ist Zeit die große Umwandlung der deutschen Volksseele zu beobachten, durch welche der wehrhafte Bürgersmann, der mit Kraut und Loth wohl umzugehen und eine Kartaune zu richten wußte, in einen scheuen leisetretenden Herrn geformt wurde, der die Schritte beschleunigte, wenn in seiner Nähe ein Flintenkolben stark aufgestoßen ward und der ängstlich sorgte, daß seine Söhne zu hoch aufschießen und in die gräuliche Lage kommen könnten, ein Gewehr in Reih und Glied zu schultern.

Solche Umwandlung bewirkte zunächst der neue Staat der Fürsten.

4.

Die Staatsraison und der Einzelne.

Hundert und fünfzig Jahre von Oxenstierna bis Napoleon währte das letzte Stadium des Auflösungsprozesses, welchen das heilige römische Reich des Mittelalters durchmachte. Die tötliche Krankheit beginnt von 1520, von der Krönung Karl V, des burgundischen Habsburgers, zum deutschen Kaiser, der Todeskampf selbst von 1620, von der Wahl Ferdinand II, des Jesuitengönners; der Glockenklang des westfälischen Friedens wurde das Totengeläut; was seitdem folgte, war die letzte langsame Zersetzung eines toten Organismus. Aber es war auch der Beginn neuer organischer Bildungen. Genau fällt mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges der Aufgang des preußischen Staates zusammen.

Ob bei Betrachtung solcher Zeit die Trauer, ob die Freude überwiegen dürfe, das hängt nicht nur von dem politischen Standpunkt, auch von Bildung und Charakter des Urtheilenden ab. Wer sich mit poetischer Wärme die Herrlichkeit eines deutschen Kaiserreiches, wie es vielleicht hätte sein können, auszumalen liebt, dem wird Erscheinung und Wesen einer Zeit, die arm an Menschengröße und sehr arm an nationalem Stolze war, nur widerwärtig sein; wer gar in der unglücklichen Lage ist, die Hausinteressen der Habsburger oder des Ordens Jesu für wesentlich deutsch zu halten, der wird sich ein Bild dieser Vergangenheit erträumen, welches von der Wirklichkeit der Thatsachen gerade so weit entfernt ist, wie die Reliquienverehrung der alten Kirche von dem Gottesdienst eines freien Mannes. Aber

auch wer nüchtern und verständig dem Zusammenhang der Ereignisse nachgeht, hat in dieser Periode große Ursache, seine Geschichtschreibung zu wahren, daß sie nicht über dem Häßlichen der Erscheinung die Berechtigung des Wesens vergesse, freilich wird er ebensowenig das Abscheuliche verhüllen dürfen, weil es mit Tüchtigem, das er ehrt, verbunden ist. Es ist kein Zufall, daß nur einem, der zugleich Protestant und Preuße ist, leicht wird, mit Selbstgefühl und fröhlichem Herzen die geschichtliche Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte zu betrachten.

Sogleich nach dem Frieden von Münster und Osnabrück stehen zwei Auffassungen der deutschen Politik einander feindlich gegenüber, die kaiserliche, welche trotz der Verringerung des Habsburgischen Einflusses und den Bestimmungen des westfälischen Friedens doch die alten Traditionen der kaiserlichen Oberherrlichkeit geltend zu machen suchte, und die fürstliche, welche den größeren Territorialherrn, die in der That jetzt Souveräne geworden waren, völlige Freiheit der Bewegung und Unabhängigkeit sichern wollte. Die Geschichte dieser Gegensätze umfaßt in der Hauptsache die Geschichte der politischen Entwicklung unsres Vaterlandes bis zur Gegenwart. Noch heut dauern die beiden Parteien, aber die Zielpunkte und die Agitationsmittel beider haben sich umgekehrt, denn über ihnen ist als neuere Bildung eine dritte heraufgewachsen. Nach 1648 war es die kaiserliche Partei, welche die Einheit Deutschlands stark betonte, für das Haus Habsburg die politische Herrschaft in Anspruch nahm, und fast genau das wollte, was wir jetzt mit sehr modernem Ausdruck diplomatische und militärische Führung nennen. Damals stand die schwache öffentliche Meinung, in welcher noch die Erinnerung an den alten Reichszusammenhang lebendig war, zum großen Theil auf ihrer Seite, selbst bei den Protestanten, die kaiserlichen Politiker waren bereits bemüht, durch die Presse für sich zu werben, und wenn die wenigen Gelehrten, welche das deutsche Wesen gegen den Einfluß des Auslandes vertraten, von der Schwäche des Vaterlandes murmelten, so lag der Schluß wenigstens nahe, daß der Kaiser vor Allem berechtigt sei, die

alte Herrlichkeit des Reiches wieder lebendig zu machen. Damals war die Stärke dieser Partei, daß die Hausmacht des Kaisers in der That die einzige deutsche Staatsgewalt von größerem Umfange war, ihre Schwäche aber, daß die Politik des Kaisers in der Hauptsache gar nicht deutsch sein wollte, und daß Bigotterie und Intriguen des Wiener Hofes weder den Fürsten Furcht noch den Ständen Vertrauen einflößten. Ihr gegenüber suchte die Oppositionspartei der fürstlichen Politiker den eigenen Nutzen mit sehr geringer Rücksicht auf das Reich, die Isolirung der einzelnen Staaten, Schwächung des Reichszusammenhanges, eine Politik der freien Hand, vorübergehende Bündnisse der Höfe statt der Reichstagsbeschlüsse; und ihr Zusammenhalten auf Reichstagen und bei diplomatischen Verhandlungen hatte vorzugsweise die Tendenz, dem Einfluß und der Politik des Kaisers entgegenzutreten. In diesem Kampfe zweier feindlicher Prinzipien wuchs in Deutschland aus fürstlichem Territorium ein neuer Staat, seine Fürsten, bald der einen, bald der andern Partei verbündet, suchten beide zu benützen, und sammelten um sich ein Volk, das am Ende des achtzehnten Jahrhunderts einer stärkern deutschen Kraftentwicklung fähig schien, als das Erbe der Habsburger. Und so sehr hat sich die Lage Deutschlands geändert, daß jetzt die kaiserliche Partei im Bunde mit der Mehrheit der deutschen Fürsten gegen die Partei des neuen Staates steht. Die alten Gegensätze haben sich zum Kampf gegen das Neue geeinigt, beide in der schwierigen Lage, Ungenügendes erhalten zu müssen, beide in der verhängnißvollen Nothwendigkeit, einem uralten Bedürfniß der Nation entgegenzuarbeiten.

Es war eine verzweifelte politische Lage, welche den Schwerpunkt deutscher Macht in die Hand der einzelnen deutschen Fürsten gelegt, und diesen eine fast unbeschränkte Verfügung über Gut und Leben ihrer Unterthanen eingeräumt hatte. Die traurigen Zustände, welche zunächst folgten, sind oft genug dargestellt: die politische Ohnmacht Deutschlands, das despotische Regiment, Verdorbenheit der Herrscher, Knechtsinn der Gehorchenden, Unsittlichkeit der Höfe, Unredlichkeit der Beamten. Aber mit dieser Zeit beginnt auch das moderne Staats-

leben der Deutschen. Nicht immer sind die Fortschritte, welche eine Nation macht, auch den Zeitgenossen als ein guter Erwerb verständlich und werth, nicht immer wird das nothwendige Neue durch große Menschen zu bewußtem Zwecke durchgesetzt, zuweilen braucht der gute Geist einer Nation die Schlechten, Kleinen, Kurzsichtigen als Werkzeuge gewaltiger Neubildungen. Nicht in der französischen Revolution allein ist aus Missethaten ein neues Leben erwachsen, auch in Deutschland hat eiserne Noth, Willkür und Mißachtung alter Rechte Vieles geschaffen, was wir jetzt als nothwendige Grundlage für ein geordnetes Staatsleben betrachten.

Schon während dem Kriege wurden in Deutschland die Diplomaten und Staatsmänner erzogen, deren Schule die Interessen der deutschen Landesherren bis zur französischen Revolution vertreten hat. Die vieljährigen Friedensverhandlungen vereinigten auf deutschem Boden die bedeutendsten Politiker Europas, Zöglinge Richelieu's, kluge Niederländer, Landsleute Macchiavells, die hochfahrenden Nachfolger Gustav Adolfs. Das Wogen der Gegensätze gab einer großen Anzahl von deutschen Talenten überreiche Gelegenheit sich zu bilden, denn um die Vertreter der großen Mächte schrieben und haranguirten mehre hundert politische Agenten. Aus dem leidenschaftlichen Kampfe, welcher zuletzt zu Münster und Osnabrück unter dem Zwange strengen Ceremoniells und mit dem Scheine kalter Ruhe geführt wurde, aus dem chaotischen Gewirre von zahllosen widerstreitenden Interessen und aus den Bergen von Acten, Streitschriften, Repliken und Vertragsentwürfen, zog nach dem Frieden eine Generation von Politikern über das Land, wie sie vorher in anderen Formen nur Italien und Holland großgezogen hatte, harte Männer mit zäher Geduld und unerschütterlicher Ausdauer, von riesiger Arbeitskraft und scharfem Urtheil, gelehrte Juristen und gewandte Weltleute, große Menschenkenner, aber auch skeptische Verächter aller idealen Empfindungen, wenig bedenklich in Wahl der Mittel, behend jede Blöße des Gegners zu benutzen, wohlerfahren Ehren zu fordern und zu geben, sehr geneigt den eignen Vortheil nicht zu vergessen. Sie

wurden an den Höfen und in den Reichsstädten die Leiter der Politik, stille Führer oder gewandte Werkzeuge ihrer Herren, die eigentlichen Beherrscher Deutschlands. Durch sie ist die Diplomatie und der höhere Beamtenstand Deutschlands geschaffen worden. Noch jetzt erscheint uns ihre Methode zu negoziren zwar sehr weitschweifig und rabulistisch, aber grade unsre Zeit, welche in der Diplomatie und in der Staatsregierung nicht selten einen flüchtigen Dilettantismus zu beklagen hat, soll mit Respect auf die juristische Bildung und die scharfsinnige Gewandtheit der alten Schule zurücksehen. Es war nicht Schuld dieser Männer, daß sie ihr arbeitvolles Leben in hundert kleinlichen Zwistigkeiten verbringen mußten, daß nur wenige von ihnen in der glücklichen Lage lebten, einer großen und weisen Politik zu dienen. Aber die Ehre wird ihnen bleiben, daß sie in ungünstigen Verhältnissen mehr als einmal dem stärkeren außerdeutschen Feinde Achtung und Sorge vor der deutschen Diplomatie erhalten haben, wenn er sie vor der deutschen Heereskraft nicht mehr hatte.

Sie richteten auch im Innern der verwüsteten Landschaften den neuen „Staat" ein. Nach ihrem Bilde formte sich das Beamtenthum, die Collegien der Richter und Verwaltungsleute, freilich oft schwerfälliger und pedantischer, aber ebenso rangsüchtig und nicht selten ebenso bestechlich, als die Kanzler und Geheimenräthe, von denen sie abhingen. Die neuen Politiker führten ferner die wichtigen Verhandlungen mit den Landständen und hatten eine nicht leichte Aufgabe, dieselben gefügig oder unschädlich zu machen. Denn seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestanden in fast allen größeren Territorien Deutschlands Stände, als Repräsentanten des Landes, welche Abgaben bewilligten, an solche Bewilligung Bedingungen knüpften, wol auch die Verwendung der Steuern begutachteten; im sechszehnten Jahrhundert hatten sie erhöhte Wichtigkeit erhalten, seit sie eine Landschaftskasse verwalteten, welche der Regierung die Erhebung der Gelder erleichterte. Am Ende des großen Krieges waren diese Landschaftskassen die letzte und wichtigste Hilfe gegen den Untergang geworden, sie hatten ihren Credit bis auf das äußerste ange-

spannt, die Kriegscontribution herbeizuschaffen, welche die fremden Heere aus dem Lande entfernte. So waren sie nach dem Frieden höchst einflußreiche Corporationen und die Existenz der großentheils creditlosen Souveräne hing thatsächlich von ihnen ab. Leider waren die Landstände wenig gemacht, getreue Vertreter der Landesinteressen zu sein, denn sie bestanden zum größten Theil aus Prälaten, Herren und Rittern, sämmtlich Repräsentanten des Adels, welche für ihre Personen und Güter fast steuerfrei waren, unter ihnen saßen die Deputirten der verödeten und überschuldeten Städte. Deshalb waren sie nicht nur geneigt unvermeidliche Geldbewilligungen der Masse des Volkes, dem Bauer aufzuwälzen, bei dem Vorwiegen der aristokratischen Elemente wurde es der Regierung auch möglich, jede Art von persönlichem Einfluß auszuüben. Während der Landesherr den Adel seiner Landschaft an seinen Hof zog, um sich in schicklicher Gesellschaft zu ergötzen, wußten seine vornehmsten Beamten von der Rang- und Titelsucht der frischen Hofleute besseren Nutzen zu ziehen, und durch Aemter, Würden, Geschenke, zuletzt durch Androhung fürstlicher Ungnade den Widerstand der Einzelnen zu brechen. So sanken die Stände im achtzehnten Jahrhundert in mehren Staaten zur Unbedeutendheit, in einzelnen wurden sie ganz aufgehoben. Doch bestanden sie, und nicht überall verloren sie Einfluß und Bedeutung.

Aber die Summen, welche sie etwa bewilligen konnten, reichten bei weitem nicht aus, den neuen Staat: einen kostbaren Hof, die zahlreichen Beamten und das Soldatenvolk zu erhalten. Es mußten neue regelmäßige Abgaben erdacht werden, welche von ihrer Bewilligung unabhängig waren. Schnell erhielten die indirecten Steuern eine bedrohliche Ausdehnung. Die Lebensmittel: Brod, Fleisch, Salz, Wein, Bier und vieles Andere wurden den Consumenten besteuert, die Mauth- und Accisebeamten stehen seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts an den Stadtthoren; an den Landesgränzen erhoben sich neue Schlagbäume für die Kaufmannsgüter, welche aus- und eingingen. Der geschäftliche Verkehr wurde durch das „gesiegelte“ Papier, die Stempelsteuer, ausgenutzt, selbst das Vergnügen der Unterthanen

wurde für den Staat verwerthet, z. B. in den kaiserlichen Erblanden der Tanz und nicht nur der in öffentlichen Localen (1708), der Tabak (1714), zuletzt mußten auch die armen Komödianten von jeder Vorstellung einen Gulden, sogar Quacksalber und Staarstecher an jedem Jahrmarkt einige Kreuzer zahlen; besonders kräftig wurden die Juden in Anspruch genommen. Es dauerte lange, ehe Volk und Beamte sich an den Zwang der neuen Auflagen gewöhnten, immer wieder wurde Tarif und Art der Erhebung geändert und häufig sah die Regierung mißvergnügt ihre Erwartungen getäuscht. Von dem verarmten Volke aber wurde der Druck der neuen Steuern schwer empfunden; laut und ohne Aufhören tönt die Klage in der populären Literatur.

Unterdeß pflügte der Unterthan, er hämmerte, er saß in der Schreibstube, um sich herum, über sich sah er überall die Räder der großen Staatsmaschine, er hörte ihr Sausen und Knarren, und wurde bei jeder Regung durch sie gehindert, geängstigt, gefährdet. Er stand unter ihr, fremd, scheu, mißtrauisch. In etwa sechshundert großen und kleinen Residenzen sah er täglich den prächtigen Hofhalt seines Landesherrn; und die goldgestickten Kleider der Hofleute, die Tressen der Lakaien, die Federbüsche der Läufer wurden ihm Gegenstand von hoher Wichtigkeit, sein gewöhnlicher Stoff der Unterhaltung. Wenn der regierende Herr große Tafel hielt, wurde dem Bürger zuweilen der Vorzug, den Hof speisen zu sehen, wenn der Hof verkleidet bei einer Schlittenfahrt oder bei einer sogenannten „Wirthschaft“ durch die Straßen fuhr, durfte der Unterthan zusehen, im Winter wol selbst an einer großen Maskerade theilnehmen, dann war eine Schranke errichtet, welche das Volk von der Belustigung des Hofes absperrte. Einst hatte der Fürst mit den Bürgern um die Wette nach derselben Scheibe geschossen, und war höchstens bei den Späßen des Pritschmeisters mit etwas größerer Rücksicht behandelt worden, jetzt stand der Hof in fast unnahbarer Entfernung über dem Volke, und wenn sich ein Hofmann herabließ, einen Bürger zu beachten, so war das in der Regel kein Glück für den Beutel oder

den Hausfrieden des Bevorzugten. So kam das Gefühl der Niedrigkeit in den armen Bürger. Ein Amt, einen Titel zu suchen, der ihm erlaubte selbst ein wenig Hammer und Schraube zu sein, wurde das Ziel seines Ehrgeizes. Sogar dem Handwerker. Von den fünf- bis sechshundert Hofhaltungen, aus dem Adel und Beamtenthum verbreitete sich die Begierde nach Titulaturen bis in die kleinsten Kreise des Volks. Kurz vor 1700 kam der abenteuerliche Brauch auf, auch den Handwerkern Hoftitel zu geben, und mit den Titeln eine Rangordnung, der Hofschuhmacher suchte durch Bitten und Bestechung das Recht, ein Wappenschild seines Landesherrn über seine Thür zu nageln, und der Hofschneider und Hofgärtner haderten in erbittertem Streit, wer dem andern vorzugehen habe, denn der Hofschneider ging allerdings nach dem Buchstaben der Rangordnung vor, aber der Hofgärtner hatte das Recht erhalten, einen Degen zu tragen*). Außer dem Range gab nur Reichthum eine privilegirte Stellung. Wer unsere Zeit eine geldsüchtige nennt, denkt schwerlich daran, wie groß der Einfluß des Geldes in früherer Zeit war und wie gierig das arme Volk darum sorgte. Der Reiche konnte, so war die Meinung, Alles durchsetzen. Er wurde zum Edelmann gemacht, er wurde mit Titeln versehen, er vermochte seinen Landesherrn durch Geschenke zu verpflichten, — die in der Regel gern angenommen wurden, — habsüchtig nahm der Kanzler, der Richter, der Rathsherr, auch die Zartfühlenden widerstanden selten einer fein gebotenen Verehrung. Der Schutz aber, welchen der Bürger in dem neuen Staat für sein Privatleben fand, war immer noch sehr mangelhaft; gegen Vornehme und Einflußreiche Recht zu finden, galt für sehr schwer. Endlos liefen in den meisten Landschaften Deutschlands die Processe. Bis in die zweite und dritte Generation mochte eine schwierige Erbschaftsregulirung, eine Bankerottssache dauern. Selbst rohe Beschädigung des Eigenthums durch Einbruch und Raub vermochte die Landesregierung oft beim besten Willen nicht zu bestrafen. Es ist belehrend, die alten Untersuchungen

*) v. Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft. S. 261.

gegen die frechen Räuberbanden durchzusehen, das gestohlene Gut kommt selbst, wenn es glückt die Missethäter zu fangen, nicht in die Hände des Beraubten zurück. Denn von den Nachbarregierungen werden auf Requisitionen und Bittschreiben zwar zuweilen die Verbrecher ausgeliefert, welche in ihrem Lande ein Asyl gefunden haben, und auch solcher Auslieferung scheinen in der Regel besondere Einflüsse, häufig Geldgeschenke vorangegangen zu sein, die confiscirte Habe der Verbrecher aber wird in jedem Fall zurückbehalten und verschwindet in den Händen der Beamten. Als 1733 eine Gold- und Silberfabrik zu Coburg ausgeraubt war und sich starker Verdacht gegen einen wohlhabenden jüdischen Händler erhob, wurde die Untersuchung öfter dadurch aufgehalten, daß Verbindungen, welche der Jude bei Hofe hatte, eingriffen; und selbst auch nachdem er als Mitglied und Hehler einer großen Bande von Räubern und Mördern erkannt worden war, konnte die Untersuchung gegen seine Helfer nicht weiter verfolgt werden, weil Ortsbehörden im Hessischen den Räubern, welche daselbst wohnten, zur Flucht halfen und den weiteren Verzweigungen der Bande, die sich bis nach Baiern und Schlesien erstreckte, wegen Ungefälligkeit der Gerichte nicht nachzuspüren war. Und doch wurde grade dieser Proceß mit vieler Energie geführt und der Bestohlene hatte selbst weite Reisen gemacht und große Geldopfer gebracht.

Denn überall lähmte die Vieltheiligkeit der Herrschaft und die Zerrissenheit der Territorien. Außer den Ländern des Kaisers bildeten fast nur die Marken Brandenburgs und Theile von Kursachsen eine größere zusammenhängende Einheit, im übrigen Deutschland lagen mehre Tausend größere und kleinere Gebietstheile, freie Städte und ritterschaftliche Parcellen durcheinander. So vermochte sich im Einzelnen nicht einmal der bescheidene Stolz auf die eigene landschaftliche Art auszubilden. Denn jede der zahllosen Grenzen isolirte jetzt weit mehr als in der alten Zeit. Selbst in den größeren Städten, etwa die Handelsstädte der Nordsee ausgenommen, war das communale Selbstgefühl geschwunden. Außer den egoistischen In-

teressen hatte der Deutsche wenig, was ihn beschäftigte, als das Geklätsch des Tages über Familienereignisse oder auffallende Neuigkeiten. Aus vielen Beispielen ist zu sehen, wie kleinlich, pedantisch, bösartig dies Stadtgeschwätz durch drei Generationen fortlief, und wie krankhaft empfindlich die Menschen dagegen geworden waren. Die anonymen Pasquille in Reimen und Prosa, eine alte Erfindung, wurden immer zahlreicher, gemeiner und boshafter, sie erregten nicht nur die Familien, auch ganze Bürgerschaften auf, sie wurden für die Verbreiter allerdings gefährlich, wenn sie sich einmal an eine einflußreiche Persönlichkeit oder gar an ein fürstliches Interesse wagten. Und doch wucherten sie überall, keine Regierung war im Stande sie zu verhindern, denn leicht fand ein tückischer Verfasser Gelegenheit, sie jenseit der Landesgrenze auszustreuen, wol gar drucken zu lassen.

Unter solchen Verhältnissen wurden im Wesen des Deutschen einige Eigenschaften herausgebildet, welche noch heut nicht ganz geschwunden sind. Sucht nach Rang und Titel, innere Unfreiheit gegen Solche, welche als Beamte oder Betitelte in höherer Stellung leben, Scheu vor der Oeffentlichkeit und vor Allem auffällige Neigung, das Wesen und Leben Anderer grämlich, kleinlich und skoptisch zu beurtheilen.

Dieselbe trübe, hoffnungsarme, mißvergnügte und ironische Stimmung zeigt sich seit dem dreißigjährigen Kriege überall, wo der Einzelne sich über den Staat ausläßt, in dessen Bannkreise er existirt. Es ist wahr, der Deutsche fuhr nach dem großen Kriege fort, sich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tageblätter mehrten sich allmälig und trugen die Neuigkeiten in die Häuser, die geheimen geschriebenen Relationen aus Residenzen und großen Handelsstädten dauerten fort, die halbjährigen Meßrelationen faßten die Begebenheiten mehrer Monate übersichtlich zusammen, über jedes wichtige Ereigniß im In- und Ausland erschienen zahlreiche Flugschriften, welche das Parteiinteresse vertraten. Die Hinrichtung des Königs in England wurde von den deutschen Lesern allgemein als schreckliche Missethat verurtheilt, die Sympathien des ganzen Volkes waren

lange auf Seiten der Stuarts, erst kurz bevor Wilhelm von Oranien gegen Jacob II. in die See stach, wurde gläubig gelesen, daß Jacob gewagt habe, ein falsches Kind als Thronerben unterzuschieben. Niemand aber regte so stark die öffentliche Meinung gegen sich auf, als Ludwig XIV. Wenn ein Mann durch ganz Deutschland gehaßt wurde, so war er es. Merkwürdig, während die Sitten seines Hofes, die Moden seiner Hauptstadt überall von den Vornehmen nachgeahmt wurden und das Volk sich ihrem Einfluß nicht zu entziehen vermochte, wurde seine Politik doch schon früh auch von dem Volke richtig gewürdigt. Ungezählt sind die Flugschriften, welche von allen Seiten gegen ihn aufschwirrten. Er war der Friedensstörer, der große Feind, in den Pasquillen auch der hochmüthige Narr. Nach der Einäscherung der Pfalz nannte das Volk die Hunde Melac und Teras, nach der Eroberung Straßburgs ging ein tiefer Weheruf durch das ganze Land. Zuletzt, als im großen Erbfolgekrieg die deutschen Heere Jahre lang gegen ihn die Oberhand behielten, da regte sich etwas, was fast wie Selbstgefühl aussieht, auch in der kleinen Literatur des Tages. Wäre einem deutschen Fürsten möglich gewesen, in dem schwachen Volke thatkräftigen Patriotismus zu erwecken, der Haß gegen ihn hätte dazu geholfen. Aber auch hier wurde ein kräftiges Aufbrennen patriotischer Empfindungen durch die politische Lage verhindert, in Köln und Baiern arbeiteten französische Druckerpressen, schrieben deutsche Federn gegen ihre Landsleute.

So darf man durchaus nicht sagen, daß dem Deutschen in den hundert Jahren von 1640 bis 1740 der Sinn für Politik fehlte. Denn er kam überall zu Tage, sogar in den Werken der freien Erfindung, in Romanen, selbst in Schauspielen breitete sich die politische Unterhaltung, ähnlich wie zur Zeit Goethe's und der Romantiker das ästhetische Gespräch. Aber traurig war es, daß diese Theilnahme am liebsten bei den politischen Händeln des Auslandes geäußert wurde und daß die Vorgänge in Deutschland selbst, fast weniger Gegenstand eines warmen Interesses wurden, als Tagesereignisse des Pariser Hofes oder die Thronentsagung der Königin von Schweden.

Immer noch beschäftigten Kometen, Mißgeburten, Hexen, Erscheinungen des Teufels, ein Gezänk der Geistlichen, reichsstädtische Händel zwischen Rath und Bürgerschaft, Bekehrung eines kleinen Fürsten durch die Jesuiten das unbetheiligte Publikum eben so angelegentlich, als etwa die Schlacht bei Fehrbellin. Allerdings wurden die Rüstungen der Türken und das Kriegstheater in Ungarn mit Kopfschütteln berichtet, aber daß dafür Geld zu zahlen, Hilfe zu leisten sei, wurde selten erinnert; selbst nach der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) war Graf Stahremberg dem großen deutschen Publikum kaum so interessant, als der Kundschafter Kolschitzky, welcher die Nachrichten aus der Stadt zur kaiserlichen Haupt-Armada gebracht hatte, sein Bild wurde in türkischer Tracht in Kupfer gestochen und auf den Märkten verkauft; freilich theilte er diesen Ruhm mit jedem ausgezeichneten Diebe und Mörder, der irgendwo zum Ergötzen des Publikums hingerichtet worden. Zuweilen hafteten schon damals die Blicke der Deutschen mit erhöhtem Interesse an einem Manne, dem Kurfürsten von Brandenburg, auch in Süddeutschland wird respectvoll von ihm gesprochen: er ist ein politischer kräftiger Herr, leider sind seine Mittel zu klein. Das war die allgemeine Ansicht. Aber wie sein Wesen, wurden auch andere Lebensfragen des deutschen Volkes mit so vieler Ruhe begutachtet, als ob sie den moskowitischen Czar oder das entfernte Japan angingen, von welchem die Jesuitenberichte seit hundert Jahren erzählt hatten. Und das war nicht zumeist Folge der Einschüchterung und einer Ueberwachung der Presse, welche allerdings der freien Rede sehr hinderlich wurde. Denn trotz aller Rücksichtslosigkeit, womit die Landesgewalt sich an ihren Widerbellern zu rächen suchte, machte die Zerrissenheit der Gebiete, der gegenseitige Haß der Nachbarregierungen doch die Unterdrückung auch einer zügellosen Druckschrift nicht leicht. Es war etwas Anderes, was dem Volke seine eigenen nächsten Interessen so fremd gegenüberstellte.

Es war auch nicht Mangel an Urtheil. Wenn die zahlreichen politischen Discurse jener Zeit unbehilflich, weitschweifend, ohne

zureichende Kenntniß der Thatsachen und Personen abgefaßt sind, so ist doch in ihnen auch viel gesunder Menschenverstand und ein oft überraschendes Verständniß der Lage Deutschlands zu achten. Es fehlte den Deutschen vor 1700 gar nicht an politischer Einsicht, ja gegen die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege ist ein sehr großer Fortschritt sichtbar. Aber grade das ist charakteristisch, daß dies Verständniß ihrer eigenen gefährlichen Lage, der Hilflosigkeit des Reiches und der elenden Vielgetheiltheit ein ruhiges stilles Erkennen und Kopfschütteln bleibt und sich im Volke, ja selbst bei seinen gelehrten Führern fast nie zu männlichem Zorn, noch weniger zu einem Wollen, sehr selten zu einem, wenn auch eitlen, Projekt aufregt. So gleicht das Volk schon im siebenzehnten Jahrhundert einem hoffnungslosen Kranken, welcher frei von Fieberhitze, nüchtern, gefaßt, verständig seine eigene Lage betrachtet. Wir freilich wissen, daß grade unser Jahrhundert dieser Krankheit des deutschen Volkes Heilung gebracht hat, aber wir erkennen auch, was die Ursache der wunderlichen, unheimlichen, kühlen Objectivität ist, die unsrer Nation so eigen wurde, daß noch jetzt in vielen Individuen Spuren davon zu erkennen sind. Es ist das Leiden einer reichbegabten gemüthvollen Natur, der durch Kriegsgräuel und haarsträubende Schicksale die Willenskraft gebrochen, das warme Herz erstarrt ist. Der klare, abwägende, billige Sinn ist dem Deutschen geblieben, der Adel politischer Leidenschaft ist ihm verloren. Es ist ihm gar nicht Freude und Ehre, Bürger eines großen Ganzen zu sein, er hat kein Volk, das er liebt, er hat keinen Staat, den er ehrt, er ist ein Einzelner unter Einzelnen, er hat noch Gönner und Mißgönner, gute Freunde und arge Feinde, kaum noch Mitbürger, kaum noch Landsleute.

Zur Charakteristik solcher Stimmung wird hier eine Flugschrift mitgetheilt, welche in der allegorisirenden Weise des siebenzehnten Jahrhunderts über die neue Staatsraison bittre Betrachtungen anstellt. Schon während des großen Krieges hatte Bogislaw Philipp Chemnitz, einer der eifrigsten und talentvollsten Anhänger der schwedischen Partei, ungeheures Aufsehen durch ein Büchlein gemacht, in welchem er

das Kaiserhaus als letzte Ursache des deutschen Elends anklagte und in der Unabhängigkeit und Machtfülle der deutschen Fürsten die einzige Rettung des Landes fand. Nach dem Titel des Buches*) wurde der Ausdruck Staatsraison eine gewöhnliche Bezeichnung des neuen Regierungssystems, welches nach dem Frieden in den deutschen Territorien zu herrschen begann. Seitdem wurde diese Staatsraison durch ein halbes Jahrhundert in zahlreichen moralischen Abhandlungen der volksthümlichen Presse beurtheilt, sie wurde als zweiköpfig, als dreiköpfig dargestellt, in Büchern, Bildern, Spottversen immer wieder der Willkür, Härte, Heuchelei bezüchtigt. Dasselbe ist der Inhalt der folgenden Schrift, welche hier mit einigen für das leichtere Verständniß unvermeidlichen Aenderungen und Kürzungen mitgetheilt wird**).

„Wie die ratio status anjetzt in der Welt nicht allein geehrt, sondern für ein unwiderrufliches Gesetz gehalten wird, so gilt hingegen die Wahrheit und Redlichkeit durchaus nichts mehr. Wenn eine Stelle im Staatsdienst leer ist, so wird es zwar an Bewerbern niemals fehlen, allein von neun befindet der Fürst kaum drei, welche ihm tauglich sind, diesen Dienst zu erlangen. Deswegen werden sie auch examinirt. Und wenn bei dem Examen einer auf die Frage, was eines fürstlichen Raths erste und vornehmste Tugend sei, etwa so zur Antwort giebt: Es lehren die Alten, daß ein Fürst nichts Anderes sei, als ein Diener der gemeinen Wohlfahrt, darum ist er auch

---

*) De ratione status in imperio nostro romano-germanico. 1640. — Der Ausdruck ist von Chemnitz nicht erfunden, er war schon vor ihm in den diplomatischen Jargon durch die Italiener eingeführt, ihr ragione di Dominio oder di Stato (lateinisch ratio status, französisch raison d'estat, deutsch etwa Staatsklugheit) bezeichnete die Methode feiner Politiker zu verhandeln, ein System ungeschriebener Regierungsgrundsätze, welche nur praktischen Staatsmännern geläufig wurden.

**) Der Titel lautet: Idolum Principum, Das ist: Der Regenten Abgott, den Sie heutigs Tags anbetten, und Ratio Status genennet wird, in einer nicht-fabelhafften Fabel Geschichts-weiß beschrieben. 1678. 4.

schuldig nach Recht und Gerechtigkeit zu herrschen, denn es hat Gott und die Natur einem Jeden eine ungefälschte Goldwage an das Herz gehängt: thue Andern das, was dir recht wäre, — so würde der Fürst ihm seinen höflichen Abschied geben.

Ein solcher Bewerber hatte vor kurzem an einem Hofe das Examen durch kluge und vorsichtige Antwort überstanden, er war zum Rathe ernannt, und da der Fürst ein gutes Herz zu ihm trug, verheiratete er ihn mit der Tochter seines Vicekanzlers. Nachdem der neue Rath den Eid der Treue und Verschwiegenheit geleistet hatte, forderte der Vicekanzler die Schlüssel zu den Staatskammern und führte den Eidam dorthin, ihn in den Staatsgeheimnissen fleißig zu unterweisen.

In der ersten Staatskammer hingen viele Staatsmäntel von allerlei Farben, von außen schön verbrämt, inwendig ganz schlecht gefüttert, zum Theil außer dem lüderlichen Futter mit Wolfs- und Fuchspelzen unternäht. Darüber wunderte sich der Eidam. Der Kanzler aber versetzte: es sind Staatsmäntel, dann zu gebrauchen, wenn man den Unterthanen eine verdächtige Sache vorzutragen hat, um sie zu überreden, schwarz sei weiß; dann muß man nothwendig mit Staatsraison dem Dinge ein Mäntelchen umgeben, um die Unterthanen zur Contribution, Schatzung und andern Auflagen willig zu machen. Darum heißt der erste mit Gold gestickte die Wohlfahrt der Unterthanen, der zweite verposamentirte Beförderung des gemeinen Wesens, der dritte rothe Erhaltung des Gottesdienstes, er wird gebraucht, wenn man Lust hat, Jemanden, dem man sonst nicht beikommen kann, unter dem Vorwand falscher Lehre von Haus und Hof zu verjagen oder ihm gar einen blutigen Nacken zu machen. Der vierte heißt Eifer des Glaubens, der fünfte die Freiheit des Vaterlandes, der sechste die Handhabung der Privilegien u. s. f. Zuletzt hing noch einer, gar alt und sehr abgetragen, gleich einer alten Fahne oder Roßdecke, über den sich der lachende Eidam sehr verwunderte. Aber der Schwiegervater sagte: Der tägliche gar zu große Mißbrauch macht, daß er das Haar verloren hat. Er heißt aber die Wohlmei-

nung, und wird bei großer Herren Höfen öfter hervorgesucht, als das tägliche Brod. Denn legt man den Landsassen neue unerträgliche Lasten auf, plagt und mergelt man sie mit Frohndiensten bis auf Haut und Bein aus, schneidet man ihnen das Brod vor dem Munde weg, so heißt es, es ist in guter Meinung geschehen; fängt man unnöthigen Krieg an, setzt Land und Leute in grausames Blutbad, Mord und Brand, so ist es in guter Meinung geschehen. Wer kann davor, daß es so übel ausgeschlagen! Wirft man unschuldige Leute in's Gefängniß, auf die Folterbank, jagt sie in's finstre Elend, und kommt hernach ihre Unschuld an den Tag, so muß es aus guter Meinung geschehen sein. Spricht man ungerechtes Urtheil aus Haß, Neid, Gunst, Gabe und Bestechung, Freundschaft, so ist es in guter Meinung geschehen. Es kommt zuletzt so weit, daß man auch des Teufels Hilfe in guter Meinung gebrauchen will. Wenn dieser oder ein anderer Mantel zu kurz ist, die Schalkheit zu bedecken, hängt man zwei, drei oder mehr darüber hin.

Dies Zimmer kam dem neuen Rath gar fremd vor; er folgte aber seinem Herrn Schwiegervater in die andere Kammer. Dort trafen sie allerhand Staatslarven, in Farben und Lineamenten so künstlich ausgearbeitet, als wären es natürliche Menschenangesichter. „Wenn die Mäntel", fing der Kanzler an, „zur Erlangung des vorigen Zweckes nicht genügen, so muß man abwechseln, denn wenn man mit einem und dem andern Mantel zu oft hinter einander vor die Landstände und Unterthanen oder auch vor die benachbarten Potentaten aufgezogen kommt, so lernen sie dieselben endlich kennen; „es ist das alte Lied, wir wissen schon, was er sucht, Geld will er haben, wo sollen wir es doch immer hernehmen? Wir möchten doch auch vernehmen, wozu diese häufigen Auflagen verwendet werden." Solchem Unwillen zuvorzukommen, dienen die Larven. Eine heißt der Eid, die andere Lästerung, die dritte Betrug, die täuschen die Leute, seien sie gut oder böse, und richten mehr aus, als alle Beweisthümer der Redekunst. Vor allem aber ist der Eid ein Hauptstück der Hofredekunst, denn ein ehrlicher Mann meint allezeit, daß ein Anderer

auch so gesinnt sei wie er, er giebt auch mehr auf Eid und Glauben, als auf alle zeitlichen Güter; ist aber einer tückisch, so muß er doch dem Eide Glauben schenken, sonst macht er sich selbst verdächtig, daß er weder auf Eid noch Pflicht etwas halte. Nützen beide nicht, so muß die Lästerung dazu kommen, den Unterthan um tausend Gulden oder mehr, je nachdem sein Vermögen ist, zu erleichtern."

In der dritten Kammer hingen überall Scheermesser, gelbmessingene Becken, die Simse waren belegt mit Schröpfköpfen und Schwämmen. Es standen viele Gefäße mit scharfer Lauge darin, Beinschrauben, Brechzangen, Scheeren lagen auf Tisch und Fenstern. Der junge Rath kreuzigte sich, was man mit diesem Baderzeug am fürstlichen Hofe mache, da selbst manche Handwerker ein Bedenken haben, die Bader, Schäfer, Müller und Trompeter als Zunftgenossen gelten zu lassen. Der Alte sprach: „Es ist nicht so böse gemeint. Dies ist das alleruntrüglichste Handwerk der Staatsraison und bringt mehr ein, als Tinte und Schreibfedern; es ist so nöthig, daß kein Fürst ohne dies Handwerk seinen Staat und seine Reputation nach Würden auf die Länge behaupten könnte, und sein Gebrauch ist so gewöhnlich, daß ihn auch die Edelleute auf den Dörfern an ihren Bauern gar meisterlich prakticiren, woher die Regel kommt: wenn einem Edelmann die Bauernader verblutet, so ist auch er verdorben. Was nützt dem Fürsten sein Land und Leute, wenn er ihnen nicht die Wolle der fälligen Renten abscheeren, durch Schröpfköpfe die Contribution abzapfen und die ungehorsamen Häupter durch die scharfe Lauge harter Strafen abwaschen sollte? Ja, die Potentaten barbiren, zwacken und schröpfen auch einander, wo sie immer können. So hat die Generalität in den letzten Kriegen bald den Reichsstädten, bald den Stiftern viele tausend Maaß ihres besten Blutes abgezapft, und das römische Reich ist von fremden Kronen so arg gezwackt worden, als wenn solches von gebornen Baderknechten geschehen wäre, nur hat man die Lauge gar zu heiß gemacht. Viele haben den Fremden dazu das Becken untergehalten und sind so weit gekommen, daß sich bald darauf geringe Cavaliere unterstanden haben, auch an-

dere Fürsten zu scheeren. Was aber die Fürsten nicht selbst in Person thun, das verrichten ihre Räthe, Rentmeister und andere Amtsbediente, die sich statt der Schwämme gebrauchen lassen. Und wenn diese einem Amt, einer Stadt oder einem Dorfe aufgebunden sind und sich so voll Feuchtigkeit gesogen haben, daß sie zerbersten möchten, dann kommt der Fürst und giebt einem jeden von ihnen einen solchen Faustdruck, daß sie alles Eingesogene wieder herausgeben müssen und leerer werden, als abgezogene Schlangenbälge."

Schweigend hörte der junge Rath und trat in die vierte Kammer. Da lagen viele Kästlein mit Staatsbrillen verschiedener Art. „Einige machen, wenn man sie aufsetzt, ein Ding zehnmal größer, als es ist, daß eine Mücke als Elephant, ein Faden als Strick, ein Heller als Rosenobel erscheint. Sie dienen, den Unterthanen die Augen zu blenden. Wenn der Fürst ihnen etwa ein paar Stämme Holz verehrt, an der Contribution etwas nachläßt, ihnen die Freiheit giebt, daß sie vor ihm in Sammt und Seide erscheinen dürfen, so schätzen sie dies so hoch, als wenn er ihnen viele tausend Ducaten geschenkt hätte. Den unglücklichen Hofdienern aber verderben sie die Augen so, daß diese die geringste Gnade, wenn der Fürst sich mit der Hand auf ihre Achsel gestützt oder sie einmal angesehen hat, höher achten, als wenn sie eine Rente von 500 Gulden von ihm empfangen hätten. Ja der Fürst hat in seinem durchlauchtigen Verstande noch einen besondern nützlichen Gebrauch dieser Brillen erfunden. Wenn er die Stände unwillig findet, ihm zu contribuiren, so läßt er ein Geschrei ausbringen, der Feind sei uns schon auf dem Nacken, so und so viel bedürfen die Unsern an Proviant, Geld, Mannschaft, damit dem grausamen Feinde begegnet werde, sonst gehe Alles in seinen Rachen. Durch solche Uebertreibungen werden die Leute willig und geben, was sie können. Sobald aber die Fische gefangen sind, dann hat Gott hohe Häupter erweckt, die sich des Friedens halber in das Mittel geschlagen haben, und die Contributionen werden zu andern Bedürfnissen gebraucht. Eine andere Art Brillen haben im Gegentheil die Eigenschaft, daß durch sie ein Berg nicht größer erscheint, als eine

Haselnuß oder Bohne; sie werden den Städten und angrenzenden Ländern aufgesetzt, denen der Fürst Castelle und Festungen vor die Nase gebaut hat, um sie zu bereden, es seien nur Lust- und Gartenhäuser, Zollhütten und Jägerwohnungen. Die dritte Art Brillen, durch welche das Weiße schwarz und das Schwarze schneeweiß glänzt, werden immer gebraucht, wenn man einem bösen Dinge einen gleißenden Schein machen muß; sie dienen auch für diejenigen, welche solche Frauenzimmer als Jungfrauen heiraten müssen, welche den fürstlichen Damen aufgewartet, der Herrschaft die Betten gemacht und ihnen die Haare gekräuselt haben."

Nach diesem langte der Kanzler eine Schachtel mit braunem Pulver herab und gab dem Eidam zu rathen, was es wäre. „Es ist ein Augenpulver oder Staub," sagte der Alte, „welchen die Regenten den Unterthanen in die Augen sprengen; es ist eins der vornehmsten Kunststücklein, den Pöbel in Ruhe zu halten, denn wenn unter ihm unruhige Köpfe entstehen, welche durch etliche politische Lehren den Unterthanen die Augen öffnen, daß sie die Regierungsheimlichkeiten erforschen, dem Fürsten in's Herz sehen, Beschwerden zusammentragen und luchsäugigen Aufwieglern anhängen, so ist Aufruhr und Krieg ganz nahe vor der Thür." Darauf wurde ein Fäßlein mit Hoferbsen hervorgebracht. Der Alte erzählte, daß dies eins von den vergifteten Mitteln bei Hofe wäre, dessen sich zwar nicht die Regenten, aber ihre untreuen Hofschranzen bedienen. „Wie so?" fragte der Sohn. „Mir ist leid, daß ich's euch erklären soll," antwortete der Vater, „denn ich fürchte, wenn ich euch zu lange vor den Augen herumgehe, so könntet ihr die Kunst einmal an mir selbst probiren; denn wo Gewinn ist, dreht man auch dem Vater eine Nase. Die Erbsen aber streut man in der Rathsstube und Kanzlei, auf die Treppe hin und wieder gegen diejenigen, denen man nicht gut anders beikommen kann, daß sie darauf gleiten, niederfallen und den Hals brechen. Besonders solchen, welche meinen, man könnte mit dem Fuß guter Absichten und eines reinen Gewissens überall hintreten.

Da die meisten Potentaten von diesen erwähnten politischen

Stücklein selbst wenig wüßten, wenn nicht die machiavellistischen Räthe sie damit bekannt gemacht hätten, wer wollte es den Räthen verdenken, wenn sie auch für sich selbst ihre Geheimnisse gebrauchen, sich zu bereichern und in die Höhe zu steigen? Es folgt jetzt also die Staatsraison der Privatpersonen, denn wo Gott eine Kirche baut, will auch der Teufel eine Kapelle haben. So hab' ich auch neben meines Herrn Fürstenthum mir selbst ein kleines in die Nähe gezimmert, und weil ich nunmehr alt bin, will ich euch, meinem Eidam, solche Stücklein offenbaren, damit ihr mir darin nachfolgen könnt. Aber zur Sache. Ich habe mich niemals gern mit Bauern und ihren Mistwägen besudelt, sondern war am liebsten bei großen Versammlungen, Reichs-, Kreis- und Fürstentagen; denn je größer der Teich, desto besser ist darin fischen. Doch habe ich darin soweit Maaß gehalten, daß ich mich nicht zu weit eingelassen oder an eine Partei allein geknüpft habe, sondern ich bin mein freier Mann geblieben. Ich machte es wie der reinliche Fuchs und schickte mich in eines Jeden Humor und Sachen und verkaufte meine Schwänke, so gut ich konnte, führte aber immer die Parteien bei der Nase herum, daß sie sich nach mir richten, mir folgen, vertrauen und noch dazu vexiren lassen mußten. So that ich es von Anfang an. Als mein Fürst diese Qualität an mir verspürte, machte er mich zu seinem Rathe, endlich zum Kanzler. Jetzt mußten die Edelleute ganze Fuder Wein, ganze Wagen voll Getreide und dergleichen Verehrung mitbringen, wenn sie in der Kanzlei guten Bescheid erlangen, einen Zettel, Lehnbrief, ein Decret auswirken wollten. Alle die Bürger und Bauern mußten auch verehren, oder ihre Sachen sind ohne Entscheid im Haufen liegen geblieben. Insonderheit hat mir dieser Griff Glück gebracht, wenn ein Reicher eine Unthat begangen, vom Fürsten übel geredet hatte u. s. w. Dann gab ich ihm zu verstehen, welch großen Zorn der Fürst gegen ihn gefaßt, es würde ihm an Leib und Leben gehen, wenn er nicht mich in der Sache gebrauche. That er mir den Willen, so verdeckte ich die Schuld, oder half ihm wenigstens leidlich davon; that er das aber nicht, so machte ich ihm den Proceß, so daß er in Noth

und Tod stecken blieb. Wollte er gar mit Procuratoren durchdringen, um meiner zu spotten, da suchte ich alle List zusammen, bis ich ihn stürzte, daß er den Hals brach. Wo der Fuchsbalg nicht reichte, zog ich die Löwenhaut an, was ich mit Ränken und Spitzfindigkeit nicht erlangte, das riß ich de facto an mich, und sah, wie ich durch Gewalt oder heimlich in die Besitzung kommen könne. Klagte einer über den alten Kanzler und wollte es bei Hofe anhängig machen, so erbot ich mich zu richterlichem Proceß, denn die Räthe hatte ich als die Mitcollegen auf meiner Seite. So setzte ich zu Dorf und Feld die Marksteine, machte andere Graben und Grenzen, preßte den Nachbarn etliche hundert Morgen an Acker, Wiesen und Waldungen ab. Ebenso habe ich meine Hände in die Güter reicher Witwen, Waisen und Pupillen eingeschlagen, habe Renten und ewige Zinsen an mich gekauft, habe Geld ausgeliehen, daß es in drei Jahren sich verdoppelt. Wie große Summen ich durch Cessionen, Wechselbriefe, durch Wein-, Getreide- und Salzhandel gewonnen, wäre weitläufig zu erzählen."

Dies alles hörte der Eidam mit großer Andacht an und sagte: „Herr Vater, Ihr habt eurem Hause wohl vorgestanden und es in Aufnahme gebracht, aber die Frage ist, ob es den Eurigen auch so gedeihen wird, daß sie es in's dritte oder vierte Glied vererben. Denn übel gewonnen, übel zerronnen."

„Das gilt bei mir so viel als eine Mücke an der Wand. Es sage einer, was er will, ich habe dagegen, was ich will. Wer etwas will haben, der muß es wagen, und nicht achten der Leute Sagen. Ich habe euch schon mehr offenbart und vertraut, als meinem eignen Weibe und Kindern. Jetzt geht mit mir heim zum Abendessen."

So lautet die unbehagliche Ironie der Flugschrift, die gerade deshalb hieher gehört, weil sie überall das Bewußtsein verräth, eine gewöhnliche Ansicht der Zeit auszudrücken. Am Schluß derselben wird eine einzelne Intrigue eines kleinen deutschen Hofes mehr angedeutet als berichtet.

Auch nach 1700 dauert im Ganzen dieselbe kühle und herbe Weise von den politischen Verhältnissen Deutschlands zu sprechen. Die Aufklärungsliteratur, deren Zeit jetzt beginnt, einzelne Abhandlungen von namhaften Gelehrten und die gemeinnützigen Wochenschriften ändern den Styl mehr als die Auffassung. Ja von dem Ende des Erbfolgekrieges bis 1740, in der längsten Friedenszeit, welche Deutschland seit hundert Jahren erlebt, ist in der kleinen Literatur sogar eine Abnahme des politischen Interesses bemerkbar. Es sind immer vorzugsweise ungewöhnliche Schicksale einzelner Menschen, welche das Publikum interessiren, Prophezeiungen einer Pietistin, Prozeß einer Kindesmörderin, Hinrichtung eines Goldmachers und Aehnliches. Als in der Christnacht 1715 in einem Weinbergshäuschen bei Jena zwei arme Bäuerlein durch Kohlendampf erstickt wurden, während sie mit einem Studenten und einem zerrissenen Exemplar von Faust's Höllenzwang einen großen Schatz zu heben versuchten, da regte dies Unglück wol ein Dutzend Flugschriften auf, geistliche, medizinische, philosophische, in denen heftig gefochten wurde, ob die Kralle des Teufels oder die Kohle an den Toten augenscheinlich geworden. Die Schlachten von Hochstädt bis Malplaquet hatten nicht größeres Aufsehen gemacht. Selbst in den „Gesprächen aus dem Reiche der Toten," welche jetzt in unbehilflicher Nachahmung Lucian's öffentliche Charaktere der Gegenwart begutachten, ist sichtbar, wie es vorzugsweise die Anekdote und der Privatscandal ist, der das Volk anzieht. Noch einmal regt die Vertreibung der protestantischen Salzburger das Interesse mächtig auf, bis das Jahr 1740 eine große politische Gestalt den Deutschen in die Seele drückt, und durch seinen Kanonendonner den Anfang einer neuen Zeit verkündet.

Aber nicht der „Staat" allein löste den Zusammenhang des Bürgerthums, und wandelte die Deutschen zu Einzelwesen; dasselbe bewirkten eine Zeitlang auch die Mächte, welche dem Einzelnen das vereinsamte Leben festigten und vertieften, der Glaube und die Wissenschaft.

5.

Die Stillen im Lande.

Der Gegensatz zwischen der epischen Zeit des Mittelalters und einer neuen Periode, welche hier bereits öfter die lyrische genannt wurde, ist auf jedem Gebiete des deutschen Lebens sehr kenntlich, nicht am wenigsten im Reiche des Glaubens.

Die katholische Kirche des Mittelalters hatte das Leben jedes Einzelnen durch eine Menge von frommen Bräuchen geweiht und in einen aristokratischen geistlichen Staat eingeschlossen, in dem das Individuum in starrer Gebundenheit mit geringer Selbstthätigkeit festgebannt lebte. Die Reformation zerschlug für den größten Theil Deutschlands diese Fesseln des Volksgeistes, sie setzte freie Selbstbestimmung dem äußern Zwang, innerliche Thätigkeit des Einzelnen dem glänzenden Mechanismus der alten Kirche gegenüber. Der Protestantismus war aber sowol ein System von Lehren, als eine Befreiung und Vertiefung des deutschen Gemüthes. In der großen Seele Luther's waren beide Richtungen des neuen Glaubens im Gleichgewicht; je leidenschaftlicher er für seine Erklärung der heiligen Schrift und die Dogmen seiner Lehre kämpfte, desto stärker und origineller wurden auch die Gemüthsprocesse, durch welche er auf eigenen Wegen in freiem Gebet seinen Gott suchte. Es ist jedoch klar, daß der große Fortschritt, der für das Menschengeschlecht durch seine Lehre dargestellt wurde, sehr bald die Folge haben mußte, zwei entgegengesetzte Richtungen im Protestantismus herauszubilden. Die beiden Pole jeder Religion, das Wissen und das Sehnen, das verständige

Umgrenzen der religiösen Erkenntniß und das gemüthvolle Hingeben an das Göttliche mußten sich je nach dem Bedürfniß des Individuums und der Bildung der Zeit in den Seelen mit verschiedener Gewalt geltend machen, bald mußte das eine, bald das andere überwiegen, es konnte die Zeit kommen, wo beide Richtungen in Gegensatz und Streit geriethen. Zunächst war der Protestantismus auf Krieg gegen die alte Kirche angewiesen und gegen die Parteien, welche in ihm selbst auflebten, eine nothwendige Folge größerer Freiheit und Selbstbestimmung. Erbittert war der Kampf für die neubegränzten Dogmen, vorzugsweise nach dieser Richtung wurde die Seele der Protestanten in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts gezogen. Die unterscheidenden Lehrsätze der einzelnen Kirchen wurden mit einem Scharfsinn und einer Streitlust, welche uns oft bedauernswerth erscheint, immer subtiler und spitzfindiger herausgebildet. Es war nicht unnatürlich, daß derjenige seinen Parteigenossen für den besten Christen galt, der mit den Feinheiten der neuen Definitionen vertraut, vorzugsweise in ihnen das Wesen seiner Kirche suchte. Und die unvermeidliche Folge dieser Richtung war, daß gerade in den Theologen, welche sich für die gewissenhaftesten Nachfolger der großen Reformatoren hielten, am wenigsten von dem reichen Gemüthsleben zu finden war, welches die Stifter der neuen Lehre in der That zu Aposteln ihrer Zeit gemacht hat. Denn der Haß war in ihnen größer geworden, als die Liebe; und während die Selbstthätigkeit der Geistlichen und Laien vorzugsweise für dialektische Processe und für sophistische Spielereien in Anspruch genommen wurde, verödete das Gemüth, verschlechterte sich die Sittlichkeit. Dagegen kam die Reaction. Sie begann schon bei Luther's Leben in Wittenberg selbst, sie regte sich in den Seelen einzelner Universitätsgenossen, welchen die Ansprüche der neuen Theologie peinlich wurden, z. B. in den beiden Schurf, den alten Freunden Luther's, welche mit ihm zerfielen. Sie ist nach den Händeln der Flacianer und der Ausbreitung des Jesuitenordens in Deutschland überall erkennbar. Das letzte Drittel des sechszehnten Jahrhunderts und

die ersten Jahrzehnte des siebenzehnten bis zu den Verwüstungen des großen Krieges erhalten dadurch eine eigenthümliche Bedeutung. Die streitsüchtigen Theologen beherrschen die Höfe und die Landesregierungen, aber durchaus nicht mehr souverän das Gemüth des Volkes. Schon vor 1600 ist bei wohlwollenden und patriotischen Männern fast guter Ton, über das widerwärtige Gezänk der Geistlichen zu klagen, unterrichtete Laien sehen darin das Verderben der Nation. Wer über die Zustände Deutschlands spricht, verräth gern, daß er die Unterschiede in den Dogmen nicht für die Hauptsache halte*). In den zahllosen Karrikaturen und Satyren des dreißigjährigen Krieges wird dieselbe Stimmung sehr auffallend; zwar der Haß gegen die Jesuiten und der Groll gegen den fanatischen Kaiser ist bei zwei Drittheilen des Volkes sehr lebendig, aber das Interesse an der eigenen Kirche keineswegs mehr eine Herzenssache, wie hundert Jahre früher; mit bitterer Laune werden einigemal calvinistische, lutherische und katholische Eiferer nebeneinander verspottet. — Aber auch würdige Geistliche der protestantischen Kirche mahnten zum Frieden, immer wieder wurde eine Vereinigung der getrennten Confessionen versucht, immer lauter wurde von frommen Mystikern innigere selbstthätige Hingabe an Gott gefordert und ein göttliches Leben in der Natur und der Menschenseele gelehrt, welches mit den orthodoxen Lehren im innersten Gegensatz stand. In der That war diese Uneinigkeit und der beginnende Liberalismus die Schwäche des Protestantismus gegenüber seinen eifrigen Gegnern. Denn der Spott der Weltleute, die stille Arbeit der Naturforscher und der Glaube der Mystiker wirkten zunächst noch mehr zersetzend als neubildend und erhebend auf die Seele des Volkes.

Es ist schwer zu beurtheilen, wohin solche liberale und versöhnliche Richtung des Protestantismus die Nation geführt hätte, wenn nicht das Elend über sie hereingebrochen wäre. Der große

*) Sogar die Kriegschriftsteller Junghans und Jacobi, beide verständige Männer.

Krieg aber brachte eine eigenthümliche Abspannung in viele der besten Seelen. Fast jede der kriegführenden Parteien trug ein Glaubenszeichen auf ihrer Fahne, jede brachte unendliches Unglück über das Volk, an jeder wurde sichtbar, wie wenig Taufe und Abendmahl hinreiche, die Bekenner einer Confession zu guten Menschen zu machen. Als das Kriegsfeuer niederbrannte, war man sehr geneigt, den confessionellen Streitigkeiten einen Hauptantheil an dem eigenen Elende und dem des Landes zuzuschreiben. So war natürlich, daß die kälteren Weltkinder von aller Religion wenig hielten, und sich achselzuckend abwendeten, als das alte Gezänk der Geistlichen, das während des Krieges niemals ganz geschwiegen hatte, jetzt wieder mit lautem Geräusch auf den Kanzeln und den Märkten zu toben begann. In vielen Landschaften aber war durch Dragonaden und die äußersten Zwangsmittel auch die Masse des Volkes drei-, viermal gezwungen worden, die Confession zu wechseln, auch ihr waren die Bekenntnißformeln deshalb nicht werther geworden, weil sie mehre derselben herzusagen gelernt hatte. So war eine innere Leere und Verödung in das kirchliche Leben gekommen, die mit der Rohheit und den Lastern, die der lange Krieg in die Menschen gebracht hatte, dem ersten Jahrzehnt nach dem Kriege ein so besonders trostloses Ansehen giebt. Es gab wenig zu lieben, sehr wenig zu ehren auf Erden.

Und doch hatte grade in dieser Zeit, wo der Einzelne immer wieder von Todesgefahren umgeben war, ein günstiges Geschick so oft vor dem äußersten Verderben bewahrt. Ueberraschend und furchtbar, wie die Gefahren, ebenso überraschend und wunderbar erschien die Rettung. Daß die Kraft des Menschen Nichts sei in diesem ungeheuren Spiele übergewaltiger Kräfte, war Jedem tief in die Seele geschrieben worden. Wenn die Mutter sich mit ihren Kindern zitternd im hohen Getreide verbarg, während ein Reiterhaufen in der Nähe vorüberzog, und in den Momenten der Todesgefahr mit bleichen Lippen die Gebete des Glaubens murmelte, so war natürlich, daß sie ihre Rettung dem besondern Schutz ihres gnädigen Gottes zuschrieb. Wenn der zerschlagene Bürger in seinem Waldversteck die Hände

faltete und feurig betete, daß die Kroaten, welche die Stadt plünderten, seine letzten versteckten Thaler nicht finden möchten, und wenn es ihm später gelang, aus den Kohlen des verbrannten Hauses die Silberstücken herauszuscharren, so war natürlich, daß auch er an besondern göttlichen Schutz glaubte, welcher die gierigen Augen der Feinde abgelenkt hatte. Ueberall, wo ungeheure Schicksale in raschem Wechsel über den Einzelnen hereinbrechen, bildet sich der Glaube an Ahnungen, Vorbedeutungen, übernatürliche Warnungen. Während der Aberglaube der Menge auf Nordlichter und Sternschnuppen, auf Gespenster, den Schrei des Käuzchens, ein unerklärbares Anschlagen der Glocken mit banger Furcht achtete, suchte der feinere Geist die Weisungen des Herrn aus Träumen und himmlischen Offenbarungen zu erkennen. Es ist wahr, der lange Krieg hatte die Seelen gegen das Elend Anderer verhärtet, aber er hatte ihnen die ruhige gleichmäßige Kraft zu sehr genommen und das gedankenlose Starren in eine öde Welt und die kalte Gleichgültigkeit wurde bei den Meisten durch Anfälle von plötzlicher Weichheit unterbrochen, die vielleicht bei unbedeutender Veranlassung hervorbrachen und einen rücksichtslosen Sünder wie plötzlich in Schmerz und Zerknirschung auflösten. Es ist wahr, das Leben war sehr arm an Liebe und Größe, aber das Bedürfniß zu lieben und ehren, welches so tief in deutscher Natur begründet ist, suchte nach dem Frieden angstvoll ein Imponirendes, Hohes, Festes, um dem eigenen verarmten und wankenden Leben einen Inhalt und Interesse zu geben. So klammerte sich der Sinn an die heiligen Bilder des Glaubens, die man sich wieder in stiller Andacht herzlich, hold, vertraulich herzurichten bemüht war.

Aus solchen Herzensbedürfnissen des Volkes entwickelte sich ein neues Leben in der christlichen Kirche. Nicht bei den Nachfolgern Luther's allein, eben so sehr bei den Reformirten, fast eben so sehr bei den Katholiken, auch nicht mehr in Deutschland allein und den Ländern, welche damals in Abhängigkeit von deutscher Bildung waren: Dänemark, Schweden, dem slavischen Osten und Ungarn, fast gleichzeitig in England, sogar früher in Frankreich und Holland, wo reli-

giöse und politische Parteiung durch fast hundert Jahre die Seelen in scharfen Gegensätzen auseinander gezogen hatte. Ja bis in die Ordenshäuser der Jesuiten wirkte dasselbe Bedürfniß eines neuen Idealismus im freudenarmen Leben. In der Geschichte der christlichen Kirche ist dieser Pietismus — wie die neue Richtung von den Gegnern seit 1674 genannt wird — ein vorübergehendes Moment, dessen Aufblühen und Hinwelken sich in wenig mehr als hundert Jahren vollendet. Die Einwirkungen aber, welche er auf Cultur, Sitte und Gemüth der Deutschen ausgeübt hat, sind zum Theil noch heut erkennbar. Einzelnes davon ist ein Erwerb der Nation geworden, und von dieser Einwirkung soll hier kurz die Rede sein.

Da der Pietismus oder der Glauben der Pietät, wie seine Anhänger ihn zuweilen nannten, keine neue Lehre war, welche von einem großen Reformator verkündet wurde, sondern eine Richtung des Gemüthes, welche zu gleicher Zeit in vielen Tausenden aufbrach, so blieb die große Mehrzahl seiner Bekenner in der ersten Zeit fest in den Dogmen ihrer Kirche stehen. In der That sprach er anfänglich nur weitverbreitete Ueberzeugungen aus, welchen die Besten schon vor dem dreißigjährigen Kriege Ausdruck gegeben hatten: daß nicht die abweichenden Lehrmeinungen, sondern die Uebereinstimmung der religiösen Parteien die Hauptsache des Glaubens sei; daß das persönliche Verhältniß zu Gott unabhängig sei von den Dogmen; es nütze wenig die Predigt zu hören, das Sacrament zu nehmen, in der Beichte zu erzählen, daß man ein großer Sünder sei, seine Hoffnung auf das Verdienst Christi und nicht auf die eigenen Werke zu setzen, sich allenfalls vor groben Sünden zu hüten und zu bestimmten Stunden ein gedankenloses Gebet zu sprechen. Und doch sei dies das gewöhnliche Christenthum der Geistlichen und Laien, ein toter Glaube, ein äußerlicher Gottesdienst, Buchstabe ohne Geist. Wenig bedeute die Taufe des Kindes ohne die Bekehrung der Erwachsenen, wenig gelte ein kirchliches Leben, bei welchem der Laie die Güter des Heils fast nur passiv empfange, jeder Einzelne müsse in seinem Herzen das Priesterthum des Lammes aufrichten. So empfanden Tausende.

Von den Vielen aber, welche diesem Zuge des Herzens folgten, hat in Deutschland durch mehre Jahrzehnte keiner so großen Einfluß ausgeübt als Philipp Jacob Spener (von 1635—1705). Im Elsaß geboren, wo seit mehr als hundert Jahren die Lehre Luther's und der Schweizer Reformatoren einander bekämpften und zusammenflossen, wo die Gelehrsamkeit der Niederländer, ja die frommen Bücher der Engländer geschützt wurden — war sein frommes Herz durch ernste Schulbildung und unter dem Schutz, welchen ihm vornehme Frauen in schwerer Zeit gewährten, früh im Glauben fest geworden. Schon als Knabe war er strenge gegen sich selbst gewesen, als er einmal gewagt hatte zum Tanz anzutreten, mußte er aus Gewissensangst den Reihen verlassen. Dann war er Erzieher an einem Fürstenhofe gewesen, hatte zu Basel weiter studirt, zu Genf mit Bewunderung gesehen, wie Jean de Labadie durch seine Bußpredigten die Weinhäuser leerte, die Spieler veranlaßte ihren Gewinn zurückzugeben, und die Lehre von der innern Heiligung und der rücksichtslosen Nachfolge Christi den verwilderten Kindern Calvin's in die Herzen schlug. Von da war Spener nach Frankfurt a/M. als Seelsorger gegangen und hatte dort seit 1666 eine segensreiche Wirksamkeit geübt, welche immer größere Verhältnisse annahm, und ihm bald Anhänger durch ganz Deutschland verschaffte. In glücklicher Ehe, in günstigen äußeren Verhältnissen, friedliebend und vorsichtig, von ruhigem Gleichgewicht und zarter Empfindung, ein liebevolles, bescheidenes Gemüth, war er vorzugsweise gemacht, Rathgeber und Vertrauter bedrängter Herzen zu werden. Zumal auf weibliche Naturen übte der feine, gutherzige, würdevolle Mann eine sehr große Anziehungskraft. Er richtete in einer Privatwohnung Versammlungen frommer Christen ein, die vielbesprochenen Collegia pietatis, in denen Bücher der heiligen Schrift erklärt und von den Männern besprochen wurden, die Frauen hörten in besonderem Raum schweigend zu. Als er diese Vorträge später in die Kirche verlegen mußte, verloren sie für die Eifrigen die Anziehungskraft, welche das Stille, Gewählte der geschlossenen Gesellschaft ausgeübt hatte, es entstanden Parteien, ein Theil seiner Schüler

trennte sich von der Kirchengemeinde. Er selbst wurde nach zwanzigjähriger Thätigkeit von Frankfurt nach Dresden, bald darauf nach Berlin gerufen.

Spener selbst war allem Sectirerwesen abhold, schon die Mystik Arndt's, noch mehr die von Jacob Böhme stieß ihn innerlich ab, er mißbilligte, wenn einzelne seiner Freunde die Gemeinschaft der Kirche verließen, er kämpfte durch sein ganzes Leben gegen die Feinde, welche ihn aus der Kirche hinausdrängen wollten, und in der letzten Hälfte seines Lebens einen stillen Kampf gegen die eigenen Anhänger, welche die Dogmen der Kirche öffentlich mit Richtachtung behandelten. Er selbst war durchaus kein Schwärmer; daß die christliche Religion eine Lehre der Liebe sei, daß man Christi Leben durch das eigene Leben nachahmen und die vergänglichen Freuden der Welt gering achten müsse, daß man nach seinem Beispiel seinen Mitmenschen Liebe beweisen müsse, das blieb immer der edle Kern seiner Lehre. Und doch wurde schon durch Einiges in seinem Wesen, ohne daß er es wollte, die Isolirung und der Separatismus begünstigt, in welchem das religiöse Leben der Pietisten im nächsten Jahrhundert verkümmern sollte. Das Gewicht, welches er auf Privaterbauung und auf das einsame Ringen der Seele nach Gott legte, und vor Allem das kritische Mißtrauen, mit welchem er das Weltleben betrachtete, das mußte seine Anhänger sehr bald in einen Gegensatz zu dem Leben der Menge bringen. Bei der inneren Armuth und Dürftigkeit vieler Anspruchsvollen, welche sehnsüchtig sich an ihn klammerten, konnte nicht fehlen, daß die gleichmäßige Methode zu empfinden und das Leben zu beurtheilen in Kurzem zur Manier wurde, welche sich in Sprache, Haltung, Tracht darstellte.

Immer noch war Gott der liebevolle Vater, welcher durch die Kraft des Gebetes bestürmt und wol bewogen werden konnte zu erhören. Aber das lebende Geschlecht hatte Resignation gelernt und ein leises Flüstern zu Gott war an die Stelle des starken Gebetkampfes getreten, in welchem Luther seinem Herrgott „den Sack vor

13*

die Füße geworfen hatte". Die Unerforschlichkeit der Vorsehung war durch furchtbare Lehren tief in die Seele geprägt und die Fortschritte der Wissenschaft ließen bereits soviel von der Größe der Weltordnung ahnen, daß die Schwäche und Kleinheit des Menschen stärker betont werden mußte. Der Sünder war seinem Gott gegenüber schüchterner geworden, die naive Unbefangenheit der Reformationszeit verloren. Dafür hatte sich in dem lebenden Geschlecht die Wundersucht gesteigert, eifrig bemühte man sich, auf Umwegen hinter den Willen des Herrn zu kommen. Träume wurden gedeutet, Vorzeichen erkannt, jede schöne Empfindung der eigenen Seele, jeder schnelle Fund, welchen der combinirende Geist machte, wurde sehnsüchtig als eine directe Eingebung Gottes betrachtet. Es war ein alter volksthümlicher Glaube, zufällige Worte, welche von Außen in die Seele fielen, als bedeutsam zu betrachten, dieser Glaube ward jetzt in ein System gebracht. Wie der Jütländer Steno — jener katholische Bischof zu Hannover, der Bekannte von Leibnitz — plötzlich zum katholischen Fanatiker wurde, weil eine Dame aus dem Fenster einige gleichgiltige Worte herunterrief, die der Vorübergehende für einen Befehl des Himmels hielt, ähnlich beherrschte das zufällige Wort auch den deutschen Pietisten. Es wurde ein beliebter Brauch, in zweifelhaften Fällen Bibel- oder Gesangbuchverse aufzuschlagen und in ihrem Wortlaut die Entscheidung bei innerer Unsicherheit zu finden, der Spruch, auf welchen der rechte Daumen traf, war der bedeutsame; — ein Brauch, der noch heut fest in unserm Volke haftet und von den Gegnern schon um 1700 als „Däumeln" verhöhnt wurde. Kam von Außen ein Ruf, ein Anerbieten, so war Methode, dasselbe das erste Mal abzulehnen, wiederholte sich die Aufforderung, dann rief der Herr. Es ist leicht einzusehen, daß die gläubige Seele, ohne sich dessen bewußt zu werden, bereits in der Form der ersten Ablehnung einer stillen Neigung des Herzens folgen konnte, welches heimlich ein Ja oder Nein rief.

Daß in einer zügellosen Zeit auch die Reaction der Besseren gegen das Gemeine und Wilde das Maaß überschreitet, ist natürlich.

Nach dem Kriege war ein wahnsinniger Kleiderluxus eingetreten, schamlos liebten die Frauen ihre Reize zu zeigen, frivol waren auch die Tänze, roh die Trinkgelage, die Komödien und Romane oft nur eine Sammlung von Unsauberkeiten. Da war natürlich, daß Solche, die sich darüber ärgerten, einfache, dunkle, verhüllende Gewänder wählten und daß die Frauen sich nonnenhaft von Tanz und Lustbarkeiten zurückzogen, daß Weintrinken in Verruf kam, die Komödie nicht besucht wurde und jeder Tanz für eine gefährliche Frivolität galt. Aber der Eifer ging noch weiter. Auch die laute fröhliche Unterhaltung erschien bedenklich, die Menschenseele sollte immer beweisen, daß sie die vergänglichen Freuden der Welt gering achte. Selbst das Harmloseste, was die Natur dem offenen Sinn des Menschen entgegentrug, ihre lachenden Blüthen, das Singen der Vögel, das durfte nur mit Vorsicht bewundert werden, es galt für unerlaubt wenigstens am Sonntage Blumen zu pflücken oder sie gar an Brust und Haar zu stecken. Daß auch ehrenwerthe Leistungen der schönen Künste vor solcher Richtung wenig Gnade fanden, ist natürlich. Malerei und weltliche Musik wurden ebenso gering geachtet, als die Arbeiten der Dichter, in denen die Sorgen einer irdischen Liebe anschaulich dargestellt wurden. Man sollte die Welt nicht dem Erlöser gleich stellen. Die nicht „der Pietät" folgten, lebten in „Gleichstellung der Welt".

Wer sich in solcher Weise gegen die Mehrzahl der Menschen abschließt, der mag sich selbst täglich sagen, daß er in Demuth und Resignation seinem Gott lebe, er wird nur selten geistlichen Hochmuth von sich fern halten. Es war natürlich, daß die Stillen im Lande, wie sie sich schon früh selbst nannten, ihr Leben für das bessere und würdigere hielten, aber es war ebenso natürlich, daß sich dabei eine geheime Eitelkeit und ein selbstgefälliges Wesen großzog. Sie hatten so oft den Versuchungen der Welt widerstanden, sie hatten so oft große und kleine Opfer gebracht, dafür erleuchtete sie die Gnade des Herrn, sie waren seine Auserwählten. Ja, ihr Glaube war menschenfreundlich, Christenpflicht üben, Andern Gutes thun, wie jener Samariter dem

Reisenden in der Wüste des Lebens. Aber es war doch natürlich, daß sie Theilnahme und Wohlwollen zumeist Solchen zuwandten, welche dieselbe Glaubensrichtung hatten. Und ihr Zusammenhang wurde durch mehre Umstände besonders fest und merkwürdig. Es waren zuerst nicht vorzugsweise gelehrte Geistliche, welche der Pietät anhingen, im Gegentheil, die große Mehrheit der Theologen stand bis etwa um 1700 vom orthodoxen Standpunkt gegen sie in Waffen. Sie aber lebten mehr dem Evangelium, als dem Gesetz, sie suchten sorgfältig den Schein zu vermeiden, als dürfe der Prediger eine Herrschaft über das Gewissen der Gemeinde ausüben. Das fesselte vorzugsweise die Laien, strenge Geister und warme Herzen aus allen Ständen, Gelehrte, Beamte, Bürger, und wieder nicht wenige Vornehme, auch vom hohen Adel, vor Allem aber die Frauen.

Zum ersten Mal seit der deutschen Urzeit — eine kurze Periode des ritterlichen Frauendienstes ausgenommen — wurden die deutschen Frauen über den Kreis der Familie und des Hauses herausgeführt, zum ersten Mal nahmen sie selbstthätig als Mitglieder einer großen Gesellschaft Theil an den höchsten Interessen der Menschheit. Gern wurde von den frommen Theologen der Pietät hervorgehoben, daß sich in ihren Gemeinden fast mehr Frauen als Männer befanden, wie fleißig und eifrig die Frauen die Uebungen der Gottseligkeit durchmachten, daß die Frauen schon am Kreuze stehen geblieben waren, als die Apostel alle davon liefen*). Ihr inneres Leben, ihr Kampf mit der Welt, ihr Ringen nach Christi Liebe und Erleuchtung von Oben wurde von den Vertrauten mit herzlicher Theilnahme beobachtet, sie fanden treue Berather, liebevolle Freunde unter feinfühlenden und ehrenwerthen Männern. Die neue Auffassung des Glaubens, welche viel weniger die Buchgelehrsamkeit betonte, als die Empfindung eines reinen Herzens, mußte grade auf sie wie ein Zauber wirken. Auch das Stille, Abschließende, Aristokratische der Richtung zog sie mächtig an, ja ihre größere Weichheit, die Energie ihrer unmittelbaren Em-

*) Joh. Heinrich Reitz, Historie der Wiedergebohrnen in der Zuschrift.

pfindung und ein reizbares nervöses Leben machten sie besonders geeignet, Rührung, Begeisterung und die wunderbaren Einwirkungen der Gottheit zu empfinden. Schon war die geniale Anna Maria von Schurmann zu Utrecht, wol das gelehrteste aller Mädchen, lange Zeit die Bewunderung der Reisenden, durch Jean Labadie von der Kirche gelöst worden, und das fromme und liebenswürdige Herz hatte (1670) alle ihre Schriften — die doch nichts Unchristliches enthielten — in heiligem Eifer widerrufen. Wie sie, suchten auch andere Frauen ihr Priesterthum vor dem Volk zu vertreten, mehre der frommen Theologen durften sich starker Frauen rühmen, welche an ihrer Seite beteten, trösteten, sie selbst bei Widerwärtigkeiten im Glauben stärkten, und wie sie Theil an den Erleuchtungen hatten. So kam es, daß Frauen aus allen Ständen die eifrigsten Parteigänger der Pietät wurden. Kaum eine erlauchte oder reiche Familie, welche nicht unter den Damen ihres Hauses eine Fromme zählte, und durch das gehaltene Wesen und die moralischen Ermahnungen derselben zuerst geärgert, allmälig beeinflußt wurde. Grade für solche vornehme Frauen hatte es einen großen Reiz, den Talenten ihrer Gemeinde Protection zu gewähren. Sie wurden die eifrigsten Gönnerinnen, unermüdliche Proselytenmacher, zuverlässige Vertraute und Helfer bei Bedrängnissen Anderer. Während sie aber für die Interessen ihres Glaubens arbeiteten, erfuhr auch ihr eigenes Leben manche Einwirkung. Sie kamen in Verbindung mit Männern aus verschiedenen Ständen, sie gewöhnten sich mit den Abwesenden zu correspondiren, sie lernten sich über Geheimnisse des Herzens, über zarte Empfindungen der Seele aussprechen. Geschah das auch oft in den banalen Ausdrücken der Gemeinde, es war doch für Viele eine Vertiefung des innern Lebens. Ja es wurde dadurch einiges Neue herausgebildet in dem Gemüth des Volkes.

Die Gewöhnung, über die eigenen Zustände zu reflectiren, auch noch bei starker innerer Bewegung sich selbst zu beobachten, war der deutschen Seele etwas ganz Neues. Oft rührt uns die kindliche Freude, mit welcher jene Frommen die Processe ihrer geistigen

Thätigkeit, die Regungen ihres Herzens beobachten. Vieles ist ihnen erstaunlich und überraschend, was wir bei größerer Gewandtheit, das Leben in uns und Andern zu beobachten, nur gewöhnlich finden. Jeder Kreis von Vorstellungen, welche schnell zu einem Bilde, einem Gedanken, einer Idee zusammenschießen, jedes schnelle Aufblitzen eines Gefühls, dessen leitende Fäden sie nicht übersehen, erscheint ihnen wunderbar. Der Bibelspruch, dessen Sinn sie nach längerm Grübeln verstehen, „wird ihnen aufgeschlossen". Ihre Traumbilder, welche bei der emsigen Beschäftigung mit der Schrift häufig biblische Gestalten zeigen, werden von ihnen nach dem Erwachen sorglich in verständigen Zusammenhang gebracht und ohne daß sie sich der erfindenden Zuthat bewußt werden, zu einer kleinen Dichtung abgerundet. Ihre lyrischen Stimmnngen formen auch die Tagebücher um, welche bis dahin in der Regel nur ein Verzeichniß der zufälligen Vorfälle gewesen waren, die vertrauten Blätter werden von jetzt mit unbehilflichen Versuchen, durch prächtige Worte ein leidenschaftliches Gefühl auszudrücken, und mit Betrachtungen über das eigene Herz gefüllt. Wenn eine Pietistin kurz nach 1700 schreibt: „es waren so viele tiefe Gedanken in meinem Herzen, daß ich's nicht ausdrücken kann," oder, „ich hatte große Empfindungen über diese Gedanken", so klingt dergleichen für uns wie eine Aeußerung der jüngst vergangenen Zeit, etwa von Bettine Arnim, welche allerdings in mancher Hinsicht ein Nachklang jener erregten Frauen ist, die einst am Main unter Spener's Leitung beteten. Aus dem Leben drang dieselbe Fertigkeit einer staunenden Selbstbetrachtung in die Poesie, die Lyrik, später auch in die Romane.

Ferner begann mit dem Pietismus in Deutschland auch ein neuer gesellschaftlicher Verkehr. Selten war den Häuptern der frommen Gemeinden ein ruhiges Leben beschieden, sie wurden hin und her versetzt, verjagt, umhergetrieben. Die Jüngeren, welche Lehre, Trost, Erleuchtung suchten, thaten deshalb Reisen oft in entfernte Landschaften. Ueberall fanden sie verwandte Seelen, Gönner, Bekannte, oft gute Aufnahme und Protection auch von Fremden. Wer nicht

selbst reiste, liebte doch an Geistesverwandte über seine Stimmungen, über Versuchung und Erleuchtung zu schreiben. Auch das war neu. Solche Briefe wurden herumgetragen, abgeschrieben, weit verschickt. Es war der Anfang des Briefcultus. So entstand ein stiller Zusammenhang der frommen Seelen durch ganz Deutschland, eine neue menschliche Verbindung, welche zuerst die Vorurtheile des Standes durchbrach, die Frauen zu angesehenen Mitgliedern einer geistigen Genossenschaft machte, ein Verkehr, dessen Hauptinteresse das innere Leben der Einzelnen war. Und dieses gesellschaftliche Treiben der Frommen aus der Zeit von Spener hat noch hundert Jahre später Form und Methode des Verkehrs der schönen Seelen bestimmt, ja das menschliche Verhältniß unserer großen Dichter zu deutschen Fürsten und vornehmen Frauen ist vielleicht nur möglich geworden, weil die Stillen im Lande in ähnlicher Weise an den Höfen gelebt haben. Auch die Methode blieb dieselbe, die Besuche der Reisenden, die Briefe, die stillen Gemeinden der Feinfühlenden. Und die Empfindsamkeit der Wertherperiode ist nur eine Stieftochter von der Gefühlsseligkeit des alten Pietismus.

Auch die segensreiche Einwirkung, welche die Pietisten auf Sitte und Zucht des Volkes ausübten, ist nicht niedrig anzuschlagen, sie wurde allerdings dadurch beeinträchtigt, daß sie sehr geneigt waren, sich von der Menge abzuschließen. Ueberall aber, wo die Thätigkeit, welche Spener als Seelsorger geübt hatte, Nachahmung fand, vollends wo der Pietismus in der Landeskirche zur Anerkennung kam, wurde das praktische Christenthum der neuen Lehre erkennbar. Wie Spener brachten seine Nachfolger die Kinderlehren in Ansehen, gern benutzten sie diese Stunden, wo die jungen Seelen der Gemeinde und die Herzen der Aeltern sich ihnen aufschlossen, um bedeutsame Tagesereignisse zu beurtheilen und praktische Anwendungen ihrer Lehre zu machen. Sie waren es, welche zuerst nach dem verwüstenden Kriege mit warmem Herzen für die Volksschulen sorgten, auf sie müssen die ersten Anfänge einer geordneten städtischen Armenpflege in größeren Städten zurückgeführt werden. Es ist bekannt,

wie die deutschen Waisenhäuser durch sie eingerichtet wurden, dem Beispiel Franke's in Halle folgte man in vielen andern Städten, die großen Institute wurden von den Zeitgenossen wie ein Wunder angestaunt. Und für alle Zeit soll unser Volk mit besonderem Interesse auf diese Stiftungen unserer frommen Vorfahren sehen. Denn sie sind die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Privatbeiträge Einzelner aus ganz Deutschland gegründet werden. Zum ersten Mal wurde durch sie dem Volke in das Bewußtsein gebracht, wie Großes durch das Zusammenwirken vieler Kleinen geschaffen werden könne. Daß diese Erfahrung dem Volke damals wie ein Märchen erschien, ist nicht auffallend, wenn man erwägt, daß durch die Stillen in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutscher Zunge weit mehr als eine Million Thaler für Waisenhäuser und ähnliche wohlthätige Institute zusammengebracht worden sein muß, — allerdings nicht nur aus Privatkassen —; aber in dem armen noch dünn bevölkerten Lande haben solche Summen eine Bedeutung.

So bereitete der Pietismus nach vielen Richtungen große Fortschritte vor, und das Beste, was er seinen Gläubigen bot, eine Steigerung des Pflichtgefühls und eine größere Innigkeit der Empfindung, das ging aus den stillen Gemeinden auch in die Seelen von vielen tausend Weltkindern über; er trug kaum weniger als die Wissenschaft der beginnenden Aufklärungsperiode dazu bei, das wilde und rohe Treiben, welches in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts überall abstößt, zu mildern und dem Familienleben der Deutschen wenigstens in den Städten größere Einfachheit, Ordnung und Zucht zu geben. Die Familien, aus denen unsere großen Gelehrten und Dichter herausgewachsen sind, das Vaterhaus von Goethe und Schiller verrathen die Einwirkungen, welche die Pietät auf die letzten Generationen ihrer Vorfahren ausgeübt hatte.

Daß viele der Pietisten sich schnell in Wunderlichkeiten und auf gefährlichen Abwegen verlieren mußten, ist freilich begreiflich.

Es war natürlich, daß denen, welche nach inneren Kämpfen und langem Ringen die Kraft zu einem gottseligen Leben gewonnen hatten, die Erhebung des sündigen Menschen zur Hauptsache wurde, und da man überall sehnsüchtig eine directe Einwirkung Gottes auf das eigene Leben suchte, so lag nahe, auch diese Erweckung einer besondern Begnadigung des Herrn zuzuschreiben und den Moment, in welchem die Erleuchtung und Heiligung des eigenen Wesens durch Offenbarung des Göttlichen stattfand, angstvoll zu erflehen und wenn nach starker Spannung der Seele die Exaltation eintrat, diese als den Anfang eines neuen gottbegnadigten Lebens zu betrachten. Auch Luther hatte nach der Erleuchtung gerungen, auch er hatte das Entzücken der Erhebung, innern Frieden, Ruhe, Klarheit, Gefühl der Ueberlegenheit über die Welt empfunden. Aber es war bei ihm und den Kräftigen seiner Zeitgenossen ein immerwährender Kampf und ein häufig wiederholter Sieg gewesen, ein gemüthlicher starker Proceß, der ihm selbst zwar zuweilen wundervoll erschien, der aber bei seiner gesunden kräftigen Natur nichts Kränkliches hatte und dessen besondere Formen, die Kämpfe mit dem Teufel, nur die natürliche Folge des naiven und treuherzigen Volksglaubens war, welcher die alten Hausgeister und Kobolde unsrer heidnischen Ahnen in christliche Engel und Teufel verwandelt hatte. Die neuen Frommen dagegen lebten in einer Zeit, in welcher das Leben in der Natur und des Menschen bereits viel verständiger nach Ursache und Wirkung aufgefaßt wurde, wo eine Menge von wissenschaftlichen Vorstellungen populär waren, wo ein praktischer weltlicher Sinn, der sich wenig Illusionen machte, überwog, wo Begeisterung und große Ideen selten das Menschenherz erhoben. Schon lagen die Anfänge des Rationalismus in den Seelen der Zeitgenossen. In solcher Zeit war die Wiedergeburt, der Moment der Erweckung keine Stimmung, welche leicht kam, kein Zustand, in den man sich bei gesundem Nervenleben ohne eine gewisse Gewaltsamkeit versetzen konnte. Man mußte lange darauf warten, sich angestrengt vorbereiten, Körper und Seele dazu forciren, mit einer Selbstbeschaulichkeit, in der schon etwas Ungesundes lag, belauerte man

ängstlich die eigene Seele, ob der Moment nahe sei, ob man die Erweckung habe. Und dieser Moment der Erweckung selbst sollte ein durchaus von aller andern menschlichen Stimmung verschiedener sein. Um die Ueberzeugung hervorzubringen, daß er gekommen sei, reichte den meisten Naturen auch nicht mehr die Stimmung aus, welche die kräftigen Reformatoren nach schweren Gewissenskämpfen beglückt hatte, und welche zu allen Zeiten auf dem Menschenantlitz wie ein Abglanz des Göttlichen ruhen wird: der Frieden und die Heiterkeit, wie sie nach starker schöpferischer Arbeit des Geistes, nach dem siegreichen Ende eines Kampfes zwischen Pflicht und Neigung kommen. Jener Durchbruch der Gnade bei den Pietisten, war wenigstens häufig von Entzückungen, Visionen und ähnlichen pathologischen Erscheinungen begleitet, welche zu keiner Zeit gefehlt haben, die man aber damals als die höchsten Momente des Erdenlebens mit Leidenschaft aufsuchte, mit Bewunderung berichtete. Es sollte in Kurzem klar werden, daß grade die Erweckung die Klippe war, an welcher der Pietismus zu Grunde ging.

Auch die Lectüre der Schrift mußte bei solcher Richtung allerlei besondere Gefahren bereiten. Wer die heiligen Bücher deutete, war bei der Ueberzeugung, daß Gott ihn mit directen Einwirkungen begnadige, in der unglücklichen Lage, jeden zufälligen Einfall, der ihm bei einer Stelle kam, für eine unfehlbare Offenbarung zu halten. Nun machte aber die Sehnsucht der schwachen Zeit nach besseren Zuständen und die besondere Neigung der Frommen nach Erleuchtungen die prophetischen Bücher des Alten und Neuen Testaments besonders lockend. So kam es, daß die Pietisten aus ihnen eine Menge von Enthüllungen und Prophezeiungen herauslasen. Es ist fast zufällig und nicht von Wichtigkeit, zu welchen Resultaten sie grade kamen. Die Beschäftigung aber mit den dunkleren Stellen der Propheten und vollends mit der Offenbarung Johannis, welche noch Luther vertraulich für ein verworrenes und unangenehmes Buch erklärt hatte, trug nicht dazu bei, ihr Urtheil klarer und ihre wissenschaftliche Bildung tüchtiger zu machen, denn noch hatte ihre Zeit den Schlüssel zum Verständ-

niß dieser Aufzeichnungen nicht gefunden. Dazu kam, daß die Sprachkenntnisse auch der Gelehrten in der Regel ungenügend waren, obgleich nach dem Vorbilde der Schurmann bereits hier und da ein frommes Fräulein das Hebräische zu lernen begann. Nicht lange, und der Mehrzahl erschien alle weltliche Wissenschaft unnütz und schädlich.

So drohten dem Pietismus sofort nach seinem Aufkommen in Deutschland große Gefahren. Aber das Leben der älteren Pietisten, welche von Frankfurt aus sich über Deutschland verbreiteten, ist doch noch einfacher und harmloser, als das spätere Treiben zu Halle und unter den Separatisten des achtzehnten Jahrhunderts.

Uns sind zwei Selbstbiographien frommer Seelen aus der Schule Spener's erhalten, welche auch andere Richtungen des deutschen Lebens gut beleuchten. Beide gehören zusammen, es ist Mann und Frau, welche sie uns hinterlassen haben, gutherzige Menschen von warmem Gemüth, einiger Gelehrsamkeit und nicht vorzugsweise kräftigem Gefüge des Geistes, der Theologe Johann Wilhelm Petersen und seine Gattin Johanna Eleonore geb. von Merlau. Nachdem die Gatten sich nicht ohne einen angenehmen Wink Gottes ehelich verbunden hatten, führten sie mit einander ein geistliches Leben, einträchtig, wie ein Vogelpaar flatterten sie durch Anfechtungen und Beschwerden dieses Erdenthals. Gemeinsam kamen ihnen die himmlischen Tröstungen und Offenbarungen, oft mußten sie von einem Zweig auf den andern fliegen, weil das Lied, welches sie zusammen eingeübt hatten, der Welt für schwärmerisch galt. Bei den Besten unter den Stillen aber blieben sie bis an ihr Lebensende in Ansehen, zuverlässig wegen ihrer Herzensgüte, welche auch durch die fromme Eitelkeit nicht erstickt wurde. Der Mann, von Haus eine fleißige und pflichtgetreue Natur mit poetischer Empfindung und dem Bedürfniß sich anzulehnen, von nicht unbedeutender philologischer Bildung, wird offenbar durch die entschlossenere Frau, welcher ihr „weltlicher Adelsstand" auch unter den Frommen Ansehen giebt, sehr beeinflußt. Erst seit seiner Verheiratung ist unruhige Erregung, zuweilen eine Maßlosigkeit des

Eifers in ihm sichtbar. Die Frau aber, einige Jahre älter als er, hatte einst an kleinem Fürstenhofe ihre strenge Frömmigkeit im Kampfe gegen das Cavalierleben herausgebildet, man darf aus ihrer Biographie schließen, daß sie nicht frei von Ehrgeiz und Herrschsucht, und nicht ohne einen Beisatz von herber Strenge war. Ihr langer stiller Kampf hatte sie übereifrig gemacht, und die fromme Frau Baur von Eysenecк, bei welcher sie später in Frankfurt lebte, gehörte ebenfalls zu den enthusiastischen Gemeindegliedern, welche zu Conventikeln neigten und ihrem Seelsorger Spener deshalb Kummer machten. So ist anzunehmen, daß vorzugsweise der Einfluß der Frau den Gatten auf dem Wege forttrieb, der ihn zuletzt aus seinem Amte entfernte und als Schwärmer und Chiliasten in Verruf brachte. Aber durch den Haß der Orthodoxen ist beiden Unrecht geschehen, sie waren ehrlich, auch da, wo sie Auffallendes verkündeten. Hier werden zuerst die Jugendjahre der Frau, dann einige hierher gehörige Züge aus dem Leben des Mannes mit ihren eigenen Worten berichtet. Johanna Eleonora Petersen, geb. von und zu Merlau, (geboren 1644, den 25. April) erzählt von sich Folgendes*):

„Die Furcht des Herrn hat mich bewahret und seine Güte und Treue hat mich geleitet.

Den Trieb seines guten Geistes habe ich von zarter Kindheit an empfunden, aber demselben guten Geist aus Unwissenheit oft widerstrebt. Ich habe ihm in meinem weltlichen Adelstand große Hindernisse bereitet, weil ich ihm die Welt gleichstellte, bis mir das Verständniß kam und bis das heilbringende Wort eine kräftige Ueberzeugung in mir gewirkt hat. Denn als ich ungefähr vier Jahr alt war, traf es sich, daß meine lieben Eltern, welche der Kriegsunruhe wegen in Frankfurt gewohnt hatten, wieder auf's Land zogen,

---

*) Lebens Beschreibung Johannis Wilhelmi Petersen. 1717. 2te Aufl. 1719. 8. — Leben Frauen Johannä Eleonorä Petersen. 1718. 2te Aufl. 1719. 8.

weil überall Friede war. Sie hatten schon Vieles auf's Land bringen lassen und die selige Mutter war mit mir und meinen beiden Schwestern auf einem Gute bei Hettersheim, Philippseck genannt, und besorgte nichts Uebles. Da kam das Dienstvolk und berichtete, wie ein ganzer Trupp Reiter käme, worauf denn jeder geschwind das Seine auf die Seite brachte und die selige Mutter mit drei kleinen Kindern allein ließ, von denen das älteste sieben, ich vier Jahr und das dritte an der Brust war. Da nahm die selige Mutter das jüngste an die Brust, uns beide an die Hand und ging ohne Magd nach Frankfurt, welches eine große halbe Meile entfernt war. Es war aber im Sommer, die Frucht stand auf dem Felde, und man konnte den Schall der Soldaten hören, welche etwa einen Pistolenschuß von uns marschirten. Da wurde der seligen Mutter sehr bange und ermahnte uns zum Gebet. Als wir aber zum äußeren Schlage der Stadt kamen, wo wir in Sicherheit waren, setzte sich die selige Mutter mit uns nieder und vermahnte, dem höchsten Gott zu danken, der uns behütet. Da sprach meine älteste Schwester, die drei Jahr älter war als ich: „Warum sollen wir jetzt beten? Jetzt können sie ja nicht mehr zu uns kommen." Da habe ich in meinem Herzen einen rechten Schmerz über diese Rede gehabt, daß sie Gott nicht danken wollte, oder meinte, daß es nun nicht nöthig wäre. Das verwies ich ihr mit brünstiger Liebe gegen den Herrn, dem ich von Herzen dankte. — Item, als ich beredet wurde, daß die Bademutter die Kinder aus dem Himmel holte, habe ich großes Verlangen gehabt mit der Bademutter zu reden, habe ihr anbefohlen, den Herrn Jesum herzlich zu grüßen und von ihr zu wissen begehrt, ob der liebste Heiland mich auch lieb hätte. Das waren die ersten Kinderbewegungen, deren ich mich noch genau erinnern kann.

Als ich in das neunte Jahr ging, wurden wir mutterlose Waisen und erging es uns nicht zum Besten. Denn der Vater hielt sich fünf Meilen von unserm Gute bei Hofe auf, und nahm zu uns Kindern eine Schulmeisterwitwe in's Haus. Diese hatte ihre eigenen Kinder im Flecken und wandte ihnen zu, was uns gebührt hätte,

ließ es uns aber fehlen, so daß wir oft gern nahmen, was Andere nicht mochten. Auch geschah es durch ihre Praktiken, daß sie uns oft bei Abendzeit im Hause allein ließ. Dann kamen gewisse Leute, die sich in weiße Hemden gekleidet, ihre Gesichter mit Honig bestrichen und Mehl hereingestreut hatten, sie gingen mit Lichtern im Hause herum, brachen Kisten und Kasten auf und nahmen daraus, was sie wollten. Darüber bekamen wir solche Furcht, daß wir uns zusammen hinter den Ofen setzten und vor Angst schwitzten. Solches geschah so lange, bis das Haus sehr ausgeräumt wurde. Weil aber der Vater sehr hart gegen uns war, hatten wir nicht das Herz etwas zu klagen, wir waren nur froh, wenn er wieder fortgereist war, und litten das Unwesen so lange, bis einst der von Braunheim, der nunmehr meine Schwester hat, uns besuchte, welcher damals noch sehr jung war. Dem klagten wir unsre Noth und er nahm sich vor, im Hause verborgen zu bleiben bis an den Abend und zu sehen, ob das Gespenste wieder kommen wollte. Als es nun kam und gleich nach dem Schrank ging ihn aufzubrechen, da sprang er hervor und wurde gewahr, daß es Leute aus dem Flecken waren, Söhne eines Wagners, welche gute Bekanntschaft mit der Witwe hatten, die uns behüten sollte. Aber weil er allein war, sprangen sie davon und wolltens nicht zugeben, daß sie es gewesen wären. Doch kam das Gespenst nicht wieder und wir erhielten auch Vieles zurück, was sie auf den Boden über der Küche geschleppt hatten.

Diese Witwe schaffte der selige Vater ab und wurde ihm eine Capitänsfrau vorgeschlagen, welche in der Haushaltung und andern Geschicklichkeiten berühmt war; da meinte der selige Vater uns gar wohl versorgt zu haben, aber es war eine unchristliche Frau, die ihre Soldatenstücke noch nicht vergessen hatte. Denn als sie einst eine Menge fremder kalekutischer Hühner auf dem Wege sah, ließ sie dieselben ins Haus treiben, griff das beste und die andern ließ sie wieder fortjagen. Zu diesem ihrem gestohlenen Braten wollte sie trocknes Holz haben und schickte mich, um solches zu erlangen, auf einen hohen Thurm, der fünf Stockwerk hoch und viereckig gebaut war.

Dort war unter dem Dache ein Taubenhaus gewesen, wo lose dürre Bretter lagen, von diesen Brettern sollte ich ihr holen. Und als ich einige heruntergeworfen hatte und eins abreißen wollte, das noch an einer Stelle fest war, schlug ich zurück, fiel zwei Stockwerke hoch hinab und kam an eine Treppe zu liegen; hätte ich mich umgewendet, so wäre ich noch zwei Stockwerk tief gefallen. Ich lag aber etwa eine halbe Stunde in Ohnmacht und als ich wieder zu mir selbst kam, wußte ich im Anfang nicht, wie ich dorthin gekommen, stand auf und fühlte, daß ich sehr matt war, ging die Stiege hinunter und legte mich in das Bett, das in einem Gemache desselben Thurmes stand, auf welchem der selige Vater zu schlafen pflegte, wenn er zu Hause war. Dort schlief ich etliche Stunden, hernach stand ich auf und war frisch und gesund. Es war aber während der Zeit keine Nachfrage nach mir geschehen, und als ich sagte, daß ich gefallen wäre, bekam ich Scheltworte, warum ich mich nicht vorgesehen. Ich ging aber auf die Seite und wollte nichts von dem gestohlenen Braten essen; es erschien mir als eine rechte Schmach und ich hatte doch nicht das Herz etwas zu sagen.

Als ich nun in das eilfte Jahr ging, wurde meine selige Schwester, die drei Jahr älter war, zum Pastor geschickt, daß sie wegen des heiligen Abendmahls unterrichtet werden sollte. Da bekam ich solche Lust und wollte gern mitgehen, der selige Vater aber wollte mich nicht dazu lassen, weil ich kürzlich erst zehn Jahr alt geworden. Ich aber hielt so lange an, bis der Vater darein willigte, wenn der Herr Pastor mich für tüchtig halten würde. Dieser kriegte mich vor und fragte mich nicht allein nach den Worten, sondern auch nach dem Verstande der Worte. Da gab mir Gott solche Gnade in den Antworten, daß der Herr Pastor vergnügt war und mich zuließ.

Etliche Zeit darnach kam meine Schwester nach Stuttgart und ich mußte die Haushaltung über mich nehmen und von Allem Rechenschaft geben, was mir sehr schwer war, weil der selige Vater, so oft er nach Hause kam, mir sehr hart begegnete, und Alles, was zerbrochen oder sonst nicht recht nach seinem Sinne war, von mir forderte, und

mich oft, wenn ich unschuldig war, hart strafte. Darüber bekam ich solche knechtische Furcht, daß ich zusammenfuhr, wo ich nur eine Stimme hörte, die der Stimme meines Vaters ähnlich war. Darüber habe ich manchen Seufzer zu meinem Gotte geschickt; aber wenn er wieder weg war, wurde ich gutes Muths, sang und sprang und war sehr fröhlichen Geistes. Dabei hatte ich aber einen rechten Ekel vor Allem, was nicht sittsam oder kindlich war, mochte auch nichts mit dem Hochzeit- und Kindtaufspielen der Mädchen und dergleichen zu thun haben, denn ich schämte mich davor.

Mit zwölf Jahren wurde ich an den Hof gethan, zu der Gräfin von Solms-Rödelheim. Diese hatte es in den sechs Wochen bekommen, daß sie bisweilen nicht recht bei Sinnen war. Damals aber ging es noch ziemlich mit ihr. Als sie aber bald darauf entbunden wurde und zwei Kinder zugleich bekam, einen jungen Herrn und ein Fräulein, wurde es von Tag zu Tage schlechter mit ihr, so daß sie mich öfter für ihren Hund ansah, welcher ein kleines Löwenhündchen war, und mit seinem Namen nannte und mich schlug wie ihn. Auch geschah es oft, daß wir auf dem Wasser fuhren, denn in Winterszeit sind die Wiesen zwischen Frankfurt und Rödelheim ganz mit Wasser überlaufen, so daß das Wasser in die Kutschen ging, da fuhren die Kutschen ledig, wir aber auf einem Kahn, bis wir wieder am Ende des Wassers einstiegen. Wenn wir so fuhren, hat sie mich oft ins Wasser stürzen wollen, ich sollte als ihr Hündchen schwimmen, aber der Höchste hat mich bewahrt. Einmal wurde ich gewahr, daß sie aus ihrem Schranke ein Messer mit einer Scheide zu sich steckte, ich sagte es der Kammermagd, welche schon etwas ältlich war, diese aber wollte mir kein Gehör geben und meinte, die Gräfin hätte kein Messer, es wäre Kinderei von mir. Es ging aber aus der Gräfin Schlafkammer eine Thür in unsre Kammer und eine andere Thür in des Grafen Gemach. Als es nun Nacht war, wollte ich mich nicht niederlegen, weil mir das Messer im Sinne lag, die Kammerfrau aber zürnte mit mir und drohte dem Grafen zu sagen, daß ich mich so kindisch stellte, doch ich legte mich nur mit den Kleidern auf's Bett.

In der Nacht aber hörte ich einen Tumult, ich weckte Alle auf und stieg aus dem Bett. Da hörten sie den Grafen aus der Kammer laufen und sofort kam die Gräfin und hatte das Nachtlicht und das bloße Messer in der Hand. Als sie uns nun Alle wach sah, erschrak sie und ließ das Messer fallen, da sprang ich zu, als wollt' ich ihr das Messer langen, lief aber damit zur Thür hinaus und im Dunkeln die Treppe hinab. Als ich auf der Treppe war, hörte ich den Grafen rufen: „Wo ist meine Gemahlin?“ Dem antwortete ich, daß ich das Messer hätte. Ich war aber so furchtsam, daß ich mich nicht wieder umzukehren getraute, sondern ich ging in einen Saal, welcher der Riesensaal genannt ward, und sehr unheimlich ist, da blieb ich. Die Kammerfrau aber war eine Leibeigene von der Frau Mutter der Gräfin aus Böhmen, die ging weg und kam nicht wieder, da war ich etliche Wochen ganz allein um die Gräfin, mußte sie aus- und ankleiden, was mir sehr hart ankam.

Es erfuhr aber der selige Vater von Andern, daß ich in solcher Gefahr war, und nahm mich da weg. Hernach kam ich etwa fünfzehn Jahr alt zu der Herzogin von Holstein, einer gebornen Landgräfin von Hessen, welche dem Herzog Philipp Ludwig aus dem Suderburgischen Hause vermählt war. Der Herzog hatte aus der ersten Ehe eine Prinzessin, welche grade an den kaiserlichen Kammerpräsidenten Grafen von Zinzendorf verheirathet wurde. Für diese fürstliche Braut wurde ich zur Hofjungfer angenommen, ihre Kammerjungfer war eine v. Steinling, die schon an dreißig Jahr alt war. Gleich nach meiner Ankunft wurde die Reise nach Linz angetreten, wo das Beilager sein sollte. Wir fuhren auf der Donau und es ging sehr lustig zu, die Pauken und Trompeten gaben einen schönen Ton auf dem Wasser und überall auf der ganzen Reise wurden wir sehr herrlich empfangen auf Veranstaltung derer, die gesandt waren, die fürstliche Braut zu holen. Es kam mir auf meine vorige Angst sehr fröhlich vor, und ich hatte keine Sorge, als daß ich dachte, wenn's nur der Seele nichts schadet, weil ich an einen papistischen Ort kam. So oft wir nun in das Quartier kamen, suchte ich ein

Gemach, wo Niemand war, fiel auf meine Knie und bat, Gott möchte doch Alles hindern, was mir an meiner Seligkeit schädlich sein könnte. Dies Beiseitgehen merkte das Kammermädchen der Braut, schlich mir einst nach und wollte sehen, was ich doch allein machte, da sie mich noch für sehr kindisch ansah, weil ich sehr schmal war. Als sie mich aber auf den Knien betend fand, ging sie still wieder zurück, ohne daß ich wußte, daß sie mich gesehen hatte. Aber als einst die fürstliche Braut mich fragte, ob ich auch betete, antwortete die Kammerjungfer, man dürfte keine Sorge um mich haben. Da merkte ich, daß sie mich im Gemach wahrgenommen hatte. Als wir nun nach Linz kamen, war das Beilager auf dem kaiserlichen Schlosse und ging Alles sehr prächtig zu. Am andern Tage mußte die fürstliche Braut in die Schloßcapelle gehen, da ward ein Segen über sie gesprochen und ein goldner Becher voll Wein gegeben, das nannten sie den Johannissegen, daraus mußte der Graf und sie trinken. Da geschah es, daß nach dem Beilager, als Jedes wieder an seinen Ort ziehen wollte, unter der Herrschaft ein Disputat meinetwegen entstand. Der Graf von Zinzendorf nämlich sagte, er könnte nur das Kammerfräulein (wie man dort die adligen Jungfern nennt) an seine Tafel nehmen, die andere müßte mit der Hofmeisterin speisen. Das wollte der Herzog nicht zugeben, indem er sagte, daß die Hofmeisterin nur bürgerlichen Standes wäre, ich aber wäre von einem alten Hause und nicht geringer als die andere; er könnte es nicht verantworten, daß ein so großer Unterschied zwischen uns gemacht würde, ich wäre seiner Gemahlin Taufpathe.

Als aber das nicht helfen wollte, ward beschlossen, daß ich wieder mit der Herzogin zurückgehen sollte, und als mir auch die Ursache angesagt wurde, däuchte sie mir gar wunderlich, denn es war mein Wunsch, allein mit der Hofmeisterin zu speisen, lieber als an des Herrn Tafel. Aber ich wußte nicht, daß es die Barmherzigkeit Gottes so fügte, und daß mein armes Gebet so gnädig erhört wurde, denn nach Verlauf einiger Jahre fiel die Fürstin und alle Personen, die mit ihr gekommen waren, zur päpstlichen Religion. Damals

aber war ich sehr betrübt, daß ich wieder zurück sollte, ich dachte, man könnte meinen, ich hätte mich nicht recht geschickt, auch war mir bange, wieder unter die harte Zucht des seligen Vaters zu kommen.

Da der Herzog von Holstein aber Wiesenburg von Kursachsen überkommen hatte, zehn Meilen von Leipzig, eine Meile von Zwickau, und dort wohnte, da beliebte der Herzogin, mich bei sich zu behalten. Ich übte mich in allerlei Geschicklichkeiten, so daß ich sehr beliebt wurde, auch im Tanzen hatte ich vor andern den Preis, was mir die Eitelkeit lieb und angenehm machte, auch zur Kleiderpracht und dergleichen Nichtigkeiten hatte ich rechtes Belieben, weil es mir wohl anstand und ich von Jedermann gerühmt wurde. Niemals sagte mir Jemand, daß es nicht recht wäre, man lobte solche Eitelkeiten an mir und hielt mich für gottselig, weil ich gern las und betete und zur Kirche ging und oft die Predigt in allen Punkten wieder erzählen konnte, ich wußte, was das vorige Jahr über denselben Text gepredigt worden. Ich ward von Geistlichen und Weltlichen für eine gottselige Jungfrau gehalten und doch führte ich meinen Wandel noch mit weltlichen Gedanken und war in die wahre Nachfolge Christi noch nicht getreten.

Da fügte es die Barmherzigkeit Gottes, daß ein Oberstlieutenantssohn vom Geschlecht Brettwitz in mich verliebt wurde und als er durch seinen Vater bei meiner Herrschaft und nachher bei meinem seligen Vater um mich ansuchte, da hieß es auf allen Seiten: ja. Er sollte ein Jahr als Cornet hinausziehen, dann sollte er die Compagnie des Vaters haben, der Oberstlieutenant unter dem Kurfürsten von Sachsen war. Da er nun hinauskam in den Krieg, hörte ich oft von Andern, daß sein Leben nicht gottselig, sondern nach der Welt war, da betrübte ich mich heimlich und lag auf meinem Angesichte vor Gott und flehte, daß entweder sein Gemüth oder unser Verlöbniß geändert werden möchte. Ich wußte aber nicht, daß der Höchste Solches geschehen ließ, damit ich vor anderen adligen Heiraten behütet würde, denn ich war damals noch sehr jung und es

fiel manche Gelegenheit zu heiraten vor, denen allen ich durch diese Verlobung auswich, obgleich auf seiner Seite schon an manche andere gedacht worden war, da er in der Fremde sich bald hier, bald da engagirt hatte. Das währte etliche Jahre, in denen ich viele heimliche Betrübnisse hatte, welche die Freude der Welt sehr in mir dämpften. In diesen Jahren geschah eine zehnmalige Veränderung mit dem Brettwitz, daß er allemal anderes Sinnes wurde und seinen Sinn auf Andere stellte, und wenn mit solchen nichts wurde, kehrte er immer wieder um und schrieb von Beständigkeit, welches ich Alles dem Höchsten anheimstellte und mich mit Gott näher zu vereinigen suchte. Dabei wurde mir manche Erquickung durch die heilige Schrift mitgetheilt, zuweilen im Schlaf durch göttliche Träume, wo ich mit solcher Kraft die Worte der Schrift redete und darüber aufwachte, daß meine Gespielin, welche ein gottseliges Herz hatte, oft sehr darüber betrübt wurde, daß sie dergleichen nicht empfing. Diese tröstete ich immer damit, daß sie mich als ein Kind ansehen sollte, welches vom Vater mit Zucker gelockt würde, sie aber wäre bewährt und hätte solche Lockungen nicht nöthig. Und das ging mir von Herzen. Denn ich sah wol, daß die Welt mich an sich zog wegen des freudigen Geistes, der in mir war, mein Gott aber zog mich durch seine Freudigkeit und Liebe wieder zu sich.

Endlich kam die Person, welche sich so oft verändert hatte, nach Hause und sprach an unserm Hofe vor. Da wollte ihm mein geistlicher Zustand nicht anstehen, weil er meinte, es würde sich für eine Soldatenfrau nicht schicken, soviel in der Bibel zu lesen. Er hätte gern gesehen, daß ich ihm aufgesagt hätte, weil sein Vater eine reiche Heirat in Dresden für ihn wußte, wenn er mit Manier von mir abkommen könnte, und doch wollte er nicht gern untreu genannt werden; so hätte er es gern auf mich geschoben. Aber ich blieb still und kehrte mich an gar nichts, sondern vertraute meinem himmlischen Vater, der würde es wohl machen. Als nun einer, genannt von Fresen, mich gern gewarnt hätte in der Meinung, ich merkte nicht, daß gedachter von Brettwitz nicht aufrichtig wäre, schrieb derselbe einen

Brief an mich, denn er hatte keine Gelegenheit mit mir zu reden, da ich fast immer bei meiner Herzogin im Gemache war. Diesen Brief bekam gedachter Brettwitz in die Hände und meinte großen Beweis darin zu haben, um mich zu beschuldigen, daß ich gegen Andere Affectionen hätte oder mit Andern freite. Sein Vater, der damals gegenwärtig war, dachte auch, daß es eine gute Gelegenheit für sie wäre, und sie jetzt mit guter Manier die reiche Heirat antreten könnten, ging zum Herzoge und zeigte ihm den Brief vor, als wenn Andere mit mir freiten und deshalb sein Sohn sich keine Hoffnung mit mir machen könnte noch wollte, sondern sein Glück weiter suchen müßte. Es verdroß zuerst den Herzog solches von mir zu hören, da ich bisher zu ihrer Verwunderung alle Gelegenheiten ausgeschlagen hatte. Mich aber wollte sehr schmerzen, daß die Herrschaft solches von mir denken sollte. Als ich nun mit Thränen in mein Gemach ging, fielen mir in meinem Herzen die Worte bei: „was ich jetzt thue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren". Darauf gab ich mich zufrieden. Als nun am andern Tage der Brief recht gelesen ward, da fand sich, daß der Schreiber darin klagte, wie er nie eine Gelegenheit habe, mit mir zu reden und seine ehrliche Liebe zu offenbaren, und wie ich mich doch durch falsche Personen abhalten ließe, die Liebe Anderer anzunehmen. Da wurde erkannt, daß ich ja unschuldig wäre und die Brettwitze konnten so nicht loskommen. Es fragten mich aber der Herzog und die Herzogin, wie ich gesinnt wäre, es müßte jetzt entschieden werden. Da bat ich, man möchte den Brettwitz nicht dazu antreiben, mich zu nehmen. Darauf sandte gedachter von Brettwitz zween Cavaliers an mich, um zu hören, wie ich gegen ihn gesinnt wäre, ob ich noch einige Zeit auf sein Glück warten wolle. Ich aber gab ihm seine Freiheit, meinetwegen sein Glück zu suchen, wo er wollte, denn ich fühlte mich nicht länger verpflichtet, mein Gemüth an solch ein untreues Herz zu wenden, das womöglich gern mich aller Untreue beschuldigt hätte. Darauf wurde ein falsches Compliment ausgerichtet, das Mißverständniß wäre ihm leid und es wäre dabei ausgemacht, daß er weiter keinen Anspruch an mich haben sollte. Die

reiche Heirat aber ging nicht vor sich, er selbst ist auch später contract geworden.

So wurde ich die Last los und ich war unterdeß so stark geworden, daß andere Heiratsgedanken nicht bei mir stattfanden. Immer lag mir im Sinn, daß unter Edelleuten so große Mißbräuche wären, die dem Christenthum ganz und gar zuwider sind. Erstens, daß sie zum Trinken mehr Gelegenheit haben als andere Standespersonen; zweitens, daß sie gleich um jedes unrechte und leichtsinnige Wort Leib und Seele in Gefahr setzen müssen, wenn sie nicht beschimpft sein wollen. Solche Dinge gaben mir ein sehr tiefes Nachsinnen, daß man sich einbilden darf ein Christ zu sein und doch ganz gegen die Lehre Christi leben darf; und daß ihnen nicht einmal angesonnen wird, von solchem Vornehmen abzustehen, das hat mir allen Muth benommen zu heiraten. Denn obgleich ich einige feine Gemüther kannte, die einen Abscheu gegen diese Laster hatten, so lag mir doch im Sinn, daß die Nachkommen wieder in dieselbe Gefahr gesetzt würden. Eine Mannsperson aus anderem Stande, dachte ich, dürfte ich doch nicht nehmen, weil der selige Vater sehr auf sein altes Geschlecht sah.

Da gab mir Gott immer mehr Gnade. Ich wurde mit einem rechten Gottesmann in Frankfurt bekannt. Denn da meine gnädigste Herrschaft nach dem Emser Bad reiste, war ein Fremder auf dem Schiff, in dem wir nach dem Wasserbad fuhren. Er kam durch Gottes sonderbare Schickung neben mich zu sitzen und wir geriethen in einen geistlichen Discurs, welcher etliche Stunden währte, so daß die vier Meilen von Frankfurt bis Mainz, wo er ausstieg, mir nicht eine Viertelstunde däuchten. Wir redeten ohne Aufhören zusammen und es war nicht anders, als ob er in mein Herz sähe. Da kam Alles heraus, worüber ich bis dahin noch in Zweifel gelebt. Ja ich fand in diesem Freunde das, was ich an einem Menschen in der Welt zu finden bezweifelt hatte; lange hatte ich mich darnach umgesehen, ob auch wahre Thäter des Wortes sein könnten, und hatte mich daran gestoßen, daß ich keinen fand. Aber als ich an diesem gewahr wurde,

daß er so große Einsicht hatte und bis auf den Grund meines Herzens sehen konnte, auch solche Demuth, Sanftmuth, heilige Liebe und Ernst, den Weg der Wahrheit zu lehren, da wurde ich recht getröstet und sehr gestärkt und suchte durchzubrechen*). Da kam eine göttliche Ueberzeugung in mein Herz, ich bekam immer mehr einen Abscheu vor der Welt. Und ich sprach bei mir selbst, „soll ich mich um schnöde vergängliche Lust der göttlichen Natur berauben? Nein, ich will mit Gottes Hülfe durchdringen, es koste was es koste.“ Ich schrieb darauf an den Freund, der mir so viele göttliche Gabe mitgetheilt, daß ich ihn als einen Vater liebte, ich hätte vor, mich von allen Banden der Welt loszumachen. Der aber war in Sorgen, daß ich nicht möchte stark genug sein, Alles zu ertragen, was mir dabei begegnen könnte. Mir aber waren das Gleichniß von den fünf thörichten Jungfrauen und andere dergleichen heilsame Oerter der heiligen Schrift immer im Herzen, sie trieben mich an, die Freuden der Welt von mir abzulegen; und doch hatte ich vor meiner Herrschaft eine Furcht, die ich nicht überwinden konnte. Da tanzte ich oft mit Thränen und wußte mir nicht zu helfen. „Ach“, dachte ich oft, „daß ich doch eines Viehhirten Tochter wäre, so würde mir nicht verdacht werden, in der einfältigen Lehre Christi zu wandeln, Niemand würde auf mich achten“. Als ich aber erkannte, daß mich kein Stand entschuldigen könnte, wurde ich entschlossen, mich weder durch Tod noch Leben aufhalten zu lassen, ich ging darauf zu meiner seligen Herzogin und begehrte meine Entlassung. Diese wurde mir durchaus verweigert. Als sie aber wissen wollten, was mich dazu bewegte, sagte ich frei heraus, daß mein Wandel, wie ich ihn bei Hofe führen müßte, wider mein Gewissen stritte. Da wollte die liebe selige Herzogin mir solches aus dem Sinne reden, sah es für eine Melancholei an und sprach: „Ihr lebet ja als eine tugendsame Jungfrau und leset und betet fleißig, sehet doch die und die an, welche auch christliche Leute sind und solche Dinge mitthun, es ist ja nicht verboten, wenn

*) Der Fremde war Spener.

man nur nicht das Herz daran hängt." Ich aber zeigte ihr das einzige Exempel Christi und sein Wort, ich wollte andere Menschen nicht beurtheilen, aber mit ihrem Exempel könnte ich mich doch nicht beruhigen. Da nun meine liebe Herzogin sah, daß ich mich nicht ändern würde, versprach sie mir Alles zu erlassen, was ich wider mein Gewissen fände; ich sollte nur bei ihnen bleiben und im Uebrigen meine Dienste verrichten wie früher. Ich aber stellte vor, daß sie dadurch vieler Aufwartung beraubt sein würden, zumal wenn Fremde kämen, wo es leicht kommen könnte, daß die andere Jungfer krank würde; dann würden sie ganz ohne Aufwartung sein, weil ich bei angestellten Fröhlichkeiten nicht gegenwärtig sein wollte, und das würde den Fremden Anlaß zum Spotten geben. Sie aber ließen sich nicht irren, sondern versprachen mir treulich, daß ich aller Aufwartung bei Eitelkeiten überhoben sein solle. Darauf sagte sie es dem Herzog, der kriegte mich hart vor und sprach, es wäre vom Teufel, ich wäre eine junge Dame, bei Hohen und Niedern beliebt, und wollte mich nun in eine solche Verachtung stürzen, daß man mich für eine Thörin halten würde; was denn die Meinen dazu sagen sollten? Als nun alles Zureden nichts helfen wollte, wurden mir einige sogenannte Geistliche über den Hals geschickt, die wollten mich bereden, daß ich die Worte der Schrift nicht recht verstände. Aber ich fragte sie auf ihr Gewissen, welcher von diesen beiden Wegen der sicherste wäre: in aller Einfalt den Fußtapfen Christi nachzufolgen, oder im Genusse der weltlichen Freuden davon zu reden und eine Verehrung desselben zu bezeigen und doch anders zu thun. Da sprachen sie: das erstere wäre freilich besser, wer vermöchte aber so zu leben, wir wären Alle sündige Menschen. Da sprach ich: mir ist befohlen, das Beste zu erwählen, um das Können und Vermögen lasse ich meinen Gott sorgen. Da ließen sie mich gehen.

Sie versuchten's aber noch auf eine andere Weise und dachten mich durch Hohn abzubringen. Denn über der fürstlichen Tafel sah oft einer den andern an und dann mich und lachten gegeneinander, auch redeten sie oft, daß den Frauenzimmern nicht gezieme, soviel in

der Bibel zu lesen, sie würden sonst allzuklug. Ich aber ließ sie spotten. Als das nun fast ein Jahr gewährt, und es schien, daß mich auch der Geringste am Hofe, ausgenommen etliche fromme Herzen, spöttisch behandelte, während ich es gering achtete, um Christi willen zu leiden, da wendete sich's ganz um. Und der große wunderbare Gott legte eine solche Furcht in Aller Herzen, sowohl Hohen als Niedern, daß sie sich scheuten, in meiner Gegenwart etwas Unrechtes zu reden oder zu thun, ob sie sich gleich nicht vor dem Hofprediger scheuten, so war es doch in meiner Gegenwart ganz still; auch die sonst wilde Jugend stellte sich ganz still und ehrbar, wenn sie mich kommen sah. Da dachte ich oft mit Thränen bei mir selbst: „Du wunderbarer Gott, mit welcherlei Macht habe ich's doch zu Wege gebracht, daß Große und Kleine sich in meiner Gegenwart scheuen, Unrecht zu thun.“ Solches blähte nicht mein Herz auf, sondern zog mich zur Demuth; ich zerfloß gleichsam vor meinem Gott, da ich seine Größe fühlte, und sah, daß er der Fürsten Herzen lenken könnte wie Wasserbäche. In solchem Zustand bin ich noch drei Jahre am Hofe gewesen, und ich kann wol sagen, daß ich ungemeine Güte, nicht allein von der lieben Herrschaft, sondern von Jedermann erfuhr, aber ich habe mich durch Gottes Gnade bewahrt, daß ich die Gnade der Hohen nicht im Ueberfluß annahm, noch zu etwas Zeitlichem verwendete.

Als ich nun drei Jahre in aller Einfalt meinen Wandel bei Hofe geführt und alle vergängliche Lust von mir abgelehnt hatte, wodurch nur das Fleisch und nicht der Geist erquickt wird, da geschah es, daß mein seliger Vater mich verlangte, weil die Stiefmutter im Kindbett gestorben, und das Kind damals noch am Leben war, da sollte ich dem Vater die Haushaltung führen, und wurde so vom Hofe abgefordert. Es hielt aber sehr hart, daß ich meine Entlassung bekam, weil meine liebe selige Herzogin mich liebte, als wenn ich ihr Kind wäre, auch mit vielen Thränen meinen Abschied beklagte, so daß mir auch nachgesandt wurde, ich möchte doch wiederkommen, und nicht nachgelassen, bis ich versprach, daß, sofern ich wieder nach Hofe ginge,

ich ihnen vor Allen verbunden sein wollte. Als ich aber nach Hause kam, war unterdeß das Kind gestorben und der Vater hatte sich resolvirt, Hofmeister bei der Fürstin von Philippseck zu werden. So bekam ich Freiheit, mich bei einer vornehmen gottseligen Witwe, Baurin von Eysenect, geb. Hinsbergin, in die Kost zu begeben, deren Lebenswandel Jedermann in Frankfurt bekannt gewesen ist und ihr Ende ist im Segen. Bei ihr bin ich sechs Jahre gewesen und wir haben uns geliebt, wie ein Herz und eine Seele.

In dieser Zeit hat mich der Herr in einer Wassergefahr so mächtig gestärkt, daß ich mich freute, während Andere zitterten und zagten. Denn es geschah, daß ich auf dem Marktschiff von Frankfurt nach Hanau fuhr, meine Schwester zu besuchen, da waren auf dem Schiff unterschiedliche Leute, auch einige Soldaten, die mit vier unkeuschen Weibspersonen sehr grobe und unzüchtige Scherzreden führten. Ich wurde betrübt, daß die Menschen ihre Seelen so ganz vergaßen, lehnte mich an das Schiff und suchte einzuschlafen, daß ich solche Reden nicht länger hören möchte. Im Schlafe träumte mir der Spruch Psalm 14: „Der Herr schauet vom Himmel auf die Menschenkinder." Damit erwachte ich und schon im Wachen kam mir's vor, als ob ein großer Sturmwind das Schiff umdrehe, da erschrak ich und dachte: Du wachst ja, wie ist dir denn zu Muthe. Und es war nicht eine Viertelstunde darauf, da kam ein mächtiger Wirbelwind, der das Schiff faßte. Wir waren in sehr großer Gefahr, so daß sie Alle vor Angst schrien und den Namen Jesu um Hilfe anriefen, den sie zuvor in ihrem leichtfertigen Scherz oft so unnütz genannt. Da that mir Gott meinen Mund auf, daß ich ihnen vorstellte, wie gut es sei, in der Furcht des Herrn zu wandeln, auf daß man in aller Noth Zuflucht haben möchte. Als nun der Höchste Gnade gab, daß sich der unvorhergesehene Sturm legte, war eine von den Frauensleuten so frech, daß sie scherzweis sagte, es wäre hier auch bald gegangen, daß unser Schifflein wäre mit Wellen bedeckt worden, „aber weil ein Heiliger hier ist, sind wir bewahrt worden", wobei sie laut lachte. Worüber ich recht eifrig wurde und sagte:

Ihr freches Frauenzimmer, denkt Ihr nicht, daß uns die Hand des Herrn noch finden könnte? Und kaum hatte ich meinen Mund zugethan, da erhob sich der vorige Wind, und in das Schiff wurde ein Loch geschlagen, daß Alle ihr Leben aufgaben. Ich aber bekam eine sehr ungewöhnliche Freude und dachte: „Soll ich nun meinen Jesum sehen; was wird hier im Wasser bleiben? Nichts anderes, als das Sterbliche, das mich so oft beschwert hat; was in mir Leben gewesen, das stirbt nicht u. s. w." Schon hatte das Schiff sehr viel Wasser, alles Zustopfen und Ausschöpfen wollte nichts helfen, auch der Sturm hielt an, daß man weder zur Rechten noch zur Linken ans Land konnte und wir meinten schon, daß das Schiff sinken wollte, da auf einmal wurde es ganz still in der Luft, und der Schiffer drang an das Land. Da sprangen sie aus dem Schiff und die wilden Soldaten hatten meine Worte zu Herzen genommen, nahmen genau Acht auf mich, daß ich wohl an das Land kam und dankten, daß ich ihnen zu Herzen geredet.

Als ich etwa ein Jahr bei der Baurin war, hatte die liebe Herrschaft erfahren, daß der Vater mich nicht nöthig hätte, also schrieb meine liebe Herzogin selbst, daß ich doch wiederkommen sollte und meine Dienste antreten, sie wollten Kutsche und Pferde schicken und mir doppelte Besoldung geben, ich sollte auch den Namen einer Hofmeisterin haben; aber ich entschuldigte mich damit, daß ich die Aufsicht über des Vaters Güter führen und oft dort gegenwärtig sein müsse. Als ich aber sechs Jahr bei der lieben Frau Baurin zugebracht hatte, fügte es der höchste Gott, daß mein lieber Mann, welcher mich etliche Jahr zuvor in Frankfurt gesehen, einige Gedanken bekam mich zu heirathen; er gab zu Lübeck einer gewissen Person die Commission, mit mir zu reden, welche das erst nach einer geraumen Zeit that aus Mangel an Gelegenheit. Als mir aber dies ausgerichtet wurde, konnten mir gar keine Gedanken zum Heiraten in den Sinn kommen, sondern als ich mit meinem Gebet vor Gott gewesen, setzte ich mich nieder und schrieb es ab und schlug eine andere sehr tüchtige Person vor. Aber mein lieber Mann ließ sich nicht irren, sondern schrieb

an meinen lieben Freund und vornehmen Geistlichen und auch an meinen seligen Vater. Den Brief an diesen behielt ich im Anfang zurück, bis ich in meinem Gewissen gedrungen wurde, die ganze Sache meinem Vater zu übergeben, weil sie keinen andern Zweck hatte, als der Ehre Gottes zu dienen. Da schrieb ich ihm und sandte ihm seinen Brief und war dabei so still, als ob mich's gar nicht anginge. Alles, was in dem Briefe an meinen Vater stand, war mir unbekannt, ich dachte auch nicht, daß mein seliger Vater seine Einwilligung geben würde. Als ich aber seine Antwort bekam, worin er schrieb, er hätte viele Ursachen, mich jetzt in seinem Alter nicht so weit von sich zu lassen und hätte sich noch nie resolviren können, ein Kind außerhalb seinem Stande zu verheiraten, doch wüßte er nicht, wie er dem Willen Gottes widerstreben sollte, da ging es mir zu Herzen und ich dachte, es muß von Gott sein, weil meines Vaters Herz so gegen alles Vermuthen gerührt war. Er stellte die Sache in meinen Willen, was ich aber nicht annehmen wollte, sondern Alles seinem Willen überließ. Mein Schwager, der von Dorfeld, Hofmeister am Hanauischen Hofe, war sehr dawider, aber mein seliger Vater antwortete ihm sehr christlich*): es wäre nicht fein, daß wir in der evangelischen Religion die Geistlichen so gering achteten, da die Päpstlichen ihre Geistlichen so hoch hielten, ferner: seine Tochter schickte sich für keinen Weltmann, sie heiratete nicht in Leichtsinn aus ihrem Stande, das wäre Jedermann bekannt, Gott hätte mich zu solchem Werke berufen. Damit mußten sie stille sein, und mein seliger Vater gab das Ja.

Darauf reiste mein lieber Mann nach Frankfurt und unsere Trauung geschah am 7. September 1680 durch D. Spener im Beisein Ihrer Durchlaucht der Fürstin von Philippseck, meines seligen Vaters und einiger vornehmen Leute, es waren ungefähr dreißig Personen und Alles ging so christlich und wohl ab, daß Jedermann vergnügt war. Es konnte aber auch der Lästerteufel seine Tücke nicht

*) Der Vater war jetzt an einem frommen Hofe angestellt, die Fürstin, welcher er aufwartete, war selbst bei der Partie als Vermittlerin thätig.

lassen, sondern es verdroß seine Werkzeuge, daß die Hochzeit nicht nach der Weltart mit Fressen, Saufen und wildem Wesen vollbracht wurde. Da erdachten sie die Lüge, der heilige Geist hätte sich in dem Gemach, wo wir getraut wurden, in Feuergestalt sehen lassen und wir hätten die Offenbarung Johannis ausgelegt. Solche Lügen wurden auch gegen Herrn Dr. Heiler erzählt; welcher aber selbst auf unserer Hochzeit gewesen war. Als er aber widersprach und vermeldete, daß er selbst dabei gewesen, und daß es nicht anders als christlich und recht zugegangen wäre, haben sie sich ihrer Lügen schämen müssen."

Soweit die Gattin. Eine Ergänzung ihrer Mittheilung ist der Bericht ihres Mannes. Vorher soll auch er seine Jugendzeit und einige Erfahrungen, die er als Seelsorger gemacht, erzählen. Dr. Johann Wilhelm Petersen beginnt:

„Ich bin in der berühmten Stadt Osnabrück nach geschlossenem Westphälischen Frieden Anno 1649 den 1. Juni zur Welt geboren, wohin mein Herr Vater seliger Georg Petersen wegen des Friedensgeschäftes von Lübeck geschickt worden war. — Da ich mit den Jahren zunahm, haben mich meine Eltern zu Lübeck in die lateinische Schule gethan. Man hat mich nie zum Studiren treiben dürfen, sondern ich habe alle Stunden wohl in Acht genommen, und die Lichter versteckt, auf daß ich dabei studiren könnte, wenn andere schliefen; wie ich denn auch unterschiedliche Büchlein abgeschrieben habe, als ich sie gedruckt sobald nicht kriegen konnte. Vornehmlich aber habe ich mich, wie ich's an meiner Mutter sah, auf das Gebet gelegt, nachdem ich von ihr gehört, daß man durch's Gebet Alles von Gott erlangen könnte; weswegen ich vor dem Studiren allemal Gott angerufen habe, daß er es doch gesegnen möchte. Und da es mir einst an einem Buch, aber auch an Geld fehlte, dasselbe zu kaufen, so ging ich in die Marienkirche, setzte mich in die langen Stühle, die hinter dem Altar sind, und bat Gott, er möchte mir doch was bescheren, damit ich das verlangte Buch kaufen könnte. Als ich nun meine Knie gebeugt und

ausgebetet hatte, da lag ein Häufchen Geld auf der Bank, vor welcher ich gekniet hatte, das stärkte mich sehr. Als ich aber eine Gewohnheit daraus machen und wieder durch's Gebet etwas Geld erlangen wollte, da habe ich nichts gefunden nach der weisen Lenkung Gottes, der uns nur dann erhört, wenn wir ohne Nebenabsicht einfältig und kindlich vor ihm erscheinen. Wenn ich aber doch einmal wegen irgend etwas gestraft werden sollte, so habe ich mich zu Gott im Gebet gewandt und manche Strafe abgebeten.

Als ich nun nach Tertia kam, bin ich sehr fleißig gewesen, weshalb der Herr Conrector mit meinem Exempel die andern beschämte und dabei sagte, daß ich es ihnen allen zuvorthun und die Krone erlangen und, wie er sich ausdrückte, ihnen den Sand in die Augen werfen würde. Das hat die Schüler sehr verdrossen und haben mich deswegen beneidet, in mein Buch eine Krone gemalt und dick mit grobem Sande bestreut mit der Unterschrift: „Dies ist Petersen's seine Krone und der Sand den er uns in die Augen streuen soll." Ich fürchtete mich zuletzt sehr, meine Lection fertig herzusagen, obgleich ich sie wohl gelernt hatte, damit ich nicht von den übrigen Schülern geschlagen würde. Als ich nach Prima versetzt wurde, waren dort köstliche Präceptores. Ich habe in dieser Zeit viel Carmina drucken lassen, absonderlich auf den Tod meiner herzlieben Frau Mutter, habe auch zwei lateinische Orationes von Lübecks wiedererlangtem Frieden und vom Hercules am Scheidewege gehalten. Anno 1669 reiste ich nach der Universität Gießen. — —

Da ich nun in Gießen Magister geworden und bei denen Herren Professoribus beliebt war, auch mit Jedermann, so viel an mir lag, aufrichtige Freundschaft hielt, da ward mir der Herr Dr. Spener in Frankfurt von Einem sehr recommandirt, weßhalb ich mich resolvirte, nach Frankfurt zu ziehen und ihn zu besuchen, um zu sehen, ob die That mit dem großen Lob übereinkäme. Und ich fand vielmehr an ihm, als ich von ihm gehört hatte, ein ganz anderes Leben und Wesen, als ich insgemein gesehen. Zwar hatte ich nach meiner Art Gott gefürchtet und die heilige Schrift geliebt, aber bei meiner äußer-

lichen Gelehrsamkeit kam mir diese sehr dunkel vor, so daß ich mich, während ich bei einer Disputation präsidirte, am meisten vor den Stellen der Schrift fürchtete, welche mir etwa Einer entgegenwarf. Jetzt ward ich gewahr, was dazu gehört, den Sinn des Geistes in der Schrift recht zu verstehen und daß an der Wissenschaft nicht viel wäre, die man sich durch bloßen natürlichen Fleiß erworben.

Es war auch damals eine adlige Person, die früher an einem Hofe Kammerfräulein gewesen, aber sich nach Frankfurt begeben hatte, um Freundschaft und Umgang des Herrn Dr. Spener zu genießen. Und weil ich gern einmal mit dieser mündlich sprechen wollte, so bat ich den Herrn Dr. Spener, er möchte mir doch durch ein Zettelchen Adresse an sie geben. Das geschah auch, und ich ging zu ihr und überreichte ihr meine neulich gehaltene Disputation, in der Meinung, es würde ihr, die hebräisch gelernt und auch sonst in der heiligen Schrift gute Erkenntniß hatte, nicht unangenehm sein. Sie antwortete mir aber, ich hätte den „Gott Petersen“ darin geehrt, es würde weit mehr zur wahren Erkenntniß Gottes in Christo erfordert, als solche äußerliche Gelehrtheit, womit man sich insgemein brüste und wodurch man schwerlich zu der göttlichen Einfalt der himmlischen Dinge gelangen könne. Diese Rede fiel tief in mein Herz und ich ward gleich überzeugt, daß dem so wäre. Darauf fing ich an mir ein Büchlein zu machen, worin ich das aufzeichnete, was ich von Frommen über den Weg zur wahren Gottseligkeit hörte, und ich begann zu prakticiren, was ich so gefaßt hatte, denn ohne dies lebendige Thun sollte alles Andere vergeblich sein.

Als ich nun darin bekräftigt war, reiste ich nach Gießen zurück, wo man bei mir eine Veränderung gewahr wurde und mich wegen der Pietät höhnte. Ich aber fragte wenig darnach. —

(Darauf kehrt Petersen in seine Heimath Lübeck, wird dort Professor der Poesie, aber von den Jesuiten sehr angefeindet, nimmt 1677 eine Vocation als Prediger nach Hannover an, wird von da 1678 nach Eutin als Hofprediger des Herzogs von Holstein gerufen.)

Ich war aber nicht lange in meiner Hofpredigerstelle zu Eutin

gewesen, da begab sich's, daß einem Kammerjunker an fünfhundert Thaler aus seiner Kammer gestohlen wurden. Damit er wieder zu seinem Gelde käme, ging er zu einem Erbschmied*) nach dem Dorfe Zernikaw, um dem Diebe das Auge ausschlagen zu lassen; und damit es der Schmied desto eher thun möchte, ließ er ihm durch einen Einspänner**) sagen, daß der Bischof solches haben wollte, was doch nicht der Fall war. Wenn der Schmied solches Werk verrichten will, muß er drei Sonntage nacheinander einen Nagel verfertigen, und am letzten Sonntag diesen Nagel an einen dazu gemachten Kopf einschlagen, worauf dem Dieb, wie sie sagen, das Auge ausfallen muß. Er muß auch um Mitternacht nackend aufstehen und rücklings nach einer Hütte, die er neu im freien Felde aufgebaut hat, hingehen und zu einem neuen großen Blasebalg treten, ihn ziehen und das Feuer damit aufblasen, dazu finden sich zwei große höllische Hunde ein. Als solches am ersten Sonntag in der Nacht geschehen war, kamen die Leute aus dem Dorfe Zernikaw zu mir und klagten, wie sie im ganzen Dorfe keine Ruhe gehabt vor dem erschrecklichen Geheul, das sie während dem Schmieden gehört hätten, ich sollte es doch dem Herzog kund thun, daß er das böse Werk störte. Ich sprach, das wären große Dinge, die sie sagten und fragte sie ernstlich, ob es sich auch so verhielte. Sie antworteten, das ganze Dorf könne zeugen, der und der Einspänner hätte den Schmied dazu vermocht. Darauf ging ich zum Bischof***), bei welchem grade der Kammerjunker stand, und sagte, ich hätte wol etwas im Geheimen zu reden. Als ich's nun ihm allein erzählte, entsetzte sich der Bischof, erkundigte sich weiter und

---

*) Der Aberglaube schrieb nicht nur vererbtem Metall besondere Kraft zu, auch vererbtem Wissen, zumal bei Schmieden, Schäfern, Nachrichtern.

**) Berittener Söldner, welcher keinen reisigen Knaben hatte. Die Einspänner verrichteten im Frieden Dienste der Gensdarmen.

***) Der Herzog von Holstein ist Bischof von Lübeck. Der Hofprediger nennt ihn je nach Bedürfniß seinen Herzog und Bischof. Diese Doppelstellung des schwachen Herrn und sein Benehmen sind bezeichnend für die hilflose Lage der protestantischen Kirche.

erfuhr, daß der Einspänner solches in des Bischofs Namen dem Schmied anbefohlen hätte, da fragte mich mein Herr, was bei der Sache zu thun wäre? Ich antwortete, weil es öffentliche böse Dinge wären, wozu der Name des Bischofs gemißbraucht worden sei, so müßte die Hütte, die dem Teufel zu Ehren aufgebaut wäre, im Namen Gottes zerstört werden. Dies wurde auch applaudirt. Darauf fuhr ich hin, die Knaben aus der Schule und die Edelpagen, und viele Edelleute ritten mit hin, das Werk des Teufels zu verstören. Der Schmied war schon weggelaufen, seine Frau aber kam und bat um den neuen Blasebalg und um das eiserne Geräth, das möchte ihr doch gelassen werden. Ich aber sagte, sie sollte sich schämen, solches zu begehren und was der Teufel in seiner Hand gehabt hätte, unter ihren Sachen zu dulden, worauf sie zu bitten aufhörte. Die Edelpagen aber und andere nahmen Feuer und verbrannten die Hütte und den Blasebalg und schmissen das Eisenwerk in ein tiefes Wasser. Es kamen aber einige Kaufleute von Hamburg gefahren, die dies mit ansahen und meine Rede mit anhörten. Es war eben in der Weihnachtzeit, deshalb nahm ich den Spruch: „Siehe eine Hütte Gottes bei den Menschen“, und erklärte ihn in Kürze, sagte aber gleich in der Application: „Siehe eine Hütte des Teufels bei den Zernikawern. Dies ist der Ort, wo vormals der Abgott der Holsteiner, Zernebog, geehrt worden ist, der wollte sich jetzt wieder einnisteln, ist aber doch auf Befehl des Bischofs verstört worden“. Ich that auch bei der Katechismuslehre, wohin der Herzog mit dem Hofstaat hinabzufahren pflegte, eine nachdrückliche Rede und sagte, daß der Dieb bei Hofe sein müsse, auch wären einige Muthmaßungen, wer es sein müsse, vorhanden, der Dieb solle mir dieses Geld bringen, ich bezeugte hiermit vor Gott, daß ich ihn nicht verrathen wolle. Der Dieb hat auch des Nachts das Gestohlene bei meinem Hause auf den Kirchhof niederlegen wollen, hat aber nicht gekonnt, weil der Kammerjunker seine Leute zur Nacht aufgestellt hatte, den Dieb zu fangen. So hat er selbst das Wiederkriegen verwehrt. Der Bischof aber war auf den Kammerjunker zornig und dieser mußte vom Hofe weichen. Zwar

ließ er mir dräuen, ich hätte ihn in der Predigt beschimpft, weil ich sagte: sein Name, den der Schmied bei dem Actus nennen muß, wäre den Teufeln in der Hölle bekannt, er möchte zusehen, daß er nicht ganz und gar hineinkäme. Ich aber habe nach seinem Dräuen nichts gefragt, sondern mich auf meinen Gott und mein Amt verlassen.

Es suchten aber die Höflinge gegen mich Bande zu machen; sie hielten es fast alle mit dem Hofmarschall, einem Meklenburger. Der Marschall aber suchte allerhand Dinge gegen die Herzogin und gegen das Kammerfräulein Naundorfin hervor und bildete dem Herzoge ein, daß die Herzogin Alles thäte, was die Naundorfin ihr riethe, dadurch kriegte der Herzog einen Widerwillen gegen die Herzogin. Mitlerweile hatten sie im trüben Wasser gut fischen. Weil ich aber nicht von ihren Banden war, so fragte mich der Hofmarschall auf öffentlichem Saal, mit welcher Partei ich's hielte, mit der großen oder mit der kleinen? Unter der großen Partei verstanden sie sich selbst. Ich antwortete, ich hielte es mit Gott und der Gerechtigkeit. Der Marschall sprach, man könnte mir wohl den Mantel kürzer machen. Als ich nun merkte, daß der Widerwille des Herzogs gegen die Herzogin immer größer ward, ging ich zu dem Herzoge und redete ihm beweglich zu, er solle sich nicht von der Gemahlin so abwendig machen lassen, die solches wollten, suchten ihr eignes Interesse. Der Herzog ging darauf mit mir zur Herzogin und sie vertrugen sich in meiner Gegenwart, worauf ich sie gleichsam von neuem copulirte. Der Bischof sagte, ich solle dies geheim halten, er aber merkte von da auf die Intriguen des Hofmarschalls und sagte ihm den Dienst auf.

Es war auch eine böse Action, da sich ein Edelmann des Hochfürstlichen Hofes von Plön mit einem Edelmann von unserm Hofe entzweite und sie sich unter einander herausforderten. Sobald ich dies vernahm, ging ich zu meinem Beichtkinde und hielt ihm vor, was das für eine unchristliche Sache wäre, sich also zu duelliren, da Christus uns auch geboten, die Feinde zu lieben. Als er mir nun sagte, er wolle zusehen, daß der Handel beigelegt würde, so war ich einigermaßen sicher. Da aber hörte ich des Morgens früh in der Dämme-

rung einen Haufen Pferde bei meinem Hause vorbeitraben, und mir fiel ein, daß der Teufel doch mit meinem Beichtkinde sein Spiel haben wollte, ich stand auf, erweckte meinen Diener und weil ich in geschwinder Eil' keinen Wagen kriegen konnte, ging ich mit meinem Diener ihnen nach. Als ich eine Meile gegangen war, hörte ich von ferne einige Schüsse, die Losung, daß die beiden Parteien jede von ihrem Ort angekommen seien. Ich aber meinte, daß sie schon Kugeln wechselten, fiel auf meine Knie und bat Gott, er möchte sie doch bewahren, daß keiner den andern ermordete. Darauf lief ich weiter, den Pferdefußtapfen nach, die ich wol sehen konnte, weil viele der holsteinischen Junker mit meinem Beichtkinde gezogen waren. Und da ich sie noch beiderseits vor dem Gefecht antraf, ging ich zu meinem Beichtkinde hin und rieth ihm von der bösen Action ab. Der Gegenpart aber meinte, daß mein Beichtkind mich dazu bestellt hätte, was ich mit theuren Worten verneinte; auch dem andern vom Plönischen Hofe redete ich beweglich zu. Sie wollten sich aber Beide nicht vertragen. Da sprach ich: „Nun, weil ihr nicht wollt, so gebe Gott ein solch Exempel, daß er euch Beide sammt den Andern, die mit hierher zu dem Duell gekommen sind, vor aller Welt Augen in seinem Zorn hinnehme". Doch im Herzen wünschte ich, sie möchten bewahrt bleiben. Da fügte Gott, daß die Secundanten ihnen beiderseits zuredeten und sie sich unter einander vertrugen, und einen Wagen kriegten, der mich wieder nach Hause führen mußte. Wer war froher als ich, der ich dem Teufel einen Braten entzogen hatte. Inzwischen war doch die Holsteinische Noblesse in ihrem Herzen gar übel darauf zu sprechen und ließ sich bei meinem Herrn merken, daß er in Zukunft keinen ehrlichen Cavalier an seine Tafel bekommen würde. Auch mein Herr war im Anfang übel auf mich zu sprechen, auch deshalb, weil ich ihnen zu Fuß nachgegangen war. So kam einer von den Hofjunkern, der mir sagte, daß der Herr sich über meine üble Conduite so geärgert hätte, daß er auf dem Bett läge. Ich antwortete, er würde nicht eher vom Lager aufstehen, bis er erkenne, daß ich nichts anderes gethan, als was meine Hirtentreue

erfordert hätte. Darauf ließ mich mein Herr zu sich fordern, dem ich vorhielt, daß die seine Tafel nicht zieren könnten, die sich gegen Christum setzten. Sei ich so wach und treu für einen Bedienten meines Herrn, wie viel mehr würde ich's für meinen Herrn selbst sein. Da ward der Herr, der wahrlich Gott fürchtete, besänftigt. Bald darauf besuchte unsern Hof der Herzog von Plön, dessen Vorwürfe wegen meiner That mein Herz gefürchtet hatte, dieser aber lobte mich, dagegen schalt er seinen Hofprediger, der den Duellanten so nahe gewesen, die Sache gewußt und doch keinen Fuß geregt hatte. Das gefiel meinem Herrn sehr wohl und er ließ darauf ein sehr scharfes Edict gegen alle Duelle publiciren.

Bisher war ich unverheiratet, wäre wol auch so geblieben, wenn nicht mein lieber Vater mich zur Heirat angemahnt hätte. Schon in Lübeck war mir eine vornehme Geschlechterin vorgeschlagen worden, die mir in ihrem vollen Schmuck entgegenkam und die mir der Vater gern gewünscht hätte. Aber sie war mir zu prächtig vorgekommen und ich sagte, daß sich das schwerlich zu einem Geistlichen schicken würde. Wenn ich heiraten solle, wäre mir Niemand besser, als das Fräulein von Merlau, die mir in meinem Amte gar nicht hinderlich sein würde. Ich scheute mich aber, sie deswegen anzusprechen, damit sie nicht meinen möchte, ich hätte deshalb in Frankfurt ihre Bekanntschaft gesucht. Aber Jemand, der nach Frankfurt reisen wollte, übernahm es, ihr mündlich meine Werbung zu sagen. Meine Liebste aber wollte dem, welcher warb, nicht antworten, schrieb aber an mich, sie sei zwar durch kein Versprechen gehindert, habe aber noch keine Freiheit mir mit Ja zu antworten, sie schlug mir aber eine andere junge Doctorin in Frankfurt vor, die mehr Gaben habe, als sie, und die sich für mich wol schicken würde. Ich aber antwortete, entweder sie oder keine, und schrieb zugleich an den Herrn Doctor Spener, er möchte sie doch dazu bereden, schrieb auch an ihren Herrn Vater, der mich kannte, weil ich einmal am Philippseckischen Hofe, wo er Hofmeister war, vor seiner Herzogin gepredigt hatte. Er antwortete darauf: obgleich er nie gesinnt gewesen, seine Tochter einem zu geben,

der nicht von Adel sei, so wüßte er doch nicht, wie es käme, daß er so beängstigt wäre, wenn er die Sache abschlagen wollte, er glaube deswegen, daß es Gottes Wille sei, wenn seine Tochter dem Superintendenten Petersen anvertraut würde. Deshalb überschriebe er hiermit sein väterliches Ja. Diesen Brief schickte mir meine liebe Johanna zu und Doctor Spener gratulirte mir auch. Wer war fröhlicher als ich, der ich merkte, daß mein Gebet erhört worden. Denn ich hatte meinen Gott auf den Knieen darum gebeten, er möchte die Heirat kräftiglich verhindern, wenn es sein Wille nicht wäre, wäre es aber sein Wille, so möchte er den Vater ängstigen, daß er nicht widerstehen könnte. Als ich nun die Worte in dem Briefe des Vaters las, daß er so geängstigt würde, so merkte ich daran, daß es die wäre, die mir Gott von Ewigkeit zugedacht hatte. So reiste ich fröhlich über Hamburg nach Frankfurt, und ließ mich durch Herrn Dr. Spener aufbieten und darauf von ihm trauen. —

Es ward aber 1685 mir und meiner Liebsten in wunderbarer Weise die heilige Offenbarung aufgeschlossen, welche Gott dem Apostel und Evangelisten Johannes durch seinen Engel in gewissen Visionibus und Bildern bedeuten lassen. Sonst hatte ich mich immer gefürchtet solches Buch zu lesen, weil es gemeiniglich dafür gehalten wird, es wäre ein versiegeltes Buch, welches Niemand verstehen könnte. Aber an gewissem Tage hat mein Gott mich mächtiglich beweget und getrieben in solchem Buche zu lesen, und ohne mein Wissen hat meine Liebste an gleichem Tag und in gleicher Stunde denselben Trieb durch Gott empfunden und das Buch zu lesen angefangen, die gleichfalls nicht wußte, daß ich solchen Trieb empfangen. Als ich nun auf meine Studierstube hinaufging und mir einiges aufnotirte, da ich aus der Uebereinstimmung des Propheten Daniel mit dem dreizehnten Capitel der heiligen Offenbarung gefunden hatte, was das Thier und das kleine Horn wäre — siehe, da kam meine Liebste zu mir und erzählte mir, wie sie sich so ernsthaft vorgenommen, das heilige Buch zu lesen und was sie darin gefunden. Und das harmonirte mit dem Meinigen, das ich ihr aufgeschrieben wies, und das noch naß war.

Da haben wir uns über einander entsetzt und haben verabredet, wir wollten nach etwa vier Wochen mit einander conferiren, was wir weiter gefunden und bemerkt hätten. Aber wir konnten es nicht halten, wenn wir etwas Sonderliches und Wahrhaftes fanden, und es ergab sich, daß es immer genau dasselbe war, was sie und was ich fand. Darüber erfreuten wir uns sehr und dankten Gott kindlich, daß er uns beiderseits so mit seinem aufschließenden Geiste gewaffnet hatte, die künftigen Fata der Kirche zu erkennen und davon zu zeugen. Lange Zeit behielten wir es bei uns, bis wir mit dem Fräulein Rosamunda Juliana von der Asseburg bekannt wurden, welche in ihren Zeugnissen ebendavon gezeugt hatte, doch nicht nach Erforschung der heiligen Schrift, sondern aus einer extraordinären Gnade von oben herab. — Hierbei ist noch zu merken, was meiner Liebsten, als sie achtzehn Jahr alt war, begegnete und was ich mit ihren Worten hierher setze: „Mir träumte, daß ich am Himmel mit großen goldenen Ziffern die Zahl 1685 sah; zu meiner Rechten sah ich einen Menschen, der deutete auf die Zahl und sprach zu mir: Siehe, zu der Zeit werden anfangen große Dinge zu geschehen und dir soll etwas eröffnet werden. Nun ist in diesem 1685sten Jahre die große Verfolgung in Frankreich gewesen und mir ist in demselben Jahre das gesegnete tausendjährige Reich in der Apokalypse eröffnet worden, mit meinem lieben Mann zugleich in einer Stunde und ohne daß eines von dem andern wußte, hat unser beider Aufsatz darüber so zusammengestimmt, daß wir uns selbst darüber entsetzten. Wir sind deshalb unter uns göttlich überführt, daß das wahr sei, was wir in der heiligen Schrift von dem Reich unseres Königs gefunden haben. Und wir haben später unsern Fund einfältig Andern mitgetheilt und nichts darnach gefragt, wenn ihm von Gelehrten und Ungelehrten widersprochen wurde."

So weit die Erzählung von Petersen. — Die ersten Jahre ihrer Ehe vergingen den Gatten in Frieden. Er hatte einst zufällig den rechten Daumen auf den Spruch gelegt, Sara soll einen Sohn

haben, das Jahr darauf ward ihm die Freude, daß Johanna Eleonora einen Sohn zur Welt brachte, der zwar bei der Geburt sehr klein war, aber doch kurz darauf wunderbarer Weise den Kopf aus seinem Bettchen in die Höhe hob und auch sonst erfreuliche Anzeichen gab, daß er etwas Ungewöhnliches, dem Herrn Wohlgefälliges werden würde. In der That wurde er später Königlich Preußischer Rath und konnte seine lieben Eltern schützen, als das tausendjährige Reich ihr Leben sorgenvoll machte. Denn leider war ihnen nicht vergönnt, das große Licht, welches ihnen beiden zugleich angezündet worden war, unter dem Scheffel zu halten. Es wäre für ihr irdisches Behagen besser gewesen.

Was das Ehepaar aus der Offenbarung herausgelesen hatte vermittelst Combination zahlreicher Bibelstellen, bei denen sie durch fleißiges Gebet und Erleuchtungen gestützt wurden, war allerdings ein wenig seltsam, aber im Grunde sehr gutmüthig. Das tausendjährige Reich sei nicht bereits dagewesen, sondern stehe noch bevor, es werde mit einer Wiederkehr Christi in nicht ferner Zeit beginnen, bei dieser Gelegenheit werde ein Theil der Todten auferstehen, von da solle in großen tausendjährigen Phasen das ganze Menschengeschlecht, lebendiges und totes, zur Seligkeit kommen, die Reformirten und Lutheraner sollten vereinigt, alle Juden und Heiden bekehrt, dann alle, auch die ärgsten armen Sünder aus der Hölle erlöst, zu allerletzt der Teufel selbst aus seinem elenden Zustand herausgebracht und durch Reue und Buße wieder in einen Engel verwandelt werden, dieser alte Bösewicht allerdings erst nach 50,000 Jahren; von da ab sollte unaufhörliche Seligkeit, nur Liebe, Freude und Herzensgüte sein. — Sie waren merkwürdiger Weise geneigt, anzunehmen, daß die Zeit von 1739 bis 1740 zum Anfang der Herrlichkeit bestimmt sei.

Es war viel Menschenfreundlichkeit in dieser Ueberzeugung, sie hatte kaum weniger Berechtigung, als manche andere Erklärungen des Schrifttextes, welche in den Kirchen durch Jahrhunderte fortgeschleppt worden sind. Denn bei der Methode, eine Schriftstelle aus der andern zu erklären, welche bis in die neue Zeit von

unserer Theologie ertragen werden mußte, war es beinahe zufällig, worauf eine umherspürende Seele verfiel. Seit Luther den alten Zwang der Kirche gesprengt hatte, bis zu der Zeit, in welcher deutsche Gelehrte die Bibel allen Gesetzen der wissenschaftlichen Kritik unterwarfen, war in der That nicht das Wort der Schrift, sondern der gemeine gesunde Menschenverstand der letzte Regulator der protestantischen Lehre; nur ein maßvoller Sinn, der sicher und unbefangen die Bedürfnisse seiner Zeit empfand, und vorsichtig vermied auf dunklen Stellen zu verweilen, konnte vor arger Abgeschmacktheit geschützt bleiben. Mann und Frau Petersen besaßen nur ein wenig mehr Eifer und ein wenig mehr behagliche Eitelkeit, als vortheilhaft war. Bald sollten sie darunter leiden.

Im Jahr 1688 nahm Petersen einen Ruf als Superintendent nach Lüneburg an, die Gatten betrachteten es als eine Schickung des Herrn, daß er dorthin gerufen wurde, weil er einmal auf der Durchreise eine schöne Predigt gehalten und sehr gefallen hatte. Aber in Lüneburg fand er mehre orthodoxe Gegner, welche ihn ärgerten und reizten und Einiges von dem tausendjährigen Reiche, was ihm entschlüpft war, aufmutzten. Ferner aber schadete den Gatten die Bekanntschaft des Fräulein Rosamunda von der Asseburg, deren starke Erweckung und nervöse Exaltation großes Aufsehen machte. Das zarte und unschuldige Wesen des Mädchens fesselte die beiden Petersen, sie nahmen die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen in Schutz und vertraten sie in der Presse, zumal das liebe Mädchen ganz dasselbe von der bereits erwähnten Wiederkehr des Lammes offenbarte, was ihnen selbst aufgeschlossen war. Die Privaterbauungen, welche sie mit dem kranken Fräulein hielten, erregten bei den Weltlichgesinnten ihrer Stadt großen Anstoß und wurden bösartig verleumdet. Als Petersen nun vollends einmal auf der Elbe in Wassernoth gerieth, da erschien er sich wie der Prophet Jonas, der von dem Herrn in einen Walfisch gesteckt wurde, weil er das Geheimniß des Wortes nicht verkündigen wollte; er gelobte in der Todesgefahr auch sein großes Geheimniß fortan nicht mehr der Welt

zu verhüllen. Und er hielt redlich Wort. Das tausendjährige Reich und die Wiederkehr des Lammes brachen jetzt unaufhaltsam in seinen Predigten hervor. Die Zuhörer erstaunten, seine Gegner denuncirten, er wurde 1692 vom Amte entfernt. Die Gatten trugen auch dieses Unglück mit Liebe und Gottvertrauen.

Von da verlief ihr Leben in Umherreisen und Schriftstellerei, in Besuchen Gleichgesinnter und unaufhörlichen Händeln mit Orthodoxen. Sie wurden der Menge berüchtigte Personen, an welche sich Verleumdung und widerwärtiger Klatsch hing, sie beschieden sich, ihre Namen auf Reisen in der Regel geheim zu halten. Niemals aber fehlte es ihnen an warmen Gönnern und Freunden. In den Fürstenschlössern, den Häusern des Landadels, bei Stadtbehörden und in den Stuben der Handwerker fanden sie Bewunderer. Vor Andern wurde der Kammergerichtspräsident Kniphausen in Berlin ihr Schützer, er wirkte noch im Jahre der Absetzung eine Pension des Berliner Hofes aus und räumte ihnen eine Wohnung in Magdeburg ein, auch andere Gönner sandten Geld und gewährten Fürsprache, so daß die Gatten im Stande waren, sich im Magdeburgischen ein kleines Landgut zu kaufen. Allerdings wurden sie auch dort durch die Bauern und den Ortspfarrer und durch Beschwerden und Denunciationen in Berlin geärgert, aber die Königin selbst unterhielt sich mit dem Verkünder einer Offenbarung, die so hoffnungsvoll war, und freute sich, daß er zuletzt allen Argen die Seligkeit gönnen wollte. So blieb er ungefährdet. Zuweilen freilich waren die arglosen Verkünder einer bevorstehenden Herrlichkeit in Gefahr, von Wölfen im Lammpelz betrogen zu werden. Denn unter den umherreisenden Frommen waren auch viele Betrüger. Da kam ein Haufe fechtender Studenten, behauptete, auch sie wären Pietisten und forderten eine Unterstützung, ein Abenteurer begehrte Unterricht, weil er gehört hatte, daß jeder, der sich bekehren lasse, zehn Thaler erhalte. Zuletzt kam gar ein falscher Oberst und schlich sich in Abwesenheit des Mannes unter dem Zeichen des Lammes bei der Frau Doctorin ein, welche wahrscheinlich durch eine unvertilgbare

Erinnerung an ihren weltlichen Adelstand besonders wohlwollend gegen den distinguirten Gläubigen gestimmt wurde, und der Mann kehrte grade noch zu rechter Zeit heim, um zu verhindern, daß der fremde Betrüger seiner arglosen Frau eine Vollmacht abschwatzte. Auf einer Reise nach Nürnberg wurden die Gatten in den Pegnitzer Blumenorden aufgenommen, er als Petrophilus, sie als Phöbe. Solche Erfolge trösteten über den Schwall von Flugschriften, der gegen sie aufrauschte. Treuherzig klagte Petersen, daß Jeder sich im Kampfe gegen ihn als orthodox erweisen und zum Doctor der Theologie machen wollte, resignirt trug er auch, wenn selbst die Frommen sich an seine Lehre von der siebenten Posaune stießen, oder wenn sie ihm einen Vorwurf daraus machten, daß er bei Gelegenheit einmal den alten Professor der Poesie herauskehrte und in lateinischen Versen, welche ihm wie Wasser flossen, die Krönung Friedrich I. von Preußen und andere weltliche Ereignisse besang. Die letzten Jahre ihres Lebens wohnten die Gatten in der frommen Gegend von Zerbst zu Thymern, wo sie ein Gut erworben hatten, weil der frühere Besitz zu Nieder-Dodeleben ihnen zu unruhig und die Bauern zu aufsässig geworden waren. Im Jahre 1718 half Petersen noch den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, den der Jesuit Schmeltzer katholisch gemacht, durch siegreiche Disputationen wieder evangelisch herstellen. Sie starben in hohen Jahren kurz hintereinander; sie 1724, er 1727.

Es war ihnen nicht beschieden, im Jahre 1740 durch den Schall der siebenten Posaune auferweckt zu werden, man hörte damals vielmehr den Klang preußischer Trompeten, welche die Thronbesteigung und den ersten Krieg Friedrich II. anzeigten. Aber in der neuen durchaus nicht himmlischen Zeit, welche diese Fanfaren anmeldeten, sind doch bereits einige von den Prophezeihungen der beiden „Enthusiasten“ in Erfüllung gegangen, die Union der protestantischen Kirche, Einfügung der Juden in die christliche Bildung, und ja sogar die Beseitigung des unmoralischen Widersachers, welcher damals in Zernikaw am neuen Blasebalg so arg geheult hatte. Ludwig Zinzendorf aber

widmete der Frau Doctor Petersen bei ihrem Eingang in die Freuden des Himmels ein herzliches Gedicht, in welchem er für sie und sich selbst folgendes Zeugniß ablegte:

Von ihren Meinungen, die sonderlich gewesen,
Hab' ich bis diesen Tag noch keinen Satz gelesen.
Was aber bauet ihr ein Denkmal bei uns auf?
Ihr eingekehrter Mensch in sanft- und stillem Geiste,
Damit sie unverrückt die Jesus-Liebe preiste,
Ihr vor der ganzen Welt untadelhafter Lauf.

Seit Spener nach Berlin versetzt war, wurde die Universität Halle der wissenschaftliche Mittelpunkt des Pietismus, dort leitete der leidenschaftliche Franke mit seinen Gefährten Breithaupt und Anton das theologische Leben. Von da an wurde die Jugend systematisch zu dem Glauben der Pietät herangezogen, ungeheuer war der Zulauf, nur Luther hatte zu Wittenberg mehr Studenten um sich gesammelt. Freilich wurden auch zu Halle sofort die Gefahren der neuen Richtung handgreiflich, die Collegien erhielten den Charakter von Erbauungsstunden, die Erweckung wurde zur Hauptsache, das emsige geduldige Arbeiten in menschlicher Wissenschaft erschien fast überflüssig, nicht nur die Streitpunkte der Orthodoxen, auch die Dogmen der Kirche wurden von Vielen mit Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt. Die massenhaften Gebete und geistlichen Uebungen führten zur Ueberspanntheit, statt der zügellosen Burschen, welche die Hieber an den Steinen gewetzt und ungeheure Gläser Bier floricos oder haustiços — in einem Guß oder in Schlucken — getrunken hatten, schlichen oder hüpften jetzt bleiche Gesellen durch die Straßen der Stadt, in sich gekehrt, mit heftigen Handbewegungen, mit lautem Ausruf. Alle Gläubigen jubelten über die wundervollen Offenbarungen göttlicher Gnade, die Gegner klagten über die zunehmende Melancholie, über Geistesstörungen und Verrücktheiten der schlimmsten Art. Vergebens warnte der gemäßigte Spener.

Von Halle verbreitete sich der Pietismus über die andern Universitäten, am längsten widerstanden Wittenberg und Rostock, durch Jahrzehnte die letzten Bollwerke der Orthodoxie. Auch an den

Höfen gewann der Glaube Einfluß, er drang in die Regierungen und erfüllte nach 1700 die Landeskirchen der meisten deutschen Territorien. Und nicht auf Deutschland blieb seine Herrschaft beschränkt, ein lebhafter Verkehr mit den Frommen in Dänemark, Schweden, dem slavischen Osten trug dazu bei, die innige Verbindung dieser Länder mit dem geistigen Leben Deutschlands zu unterhalten, welche bis zum Ende des Jahrhunderts gedauert hat. Selbst die orthodoxen Gegner wurden, ohne es zu wissen, durch die Pietät umgeformt, das alte scholastische Gezänk verstummte, mit größerer Würde und besserer Gelehrsamkeit suchten sie ihren Standpunkt zu vertheidigen.

Unterdeß wurden in dem Glauben der Pietät die Schäden größer, das Verderben immer auffälliger. Seit jener Proceß der geistlichen Erweckung ein geheimnißvoller Akt im Menschenleben geworden war, auf den die ganze Seele sich krankhaft spannte, sollte von ihm die Aufnahme in die Gemeinschaft der Frommen, alles Glück der Seligkeit abhängen. Wer durch einen besondern Gnadenakt Gottes zur Erweckung durchgebrochen war, der lebte als Wiedergeborner im Stand der Gnade, ihm wurde von dem Herrn der Welt die Seele versiegelt gegen alle Sünde, er athmete in einer reinern Gottesluft, der Gnade des Lammes sicher, schon hier von der Sünde gelöst. Da wurde es dem Gebildeten, der jemals in das ironische Antlitz des Thomasius geblickt oder etwas von dem Menschenverstand der nüchternen deutschen Rede Wolf's in sich aufgenommen hatte, immer schwerer, diesen Gemüthsproceß in sich durchzumachen. Nicht allen gewissenhaften Männern glückte es damit so gut, wie dem Juristen Johann Jacob Moser; kläglich und erschütternd sind die Nachrichten, welche uns von dem Ringen Einzelner überliefert sind, von der Qual und Selbstpeinigung, in welcher sich Körper und Seele fruchtlos aufreiben. Bei den Schwächeren machte sich jede Art von Selbsttäuschung und unfreiem Nachsprechen Anderer breit. Und nicht weniger die Heuchelei. Bald erschien es sehr zweifelhaft, ob der Wiedergeborne ein Schwärmer oder ein Betrüger sei, zuverlässig war er oft beides zugleich.

Seit der Pietismus die Gunst der Vornehmen und die Herrschaft gewonnen hatte, war er aber auch ein lohnendes Geschäft, eine Modesache, ein Hilfsmittel für sehr weltliche Zwecke. Häufig waren Solche, welche die heiligsten Offenbarungen empfingen, zarte, schwächliche Naturen, denen man ernste Dienste, welche zur menschlichen Ordnung gehörten, gar nicht zumuthen konnte; sie gewöhnten sich auf Kosten ihrer Gönner zu leben. Der Handwerker drängte sich in die Gesellschaft Vornehmer, um sein Fortkommen zu sichern, und zu den Erbauungsstunden großer Herren, welche am liebsten nicht in den Schloßkirchen, sondern in besonders eingerichteten Gemächern gehalten wurden, eilte bußfertig, wer irgend Protection begehrte. Seufzen, Stöhnen, die Hände ringen, von Erleuchtung schwatzen, wurde bald hier bald dort die einträglichste Speculation. An den erweckten Geistlichen, welche die Seele schwacher Landesherren in Händen hatten, wurden alle Fehler, welche herrschsüchtigen Günstlingen eigen sind, bemerkt: Hochmuth und niederer Eigennutz. Bald kam auch die Sittlichkeit Vieler in übeln Geruch, und wenn irgendwo nach dem Tode eines devoten Landesherrn eine Gesellschaft herrschlustiger Frommen ausgetrieben wurde, so erregte das eine allgemeine Schadenfreude.

Aber es war für die Berather vornehmer Gewissen auch aus anderen Gründen eine angenehme Sache, durch ihre Wiedergeburt und Versiegelung Fürstinnen und Edelfrauen zur Andacht hinzureißen. Es schmeichelte ihrem Stolz, dieselben mit frommer Vertraulichkeit zu behandeln, ihnen jede Stunde des Lebens zu beherrschen. Schon um 1700 wird geklagt, daß wiedergeborne Seelsorger im Schlafrock ohne Rock und Kamisol unter den vornehmen Frauen umhergehen und sehr bereit sind, die Hände zu drücken, zu dutzen und zu küssen. Zumal Frauen vom Stande wurden durch diese Verbindung mit Frommen zuweilen aus dem Geleise ihres Lebens gerissen, eine Gräfin von Leiningen-Westerburg heiratete um 1700 den Pastor Bierbrauer, vier Gräfinnen zu Wittgenstein verbanden sich ebenso nicht ohne ärgerliche Zwischenfälle mit frommen Separatisten,

mit bürgerlichen „Canaillen und Knipperdolling's", wie ihr empörter Bruder sie nannte*). In denselben Jahren flohen fünf Fräulein von Kallenberg aus Kassel zu der erweckten Eva von Buttlar, welche früher als Hofdame sehr weltlich gelebt hatte und jetzt in anstößiger Verbindung mit einigen Separatisten durch das Land zog, sich mit zweien ihrer Begleiter als Joseph, Maria und Jesus verehren ließ, und in ihren Conventikeln arge Unsittlichkeiten großzog; ihre „Rotte" vermochte sich, durch die Obrigkeiten verfolgt, nirgends zu halten.

Immer mehr nahm das Conventikelwesen überhand, neben maßlosen und verschrobenen zogen sich auch feiner organisirte Seelen mit höheren sittlichen Ansprüchen aus der Kirche.

So geschah es, daß sich von allen Seiten die Opposition gegen den Pietismus erhob, Orthodoxe, Weltkinder und Gelehrte, zuletzt der gesunde Menschenverstand des Volkes. Wie sich das Urtheil der Besonnenen gegen ihn in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stellte, soll hier noch an einem kurzen Beispiel gezeigt werden.

In seinen Jugenderinnerungen erzählt der würdige Semler, von welchem später ausführlich die Rede sein wird, das traurige Geschick seines Bruders Ernst Johann, der von der Universität Jena aus dem erweckten Kreise des Magister Brumhardt und des Professor Buddeus tief zerrüttet ins elterliche Haus zurückkehrte. Die Stelle giebt eine so gute Einsicht in die Periode des untergehenden Pietismus, daß sie hier mit wenigen Verkürzungen mitgetheilt werden soll.

„Mein Bruder war zur Rechtschaffenheit so sehr gewöhnt worden, daß er sie auch gegen sich selbst unverbrüchlich in Acht nahm. So leicht es also vielen Brüdern wurde, den Tag und die Stunde der Versiegelung anzugeben, von wo an sie in lauter geistlicher himmli-

---

*) Die scandalösen Vorfälle, welche schon Thomasius mit großem Behagen dargelegt hatte, sind in dem fleißigen Werke: Max Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche, II, 2. und 3. Abtheil., ausführlich nach den Quellen dargestellt.

scher Fröhlichkeit zu leben alle Ursache hatten, und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen waren, erhoben wurden: so wenig konnte mein Bruder dieses Nachsprechen und geistliche Lügen sich verzeihen; es traf nichts bei ihm ein, was Andere so leicht und so unzähligemal daher redeten. Er gerieth also über die Größe seiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemessene Traurigkeit; er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heilande, und es fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Er aß selten Fleisch; kein Weißbrot oder Semmel; er hielt sich ganz unwerth sogar seines Daseins. Alle Nächte, wenn ich eingeschlafen war, stahl er sich heimlich aus dem Bette, schlich sich in die anstoßende kleine Bücherkammer, kniete oder lag ganz auf der Erde, und verlor im Affekt nach und nach die Vorsichtigkeit, sachte und leise zu reden; sein helles Winseln und Jammern weckte mich auf. Ich suchte ihn; und so wenig ich mir zutrauen konnte, als ein noch wenig bekehrter Schüler großen Eingang zu finden, so sagte ich ihm doch zuweilen solche schöne Zeilen und Verse, auch wohl griechisch und hebräisch vor, daß er mich oft umarmte, und seufzete, „ach wenn das mich anginge!“ Ich erwiederte zuweilen hastig, was dies für Verkehrung eines Menschen statt Bekehrung sei, wie dieser Weg unmöglich richtig und wahr sein könnte, worauf man allen Absichten Gottes entgegen handelte, und eine absolut unnütze, recht anstößige Creatur aus sich selbst machte. „Ja“, sagte er, „das bin ich, und kann es noch nicht genug erkennen.“ Ich sprach mit meiner Mutter; die weinte über ihren Sohn, der nun unsre Stütze sein könnte, wenn ihn nicht solche unwahre Einbildungen verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dies Alles noch ernsthafter, und holete aus der Dogmatik und Polemik so weit aus, daß ich es wol verstand, wofür er diese neuen Seelenanstalten hielt. Indeß mußte er sich in Acht nehmen; denn der ganze Hof war für diese Partei, viele waren ganz gewiß sehr gutmeinende Christen, aber es waren auch ganz unleugbare Müßiggänger und bekannte Abenteurer, die in diese Anstalten eintraten und ihre gute sehr bequeme Lebensart leicht fanden. Alle Beweise

von ihrem Leben im Fleische, — welche Beweise gar nicht selten oder unkenntlich waren —, halfen nichts; wer konnte hier durchdringen! Hie und da hatte ein solcher Bekehrter mit seiner Magd in Schande gelebt; es wurde nicht untersucht, es war Calumnie, und man setzte ihn zur Noth wo anders hin, wenn seine Bauern hierin zu altlutherisch blieben. Mein Bruder gab nach und nach zu verstehen, daß auch mein Vater den engen Weg noch nicht selbst gegangen sei, es war ihm also nicht zu helfen. Man lief sogar im Wald herum Tag und Nacht, so daß die Andacht im Mondenlicht, welche jetzt Manche wieder anempfehlen, nichts Neues ist; man sang die neuen Liederchen mit einander; der Herzog gab freilich oft den Conversations-Wagen dazu her, nebst der leiblichen Bewirthung; ja er war oft selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilandes willen, öffentlich zu ehren. Ich übertreibe die Sache so wenig, daß ich hier noch nicht Alles sage. Es kam die Zeit der jährlichen Wallfahrten, denn auch diese alte Kunst hat man aus den Zeiten und Anstalten der Mönche beibehalten; an manchen Orten sollte die Gnade des Heilandes ganz reichlich und fast sichtbar wohnen, da wallfahrteten Brüder und Schwestern hin, in der That wider Christi Grundsatz: daß weder Jerusalem noch Samaria den Gnadenort enthalte. Es brachten wenigstens Viele ihre Zehrung mit. Mein Bruder reiste gewiß nicht ohne Geld nach Ebersdorf, und brachte nichts zurück, vielmehr hatte er dem und jenem Bruder zum Andenken dies oder jenes Büchelchen abgekauft. Die Schwärmerei hatte wirklich Absichten, die ins Große gingen; ob sich gleich nachher die Sachen wieder ins Gemäßigte setzten, weil die philadelphischen Rechnungen nicht eintrafen. Während einer solchen frommen Reise meines Bruders starb meine Mutter, eine Frau, deren Andenken ich vor Gott täglich segne. Mein Bruder fand sie eben im Sarge, da er wieder kam; er fühlte allen Schmerz eines Sohnes, legte sich lang auf ihr Gesicht, und rief laut: „ach wäre ich unnützer Mensch an meiner Mutter Stelle gestorben!“ Nun hatten wir alle einigen Zugang zu seinem Herzen, diese Reise zu Fuß hatte die

Hypochondrie sehr geschwächet; das dortige Zureden der Brüder hatte einige Vorstellungen herbeigerufen, die er selbst sich nicht erwerben konnte, er war ziemlich beruhiget oder fing an zu glauben. Wir stelleten ihm vor, er müsse doch auch den Menschen mit seinen noch so kleinen Gaben dienen; er nahm zuerst eine Stelle an, als Präceptor in dem kleinen Waisenhause, und nachher bei einem Herrn von Dieskau, der auf dem sogenannten Schlößchen wohnte, in der allerschönsten Gegend, die man sich wählen kann. Auf der Stadtmauer stehet der eine Theil dieses alten Schlosses; unter der Mauer ist noch ein schmaler Fußsteig, den angepflanzte Hecken für das Ausglitschen beschützen; aber gerade unter diesen Bruchstücken eines Felsen fließet die Saale, zuweilen sehr groß und breit, stets aber voll genug, daß Flöße und Kähne gebraucht werden können; vom Schlosse aus trug das Auge in einem halben Zirkel auf lauter Wald und Berge. Hier hätte sich mein Bruder vielleicht erholen können; aber er lebte nicht lange mehr.“

So weit der Bericht Semler's. Er selbst wurde später von der herrschenden Gemüthsrichtung angesteckt, auch er rang noch als Knabe nach der Erweckung, aber das kräftigere Gefüge seines Geistes machte ihm die Heilung möglich.

Auch die Zeit half dazu.

Denn dieser frommen Richtung wurde das Jahr 1740 verhängnißvoll. Der neue König von Preußen war den Pietisten ebenso abhold, als sein Vater ihnen geneigt gewesen war. In seinen Landen wurde zuerst mit Bewußtsein und Energie das neue wissenschaftliche Leben der alten Gefühlsseligkeit gegenübergesetzt. Fast gleichzeitig verloren die Frommen an mehren sächsischen Höfen die Herrschaft; die Zeit der Aufklärung begann, das beste Leben der Nation ging seitdem in andern Bahnen; die Stillen im Lande erhielten sich nur als isolirte Gemeinden. — Auch die Brüdergemeinden des Grafen Zinzendorf entwickelten zwar durch längere Zeit eine achtungswerthe Missionsthätigkeit in fremden Ländern, sie blieben aber ohne Einfluß

auf die Strömung des deutschen Lebens, welche jetzt tiefer und kräftiger dahinflutete.

Der Pietismus hatte eine Anzahl Einzelner zusammengeschlossen, er hatte die Individuen aus dem Leben der Familien herausgehoben, in den Seelen die Sehnsucht nach einem stärkern Inhalt gesteigert, er hatte neue Formen des Verkehrs eingeführt, hier und da den starken Unterschied der Stände durchbrochen, er hatte in der ganzen Nation größern Ernst, äußerliche Zucht gefördert; aber den nationalen Zusammenhang der Deutschen hatte er nicht gekräftigt. Wer sich ihm eifrig hingab, grade der war in der größten Gefahr, sich mit Gleichgesinnten aus der großen Strömung des Lebens zurückzuziehen und aus Einsamkeit wie ein Schiffbrüchiger von seiner Insel auf die große Wasserwüste hinabzusehen, die ihn umgab.

Auch die neue Wissenschaft schuf zunächst nur einzelne Gelehrte; dann eine freie Bildung, darauf eine Nation, welche für ihre Selbstständigkeit zu kämpfen und zu sterben, endlich auch zu leben wagte.

6.

Es wird Licht.

Aus den deutschen Städten, auf der Grenzscheide zwischen zünftiger Arbeit und freier Erfindung, war die Kunst des Bücherdrucks in die Welt gekommen, der größte Erwerb des Menschengeschlechts nach Entdeckung der Buchstabenschrift. Denn seit der Geist eines Mannes in Holz und Leder eingeschnürt zu gleicher Zeit auf tausend Straßen über die Erde ziehen konnte, hatte eine Entfaltung der Menschenkraft in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Handwerk begonnen, nicht nur mächtiger, mannichfacher, reicher, auch grundverschieden von dem stillen Grübeln der Vergangenheit. Seitdem wurde in Jahrhunderten eine Wandlung der Völker hervorgebracht, welche sonst in Jahrtausenden nicht möglich gewesen war. Jeder Einzelne wird mit seinen Zeitgenossen, jedes Volk mit allen andern Culturvölkern zu einer großen geistigen Einheit zusammengeschlossen, erst jetzt ist ein regelmäßiger Zusammenhang in der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts gesichert; der Geist des Einzelnen erhält eine Erdendauer, die vielleicht Jahrtausende die Athemzüge seiner Brust überleben mag, die Seelen der einzelnen Völker aber gewinnen eine Fähigkeit sich zu verjüngen, welche ihr Ableben nach den alten Gesetzen der Natur, wie wir hoffen dürfen, in unberechenbare Ferne hinausschiebt.

Wenige Jahrzehnte war die schwarze Kunst erfunden, da begann ein Frühlingsstürmen in den Seelen. Aus den Schriften der Römer verkündeten mit Entzücken die Humanisten, wie viel Schönes und

Großes in der antiken Welt gewesen war, zürnend hielten sie den Schatz edler Empfindungen, welcher aus der entfernten Vergangenheit in ihre Seelen fiel, gegen das rohe oder verderbte Leben, das sie um sich erblickten. Das heilige Buch in der Hand, stritten fromme Geistliche für das überlieferte Wort der Schrift, gegen die römische Despotie und die gefälschten Traditionen der Kirche. Und durch tausend Bücher, die sie selbst geschrieben, erhoben sie das Gewissen der Völker zu dem größten geistigen Kampf, der seit dem Aufsteigen des Sternes von Bethlehem über das Menschengeschlecht gekommen war, und wieder durch tausend Bücher weihten sie nach den ersten Siegen ihrem Volke alle irdischen Verhältnisse aufs Neue, die Pflichten und Rechte des Mannes, der Familie, der Obrigkeit, als die ersten Erzieher, Lehrer, Bildner der großen Menge.

Aber nicht die Freude an alten Dichtern und Statuen, auch nicht der gewaltige Krieg, welcher jetzt um die Lehren der Kirche geführt wurde, nicht Philologen und nicht Theologen des sechszehnten Jahrhunderts haben den größten Segen der neuen Kunst durch die Länder getragen, nicht sie allein haben die Anschauung reicher, das Urtheil sichrer, Liebe und Haß größer gemacht. Das geschah durch Lettern und Holzschnitt noch auf andrem Wege, langsam, den Zeitgenossen unbemerkbar, für uns staunenswerth.

Der Mensch lernte allmälig anders sehen, beobachten, urtheilen. Wie scharf die Sinnenthätigkeit des Einzelnen im Mittelalter gewesen war, die Bilder, welche aus der Außenwelt in die Seele fielen, wurden ihm zu leicht verzogen durch die hastige Thätigkeit der Phantasie, welche Träume und Ahnungen und unzeitige Combination mit dem Objecte verband. Jetzt war das deutliche Schwarz auf Weiß immer zur Hand, ein fester unveränderlicher Bericht über das, was bereits Andere geschaut und erfahren. Jeder konnte die eigne Auffassung an der fremden, das Urtheil der Andern an dem eignen prüfen. So begann die neue nüchterne, klare Auffassung der Welt, so wuchs das Interesse und Bedürfniß zu beobachten. Man sammelte die Bilder der Thiere und Pflanzen, unterschied genauer die

Formen und Arten, man verzeichnete Städte, Flüsse, Gebirge und schnitt sich ein Bild der Länder in Holz, man untersuchte die Gewalten der Natur, die Zugkraft des Magnets, Elasticität der Luft, Brechung des Lichtstrahls, man erfand immer neue Werkzeuge, welche die Sinne schärften und ergänzten. Schnell öffneten sich dem Auge neue Welten, wie der Mensch den Weg durch die geheimnißvolle Dämmerung des Ozeans ahnend combinirte, so fand er bald sichere Pfade durch die ungeheuren Räume des Aethers.

Und in der Fülle der neuen Eindrücke sucht die Seele vorsichtig einen festen Halt. Auffallend schnell und allgemein entwickelt sich die Freude am Messen und Rechnen, an der streng gesetzlichen Entwicklung der Zahlen und Größen aus einander, an der absoluten Sicherheit ihrer Beweise. Die Zucht und strenge Methode der mathematischen Disciplinen zieht die suchende, ungeschulte Seele mit unwiderstehlicher Gewalt an. Während das Volk nicht müde wird, den wundervoll künstlichen Bau der Nürnberger Taschenuhren zu bewundern, und sich immer wieder nach den gedruckten Büchlein Sonnenuhren an die Mauern zeichnet, findet Copernikus die Bewegung unseres Sonnensystems, beobachtet Galilei die Trabanten des Jupiter, erkennt Kepler kurz vor den Schrecken des dreißigjährigen Krieges die großen Gesetze des Falles und des planetarischen Umlaufs.

Durch zwei Jahrhunderte wurden die mathematischen Disciplinen Grundlage des geistigen Fortschritts. Mit ihnen das Studium der Natur, welches auf Wägen und Messen, auf Scheiden und Verbinden der einzelnen Stoffe beruhte, nächst der Astronomie die Chemie. Das Zusammengesetzte in Einheiten aufzulösen, durch Combination der Einheiten neue Bildungen hervorzubringen, das wurde erstrebt. Nichts ist so bezeichnend für die Herrschaft dieser Richtung, als der Traum, den noch der große Leibnitz hatte, sogar den Geist der Sprache, d. h. den gesammten geistigen Inhalt der Menschen in mathematischen Formeln darzustellen und so eine neue Methode zu schaffen, durch welche der geistige Inhalt eines Individuums und Volkes direct,

ohne Vermittlung der verschiedenen Sprachen auf Andere übergehen könne.

Unterdeß waren auch die historischen Kenntnisse und die Kunde alter Sprachen in ähnlicher Weise fortgeschritten, überall ein emsiges Zählen, Messen, Zusammentragen der Einzelheiten, Auffsammeln eines ungeheuren Materials. Historische Urkunden, Diplome und alte Aufzeichnungen werden in großen Sammelwerken herausgegeben. Die Wörter und Bildungsgesetze der antiken Sprachen werden genauer beobachtet, in Grammatiken und Wörterbüchern immer zahlreicher verbunden. Ueber sehr viele Einzelheiten der Privatalterthümer, über Hüte und Schuhe, über Sänften, Schellen und Tintenfässer der Alten werden besondere Abhandlungen geschrieben. Wo ein Zusammenfassen des Stoffes versucht wird, bleibt es ganz äußerlich.

Aber nicht die einzelnen Kenntnisse, wie groß ihr Umfang sei, befriedigen den Menschen. Das Wissen soll ihm helfen zunächst das eigene Leben auf Erden sicher und gedeihlich zu bilden, seine Pflichten und Rechte will er dadurch festigen. Und wieder dem großen Räthsel des Lebens, dem Verhältniß zu dem Ewigen will er durch ihre Hilfe näher kommen. Auf sich selbst und auf seinen Gott bezieht der Mensch Alles, was er weiß.

Die Bürgerkriege in Frankreich, die Freiheitskämpfe der Bataver, das dreißigjährige Elend Deutschlands und die Empörung des englischen Rechtsgefühls gegen die Stuart hatten dem Politiker und dem Privatmann eine Menge neuer Vorstellungen über das Verhältniß der Staaten zu einander, über die Stellung des Mannes im Staat in die Seele geschlagen. Wie verschieden waren die Gesetzgeber, welche das Leben jedes Einzelnen regierten: die jüdischen Priester, die Gemeinde der Apostel, die Juristenschulen des alten Roms, longobardische Könige, herrschlustige Päbste und wieder neben Gesetzen, die aus vergangenen Jahrtausenden und von verlebten Völkern stammten, galten Erinnerungen aus der deutschen Vorzeit: Weisthümer, Willküren, Rechtsspiegel, Ordnungen und Privilegien. Nach ihren Bestimmungen wurde ihm Haus und Hof, Weib und

Kind, geerbtes und erworbenes Gut erhalten und genommen. Und grade nach dem großen Kriege hatte sich über allem Recht der Herrenwille des Einzelnen und die tyrannische Gewalt eines herzlosen Systems erhoben. In solchem Chaos von Gesetzen, in der Unterdrückung des Rechtes durch Staatsgewalt suchte das Gemüth des Menschen einen festen Halt. Und wie die Pietisten von der Kirche eine würdigere Auffassung menschlicher Rechte und Pflichten forderten, so begann auch der Jurist nach dem großen Kriege das natürliche Recht des Menschen dem Unrecht des despotischen Staates gegenüber zu setzen, das vernünftige Recht der Staaten gegen intriguante Politiker zu verfechten. Neben den mathematischen Disciplinen und der Naturwissenschaft wurde die Rechtswissenschaft die Werkstätte, in welcher sich die Geister zu idealen Forderungen an das Leben bildeten. Aus ihnen erblühte die neue Weltweisheit.

So oft in den einzelnen Kreisen des Wissens ein neuer massenhafter Stoff zusammengetragen ist, so oft Kenntniß und Urtheil nach vielen Richtungen erweitert sind, entsteht das unabweisbare Bedürfniß, die neugefundene Habe in eine innere Verbindung zu bringen. Alle höchsten und letzten Fragen des Menschen, das Verhältniß zwischen Körper und Seele, Natur und Gott, Tod und Unsterblichkeit fordern eine Antwort. Diese Antwort zu finden ist zu aller Zeit die Aufgabe der Philosophie. Aber unendlich unvollkommen ist jedem Jahrhundert das Geheimniß des Lebens aufgeschlossen, was der Mensch aus Natur und Geschichte erspäht, ist unendlich wenig im Vergleich zu dem unendlichen Reichthum dessen, was ist und war. Ja, alles Leben birgt ein letztes Geheimniß in sich, das sich der menschlichen Forschung immer wieder entzieht. Durch Beobachtungen der äußern Erscheinung und der Zahlenverhältnisse, durch Messen der Räume und Größen, durch Zerlegung des Zusammengesetzten in einfache Stoffe, durch die Beobachtung vieler einzelner Eigenschaften wird der volle Inhalt des Lebenden niemals gewonnen. Endlos ist die Arbeit der Wissenschaft, neue Seiten, neue Lebensäußerungen des Vorhandenen zu erfassen, ohne Aufhören entstehen neue Disciplinen,

jede Zeit gräbt neue Gänge nach dem großen Geheimniß, jede hat Ursache, mit freudigem Selbstgefühl auf die Vergangenheit zurückzusehen, welche soviel weniger Mittel hatte. Und deshalb hat jede Zeit das Bedürfniß, aus dem Gewinn der einzelnen Wissenschaften, sowie aus den sittlichen Forderungen, welche durch das neue Wissen und Können entstanden sind, ein neues Gebäude der Philosophie aufzuführen. Immer entspricht der Inhalt dieses Gebäudes dem Verständniß und den Herzensbedürfnissen seiner Zeit. Jedes philosophische System ist durch die Persönlichkeit der Zeit und seiner Erbauer beschränkt, jedes wird durch neue Fortschritte und neue Bedürfnisse überwachsen. Diese Arbeit des neuen Findens und des Zusammenfassens umspannt das geistige Leben des Volkes. Je reichlicher die Vorarbeit in den einzelnen Wissenschaften war, und je edler Geist und Charakter des combinirenden Denkers sind, welcher seiner Zeit das neue System erschafft, desto größer ist das Gefühl des Fortschritts und die begeisterte Freude der Zeitgenossen über einen idealen Inhalt, der die Einzelnen aus den egoistischen Zwecken ihres Lebens heraushebt. Die Voraussetzung aller Philosophie aber ist ein ewiges Sehnen und Suchen, ein unablässiges Prüfen der gewonnenen Wahrheiten, ein unaufhörliches Modificiren und Fortbilden der geistigen Habe. Die Bewegung ist es, welche die Wissenschaft lebendig erhält, unendlich die Arbeit, unendlich der Fortschritt, und in dieser Unendlichkeit der irdischen Arbeit liegt alles Glück, alles Leben des Menschengeschlechts, und die Bürgschaft der Dauer.

Seit dem dreißigjährigen Kriege beginnt bei den großen Culturvölkern die systematische Darstellung der Ueberzeugungen, welche die Wissenschaft nach ihrem damaligen Standpunkte über Gott, die Schöpfung und Regierung der Welt geben konnte. Der Franzose Descartes, der Engländer Locke, der Holländer Spinoza, unter starkem Einfluß der Nachbarvölker die Deutschen Leibnitz, Thomasius, Wolf.

Sie alle, mit Ausnahme des freieren Spinoza, waren sorglich bemüht, ihre Systeme von der göttlichen Ordnung in der Natur und

dem Menschengeiste mit den Lehren der christlichen Theologie in Einklang zu erhalten. Allerdings brach der innere Gegensatz bei jedem von ihnen hervor.

Denn seit Descartes den Satz aufgestellt, nichts dürfe dem forschenden Menschengeist wahr und fest sein, als was ihm unwiderleglich bewiesen worden, — seitdem war es mit dem Autoritätsglauben vorbei. Freudig trat die Wissenschaft ihre neue Herrschaft an, indem sie Gott und die Welt, Seele und Leib, aber auch Pflichten und Rechte des Menschen zu erweisen suchte, als existirend, als vernünftig und nothwendig. Die sichtbare Welt wurde von großen Mathematikern in unendlich viele Einheiten zerlegt, aus deren Verbindung alles Leben hervorgehe, und das Göttliche aus dem Leben des Geistes wie der Körperwelt als Ureinheit, als Weltseele begriffen. Der Gottesgelehrte aber, einst der strenge Herr der Wissenschaft, — auch Luther hatte noch das Wort der heiligen Schrift über alle Vernunft hinausgestellt, — erfand jetzt eine „natürliche" Theologie als Bundesgenossin zu der „offenbarten". Eifrig suchten junge Theologen in der Weltweisheit neue Stützen ihres Glaubens. Aus der Bewegung der Sterne, aus dem vulkanischen Feuer, ja aus den Windungen der Schneckengehäuse wurde Nothwendigkeit und Weisheit des Schöpfers mit vielem Behagen demonstrirt. Und schon fehlten solche nicht, welche den persönlichen Gott, seinen Actus der Schöpfung, und die Unsterblichkeit der Seele leugneten. Gegen solche einzelne Deisten und Atheisten erhob sich aber noch die Mehrzahl der Philosophen und die christliche Frömmigkeit des gesammten Volkes.

Die großen deutschen Gelehrten, welche um den Aufgang des achtzehnten Jahrhunderts Führer dieser Bewegung wurden, trugen das heilige Feuer in die verschiedenen Kreise des deutschen Lebens. Leibnitz, die große schöpferische Kraft seiner Zeit, eine wundervolle Mischung von elastischer Schmiegsamkeit und fester Ruhe, von souveräner Sicherheit und tolerantem verbindlichem Wesen, wirkte durch seine zahlreichen Monographien und seinen unendlichen Brief-

wechsel vorzugsweise auf die Führer der Nation und das Ausland auf Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, nach allen Seiten Bahn brechend, vorauseilend, die weitesten Aussichten eröffnend. Und wieder Thomasius, geistvoll, leichtbewegt, kampflustig, beifallsbedürftig, regte auch die Gleichgültigen und Kleinen durch seine geräuschvolle Thätigkeit zu Parteien auf. Er kämpfte als der erste deutsche Journalist in der Presse mit Spott und Ernst, bald Verbündeter der Pietisten gegen die intolerante Orthodoxie, bald Gegner der schwärmerischen Wiedererweckten, für Toleranz, reinere Moral, gegen jede Art von Aberglauben und Fanatismus. Endlich der jüngere Christian Wolf, der große Professor, wurde ein regelrechter, klarer, nüchterner Lehrer, welcher in langjähriger segensvoller Wirksamkeit das System zusammenschloß und die Schule gründete.

Solche Zeit, in welcher das Große, was der einzelne Mann gefunden, zahlreiche Schüler begeistert, ist eine glückliche Periode für Millionen, welche an dem neuen Erwerb vielleicht gar keinen unmittelbaren Theil haben. Immer liegt auf der ersten Thätigkeit einer Schule etwas von der apostolischen Weihe. Was in der Seele des Lehrers sich mühsam unter innern Kämpfen herausgebildet hat, das wirkt auf die jungen Seelen als etwas Großes, Festes, Erhebendes. Mit der Begeisterung und der Pietät verbindet sich der Drang, selbstschöpferisch den neuen Erwerb fortzubilden. Schnell erfüllen die Lehrsätze das gesammte Leben des Volkes, sie wirken nicht nur in den einzelnen Wissenschaften, auch in allen Richtungen des praktischen Geistes, auf Gesetzgebung und Staatsverwaltung, auf Hausordnung und Familienzucht, in der Werkstätte des Künstlers und Handwerkers.

Zuerst flammt das neue Licht seit 1700 in allen Wissenschaften auf. Academien, gelehrte Zeitschriften, Preisaufgaben werden gestiftet. Durch die Führer wird die deutsche Sprache als Sprache der Wissenschaft gleichberechtigt, bald siegreich neben die lateinische gestellt, und diese glorreiche That wird der erste Schritt, die gesammte Nation in eine ganz neue Verbindung zu den Gelehrten zu setzen.

Aber das neue Leben dringt auch etwa seit 1720 mit unwiderstehlicher Gewalt in die Häuser, in Schreibstube und Werkstatt des Bürgers. Jeder Kreis menschlicher Thätigkeit wird prüfend durchforscht. Landwirthschaft, Handel, die Technik der Gewerbe werden in handlichen Lehrbüchern zugänglich gemacht, welche noch heut die Grundlagen unsrer technologischen Literatur sind. Ueber Rohstoffe und ihre Verarbeitung, über Mineralien, Farben, Maschinen wird geschrieben, an vielen Orten schießen populäre Zeitschriften auf, welche die neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft für den Handwerker und Fabrikanten zu verwerthen suchen. Selbst in die Hütte der armen Bauern fallen einzelne Strahlen des hellen Lichtes, auch für ihn entsteht eine kleine menschenfreundliche Literatur. Aber auch die sittliche Wirkung jedes irdischen Berufes wird dargestellt, über die Tüchtigkeit und Bedeutung des Arbeiters, des Beamten wird Erhebendes gesagt, der innige Zusammenhang der materiellen und geistigen Interessen der Nation wird verkündet, unablässig wird auf die Nothwendigkeit hingewiesen, den Schlendrian alter Bräuche zu verlassen, sich um das vorgeschrittene Ausland zu kümmern, Bedürfnisse desselben und fremdes Wesen kennen zu lernen. Und wieder über Tracht und Sitten wird in ganz neuer Weise geschrieben, launig, spöttisch, tadelnd, immer mit dem Wunsche zu bilden, zu bessern. Sogar die besondern Fehler der Stände und Berufsklassen, die Schwäche der Frauen, die Rohheit und Unredlichkeit der Männer werden unablässig beurtheilt und gezüchtigt. Noch ungeschickt, zuweilen pedantisch und kleinlich, aber doch mit eifrigem Sinn und mit Redlichkeit.

So geräth das gesammte Privatleben der Deutschen in eine unruhige Bewegung, überall ringen neue Ideen mit alten Vorurtheilen, überall sieht der Bürger um sich und in sich eine Wandlung, der er nur schwer widerstehen kann. Noch ist die Zeit arm an einzelnen großen Erscheinungen, aber überall in den kleinen eine treibende Kraft erkennbar. Nur wenige Jahrzehnte, und die neue Aufklärung sollte aller Welt zur Freude ihre Blüthen tragen. Immer

noch ist die Weltweisheit und die populäre Bildung des Volkes vorzugsweise abhängig von Mathematik und Naturwissenschaft, aber schon beginnt seit Johann Matthias Gesner die Alterthumskunde, der zweite Pol aller wissenschaftlichen Bildung, die geschichtliche Entwicklung der Völkerseelen zu begreifen. Wenige Jahre nach 1750 reist Winkelmann nach Italien.

Und wie lebten die Bürger, aus deren Häusern der größte Theil unserer Denker und Erfinder, der Gelehrten und Dichter hervorging, welche die neue Bildung weiter führen sollten, kühner, schöner, freier?

Es ist eine mäßig große Stadt um 1750. Noch stehen die alten Ziegelmauern, Thürme nicht nur über den Thoren, auch hie und da über den Mauern. Manchem ist ein hölzernes Nothdach aufgesetzt, in den stärksten sind Gefängnisse eingerichtet, andre baufällige, die vielleicht im großen Kriege zerschossen wurden, sind abgetragen. Auch die Stadtmauer ist geflickt, vorspringende Winkel und Basteien liegen noch in Trümmern, blühender Flieder und Gartenblumen sind dahintergepflanzt und ragen über die Steine, der Stadtgraben auf der Außenseite liegt zum Theil trocken, dann weiden wol noch Kühe einzelner Bürger darin, oder die Tuchmacher haben ihre Rahmen mit Reihen eiserner Häkchen aufgestellt und spannen friedlich die Tücher daran auf, die gewöhnlichste Farbe ist seit den Pietisten „Pfeffer und Salz“, wie man schon damals sagte, und die alte Lieblingsfarbe der Deutschen Blau, das nicht mehr aus deutschem Waid, sondern aus dem fremden Indigo bereitet wird. Noch haben die engen Thoröffnungen hölzerne Bohlenthore, oft zwei hintereinander, sie werden zur Nachtzeit von der Stadtwache geschlossen, welche dort auf Posten steht, aber oft erst durch Klopfer und Glocke geweckt werden muß, wenn Jemand von Außen Einlaß begehrt. Auf der innern Seite der Stadtmauer sind zuweilen noch Bruchstücke der Holzgallerien zu sehen, in denen einst die Bogen- und Hakenschützen standen, aber nicht überall ist der Weg längs der Mauer frei, schon sind viele dürftige Häuser und Schuppen angeleimt.

Im Innern der Stadt stehen die schmucklosen Häuser noch nicht so zahlreich als in früheren Jahrhunderten, noch liegen einzelne wüste Stellen dazwischen, die meisten aber sind von Honoratioren gekauft und in Gärten verwandelt. Vielleicht ist schon ein Kaffeegarten nach dem Muster des berühmten Leipziger angelegt, dann stehen einige Baumreihen und Bänke darin, und in der Gaststube lehnen am Verschlage des Wirthes die Gipspfeifen der Stammgäste, aber seit Kurzem ist daneben der Maserkopf und der theure Meerschaum aufgekommen. In der Nähe des Hauptmarktes werden die Häuser stattlicher, nicht überall sind die alten Löben erhalten, bedeckte Gänge, welche einst in einem großen Theile Deutschlands durch das Unterstock der Markthäuser führten, die Gehenden in der Regenzeit schützten und das Leben des Hauses mit der Straße verbanden. An dem massiven Bau des Rathhauses sind die alten Pfeiler und Gewölbe durch rohen Kalkanwurf und durch Zwischenmauern verklebt, in den düstern lichtarmen Räumen des Innern hängen Spinnengewebe, erheben sich graue Mauern von Akten, lagert unendlicher Staub; in der Rathsstube stehen die steifen Polsterstühle, mit grünem Tuch und Messingnägeln beschlagen, im erhöhten Raum, dessen Schranke die Rathsherrn von den Bürgern trennt; Alles schmucklos und lange nicht getüncht, Alles dürftig und unschön, wie eine unfertige Einrichtung, denn in dem neuen Staate fehlt Geld und Freude die öffentlichen Gebäude zu schmücken, sie werden vom Bürger als ein nothwendiges Uebel betrachtet, ohne Theilnahme, ohne jedes Selbstgefühl. Noch sehen die Häuser des Marktes zum großen Theil mit spitzem Giebel auf die Straße und zwischen den Häusern gießen weitvorspringende Dachrinnen ihr Wasser auf das schlechte Pflaster, das aus Feldsteinen kunstlos zusammengesetzt ist. Viele Giebel haben die schöne Gliederung des germanischen Stils verloren, wer verschönern will, läßt die Dachlinie in Rococcoschnörkeln, am liebsten gradlinig bis zur Spitze laufen. Unter den Häusern stehn noch einzelne Kirchen oder verlassene Klostergebäude, mit Strebepfeilern und Spitzbogen. Gleichgiltig sieht das Volk auf diese Ueber-

reste einer Vergangenheit, mit welcher es kaum durch eine theure Erinnerung verbunden ist, für die alte Kunst ist ihm das Verständniß ganz verschwunden; wie Friedrich von Preußen das Marienburger Schloß, so zerstört überall der nüchterne, verständige, lichtfordernde Sinn die Bauten alter Zeit. Vorsorglich hat der Magistrat die leeren Räume zu einem Pfarrhaus oder zu Schulstuben eingerichtet, Fenster ausgeschlagen, Gipsdecken gezogen, dann schauen die Knaben von ihrer lateinischen Grammatik verwundert auf die Steinrosetten und die zierliche Arbeit des Meisels aus einer Zeit, wo dergleichen Unnöthiges noch gebaut wurde, und in dem verfallenen Kreuzgange, durch welchen einst die Mönche ernsthaft schritten, werfen sie jetzt aus hölzernem Schlüssel ihren Brummkreisel; denn der Circitor susurrans oder Mönch ist ein Lieblingsspiel dieser Zeit, den auch vornehme Herren in verkleinerter Form zuweilen in der Tasche führen.

Es ist bereits Ordnung in der Stadt, die Straßen müssen gekehrt werden, Düngerhaufen, welche fünfzig Jahre früher auch in Mittelstädten vor den Häusern lagen, seit im Kriege die alte Sauberkeit verschwunden war, sind wieder durch Verordnungen beseitigt, welche die Räthe des Landesherrn den Oberamtleuten, die Oberamtleute dem Rathscollegium zugeschickt haben. Auch der Viehstand der Stadt hat sich sehr verringert, die Schweine und Rinder, welche noch kurz vor 1700 zwischen den spielenden Kindern im Straßenschmutze sich belustigten, werden streng in Höfen und Hinterhäusern bewahrt, die Landesregierung sieht nicht gern, daß die Städter in den Ringmauern Vieh halten, denn sie hat die Thoraccise eingeführt und ein abgedankter Unterofficier treibt sich, den Rohrstock in der Hand, in der Nähe des Thores umher, um die Karren und Körbe der Landleute zu untersuchen. So hat sich die Viehzucht in die dürftigen Vorstädte und die Vorwerke gezogen, nur in den kleinen Landstädten hilft die Ackernahrung das Leben der Bürger erhalten. Auch die Sicherheitspolizei thut ihre Pflicht, auf Bettler und Vagabunden wird stark vigilirt, der Paßeport ist dem anspruchslosen Reisenden unentbehrlich; Rathsdiener sind in den Straßen sichtbar und spähen in die Wirths-

häuser, zur Nacht wird wol auch eine Brandwache in die Nähe des Rathhauses postirt und der Thürmer giebt mit Fahne und großem Sprachrohr die Nothzeichen. Auch das Spritzenhaus wird in Ordnung gehalten, plumpe Feuertonnen stehen an der Seite des Rathhauses unter offenem Schuppen, über ihnen hängen die eisenbeschlagenen Feuerleitern. Sogar die Nachtwächter sind ziemlich wachsam und modest, sie sangen nach dem großen Kriege hier und da anzügliche Reime, so oft sie die Stunden abriefen, jetzt hat ein frommer Pfarrer darauf bestanden, daß auch ihnen Text und Melodie geistlich sei.

Der Handwerker arbeitet in der alten Weise fort, noch steht jeder fest in seiner Zunft, auch die Maler sind zünftig und fertigen als Meisterstück eine Kreuzigung mit einer Anzahl vorgeschriebener Figuren. In den katholischen Landschaften leben sie von massenhafter Anfertigung der Heiligenbilder, in den protestantischen malen sie Schilder und Scheiben und die Wappen der Landesherren, welche zahlreich an öffentlichen Gebäuden, sogar über den Thüren einzelner Handwerker zu sehen sind. Streng wird von der Mehrzahl der Handwerker auf alte Bräuche, am strengsten auf die Rechte der Zunft gehalten, wer nicht nach Handwerksrecht in die Zunft aufgenommen ist, der wird als Pfuscher oder Bönhase mit einem Hasse verfolgt, der ihn von der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen sucht. Noch wird ernsthaft vor der geöffneten Lade gehandelt, Lehrlinge angenommen, Gesellen freigesprochen, Händel geschlichtet, und die Formel „Mit Gunst“, welche jede Rede einleitet, schallt endlos bei allen Zusammenkünften der Meister und der Gesellen; aber die alten Wechselreden und Sprüche des Mittelalters sind halb unverständlich geworden, rohe Scherze haben sich eingedrängt, und die Besseren beginnen bereits nicht viel darauf zu geben. Ja es fehlt nicht mehr an solchen, welche die alte Zunftverfassung für eine Last halten, weil sie ihrem Bestreben, sich zu Fabrikthätigkeit zu erweitern, hartnäckig widersteht, so die großen Tuchmacher und Eisenarbeiter. Und die lustigen Jahresfeste, welche einst Freude und Stolz fast jedes einzelnen Handwerks waren,

sie sind fast alle abgelebt. Die Aufzüge in Masken, eigenthümliche alte Tänze vertragen sich nicht mit der Bildung einer Zeit, in welcher der Einzelne keine größere Furcht hat, als seiner Würde zu vergeben, in der von der Kanzel gepredigt wird, daß geräuschvolle weltliche Ergötzlichkeit sündhaft sei, in welcher endlich auch die gelehrten Männer der Stadt keinen zureichenden Grund für dergleichen Straßenlärm finden.

Geschieden durch Kleidung, Haartracht und Titel stehen die Honoratioren der Stadt über den Bürgern. Wie der Adel auf sie, blicken sie auf den Handwerker, dieser auf den Bauern herab. Schon hat der Kaufmann, zumal wenn er ein Stadtamt bekleidet oder Vermögen besitzt, unter den Honoratioren eine Stellung. Auch in den Familien der vornehmen Kaufleute, wie die ersten Häuser „ins Große“ genannt werden, und der ansehnlichen, wie die Besitzer großer Verkaufsläden heißen, ist eine erfreuliche Aenderung des Lebens bemerkbar. Der rohe Luxus einer früheren Generation ist gebändigt, bessere Zucht im Hause und größere Redlichkeit im Geschäft sind überall zu erkennen. Schon wird gerühmt, daß es nicht die alten und soliden Häuser sind, deren Inhaber sich noch um Adelsbriefe bewerben, ja daß solche eitle Neugeadelte von den Besten ihrer Geschäftsgenossen verachtet werden*). Und der vorurtheilsfreie Cavalier fühlt sich zu der Erklärung veranlaßt, daß in der That kein Unterschied sei zwischen der Frau eines Gutsbesitzers, welche mit Ehren in den Kuhstall geht und das Abrahmen der Milch beaufsichtigt, und zwischen der Frau eines ansehnlichen Kaufmanns zu Frankfurt, die während der Messe im Gewölbe sitzt, „sie ist wohl und prächtig gekleidet, sie befiehlt ihren Leuten wie eine Fürstin, sie weiß den Vornehmen, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zu begegnen, sie liest und versteht mehre Sprachen, sie urtheilt vernünftig, weiß zu leben und erzieht ihre Kinder wohl.“ — Zu dieser Kräftigung des deutschen Kaufmanns hatte außer den geistigen Gewalten

*) J. M. von Loen: Der Adel. 1752. S. 133 u. 134.

der Zeit, welche auch ihm die Seele regierten, noch einiges Besondere beigetragen. Nicht nach jeder Richtung war der Einzug der vertriebenen Hugenotten unserer deutschen Art günstig gewesen, der Einfluß, den sie auf den deutschen Handel geübt, ist doch sehr hoch anzuschlagen. Ihre Familien saßen um 1750 in fast allen größeren Handelsstädten, sie bildeten dort kleine aristokratische Gemeinden, schlossen sich gesellig immer noch ab und unterhielten sorgfältig ihre Beziehungen zu den verwandten Häusern in Frankreich, welche noch heut eine ernste, sittenstrenge, ein wenig altfränkische Aristokratie des französischen Großhandels bilden. Grade bei diesen deutschen Hugenotten hatte das puritanische Wesen der Genfer und niederländischen Separatisten großen Anhang gefunden, ihre gemessene Haltung hatte in Frankfurt wie längs dem Rhein auch andere Häuser beeinflußt. Aber auch der deutsche Handel war zu neuem Leben gekommen, und die gesündere Arbeit hatte auch die Redlichkeit gesteigert. Wieder nahm das arme Land ehrenwerthen Antheil am Welthandel, schon führten Deutsche ihre Eisen- und Stahlwaaren aus der Grafschaft Mark, aus Solingen und Suhl; Tuche aus allen Landschaften, auch feine Tuche von portugiesischer und spanischer Wolle aus Aachen, Damastgewebe aus Westphalen, Leinwand und Schleier aus Schlesien nach Frankreich, England, Spanien, Portugal und in die Colonien über See, deren Producte wieder in Deutschland den größten Markt hatten, weil der ganze Osten Europas bis zur türkischen Grenze und den Steppen Asiens durch deutsche Kaufleute versorgt wurde. Grade die Armuth des Volkes, d. h. der niedrige Tagelohn machte die Anlage mancher Fabriken lohnend und leicht. Und wie in Hamburg, und in den Städten des Rheins von Frankfurt bis Aachen der Großhandel aufblühte, ebenso in den Grenzländern gegen Polen, dort aber in roheren Formen, als ein großartiger Tauschverkehr. Noch fuhren Waaren und Reisende auf der Donau stromab in rohen Holzkähnen, die für die einzelne Reise gezimmert und am Ende der Fahrt auseinander geschlagen und als Bretter verkauft wurden. Und in Breslau werden ebenso auf dem Salzring die Karren- und Steppenpferde verkauft,

auf denen bärtige Händler von Warschau und Nowgorod ihre Waaren in langem Karawanenzuge zum Tausch gegen die Kostbarkeiten abendländischer Cultur herzugefahren haben. Und schon beginnt die Klage der schlesischen Kaufleute, daß die Karawanen seltener kommen und die Fremden unzufrieden werden, weil sie sich mit der neuen preußischen Schreiberei und den Declarationsscheinen einer genauen Regierung nicht befreunden wollen. Aber zu derselben Zeit zogen bereits die Handlungsreisenden von Lennep und Burtscheid mit ihren Probekästen von Messerklingen und Nadeln bis zur Seine und Themse, und die jüngeren Söhne der großen Fabrikanten trafen mit den Hamburgern in London, Lissabon, Cadix, Porto zusammen und gründeten dort zahlreiche Firmen als gewandte oft kühne Speculanten. Schon hat um 1750 sich in den Familien der großen Kaufleute etwas von dem Weltbürgerthum entwickelt, welches mit Verachtung auf die beschränkenden Verhältnisse der Heimat herabsieht. Und von dem unternehmenden und sicheren Wesen dieser Männer ist auch Einiges auf ihre Geschäftsfreunde im Binnenlande übergegangen. Ein männlicher, fester, unabhängiger Sinn ist um 1750 außer bei den Besten vom Adel und einigen Gelehrten auch zuweilen bei den größeren Kaufleuten zu finden.

Die Mehrzahl der Honoratioren aber gehörte in jeder Stadt dem Gelehrtenstande an: Theologen, Juristen, Aerzte. Sie repräsentirten wahrscheinlich alle Schattirungen der Zeitbildung, und die stärksten Gegensätze lagen innerhalb jeder größeren Stadtmauer in stillem Kriege. Noch waren die Geistlichen Orthodoxe oder Pietisten. Die ersteren, in der Regel bequem zum geselligen Verkehr, nicht selten Lebemänner, dauerhaft vor einer ehrbaren Flasche Wein und tolerant gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitsucht und dem Inquisitorwesen verloren, sie ließen sich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius zu citiren, kümmerten sich um die Kirchen- und Schulgeschichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolf mit heimlichem Wohlwollen zu betrachten, weil er in so auffälligen Gegensatz zu ihren pietistischen

Gegnern getreten war. Waren pietistische Geistliche angestellt, so standen diese wahrscheinlich in besserem Verhältniß zu anderen Confessionen, und wurden von den Frauen, den Juden und von den Armen der Stadt besonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, sie waren zum großen Theil würdige sittenreine Männer, treue Seelsorger mit einem weichen herzgewinnenden Wesen, ihre Predigten waren allerdings sehr pathetisch und bilderreich, sie warnten gern vor der kalten Subtilität und riethen zu dem, was sie Saft und Kraft nannten, was aber die Gegner gezierte Tautologie schalten. Ihr Bestreben, sich und ihre Gemeinde von dem Geräusch der Welt zu isoliren, wurde bereits von einer großen Mehrzahl der Bürger mit Mißtrauen betrachtet; auf der Bierbank war ein gewöhnlicher Spott, daß die Frommen ächzend über Schurzfell, Leisten und Bügeleisen saßen und auf Erweckung lauerten.

Die Lehrer der Stadtschule waren noch studirte Theologen, größtentheils arme Candidaten, der Rector vielleicht aus der großen Schule des Hallischen Waisenhauses berufen. Ein rührendes Geschlecht, an Entsagungen gewöhnt, häufig mit einem kränklichen Körper behaftet, Folge des harten entbehrungsvollen Lebens, durch welches sie sich heraufgearbeitet hatten. Es waren Originale jeder Art, verschrobene und widerwärtige Gesellen fehlten nicht, auch die bessere Mehrzahl war ohne umfangreiches Wissen. Aber in sehr vielen von ihnen lebte vielleicht hinter wunderlichen Formen etwas von der Freiheit, Größe und Unbefangenheit der antiken Welt, sie waren seit der Reformation die natürlichen Gegner aller frommen Zeloten gewesen, selbst die aus dem großen Waisenhause, aus der Zucht der beiden Francke und des Joachim Lange kamen, waren in der Regel gemäßigter, als den pietistischen Pfarrern lieb sein mochte. Die Blätter ihres Cornelius Nepos waren durch den vieljährigen Gebrauch zum Erschrecken schwarz geworden, ihr Schicksal war vom Sextus oder Quintus langsam aufzusteigen etwa bis zur Würde eines Conrectors, mit einer geringen Steigerung ihrer spärlichen Einnahmen; die größte Freude ihres Lebens war, zuweilen einen fähigen Schüler zu

finden, dem sie neben den Feinheiten lateinischer Satzbildung und Prosodie auch eine und die andere freie Lieblingsidee, eine heidnische Ansicht von Männergröße in die Seele pflanzen konnten, Einwirkungen, auf welche doch der Schüler in seinen Männerjahren vielleicht mit Lächeln zurücksah. Aber in dieser Thätigkeit, arm an Dank und Anerkennung, haben sie rastlos gearbeitet, die Empfänglichkeit für Schönheit des Alterthums und die Fähigkeit, andere Menschenart zu begreifen, in den Deutschen herauszubilden. Und der unablässige Einfluß, den Tausende derselben auf das lebende Geschlecht ausübten, war grade jetzt gesteigert, seit Gesner die griechische Sprache in den Schulen heimisch gemacht und für den Unterricht der Schüler einen ganz neuen revolutionären Grundsatz aufgestellt hatte, welcher von den Lehrern mit Begeisterung verbreitet wurde, der Geist des Alterthums, das Verständniß des Schriftstellers, nicht der grammatische Kram sei die Hauptsache.

Denn die Schule einer ansehnlichen Stadt war eine lateinische Schule. Reichte sie so hoch, daß ihre oberen Klassen für die Universität vorbereiteten, dann schieden aus der Quarta die Knaben, welche ein Handwerk lernen sollten. Diese Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrten Bildung zu erhalten, welche wir jetzt zuweilen vermissen. Es war allerdings an sich kein großer Gewinn, wenn der Zunftmeister noch in spätern Jahren einige angenehme Kenntnisse von Mavors, von Cupido und dem Taubenpaare der Venus hatte, deren Gestalten aus allen Gedichten der Gebildeten herausguckten und sogar die Kalender und Pfefferkuchen verschönerten, aber mit diesen Vorstellungen aus alter Vergangenheit fielen auch die Samenkörner der neuen Zeitideen in seine Seele. Daß die Aufklärung auch von intelligenten Bürgern so schnell aufgenommen wurde, ist dieser Art von Schulbildung zu verdanken.

Strenge war die Schulzucht; eine gewöhnliche Ermunterung, welche die armen Schüler einander damals in die Stammbücher schrieben, war das Symbolum: „Geduldig, fröhlich immerdar“. Aber die Strenge war nöthig, denn auch in den unteren Klassen saßen neben

den Kindern fast erwachsene Jünglinge und die Unarten von zwei verschiedenen Lebensaltern waren nebeneinander zu bekämpfen. In einem großen Theile Deutschlands bestand der Brauch, der sich hier und da bis zur Gegenwart erhalten hat, daß die Knaben, welche Beneficien der Anstalt genossen, unter Anführung eines Lehrers als Currentschüler singen mußten. Wenn sie in ihren blauen Mänteln nicht nur bei „ganzen", auch bei „halben" und „Viertelleichen" hinter dem Kreuze daher zogen, so war das eine arge Versäumniß, welche die Schulzucht sehr störte, und schon 1750 als ein Uebelstand beklagt wurde.

Ueberall standen unter den Honorationen die Wolfianer, die Schüler der neuen Weltweisheit, noch als Verbreiter der Aufklärung, Wächter der Toleranz, Freunde jedes wissenschaftlichen Fortschritts. Grade in diesem Jahr waren sie in angelegentlicher Erörterung einiger alter Streitpunkte, denn so eben hatte der Leipziger Crusius seine „Anleitung über natürliche Begebenheiten vernünftig nachzudenken" ans Licht treten lassen, und mit diesem Werk, einem Kosmos des Jahres 1749 in der Hand, überlegten sie wieder einmal, ob man einen vollen oder leeren Raum anzunehmen habe und ob die letzte Ursache der Bewegung in der thätigen Kraft elastischer Körper zu suchen sei. Finster sahen diese Fortschrittsmänner auf die theologische Facultät zu Rostock, welche grade jetzt einen jungen Herrn Kosegarten zu sehr auffälligem Widerruf gezwungen hatte, weil er die Behauptung gewagt, die menschliche Natur des Erlösers auf Erden sei von seiner göttlichen nur bis zu einem gewissen Grade unterstützt worden, er habe gelernt wie Andere und gar nicht Alles vorausgesehen. Dagegen gönnten sie aber ein wohlwollendes Lächeln den physiko-theologischen Betrachtungen wackrer Theologen, wenn einer die Möglichkeit der Auferstehung nachwies, trotz dem fortwährenden Stoffwechsel — oder wie man damals sagen mußte — trotz dem Wechsel der Partikeln seines Körpers, oder wenn ein anderer die Weisheit der Vorsehung aus dem weißen Fell der Hasen in Liefland zu erkennen bemüht war.

Auch die deutsche Dichtkunst und Beredsamkeit wußten sie wohl zu schätzen. Da war zu Leipzig Herr Professor Gottsched und seine Frau. Die Leute hatten ihre Schwächen, aber es war doch ein großartiges Wesen in ihnen, Anstand, Würde und Wissenschaft, sie gehörten zuletzt auch zur Schule, und sie wollten durch die deutsche Dichtkunst feinere Bildung und einen bessern Geschmack in das Land bringen. Schon wurden sie sehr angefeindet, aber ihre Zeitschrift, den „Neuen Büchersaal" konnte schwerlich entbehren, wer dem poetischen Treiben der Belletristen nachkommen wollte. Neben den Aelteren, welche so sprachen, hatte sich in der Stadt aber bereits ein jüngeres Geschlecht eingefunden, welches die schönen Künste nicht mehr als eine angenehme Zierat betrachtete, sondern Aufregungen, edle Gefühle und eine freiere Sittlichkeit von ihrem Einfluß hoffte, worüber die gelehrte Partei mißbilligend den Kopf schüttelte. Und diese Jüngern — es war eine kleine Zahl — trieben es seit zwei Jahren mit einer Aufregung, die sie zu Ueberspanntheiten hinriß, sie trugen Bücher in der Tasche, sie steckten sie den Frauen ihrer Bekanntschaft zu, sie declamirten laut und drückten einander die Hände. Es war die erste Morgenröthe eines neuen Lebens, welche mit so herzinniger Freude begrüßt wurde. In der Monatschrift die „Bremer Beiträge" waren die ersten Gesänge des Messias von Herrn Klopstock erschienen, der Betroffenheit, mit der man anfänglich auf die fremde Form sah, war jetzt in einem kleinen Kreise rückhaltlose Bewunderung gefolgt. Und im vergangenen Jahr war ein anderes Gedicht eines Unbekannten, „der Frühling", gedruckt worden, man wußte nicht, wer es gemacht, aber es sollte derselbe anmuthige Poet sein, welcher unter dem Wappenbild des Breitkopfischen Bären, in der Monatschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" Mitarbeiter gewesen war, zugleich mit Kästner, Gellert, Mylius. Und wieder grade jetzt hatte durch Weidmann ein anderer Unbekannter den Anfang eines andern Heldengedichts „Noah" ediren lassen, die Muthmaßung ging allerdings auf einen Schweizer, weil der Name Sipha darin vorkam, den Bodmer früher angewendet hatte. Alle diese Gedichte waren in dem Sylbenmaß der

Römer gebildet, und diese neue Art bewerkstelligte eine ganz eigene Aufregung des Gemüths, welche man früher nicht gekannt hatte. Bereits schien sich eine förmliche Rebellion unter den Schöngeistern anzuzetteln. — Es sollte in kurzem noch wilder zugehen.

Noch entbehrte die Stadt solche Theatervorstellungen, welche einen Denker befriedigen konnten. Wer aber auf einer Reise die Schönemannsche Truppe in Norddeutschland gesehen hatte, der erinnerte sich schon jetzt, sicher einige Jahre darauf, eines jungen Mannes von unvortheilhafter Gestalt mit einem kurzen Hals und dem Namen Eckhof, welcher der feinste und kunstvollste Schauspieler Deutschlands wurde. Und grade in diesen Wochen war von der Messe ein neues Buch angekommen, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", welches zwei junge Leipziger Gelehrte verfaßt hatten, von denen der eine Lessing hieß. — In demselben Bücherballen lag der Roman Richardson's „Pamela", wie das Jahr vorher die „Clarisse" desselben Autors.

Was aber damals in den Häusern der Bürger gelesen wurde, war von ganz anderer Beschaffenheit. Noch gab es keine Leihbibliotheken, nur die kleinen Antiquare verliehen zuweilen an zuverlässige Bekannte. Aber es wucherte doch eine bändereiche Literatur von Romanen, welche von den Anspruchslosen eifrig gekauft wurden. Es waren flüchtig zusammengeschleuderte Erzählungen, in denen abenteuerliche Schicksale berichtet wurden.

Diese Abenteuer waren im siebenzehnten Jahrhundert in verschiedener Methode dargestellt worden, entweder in geistloser Nachahmung der alten Ritter- und Schäferromane, auf phantastischem Hintergrunde, ohne den Vorzug detaillirter Schilderungen oder wieder mit einem derben Realismus, ein rohes Abbild des wirklichen Lebens, ohne Schönheit, oft gemein und schmutzig. Es war ein abgelebtes Wesen und ein Beginnen der neuen Zeit, die damals neben einander liefen. Schon seit 1700 ist die realistische Richtung die herrschende. Aus den Amadis-Romanen werden schlüpfrige Hof- und Touristenabenteuer, dem Simplicissimus folgen eine große Zahl von Kriegs-

sie sind fast alle abgelebt. Die Aufzüge in Masken, eigenthümliche alte Tänze vertragen sich nicht mit der Bildung einer Zeit, in welcher der Einzelne keine größere Furcht hat, als seiner Würde zu vergeben, in der von der Kanzel gepredigt wird, daß geräuschvolle weltliche Ergötzlichkeit sündhaft sei, in welcher endlich auch die gelehrten Männer der Stadt keinen zureichenden Grund für dergleichen Straßenlärm finden.

Geschieden durch Kleidung, Haartracht und Titel stehen die Honoratioren der Stadt über den Bürgern. Wie der Adel auf sie, blicken sie auf den Handwerker, dieser auf den Bauern herab. Schon hat der Kaufmann, zumal wenn er ein Stadtamt bekleidet oder Vermögen besitzt, unter den Honoratioren eine Stellung. Auch in den Familien der vornehmen Kaufleute, wie die ersten Häuser „ins Große" genannt werden, und der ansehnlichen, wie die Besitzer großer Verkaufsläden heißen, ist eine erfreuliche Aenderung des Lebens bemerkbar. Der rohe Luxus einer früheren Generation ist gebändigt, bessere Zucht im Hause und größere Redlichkeit im Geschäft sind überall zu erkennen. Schon wird gerühmt, daß es nicht die alten und soliden Häuser sind, deren Inhaber sich noch um Adelsbriefe bewerben, ja daß solche eitle Neugeadelte von den Besten ihrer Geschäftsgenossen verachtet werden *). Und der vorurtheilsfreie Cavalier fühlt sich zu der Erklärung veranlaßt, daß in der That kein Unterschied sei zwischen der Frau eines Gutsbesitzers, welche mit Ehren in den Kuhstall geht und das Abrahmen der Milch beaufsichtigt, und zwischen der Frau eines ansehnlichen Kaufmanns zu Frankfurt, die während der Messe im Gewölbe sitzt, „sie ist wohl und prächtig gekleidet, sie befiehlt ihren Leuten wie eine Fürstin, sie weiß den Vornehmen, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zu begegnen, sie liest und versteht mehre Sprachen, sie urtheilt vernünftig, weiß zu leben und erzieht ihre Kinder wohl." — Zu dieser Kräftigung des deutschen Kaufmanns hatte außer den geistigen Gewalten

*) J. M. von Loen: Der Adel. 1752. S. 133 u. 134.

der Zeit, welche auch ihm die Seele regierten, noch einiges Besondere beigetragen. Nicht nach jeder Richtung war der Einzug der vertriebenen Hugenotten unserer deutschen Art günstig gewesen, der Einfluß, den sie auf den deutschen Handel geübt, ist doch sehr hoch anzuschlagen. Ihre Familien saßen um 1750 in fast allen größeren Handelsstädten, sie bildeten dort kleine aristokratische Gemeinden, schlossen sich gesellig immer noch ab und unterhielten sorgfältig ihre Beziehungen zu den verwandten Häusern in Frankreich, welche noch heut eine ernste, sittenstrenge, ein wenig altfränkische Aristokratie des französischen Großhandels bilden. Grade bei diesen deutschen Hugenotten hatte das puritanische Wesen der Genfer und niederländischen Separatisten großen Anhang gefunden, ihre gemessene Haltung hatte in Frankfurt wie längs dem Rhein auch andere Häuser beeinflußt. Aber auch der deutsche Handel war zu neuem Leben gekommen, und die gesündere Arbeit hatte auch die Redlichkeit gesteigert. Wieder nahm das arme Land ehrenwerthen Antheil am Welthandel, schon führten Deutsche ihre Eisen- und Stahlwaaren aus der Grafschaft Mark, aus Solingen und Suhl; Tuche aus allen Landschaften, auch feine Tuche von portugiesischer und spanischer Wolle aus Aachen, Damastgewebe aus Westphalen, Leinwand und Schleier aus Schlesien nach Frankreich, England, Spanien, Portugal und in die Colonien über See, deren Producte wieder in Deutschland den größten Markt hatten, weil der ganze Osten Europas bis zur türkischen Grenze und den Steppen Asiens durch deutsche Kaufleute versorgt wurde. Grade die Armuth des Volkes, d. h. der niedrige Tagelohn machte die Anlage mancher Fabriken lohnend und leicht. Und wie in Hamburg, und in den Städten des Rheins von Frankfurt bis Aachen der Großhandel aufblühte, ebenso in den Grenzländern gegen Polen, dort aber in roheren Formen, als ein großartiger Tauschverkehr. Noch fuhren Waaren und Reisende auf der Donau stromab in rohen Holzkähnen, die für die einzelne Reise gezimmert und am Ende der Fahrt auseinander geschlagen und als Bretter verkauft wurden. Und in Breslau werden ebenso auf dem Salzring die Karren- und Steppenpferde verkauft,

auf denen bärtige Händler von Warschau und Nowgorod ihre Waaren in langem Karawanenzuge zum Tausch gegen die Kostbarkeiten abendländischer Cultur herzugefahren haben. Und schon beginnt die Klage der schlesischen Kaufleute, daß die Karawanen seltener kommen und die Fremden unzufrieden werden, weil sie sich mit der neuen preußischen Schreiberei und den Declarationsscheinen einer genauen Regierung nicht befreunden wollen. Aber zu derselben Zeit zogen bereits die Handlungsreisenden von Lennep und Burtscheid mit ihren Probekästen von Messerklingen und Nadeln bis zur Seine und Themse, und die jüngeren Söhne der großen Fabrikanten trafen mit den Hamburgern in London, Lissabon, Cadix, Porto zusammen und gründeten dort zahlreiche Firmen als gewandte oft kühne Speculanten. Schon hat um 1750 sich in den Familien der großen Kaufleute etwas von dem Weltbürgerthum entwickelt, welches mit Verachtung auf die beschränkenden Verhältnisse der Heimat herabsieht. Und von dem unternehmenden und sicheren Wesen dieser Männer ist auch Einiges auf ihre Geschäftsfreunde im Binnenlande übergegangen. Ein männlicher, fester, unabhängiger Sinn ist um 1750 außer bei den Besten vom Adel und einigen Gelehrten auch zuweilen bei den größeren Kaufleuten zu finden.

Die Mehrzahl der Honoratioren aber gehörte in jeder Stadt dem Gelehrtenstande an: Theologen, Juristen, Aerzte. Sie repräsentirten wahrscheinlich alle Schattirungen der Zeitbildung, und die stärksten Gegensätze lagen innerhalb jeder größeren Stadtmauer in stillem Kriege. Noch waren die Geistlichen Orthodoxe oder Pietisten. Die ersteren, in der Regel bequem zum geselligen Verkehr, nicht selten Lebemänner, dauerhaft vor einer ehrbaren Flasche Wein und tolerant gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitsucht und dem Inquisitorwesen verloren, sie ließen sich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius zu citiren, kümmerten sich um die Kirchen- und Schulgeschichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolf mit heimlichem Wohlwollen zu betrachten, weil er in so auffälligen Gegensatz zu ihren pietistischen

Gegnern getreten war. Waren pietistische Geistliche angestellt, so standen diese wahrscheinlich in besserem Verhältniß zu anderen Confessionen, und wurden von den Frauen, den Juden und von den Armen der Stadt besonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, sie waren zum großen Theil würdige sittenreine Männer, treue Seelsorger mit einem weichen herzgewinnenden Wesen, ihre Predigten waren allerdings sehr pathetisch und bilderreich, sie warnten gern vor der kalten Subtilität und riethen zu dem, was sie Saft und Kraft nannten, was aber die Gegner gezierte Tautologie schalten. Ihr Bestreben, sich und ihre Gemeinde von dem Geräusch der Welt zu isoliren, wurde bereits von einer großen Mehrzahl der Bürger mit Mißtrauen betrachtet; auf der Bierbank war ein gewöhnlicher Spott, daß die Frommen ächzend über Schurzfell, Leisten und Bügeleisen saßen und auf Erweckung lauerten.

Die Lehrer der Stadtschule waren noch studirte Theologen, größtentheils arme Candidaten, der Rector vielleicht aus der großen Schule des Hallischen Waisenhauses berufen. Ein rührendes Geschlecht, an Entsagungen gewöhnt, häufig mit einem kränklichen Körper behaftet, Folge des harten entbehrungsvollen Lebens, durch welches sie sich heraufgearbeitet hatten. Es waren Originale jeder Art, verschrobene und widerwärtige Gesellen fehlten nicht, auch die bessere Mehrzahl war ohne umfangreiches Wissen. Aber in sehr vielen von ihnen lebte vielleicht hinter wunderlichen Formen etwas von der Freiheit, Größe und Unbefangenheit der antiken Welt, sie waren seit der Reformation die natürlichen Gegner aller frommen Zeloten gewesen, selbst die aus dem großen Waisenhause, aus der Zucht der beiden Francke und des Joachim Lange kamen, waren in der Regel gemäßigter, als den pietistischen Pfarrern lieb sein mochte. Die Blätter ihres Cornelius Nepos waren durch den vieljährigen Gebrauch zum Erschrecken schwarz geworden, ihr Schicksal war vom Sextus oder Quintus langsam aufzusteigen etwa bis zur Würde eines Conrectors, mit einer geringen Steigerung ihrer spärlichen Einnahmen; die größte Freude ihres Lebens war, zuweilen einen fähigen Schüler zu

finden, dem sie neben den Feinheiten lateinischer Satzbildung und Prosodie auch eine und die andere freie Lieblingsidee, eine heidnische Ansicht von Männergröße in die Seele pflanzen konnten, Einwirkungen, auf welche doch der Schüler in seinen Männerjahren vielleicht mit Lächeln zurücksah. Aber in dieser Thätigkeit, arm an Dank und Anerkennung, haben sie rastlos gearbeitet, die Empfänglichkeit für Schönheit des Alterthums und die Fähigkeit, andere Menschenart zu begreifen, in den Deutschen herauszubilden. Und der unablässige Einfluß, den Tausende derselben auf das lebende Geschlecht ausübten, war grade jetzt gesteigert, seit Gesner die griechische Sprache in den Schulen heimisch gemacht und für den Unterricht der Schüler einen ganz neuen revolutionären Grundsatz aufgestellt hatte, welcher von den Lehrern mit Begeisterung verbreitet wurde, der Geist des Alterthums, das Verständniß des Schriftstellers, nicht der grammatische Kram sei die Hauptsache.

Denn die Schule einer ansehnlichen Stadt war eine lateinische Schule. Reichte sie so hoch, daß ihre oberen Klassen für die Universität vorbereiteten, dann schieden aus der Quarta die Knaben, welche ein Handwerk lernen sollten. Diese Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrten Bildung zu erhalten, welche wir jetzt zuweilen vermissen. Es war allerdings an sich kein großer Gewinn, wenn der Zunftmeister noch in spätern Jahren einige angenehme Kenntnisse von Mavors, von Cupido und dem Taubenpaare der Venus hatte, deren Gestalten aus allen Gedichten der Gebildeten herausguckten und sogar die Kalender und Pfefferkuchen verschönerten, aber mit diesen Vorstellungen aus alter Vergangenheit fielen auch die Samenkörner der neuen Zeitideen in seine Seele. Daß die Aufklärung auch von intelligenten Bürgern so schnell aufgenommen wurde, ist dieser Art von Schulbildung zu verdanken.

Strenge war die Schulzucht; eine gewöhnliche Ermunterung, welche die armen Schüler einander damals in die Stammbücher schrieben, war das Symbolum: „Geduldig, fröhlich immerdar". Aber die Strenge war nöthig, denn auch in den unteren Klassen saßen neben

den Kindern fast erwachsene Jünglinge und die Unarten von zwei verschiedenen Lebensaltern waren nebeneinander zu bekämpfen. In einem großen Theile Deutschlands bestand der Brauch, der sich hier und da bis zur Gegenwart erhalten hat, daß die Knaben, welche Beneficien der Anstalt genossen, unter Anführung eines Lehrers als Currentschüler singen mußten. Wenn sie in ihren blauen Mänteln nicht nur bei „ganzen", auch bei „halben" und „Viertelleichen" hinter dem Kreuze daher zogen, so war das eine arge Versäumniß, welche die Schulzucht sehr störte, und schon 1750 als ein Uebelstand beklagt wurde.

Ueberall standen unter den Honorationen die Wolfianer, die Schüler der neuen Weltweisheit, noch als Verbreiter der Aufklärung, Wächter der Toleranz, Freunde jedes wissenschaftlichen Fortschritts. Grade in diesem Jahr waren sie in angelegentlicher Erörterung einiger alter Streitpunkte, denn so eben hatte der Leipziger Crusius seine „Anleitung über natürliche Begebenheiten vernünftig nachzudenken" ans Licht treten lassen, und mit diesem Werk, einem Kosmos des Jahres 1749 in der Hand, überlegten sie wieder einmal, ob man einen vollen oder leeren Raum anzunehmen habe und ob die letzte Ursache der Bewegung in der thätigen Kraft elastischer Körper zu suchen sei. Finster sahen diese Fortschrittsmänner auf die theologische Facultät zu Rostock, welche grade jetzt einen jungen Herrn Kosegarten zu sehr auffälligem Widerruf gezwungen hatte, weil er die Behauptung gewagt, die menschliche Natur des Erlösers auf Erden sei von seiner göttlichen nur bis zu einem gewissen Grade unterstützt worden, er habe gelernt wie Andere und gar nicht Alles vorausgesehen. Dagegen gönnten sie aber ein wohlwollendes Lächeln den physiko-theologischen Betrachtungen wackrer Theologen, wenn einer die Möglichkeit der Auferstehung nachwies, trotz dem fortwährenden Stoffwechsel — oder wie man damals sagen mußte — trotz dem Wechsel der Partikeln seines Körpers, oder wenn ein anderer die Weisheit der Vorsehung aus dem weißen Fell der Hasen in Liefland zu erkennen bemüht war.

Auch die deutsche Dichtkunst und Beredsamkeit wußten sie wohl zu schätzen. Da war zu Leipzig Herr Professor Gottsched und seine Frau. Die Leute hatten ihre Schwächen, aber es war doch ein großartiges Wesen in ihnen, Anstand, Würde und Wissenschaft, sie gehörten zuletzt auch zur Schule, und sie wollten durch die deutsche Dichtkunst feinere Bildung und einen bessern Geschmack in das Land bringen. Schon wurden sie sehr angefeindet, aber ihre Zeitschrift, den „Neuen Büchersaal" konnte schwerlich entbehren, wer dem poetischen Treiben der Belletristen nachkommen wollte. Neben den Aelteren, welche so sprachen, hatte sich in der Stadt aber bereits ein jüngeres Geschlecht eingefunden, welches die schönen Künste nicht mehr als eine angenehme Zierat betrachtete, sondern Aufregungen, edle Gefühle und eine freiere Sittlichkeit von ihrem Einfluß hoffte, worüber die gelehrte Partei mißbilligend den Kopf schüttelte. Und diese Jüngern — es war eine kleine Zahl — trieben es seit zwei Jahren mit einer Aufregung, die sie zu Ueberspanntheiten hinriß, sie trugen Bücher in der Tasche, sie steckten sie den Frauen ihrer Bekanntschaft zu, sie declamirten laut und drückten einander die Hände. Es war die erste Morgenröthe eines neuen Lebens, welche mit so herzinniger Freude begrüßt wurde. In der Monatschrift die „Bremer Beiträge" waren die ersten Gesänge des Messias von Herrn Klopstock erschienen, der Betroffenheit, mit der man anfänglich auf die fremde Form sah, war jetzt in einem kleinen Kreise rückhaltlose Bewunderung gefolgt. Und im vergangenen Jahr war ein anderes Gedicht eines Unbekannten, „der Frühling", gedruckt worden, man wußte nicht, wer es gemacht, aber es sollte derselbe anmuthige Poet sein, welcher unter dem Wappenbild des Breitkopfischen Bären, in der Monatschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" Mitarbeiter gewesen war, zugleich mit Kästner, Gellert, Mylius. Und wieder grade jetzt hatte durch Weidmann ein anderer Unbekannter den Anfang eines andern Heldengedichts „Noah" ediren lassen, die Muthmaßung ging allerdings auf einen Schweizer, weil der Name Sipha darin vorkam, den Bodmer früher angewendet hatte. Alle diese Gedichte waren in dem Sylbenmaß der

Römer gebildet, und diese neue Art bewerkstelligte eine ganz eigene Aufregung des Gemüths, welche man früher nicht gekannt hatte. Bereits schien sich eine förmliche Rebellion unter den Schöngeistern anzuzetteln. — Es sollte in kurzem noch wilder zugehen.

Noch entbehrte die Stadt solche Theatervorstellungen, welche einen Denker befriedigen konnten. Wer aber auf einer Reise die Schönemannsche Truppe in Norddeutschland gesehen hatte, der erinnerte sich schon jetzt, sicher einige Jahre darauf, eines jungen Mannes von unvortheilhafter Gestalt mit einem kurzen Hals und dem Namen Eckhof, welcher der feinste und kunstvollste Schauspieler Deutschlands wurde. Und grade in diesen Wochen war von der Messe ein neues Buch angekommen, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", welches zwei junge Leipziger Gelehrte verfaßt hatten, von denen der eine Lessing hieß. — In demselben Bücherballen lag der Roman Richardson's „Pamela", wie das Jahr vorher die „Clarisse" desselben Autors.

Was aber damals in den Häusern der Bürger gelesen wurde, war von ganz anderer Beschaffenheit. Noch gab es keine Leihbibliotheken, nur die kleinen Antiquare verliehen zuweilen an zuverlässige Bekannte. Aber es wucherte doch eine bändereiche Literatur von Romanen, welche von den Anspruchslosen eifrig gekauft wurden. Es waren flüchtig zusammengeschleuderte Erzählungen, in denen abenteuerliche Schicksale berichtet wurden.

Diese Abenteuer waren im siebenzehnten Jahrhundert in verschiedener Methode dargestellt worden, entweder in geistloser Nachahmung der alten Ritter- und Schäferromane, auf phantastischem Hintergrunde, ohne den Vorzug detaillirter Schilderungen oder wieder mit einem derben Realismus, ein rohes Abbild des wirklichen Lebens, ohne Schönheit, oft gemein und schmutzig. Es war ein abgelebtes Wesen und ein Beginnen der neuen Zeit, die damals neben einander liefen. Schon seit 1700 ist die realistische Richtung die herrschende. Aus den Amadis-Romanen werden schlüpfrige Hof- und Touristenabenteuer, dem Simplicissimus folgen eine große Zahl von Kriegs-

romanen, Robinsonaden und Avanturiergeschichten, die große Mehrzahl ist sehr liederlich verfertigt und deutsche Klatschgeschichten oder Zeitungsnachrichten von außerordentlichen Ereignissen in der Fremde, zum Theil Tagebücher sind darin verarbeitet. Auch Faßmann's Gespräche aus dem Reiche der Todten sind in ähnlicher Weise zusammengeschrieben aus fliegenden Blättern und Geschichtsbüchern, die der unordentliche Mann, der damals in Franken saß, sich von dem Pfarrer des Orts zusammenborgte. Die so schrieben, wurden von den Gebildeten gründlich verachtet, aber sie übten doch eine sehr große, schwer zu schätzende, Wirkung auf das Gemüth des Volkes. Es waren zwei getrennte Welten, die nebeneinander kreisten. Und dieser Gegensatz zwischen der Lectüre des Volkes und der Gebildeten hat — wenn auch zuweilen versöhnt — doch noch zu sehr bis in die neueste Zeit bestanden.

Unter den Honoratioren der Stadt gab es aber im Jahr 1750 noch andere Gelehrte. Wol keiner mäßigen Stadt fehlte ein patriotischer Mann, welcher die alten Chroniken, die Kirchenbücher und Urkunden des Rathsarchivs durchsucht hatte und zu einer Geschichte des Ortes und der Landschaft schätzenswerthe Beiträge zu geben wußte. Noch war das Verständniß der monumentalen Alterthümer sehr gering, aber auch sie wurden mit alten Inschriften und unächten Götzen unserer Urahnen als Curiositäten fleißig abgebildet. Und gegen die unkritischen Märchen und das nackte Verzeichnen von Einzelheiten wurde ein siegreicher Kampf geführt. Auch auf die einseitigen Werke der letzten Jahrzehnte, die schwerfälligen „Kirch- und Schulstaaten" sah das jüngere Geschlecht schon herab. Schon galt es, mit gewissenhafter Benutzung der Documente eine zusammenhängende, Ursache und Wirkung deutlich auseinandersetzende Geschichtserzählung hervorzubringen. Allerdings gehört das Beste, was in diesen Jahren geschrieben wurde, noch der Localhistorie an.

Und noch größer war das Interesse, welches die Naturwissenschaften in Anspruch nahmen. Noch sind sie auch in dem Kleinleben der Stadt die populärste Wissenschaft. Nicht gering ist

die Zahl ehrenwerther Zeitschriften, welche die neuen Entdeckungen der Wissenschaft berichten. Mit Achtung haben auch wir auf sie zurückzusehen; Darstellung und Stil sind zuweilen in ihnen, z. B. in Kästner's Hamburgischem Magazin musterhaft; und unermüdlich sind sie bemüht, die gelehrten Entdeckungen für Handel, Gewerbe, Ackerbau, jeden Kreis praktischer Interessen auszubeuten. Freilich ihre „vernünftige" Einwirkung hatte noch nicht alles Unhaltbare beseitigt. Die alte Neigung zur Alchemie war noch nicht besiegt. — Noch immer wurde von verständigen und redlichen Leuten laborirt, ernsthaft wurde das große Geheimniß gesucht, immer kam ihnen etwas dazwischen, was den letzten Erfolg hinderte. Geheimnißvoll wurde solche Arbeit betrieben, aber die Stadt wußte recht gut, daß der Herr Rath oder Secretarius noch den „faulen Heinz bediene" — den Ofen heize — um Gold zu machen. Die Freude an chemischen Prozessen, an den Destillationen in der Retorte und den Solutionen auf kaltem Wege war aber Vielen gemein; kräftige Tincturen wurden an Bekannte vertheilt, auch die Hausfrauen liebten noch allerlei künstliche Wasser zu destilliren; und in den Frag- und Anzeigeblättern wurden häufig Medicamente angepriesen, Pillen gegen Podagra, Pulver gegen Kröpfe, blaues Wasser gegen Viehsterben, die Charlatanerie ist verhältnißmäßig größer als jetzt, die Lügen ebenso dreist. Der Eifer, für die Wissenschaft zu sammeln, war allgemein geworden, auch die Knaben begannen Schmetterlinge aufzuspannen, Käfer zusammenzutragen, Dendriten und Erzstufen mit dem Brennglase des Vaters zu betrachten, die Wohlhabenden freuten sich über „Rösel's Insectenbelustigungen" und das erste Heft von „Frischens Vorstellung (Abbildung) der Vögel".

Eine Bibliothek zusammenzubringen, wurde der Stolz des Gebildeten auch in bescheidener Lage. Zweimal im Jahre, zu Ostern und Michaeli, machte der Bücherfreund seine regelmäßigen Einkäufe, dann brachte der Buchhändler von der Leipziger Messe die „Novitäten", welche er dort für sein Geld erkauft oder gegen Werke seines Verlags eingetauscht hatte. Diese neuen Bücher legte er in seinem

Laden zur Ansicht aus, wie jetzt ein Händler mit Schnittwaaren thut. Das war eine wichtige Zeit für die Liebhaber, der Laden wurde ein Mittelpunkt für literarische Unterhaltung, auf Stühlen saßen die Hauptkunden, begutachteten, wählten und verwarfen, sie erhielten die Pränumerationsbogen der neuen Werke, z. B. der Firma Breitkopf: Eröffnete Academie der Kaufleute, und ließen sich auch andere Neuigkeiten aus der gelehrten Welt erzählen: daß in Göttingen eine neue Societät der Wissenschaften gestiftet werden solle; daß Professor Gottsched von Wien zurückgekehrt sei und daß die Koch'sche Schauspielertruppe auf der Messe großen Zulauf gehabt; daß Herr Klopstock vom König von Dänemark eine Pension von 400 Thalern erhalten habe, ohne jede Gegenverpflichtung; daß Herr von Voltaire in Berlin zum Kammerherrn ernannt sei und daß die Bibliothek des seligen Herrn Superintendent Löscher zu Dresden, 50,000 Bände stark, jetzo wirklich versteigert worden sei. In den Bücherballen wanderten um diese Zeit auch andere begehrungswerthe Einkäufe durch das Land.

Außer den neuen Büchern aber war auch manche Gelegenheit alte zu erwerben. Schon regte sich das Interesse an den alten Drucken der Klassiker. Nach den Aldinen und Juntinen, den Elzeviren wurde mit besonderer Curiosität gesucht. Aber der antiquarische Handel war außer in Halle und Leipzig noch wenig in Aufnahme; nur der Zufall und eine Auction brachte dem Einzelnen leicht Bücher in die Hände, die in den letzten Jahrhunderten zusammengebracht waren, von Patriziern der Reichsstädte, deren Familien allmälig ausstarben, vielleicht auch aus Klosterbibliotheken, deren Werke von gewissenlosen Mönchen unter der Hand verkauft wurden. So kaufte ein Geistlicher in der Nähe von Gräfenthal in Franken für 25 Gulden, die nach und nach zu bezahlen waren, viele Ellen Folianten und Quartanten in schönen Einbänden, die Elle großen Formats war etwas theurer als die des kleinen, manche Werke waren allerdings unvollständig, weil genau gemessen wurde und die Elle eher zu Ende war, als die Bändezahl; wählen durfte man nicht, die Rücken wurden

nach der Reihe abgemessen. Doch war diese Barbarei allerdings eine Ausnahme.

Wer selbst Bücher schrieb, genoß davon schon ein Honorar durch den Buchhändler, das nicht ganz unbedeutend war, wenn der Schriftsteller in Ansehen stand. Sehr hatte sich dies Verhältniß seit dem Anfange des Jahrhunderts gebessert. Da die Vorliebe für theologische und juristische Abhandlungen noch bestand, so wurden solche Tractate zuweilen höher honorirt, als jetzt möglich wäre. Wer freilich nicht als Universitätslehrer in einem Mittelpunkte der Wissenschaft stand, der erwarb nur geringe Einnahme. Als der hochehrwürdige Herr Leßer im Jahre 1737 mit seinem Verleger über den Druck der Chronik von Nordhausen übereinkam, wurde er zwar für den gedruckten Bogen der fleißigen Arbeit durch ein Honorar von sechszehn guten Groschen „vergnüget", — welche er in anständigen Büchern zu entnehmen hat, mußte jedoch versprechen, daß er den Verleger völlig schadlos halten wolle, wenn diesem der Inhalt des Buches irgend einen Verdruß bei der Obrigkeit zuziehen sollte.

Für das gesellige Leben der Honoratioren war in den späten Morgenstunden die Apotheke ein schätzenswerther Mittelpunkt. Dort wurden bei kleinem Glase Aquavit Politik und Stadtneuigkeiten besprochen, und von der Decke und den obern Gesimsen sah der alte Trödelstaat überwundener Marktschreier und Wurmdoctoren: Gerippe von Haifischen, ausgestopfte Affen, Mißgeburten in Spiritus und anderes Entsetzliche glotzäugig auf den eifrigen Disput der Gesellschaft herab. Schon wurde außer dem Stadtgeschwätz mit Vorliebe die Politik verhandelt, nicht mehr mit ruhigem Klugsprechen, sondern als Herzenssache. Ob König, ob Kaiserin, ob Sachsen, ob Preußen, wurde häufig erörtert, schon wußte man von jedem Gast, zu welcher Partei er gehörte. Wenige Jahre darauf sollte dieser Streit so leidenschaftlich werden, daß er sogar das Familienleben und den Hausfrieden störte. — Unterdeß war dem kleinen Bürgersmann, den Dienstboten und Kindern die Phantasie mit andern Bildern erfüllt, denn noch hielt der alte Aberglaube ihr Leben umsponnen, der seit der

neuen Frömmigkeit viel zudringlicher geworden war. Kaum gab es ein altes Haus, welches nicht seine Polterstube hatte. Auf den Gräbern, in den Kirchthüren zeigte sich ein Gespenst, sogar im Spritzenhause spukte es, bevor ein Feuer ausbrach; immer noch wurde die geheimnißvolle Wehklage gehört, eine Variation des Glaubens an das wilde Heer, welche durch den großen Krieg in die Seelen des Volkes gekommen war; noch wurden alte Katzen als Hexen betrachtet und die Erscheinungen Verstorbener, Ahnungen und bedeutsame Träume wurden mit angstvoller Gläubigkeit erörtert. Immer noch war das Aufsuchen verborgener Schätze eine wichtige Angelegenheit, keiner Stadt fehlten glaubwürdige Berichte über Funde, die in der Nähe gemacht oder durch unzeitig gesprochene Wörter vereitelt waren. Aber der verständige Familienvater ist bereits eifrig bemüht, seine Kinder und Dienstboten über dergleichen aufzuklären. Es ist ein lebhafter Kampf, der fast in allen Familien geführt wird, von den Vertretern neuer Zeit mit der Ueberlegenheit und Schärfe, welche ein innerer Sieg über stille Erinnerungen des eigenen Lebens zu verleihen pflegt. Der Aufgeklärte leugnet gar nicht unbedingt die Möglichkeit eines geheimnißvollen Zusammenhanges mit dem Jenseits, aber er versteht jeden einzelnen Fall mit Mißtrauen und Ironie zu betrachten; er nimmt allerdings an, daß hinter dem zerstörten Altar der alten Kirche, in den Ruinen des nahen Schlosses noch irgend etwas sehr Curiöses verborgen sein könne, und daß es wol lohnen möge, einmal nachzugraben; aber er nährt eine souveräne Verachtung gegen die Flämmchen und den schwarzen Hund und zählt mit besonderer Freude zahlreiche Beispiele auf, wie dieser Glaube „alter Zeit" durch Betrüger gemißbraucht worden sei. Auch vergeht selten ein Vierteljahr, daß nicht eine gelesene Zeitschrift schöne Abhandlungen bringt, worin die Bergmännchen gänzlich geleugnet, die Feuerkugeln physikalisch erklärt und die Donnerkeile als Versteinerungen betrachtet werden. Noch fehlen in keiner Stadt aufgeregte Leute, welche durch Erscheinungen gequält sind, noch beten die Geistlichen mit der Gemeinde für diese Armen, aber schon behaupten nicht nur die Aerzte und weltlichen Gelehrten,

auch klügere Bürger, daß solche Art Teufel nicht durch Gebet, sondern durch Fasten und Purgiren auszutreiben seien, da sie nur in Hypochondriacis durch krankhafte Einbildungen erzeugt würden.

Unter den Tagesereignissen ist das interessanteste Ankunft und Abfahrt des Postwagens. Gern bewegt sich der Spaziergänger um diese Zeit in die Nähe der Post. Die gewöhnliche Landpost ist ein sehr langsames unbehilfliches Beförderungsmittel, ihr Schneckengang ist noch fünfzig Jahr später berüchtigt; Kunststraßen giebt es noch nirgends in Deutschland, erst nach dem siebenjährigen Kriege werden die ersten Chausseen gebaut, immer noch schlecht. Wer bequem reisen will, nimmt Extrapost, sorgfältig wird darauf gehalten zu größerer Geldersparniß alle Plätze zu besetzen, und in den Localblättern, welche seit kurzer Zeit in den meisten größeren Städten und Residenzen existiren, wird zuweilen ein Reisegefährte gesucht. Zu weiten Reisen werden eigens Wagen gekauft, am Ende der Reise wieder verkauft, die schlechten Wege geben den Posthaltern das Recht, auch einem leichten Wagen vier Pferde vorzuspannen, dann ist es wol eine Bevorzugung des Reisenden, wenn ihm von der Regierung eine Licenz gegeben wird, nur zwei Pferde Extrapost nehmen zu dürfen. Wer nicht so wohlhabend ist, sucht einen Retourwagen, auch solche Reisegelegenheiten werden mehre Tage vorher angekündigt. Ist zwischen zwei Orten starke Verbindung, so gehen außer der ordinären Post und einer schnelleren Postkutsche auch concessionirte Landkutschen an bestimmten Tagen. Sie vorzugsweise vermitteln den Personenverkehr des Volkes. Von Dresden nach Berlin im Jahre 1750 alle vierzehn Tage, nach Altenburg, Chemnitz, Freiberg, Zwickau einmal wöchentlich, nach Bautzen und Görlitz war die Zahl der Passagiere nicht so sicher, daß der Kutscher jede Woche an bestimmtem Tage abgehen konnte, nach Meißen gingen das grüne und das rothe Marktschiff, jedes einmal wöchentlich hin und zurück. Man reiste auch mit der besten Fuhre sehr langsam. Fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile scheint der gewöhnliche Fortschritt gewesen zu sein. Eine Entfernung von zwanzig Meilen war zu Wagen nicht unter drei Tagen zu durchmessen,

in der Regel wurden vier dazu gebraucht. Als im Juli des Jahres, welches hier geschildert wird, Klopstock mit Gleim in leichtem Wagen, durch vier Pferde gezogen, von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden fuhr, fand er die Schnelligkeit so außerordentlich, daß er sie mit dem Wettlauf der olympischen Spiele verglich. Waren aber die Landstraßen grade schlecht, was in der Regenzeit des Frühlings und Herbstes regelmäßig eintrat, so vermied man die Reise, betrachtete die unvermeidliche als ein Wagniß, bei dem es ohne schmerzliche Abenteuer selten abging. Noch im Jahr 1764 war den Hannoveranern merkwürdig, daß ihre Gesandtschaft nach Frankfurt a. M. zur Kaiserkrönung trotz der schlechten Wege ohne allen Schaden, Umwerfen und Beinbruch durchgedrungen war, nur eine Achse war zerbrochen. — So ist eine Reise immer noch ein wohl zu überlegendes Unternehmen, welches schwerlich ohne längere Vorbereitungen durchgeführt wird; und das Eintreffen fremder Reisender in einer Stadt ist ein Tagesereigniß, neugierig umsteht die Menge den anhaltenden Wagen. Nur in den größeren Handelsstädten sind die Gasthöfe modisch eingerichtet, Leipzig ist deswegen berühmt. Gern kehrte man bei Bekannten ein, in steter Rücksicht auf die Kosten, denn auch wer reiste, der rechnete genau. Aber wer irgend Ansprüche machte, scheute eine Fußreise, die schlechten Straßen, die Unsicherheit, unsaubere Herbergen und rohe Begegnung; noch waren wohlgekleidete Fußreisende, welche die Landschaft bewunderten, ganz unerhört.

Der Reisende wurde nicht nur durch die lebhafte Theilnahme seiner Freunde begleitet, er wurde auch für ihre Geschäfte in Anspruch genommen, wie denn überall unter Bekannten das Hingeben und Zumuthen weit unbefangener war als jetzt. Er wurde reichlich mit warmen Kleidern, Empfehlungsbriefen, kalter Küche und klugen Regeln ausgestattet, aber er wurde auch mit „Commissionen" belastet, mit Einkäufen jeder Art, auch zarteren Angelegenheiten: Eintreiben von Schuldforderungen, Anwerben eines Hauslehrers, ja Kundschaften und Vermitteln in Herzenssachen. Wer vollends zu einer großen Messe reiste, der mochte für besondere Koffer und Kisten sorgen, um

die Wünsche seiner Bekannten zu befriedigen. Zu dergleichen Dienst und Gegendienst zwang aber auch die Noth; noch waren Geld- und Paketsendungen auf der Post sehr theuer und nicht überall wurde das Institut für zuverlässig gehalten. Zwischen Nachbarstädten war deshalb ein regelmäßiger Botendienst eingerichtet, wie er z. B. in Thüringen bis zur Gegenwart bestanden hat; solche Boten — nicht selten Frauen — trugen durch Schnee und Sonnenglut die Briefe und Aufträge an bestimmten Tagen hin und zurück, sie besorgten jede Art von Einkäufen, genossen als zuverlässige Leute sogar das Vertrauen der Behörde, welche ihnen Amtsbriefe und Acten übergab, und hatten am Zielpunkt ihrer Reise einen festen Stand, wo wieder Briefe und Rücksendungen an ihren Heimatort abgegeben wurden. War der Verkehr zweier Orte sehr lebhaft, so ging wol auch ein „Kästelwagen" hin und her, mit Schubfächern, zu denen je zwei verbündete Familien in den beiden Orten die Schlüssel hatten.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters, nur wenige waren so wohlhabend, daß sie die Einrichtung des Hauses und ihres Lebens mit einigem Glanz umgeben konnten, die Reichen waren immer noch in Gefahr, einem ungeschickten Luxus zu verfallen, wie er Höfe und anspruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhäbig leben konnte, hatte in der Regel seinen Haushalt sehr einfach eingerichtet und zeigte den Wohlstand nur bei festlichen Gelegenheiten in Geräth und Bewirthung. Deshalb waren Gastereien durchaus ungemüthliche Staatsactionen, für welche der ganze Haushalt umgekehrt wurde, in Nichts unterschied sich der Mann von Welt mehr als in der leichteren Methode seiner Gesellschaft. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauses, immer noch wurde genau bis auf's Kleinste bestimmt, was Anderen zu leisten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünsche, die Complimente, d. h. die höflichen Anreden, sogar die Trinkgelder, alles hatte seine genau bestimmte Größe und vorgeschriebene Form. Durch diese zahllosen kleinen Regeln erhielt der Verkehr eine gewisse unveränderliche Festigkeit, welche sehr gegen die Ungebundenheit der Gegenwart absticht. Immer noch

war es gebräuchlich, an bestimmten Tagen zur Ader zu lassen, zu purgiren, seine Rechnungen zu bezahlen, in festen Zwischenräumen seine Besuche zu machen. Ebenso fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, das Bleigießen, sogar, wenn möglich, das Schlittenfahren. Unverrückt dauerte die Ordnung des Haushaltes, die massiven Möbeln, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkauft hatte, der gepolsterte Lehnstuhl, den sich der Mann vielleicht schon als Student erstanden, der Klapptisch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrer Generationen. Aber schon begann unter diesem Netzgeflecht alten Herkommens ein leichterer Sinn die Flügel zu regen, schon rührte die lästige Frage Warum? auch an dem kleinen Brauch. Und überall gab es Einzelne, welche sich mit philosophischem Selbstgefühl gegen die Gewohnheiten setzten, die ihnen nicht in Vernunft begründet erschienen; in noch mehren arbeitete ein dunkler Drang nach Freiheit, Selbständigkeit, einem neuen Inhalt des Lebens, der sie von der Menge und der Gesellschaft seitab auf Nebenwege führte, in der Regel zu wunderlichen Originalen machte, mit deren Eigenthümlichkeiten die Stadt sich unaufhörlich beschäftigte.

Die Räume des Hauses waren im Ganzen noch schmucklos, die Fußböden von gehobelten Brettern hatten keine andere Zier, als die Reinheit der hellen Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waschen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigstens allwöchentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden noch häufig mit weißem Sand bestreut. In den Zimmern aber schätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung, die Möbeln, unter denen die Commode eine neue Erfindung war, wurden sorgfältig gearbeitet und schön ausgelegt. An den Wänden war Malerei noch ungewöhnlich, schon war die gefärbte Kalkwand in größeren Städten gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf gepreßte Ledertapeten, welche den Zimmern ein besonders behagliches Aussehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder sehr beliebt. Noch immer war kupfernes und zinnernes Geräth die Freude

der Hausfrau. Es wurde damit „Staat" gemacht, das neue vielbedeutende Wort hatte sich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Prunkküchen, welche sich kleineren Gesellschaften bei Morgencollationen — wo kalte Speisen aufgesetzt wurden — zu öffnen pflegten. In solcher Küche blitzte es ringsum von spiegelhellem Zinn und Kupfer, sogar das Brennholz, welches in großen Haufen regelmäßig aufgeschichtet dalag, war mit blankem Zinn beschlagen, alles nur zur Schau, eine Spielerei, wie jetzt die Kochstuben kleiner Mädchen. Aber bereits wurde das Porzellan neben dem Zinn aufgestellt, vornehmlich in dem eleganten Sachsen fehlte der offene Porzellantisch selten einer wohlhabenden Hausfrau, mit Tassen, Krügen und Nippesfiguren. Und der modische Liebling der Frauen, der Mops, vermochte durch eine mürrische Bewegung ein Geklirr hervorzubringen, welches dem Hausfrieden gefährlich war. Grade damals stand das wunderliche Thier auf der Höhe seines Ansehns, es war in die Welt gekommen, Niemand wußte woher, und ist ebenso unvermerkt wieder von uns geschieden. Aber außer an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau grade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnendamaste wurden sehr schön gefertigt, mit künstlichen Mustern, die wir noch jetzt bewundern; solchen Damast zu Gedecken zu besitzen, war besondere Freude, auch auf feine Leibwäsche wurde großer Werth gelegt; das Manchettenhemd, welches Gellert von der Lucius zum Geschenk erhalten hat, wird in seiner Beschreibung einer Audienz nicht vergessen.

Die Kleidung, in welcher man sich vor Andern zeigte, galt auch dem ernsten Manne noch immer als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farben gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die bescheidene Stickerei, die Wäsche verriethen nicht minder als Perrücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menschen, sie mußte eigens angelegt werden, wenn man ausging, und da sie unbequem war und wenigstens die Perrücke schwer ohne Hilfe Anderer aufzusetzen und zu pudern war, so wurde schon dadurch ein Gegensatz

zwischen Häuslichkeit und Gesellschaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in bestimmte Stunden bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Im Hause wurde ein Schlafrock getragen, in welchem der Gelehrte auch Besuche annehmen mußte, die „gute" Kleidung aber sorgfältig geschont. Viele Bedürfnisse freilich, welche uns sehr geläufig sind, waren noch ganz unbekannt, manche Bequemlichkeit wurde lange entbehrt. Im Jahr 1745 bittet ein österreichischer Unteroffizier einen gefangenen Offizier, dem er die Uhr abgenommen hat, diese Uhr auch aufzuziehen; er hat noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erst, als er bereits Professor war, durch Beihilfe eines Buchhändlers seine silberne Taschenuhr, er klagt um 1780, daß damals schon jeder Magister, ja jeder Student eine solche Uhr haben müsse; jetzt erhält in Familien von ähnlicher Lage der Quartaner eine silberne, der Student eine goldne.

Eigene Kutschen und Pferde hielten außer dem begüterten Adel, der sich nach der Stadt gezogen, nur die höchsten Staatsbeamten und in großen Handelsstädten — schon seltner als vor fünfzig Jahren — die reichsten Kaufleute. Aber auch den Gelehrten wurde damals oft durch die Aerzte gerathen, sich den Gefahren eines Reitpferdes nicht zu entziehen, bedeckte Reitbahnen und Miethpferde wurden häufiger als jetzt von den Professoren in Anspruch genommen. Freilich gelang es nicht jedem so, wie dem kranken Gellert, dem als zweites Geschenk nach dem Tode seines berühmten Schecken ein kurfürstliches Pferd mit Sammtsattel und goldbesetzter Schabracke in den Hof geführt wurde, das der liebe Herr in seiner Weise, bewegt, aber mit dem größten Mißtrauen gegen die Sanftmuth des Rosses annahm, und allen seinen Bekannten anzuzeigen nicht müde wurde, während sein Stallknecht das Wunderthier den Leipzigern um Geld vorwies. Da aber die Kleidung so empfindlich gegen Nässe machte, war ein jetzt fast geschwundenes Transportmittel sehr in Aufnahme gekommen: die Portechaisen, sie wurden so häufig gebraucht, wie jetzt die Droschken; die Träger, durch eine Art Livree kenntlich, hatten ihre bestimmten Stationen und fanden sich ein, wo Adel und Publikum zahlreich er-

schienen: bei großen Tänzen, am Sonntag vor den Kirchthüren, am Theater.

Strenge war ferner die Zucht des Hauses. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhingen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich auch mit den Dienstleuten: Gesang eines Verses, eine Ermahnung oder Gebet, zuletzt wieder ein Liedervers. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit wieder das Lager gesucht. Auch der Umgang im Hause war förmlich, von Kindern und Dienstboten wurde äußere Ehrerbietung in devoten Formen gefordert, auch die Gatten der Honoratioren redeten einander in der Regel noch mit Sie an.

Was sich einer Familie anschloß, gute Freunde, entferntere Bekannte, das erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben große Wichtigkeit. Noch immer wurde Beförderung, Fürsprache und Begünstigung durch die Hausfreunde gesucht und erwartet. Protegiren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galten vornehme und einflußreiche Bekanntschaften für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte, jede Aufmerksamkeit, Gratulation an Geburtstagen, das Carmen bei Familienfesten durften nicht unterlassen werden. Durch solche Gunst Einzelner suchte man sein Fortkommen in der fremden Welt. Die Devotion gegen Höhere war groß, einem Gönner die Hand zu küssen, war noch guter Ton. Als Graf Schwerin am 11. August 1741 zu Breslau im Fürstensaal die Eidesleistung abnahm, wollte der protestantische Kircheninspector Burg bei dem Handschlag, den er zu geben hatte, dem preußischen Feldmarschall die Hand küssen. Nicht diese Ergebenheit ihres ersten Geistlichen war den Breslauern auffällig, sondern daß ein Feldmarschall den bürgerlichen Theologen umarmte und küßte.

Zumal die Gevatterschaft begründete unter den Bürgern noch ein näheres Verhältniß, der Taufpathe war verpflichtet, auch später um das Fortkommen des Täuflings zu sorgen, und dies Pietätsverhältniß bestand bis an sein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entscheidende Stimme über

die Zukunft des Kindes eingeräumt, es wurde aber auch erwartet, daß er sein Wohlwollen noch durch seinen letzten Willen an den Tag legte.

Ein solches Leben des Stadtbürgers in mäßigen Verhältnissen entwickelte einiges Besondere in Charakter und Bildung. Zunächst ein weiches und gefühlvolles Wesen, das man um 1750 zärtlich und empfindlich nannte. Die Anlage zu dieser auffallenden Weichheit hatte der große Krieg und seine politischen Folgen in die Seelen gelegt, die Pietät hatte diese Anlage auffällig entwickelt. Eine gewisse Uebung, sich und Andere aufzuregen und zu steigern, besaß fast Jeder. Das Familiengebet war im letzten Jahrhundert lange gedankenlos hergesagt worden, jetzt wurden die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, welche der Hausvater machte, Veranlassung zu dramatischen Scenen in der Familie. Zumal das laute Gebet aus dem Stegreif gewöhnte die Familienmitglieder hell auszusprechen, was ihnen gerade auf dem Herzen lag. Häufig waren Gelübde und Versprechungen, feierliche Ermahnungen und gerührte Versöhnungen zwischen Gatten, Eltern und Kindern; Gefühlsscenen wurden ebensosehr gesucht und genossen, als sie jetzt vermieden werden. Sogar in der Schule kam die leichte Erregbarkeit des Geschlechtes häufig zu Tage. Wenn ein ehrlicher Lehrer Kummer hatte, ließ er Verse, die sich auf seine Stimmung bezogen, durch die Schüler absingen, es wurde ihm nicht schwer, dabei traurig zu werden, und es war ihm angenehme Empfindung, wenn die Knaben ihn erriethen und durch Andacht ihre Theilnahme bezeigten. Ebenso liebte der Prediger auf der Kanzel die Gemeinde zum Vertrauten der eigenen Kämpfe zu machen, und seine Selbstbekenntnisse, Schmerz und Freude, Reue und innere Zufriedenheit wurden mit Achtung angehört und durch Gebete geweiht. Wenn noch heut Einzelne ihrer Umgebung dadurch das Behagen verringen, daß sie Kleinigkeiten mit einem Aufwande von Empfindung behandeln und eine Verstimmung und einen hervorbrechenden Gegensatz der Naturen weichlich und pathetisch zur Aussprache bringen, so darf man solche Persönlichkeiten als verspätete Blüthen älterer deutscher Art betrachten. Wie denn einem wohlwollenden Beobachter

oft der Eindruck kommt, daß die Gemüthsanlagen und charakteristischen Züge der Menschen, welche sich mit uns zugleich tummeln, bisweilen aus sehr entlegenen Zeiten unserer Vergangenheit stammen, und daß das Leben der Gegenwart zu gleicher Zeit ein historischer Bildersaal ist, in welchem Bildungen und Charakterformen aus den verschiedensten Jahrhunderten unseres Volkslebens neben einander wirken. Vorzugsweise auf Rührung und wieder auf erhebende Empfindungen ging um 1750 die Sehnsucht des lebenden Geschlechts. Schnell wurde ein Gefühl, eine Handlung, ein Mann als groß gepriesen, glänzende Prädicate wurden bereitwillig gehäuft, einen Freund zu charakterisiren. Und wieder das eigene Leid und das Unglück Anderer werden mit einem gewissen düstern Behagen genossen. Leicht wird geweint, über das eigene und über das Leid Anderer, aber auch aus Freude, aus Dankbarkeit, aus Andacht, aus Bewunderung. Nicht durch fremde Literatur, nicht durch Gellert, oder die literarischen Verehrer Klopstock's ist diese Weichheit den Deutschen eingepflanzt worden, sie lag tief im Volke selbst. Als der junge Magister Semler 1749 von der Universität Halle schied, war er sehr traurig, er hatte in der Stille eine Tochter seines theuren Lehrers, des Professor Baumgarten, verehrt — allerdings hatte er in seiner Heimat Saalfeld noch eine andere Jugendliebe. Diese Trauer regte ihn in den letzten Tagen außerordentlich auf und machte ihm schwer, seine Magisterpromotion durchzumachen. Doch gelang dies, und nach der Promotion hielt er seinem Vorbild Baumgarten — der als Präses auf dem obern Katheder stand — aus dem Stegreif eine so feurige lateinische Dankrede, daß nicht nur er selbst, auch mehre Zuhörer weinten; zu Hause aber setzte sich Semler hin und weinte wieder über sein Schicksal, und sein treuer Stubenbursch weinte mit ihm fast den ganzen Nachmittag. Daß der Scheidende beim Abschiede Thränen vergoß, war natürlich, aber er weinte noch, als er auf der Reise in Merseburg ankam, — was damals ziemlich lange währte — und da er in der Heimat seinem Vater den lobenden Brief Baumgarten's übergab, weinte dieser vor Freude ebenfalls.

In diesem Falle ist die Rührung aufrichtig und die Thränen sind wirklich geflossen. Aber es konnte nicht fehlen, daß die Gewöhnung, den Blick in sich selbst zu kehren und die innern Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei, und die Bewunderung edler Affecte zur Affectation verführte.

Das stellte sich nicht zuletzt in der deutschen Sprache dar. Noch war der Ausdruck für große Kreise der Empfindungen ungelenk. Die Schriftsprache hatte die Herrschaft über die Seelen gewonnen, in ihre Formen und Perioden mußte sich jede höhere Empfindung des Menschen fügen; aber grade erst jetzt hatte diese Sprache einige Gewandtheit gewonnen, die methodische ruhige Arbeit des reflectirenden Geistes klar und einfach auszudrücken. Wo ein leidenschaftliches Gefühl in Worte ausbrechen wollte, wurde es immer noch durch die abgenützten Bilder der alten Rhetorik gebunden, und rauschte in den dürren Blättern alter Phrasen dahin. Die Pietisten hatten für ihre Stimmungen eine eigene Sprache erfinden müssen, die Ausdrücke derselben waren schnell zur Manier geworden. Jetzt ging es ebenso mit den neuen Wendungen, durch welche einzelne stärker Begabte die Sprache des Gefühls zu bereichern suchten. Hatte ein Dichter die sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses gefühlt, so sprachen Hunderte das nach, in herzlicher Freude über den schwungvollen Ausdruck. Ebenso wurden die Thränen der Wehmuth und des Dankes, die Süßigkeiten der Freundschaft sofort stehende Phrasen, bei denen man zuletzt wenig dachte.

Und diese Armuth war allgemein. Fast überall, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, stößt uns ein Aufwand von Reflexion ab. In Briefen, Reden, Gedichten. Unerträglich wird uns diese Besonderheit der alten Zeit, wir mögen sie leicht Heuchelei, innere Kälte, Unwahrheit schelten. Unsere Ahnen haben doch eine zureichende Entschuldigung. Sie konnten noch nicht anders. Noch ist in ihren Seelen etwas von der epischen Gebundenheit des Mittelalters, die Sehnsucht nach einem Strome großer Leidenschaft, nach Begeisterung, nach melodischen Tönen des Gefühls ist überall vor-

handen, sie ist bis ins Krankhafte gesteigert, überall ist der Drang, Großes in sich herauszubilden, erkennbar, überall das Suchen und Sehnen; aber noch fehlt ihrer Empfindung die Kraft, ihrem vermehrten Wissen die entsprechende freie Bildung des Charakters. Auch den Dichtern, die doch nach dieser Richtung stets die Führer ihres Volkes gewesen sind. Selbst bei der liebenswürdigsten Gestalt aus jener Dämmerzeit, bei Ewald von Kleist ist das lyrische Ringen sehr merkwürdig. Schon sind seine Schilderungen reich an schönem Detail, eine Fülle von poetischen Anschauungen sammelt sich zwanglos um den Mittelpunkt seines Gedichtes, der fast immer in einer ehrlichen, herzlichen Empfindung ruht. Aber bei allem Häufen poetischer Anschauungen vermag er noch nicht eine gehobene poetische Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Accord eines schönen Gefühls in dem Hörer erklingen zu machen. Es klang in ihm selbst noch nicht stark genug, und in keinem seiner ältern Zeitgenossen, die alle Schönheit und innern Adel so ängstlich suchten, und sich so oft rühmten, gefunden zu haben.

Aber die Selbstbeobachtung der Gebildeten erstreckte sich nicht nur auf das innere Gemüthsleben, es war ebensosehr ein Belauern der eigenen äußern Erscheinung und des Eindrucks, welchen man auf Andere machte. Nach dieser Richtung erscheint es uns oft noch unheimlicher raffinirt. Schon die knappe Kleidung und der Puder, die Empfindung in ungewöhnlichem „Staat" zu sein, versetzten den Menschen vor Andern in eine Aufregung und vorsichtige Munterkeit, welche leicht zur Ziererei wurde. Auch die stereotypen Formen des gesellschaftlichen Verkehrs, welche doch so künstlich waren, und die rhetorischen Complimente, machten das Auftreten zu einer Action, die Deutschen von 1750 zu Schauspielern, die sich lächerlich machten, wenn sie nicht geschickt spielten. Wer einem Gönner gegenüber trat, hatte wohl zu bedenken, daß sein Schritt nicht zu schnell, nicht zu dreist und nicht zu scheu war, daß er seine Stimme richtig dämpfte, den Hut so im linken Arm hielt, daß der Arm den passenden Winkel bildete, er hatte sich vorher zu präpariren, daß die begrüßende

Anrede nicht zu lang und nicht zu platt und grade ehrerbietig genug wurde, um Wohlwollen zu erwecken, er hatte auch sehr auf den Fall seiner Stimme zu achten, damit das vorher Ueberlegte einen gewissen Eindruck der Naturwahrheit machte. Wer einer Frau oder einem vornehmen Manne die Hand küßte, der bemühte sich, auch in diesem Akt genau seine Stimmung und ein wohltemperirtes Gefühl auszudrücken, wie er sein Antlitz mit der Hand in Verbindung brachte, ob er als Zeichen vertraulicher Verehrung nicht nur den Mund, auch die Augen und die Stirne daran zu legen hatte, wie lange er die Hand halten, wie langsam er sie freigeben durfte, das Alles war sehr wichtig, womöglich vorher überlegt; ein begangenes Ungeschick machte später dem Schuldigen wahrscheinlich großen Kummer. Wer vollends sich einem größeren Publikum darstellen mußte, der überlegte ernsthaft die Position und Haltung, durch die er wirken konnte. Wie betrübt auch der junge Semler war, als er bei der Magisterpromotion auf dem Katheder stand, er vergaß doch nicht „eine seltene, aber nicht anstößige Stellung zu nehmen“, in welcher er seinen Opponenten die Antworten so geschwind gab, daß er kaum das Ende ihrer Rede abwartete, und er vergaß auch nicht zu erwähnen, wie gleichgiltig ihn die „weiche Bewegung seines Gemüths“ gegen alle möglichen Einwürfe der Gegner gemacht habe. Vollends den Frauen waren nicht nur die Bewegungen des Fächers, auch das Auf- und Niederschlagen der Augen und das Lächeln wohl einstudirte Handlungen; daß sie es ungezwungen, mit Anstand und Takt vollbrachten, wurde verlangt. Allerdings war es auch damals nicht das Einstudirte, welches liebenswürdig machte, sondern die in solchen Formen hervorbrechende gute Natur. Und auch diese Richtung war nicht eine französische Mode, welche durch die Zucht der Tanzmeister in das deutsche Leben kam, sondern eine innere Nothwendigkeit, welche bei allen Culturvölkern Europas zu gleicher Zeit hervorbrach, sich bei jedem nach den Eigenthümlichkeiten seiner Natur modificirte; auch hier war der letzte Grund das Bedürfniß, innere Armuth durch äußern Schmuck zu verbessern.

Allerdings wurde solcher Zwang der Convenienz bei den Deutschen oft durch einen Zug von Geradheit und Derbheit unterbrochen. Aber die feste und stetige Willenskraft, welche wir als die höchste Eigenschaft eines Mannes ehren, war damals in Deutschland noch selten. Sie war allerdings zu finden, beim Lernen und im Entbehren, bei der Arbeit und dem Ueben einer schweren Pflicht; dort kam sie sogar mit überraschender Energie zu Tage. Aber dieser Tüchtigkeit fehlten zu sehr einige männliche Eigenschaften. Seit hundert Jahren bestand jetzt der Druck des despotischen Staates, er hatte den Bürger scheu, schwerfällig, oft furchtsam gemacht. Dieselbe Stimmung hatte der Pietismus befördert. Ein fortwährendes Beschauen der eigenen Unwürdigkeit verminderte vielen fein Organisirten die Fähigkeit, sich recht herzlich zu freuen, dem eigenen Wesen offenen und sichern Ausdruck zu geben. Wer vollends Gelehrter wurde in der herben Zucht, der übermäßigen Anstrengung des Gedächtnisses und den vielen Nachtwachen, in tabakdurchräucherter enger Wohnung, dem wurde nur zu häufig ein Siechthum in den Körper gepflanzt. Aus vielen Beispielen dürfen wir schließen, wie häufig damals Schwindsucht und Hypochondrie das Leben junger Gelehrten zerstörte. Und gewöhnliche Bilder aus den Bürgerhäusern jener Zeit sind weiche, reizbare, empfindliche Naturen, unbehilflich und rathlos dem Ungewohnten gegenüber. Bei den Meisten wechselt übergroße Vorsicht mit leidenschaftlicher Unbesonnenheit. Aber das war nicht das Schlimmste. Nicht nur der Wille, auch die Sicherheit der Ueberzeugung und das Pflichtgefühl wurde zu leicht durch Einwirkung von Außen zerstört. Von der ruhigen Selbstachtung, welche wir von einem gebildeten und guten Menschen fordern, ist noch wenig zu erblicken. Noch übt Geld und äußere Ehre auch auf den Redlichen übergroße Gewalt. Gellert, der für seine Zeitgenossen ein Musterbild von Zartgefühl und Uneigennützigkeit war, fühlte sich als Professor von Leipzig aufs Freudigste überrascht, als ein fremder Edelmann aus Schlesien, den er gar nicht persönlich kannte, mit dem er erst wenige Briefe gewechselt hatte, seiner Mutter eine jährliche Pension von zwölf Ducaten anbot. In

seiner Antwort fehlte die Versicherung der Dankesthräne nicht. Er fand niemals Bedenken, Geldsummen, welche ihm von Unbekannten zugesandt wurden, anzunehmen. Und man darf behaupten, daß um 1750 in ganz Deutschland unter den Besten kaum ein Mann war, der anonyme Geschenke abgelehnt hätte.

Als Friedrich Wilhelm I. den Professoren seiner Universität Frankfurt zumuthete, öffentlich gegen seinen Vorleser Morgenstern, der in groteskem Aufzuge mit einem Fuchsschwanz an der Seite auf dem Katheder stand, zu disputiren, da wagte Keiner der tyrannischen Laune zu widersprechen, als Johann Jakob Moser, der sich den Brandenburgern gegenüber noch als Fremder fühlte und mit Stolz das Bewußtsein bewahrte, am kaiserlichen Hofe wohl angesehen zu sein. Und auch diesen regte die Begebenheit so auf, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Wo das feste Selbstgefühl so sehr fehlt, wie vor hundert Jahren dem aufstrebenden Manne, da wuchert die Eitelkeit. Sie umzieht die meisten Seelen jener Zeit so sehr, daß uns nur wenige einen behaglichen Eindruck hinterlassen. Gottsched und Gellert, Gleim und Klopstock, Moser und Pütter, Dichter, Gelehrte und Beamte leiden darunter. Und doch war diese Schwäche, um gerecht zu sein, damals sehr zu entschuldigen. Und es war kein Wunder, daß nur die Stärksten darüber hinauskamen. Man war weich und empfindlich, es gehörte zum Anstand, Artigkeiten zu sagen, die Rücksicht auf Wahrheit war geringer als jetzt, der Zwang der Höflichkeit größer. Wer durch geistige Arbeit auf Andre wirkte, wer sich durch eigne Kraft in seinem Kreise zur Geltung durchgerungen hatte, der war gewöhnt, viel Lob und Ehre zu empfangen und kam in die Gefahr, das Gewohnte lebhaft zu vermissen, wo es einmal ausblieb. Wer keinen Rang und Titel, keinen Dienst im Staat errungen hatte, nicht das Privilegium einer bevorzugten Stellung genoß, der wurde rücksichtslos gedrückt. gestoßen, zertreten. Nicht das Verdienst, sondern die Anerkennung durch Einflußreiche gaben Geltung, nicht die Gelehrsamkeit allein vermittelte Verleger und Leser, die Stellung an einer Universität, ein großer Kreis von Zu-

händlern, welche die Werke des Lehrers kauften und verbreiteten, gehörte dazu. Unsicher war jede Erdenstellung, überall Willkür, stärkere Gewalt; auch der größte Ruf stützte sich viel mehr auf die Kreise persönlicher Verehrer, als auf die sichere Würdigung des Verdienstes durch das gesammte Volk, so erhielt jede einzelne Aeußerung von Lob und Tadel eine Wichtigkeit, die wir kaum noch begreifen. Sorglich war daher jeder bemüht, Andere zu verbinden, von Fremden anerkannt zu werden. Noch fehlte dem deutschen Leben eine gebildete Tagespresse, den vielen Einzelnen völlig die Zucht und Bändigung, welche durch eine starke öffentliche Meinung hervorgebracht wird.

Nichts ist so schwer, als über die Moralität in den Familien einer weit abliegenden Zeit zu urtheilen. Denn es genügt nicht, die Summe auffallender Verstöße zu schätzen, was an sich schon mißlich ist, es kommt ebenso sehr darauf an, das individuelle Unrecht einzelner Fälle zu begreifen, was oft ganz unmöglich ist. Nur weniges von unseren Sitten Abweichende ist leicht erkennbar. Der Verkehr beider Geschlechter verlief beim Bürger fast nur in den Familien; größere Gesellschaften am dritten Ort waren selten. In befreundeten Häusern aber war das Treiben der Jugend fröhlich und zwanglos, die Freundinnen der Schwestern und die Kameraden des Bruders wurden Hausgenossen. Es war immer noch alte Sitte, ihnen im Scherz Vertraulichkeiten zu gestatten, die jetzt anstößig sein würden. Umhalsen und Küssen wurde nicht nur beim Pfänderspiel geduldet. Solche Gewöhnung, wie harmlos und unschuldig sie auch oft die Jungfrau und den Jüngling ließ, brachte doch in das Jugendleben ein Moment von heiterer Sinnlichkeit, die uns da am wenigsten verletzt, wo sie sich noch in derber Naivetät zeigt. Häufig blieb von solchem Verkehr auch ernsten gebildeten Männern eine feine sinnliche Begehrlichkeit zurück, die man nicht grade Lüsternheit nennen darf, den Mädchen aber eine gewisse dreiste Unbefangenheit im Verkehr mit Männern. Schnell knüpften sich in den Familien zwischen Unverheirateten zarte Beziehungen, Niemand fand etwas Arges darin, sie wurden ebenso schnell wieder gelöst. Diese flüchtigen Verhältnisse voll

von Tändelei und Empfindsamkeit flammten selten zu einer großen Leidenschaft auf, ja in der Regel verglomm in ihnen die jugendliche Poesie. Sie führten auch selten bis zu Brautstand und Vermählung. Denn die Ehe war um 1750 noch ebensosehr Geschäft als Herzenssache. Und der unendliche Segen von Liebe und Treue, welcher in ihr grade damals zu Tage kam, ruht in der Regel auf anderem Grunde, als in der Glut einer holden Leidenschaft oder tiefinnigem Einverständniß vor der Brautwerbung.

Sehr auffallend ist uns das Verhalten der Betheiligten beim Abschluß einer Ehe. Hat der Mann die Aussicht auf ein Amt, welches eine Familie zu nähren vermag, so sind seine Bekannten, Männer und Frauen, sofort bemüht, ihm eine Frau auszudenken, vorzuschlagen, zu vermitteln. Ehen stiften war damals eine Menschenpflicht, der sich nicht leicht Jemand entzog. Strenge Gelehrte, vornehme Beamte, Regenten und Fürstinnen des Landes betrieben emsig dergleichen uneigennützige Geschäfte. Ein heiratsfähiger Mann in ansehnlicher Stellung hatte zuverlässig viel von den Mahnungen seiner Freunde, von schalkhaften Anspielungen und von den zahlreichen Projecten zu leiden, welche ihm seine Bekannten in das Haus trugen. Als Gellert mit Demoiselle Caroline Lucius erst wenige Briefe gewechselt hat, — er hat sie noch nie gesehen — frägt er in dem ersten längern Brief, den er ihr gönnt, ob sie nicht einen Bekannten von ihm, den Cantor an der Thomasschule, heiraten wolle. Als Herr von Ebner, Curator der Universität Altorf, den jungen Professor Semler zum ersten Male spricht, so macht er ihm wohlwollend das Anerbieten, durch eine reiche Heirat für ihn zu sorgen. Dem jungen Professor Pütter, der als Reisender in Wien ist, bietet gar ein fremder Graf, sein Tischnachbar, eine wohlhabende Kaufmannstochter als eine gute Partie an. Allerdings wird dieser Vorschlag abgelehnt. Und kühl wie das Angebot ist der Entschluß der Betheiligten. Mann und Frau entscheiden sich für einander oft nach flüchtigem Ansehen, nachdem sie nur wenige Worte gewechselt, niemals auch nur ein herzliches Gespräch mit einander geführt.

Beiderseitige gute Recommandation ist die Hauptsache. Ein Beispiel solcher Brautwerbung, welche den Betheiligten den Eindruck einer besonders stürmischen und leidenschaftlichen machte: Der Assessor des Kammergerichts von Summermann lernt (1754) im Bade Schwalbach ein Fräulein von Bachellé, liebenswürdig, Hofdame einer unangenehmen Landgräfin, kennen, er sieht sie öfter bei Landpartien, zu welcher beide von einem verheirateten Bekannten eingeladen werden. Einige Wochen später entdeckt er in Wetzlar dem Bekannten seinen Wunsch, das Fräulein zu heiraten, nachdem er doch noch vorsichtig Erkundigungen über den Charakter der jungen Dame eingezogen hat. Der Vertraute — es ist Pütter — besucht die arglose Hofdame: „nach einigen nur kurz abgethanen allgemeinen Unterredungen sagte ich gleich: ich hätte der Fräulein noch einen Antrag zu thun, worauf ich mir ihre Erklärung ausbitten müßte. Sie ganz kurz: „was denn vor einen Antrag?“ Ich ebenso kurz und freimüthig: „ob sie sich wol entschließen möchte, den Herrn von Summermann zu heiraten?“ — „Ach, Sie scherzen!“ war ihre Antwort. — Ich: „Nein, ohne allen Scherz, es ist voller Ernst; hier habe ich schon einen Ring und noch etwas zum Angebinde (einen seidenen Beutel mit hundert Carolinen), womit ich meinen Auftrag rechtfertigen kann.“ — „Nun, wenn das Ihr Ernst ist, und Sie den Auftrag vom Herrn von Summermann haben, so bedenke ich mich keinen Augenblick.“ — Sie nahm also den Ring, verbat nur noch die Annahme der hundert Carolinen, und bevollmächtigte uns, ihr Jawort zu überbringen.“ — Auch der weitere Verlauf dieses aufregenden Geschäftes war außerordentlich und dramatisch. Der glückliche Liebende hatte ausgemacht, daß sein Freiwerber ihm sichere Nachricht zugehen lassen sollte. Nun wäre zwar eine geschriebene Zeile in diesem tintenklecksenden Säculum möglich gewesen, aber es scheint, daß man die schriftliche Benachrichtigung für zu weitläufig hielt, und es war allerdings damals schwer, dergleichen in einer Zeile ohne Titulaturen und Glückwünsche zu geben; es wurde also beschlossen, wie in Tristan und Isolde durch ein schwarzes oder weißes Segel der Ausgang einer Unter-

nehmung telegraphirt wird, so auch hier durch Uebersendung eines gewissen Bandes des geschätzten juristischen Werkes, der „Staatskanzlei" anzudeuten, daß der Antrag angenommen sei, ein anderer Band desselben Werkes hätte das Gegentheil insinuirt. Und der Unterschied der neuern gewissenhaften Zeit gegen jene alte der Königin Isolde bestand nur darin, daß kein falsches Signal gegeben wurde.

Aber wenn bei dieser Verbindung das Herz allerdings gewissermaßen stürmisch seine Rechte forderte, so war dies bei gebildeten und tüchtigen Menschen oft weniger der Fall. Der Professor Achenwall in Göttingen, ein angesehener Rechtslehrer, hielt um eine Tochter von Johann Jakob Moser an, ohne sie nur einmal gesehen zu haben, und sie gab ihm ebenso ihr Jawort; er heiratete nach ihrem Tode eine Demoiselle Jäger aus Gotha, der er seinen Antrag machte, nachdem er die Durchreisende zufällig einige Tage im Hause eines Bekannten gesehen hatte. So ist es in der Regel die Stellung, der Haushalt, welche eine Frau suchen, wie jetzt noch in manchen Kreisen des Volkes. Die stillen Träume der Heiratscandidaten waren häufig genau so, wie sie der nüchterne Pütter schildert: das Mittag- und Abendessen der Speisewirthe entspricht nicht ihren Wünschen, einsam zu essen ist nicht nach ihrem Sinn, auf Tischgenossen nicht zu rechnen, häusliche Besorgung von Wäsche, Bier, Kaffee, Zucker sind unangenehme Beschäftigungen, und Abends müde von der Arbeit Andere zu besuchen, wo man nicht wissen kann, ob man gelegen kömmt, oder von Andern Besuche zu erwarten, die einem selbst vielleicht nicht gelegen sind; — „das Alles werden Gegenstände von Ueberlegungen, Erfahrungen, Beobachtungen, welche zu überzeugen scheinen, daß man auf die Dauer in der bisherigen Lage nicht glücklich bleiben werde." Allerdings wird auch die Wichtigkeit dieses Schrittes durchaus nicht verkannt, die stillen Erwägungen dauern lange, ein heimliches Schwanken zwischen mehren annehmbaren Partien ist häufig. Und eben deshalb wird in der Regel die Sache einer wohlwollenden Vorsehung anheim gestellt, und ein zufälliges Begegnen, eindringliche Recommandation einer gewissen Person immer noch als ein Wink von Oben betrachtet.

Und die so dachten, waren damals die geistigen Führer des Volkes, die Schüler und Nachfolger von Leibnitz, Thomasius, Wolf, ehrenwerthe, gute, vielleicht sehr gelehrte Männer, und wieder Mädchen und Frauen aus den besten Familien des Volkes. Allerdings ist es eine uralte deutsche Sitte, welche den Einzelnen in dieser wichtigsten Angelegenheit des Lebens dem Urtheil und Interesse seiner Familie unterordnet, allerdings wurde die Ehe vorzugsweise als das große Amt des Lebens aufgefaßt, das mit Pflichttreue zu verwalten und nicht nach den Einfällen gaukelnder Phantasie mit einer Gehilfin zu besetzen sei. Aber diese nüchterne, verständige Auffassung lag schon um 1750 im Kampfe mit größeren Anforderungen, welche einzelne Persönlichkeiten machten. Bereits war man geneigt, einem reicheren Gemüthsleben und größerer Selbständigkeit, wo sie einmal auftritt, nachzugeben. Als Caroline Lucius den angebotenen Kantor der Thomaskirche bescheiden aber fest zurückweist, empfindet Gellert bereits eine kleine Beschämung, daß er seine Correspondentin mit dem landesüblichen Maaßstab gemessen, und in seinen Briefen ist seitdem eine wirkliche Hochachtung zu erkennen.

Wie häufig aber auch einer Bewerbung der Zauber der schönsten irdischen Leidenschaft fehlte, welche wir in dem Leben Anderer so gern voraussetzen, so waren doch die Ehen, soweit wir urtheilen können, deshalb nicht weniger glücklich. Daß man sich im Leben schicken müsse, war eine sehr populäre Weisheitsregel. Der Mann, welcher eine angesehene Stellung, ein sicheres Einkommen mit der Erwählten theilen wollte, bot ihr nach der Auffassung jener Zeit sehr viel, ihr Dank mußte sein, durch unablässigen treuen Dienst sein mühsames, arbeitsvolles Leben leichter zu machen. Ja bereits war in den Seelen der Frauen etwas Höheres lebendig geworden, welches wir wohl die Poesie des Hauses nennen dürfen. Die Kenntnisse, welche eine deutsche Frau erwarb, waren im Ganzen gering. Wenn Vornehme nicht orthographisch schreiben, so erklärt sich das aus dem Schwanken der Erziehung zwischen französisch und deutsch, aus einer Zwitterbildung, welche auch Männern den Stil verdarb, nicht nur

Friedrich II. und andern Regenten, selbst hohen Beamten, wie jenem kaiserlichen Gesandten, der an Gellert schrieb und diesen bat, seine Briefe mit Correcturen zurückzusenden, damit er hinter die Geheimnisse der Rechtschreibung komme. Aber auch der deutsch erzogenen Tochter eines gebildeten Bürgerhauses fehlte es in der Regel an correcter Schrift und eigenem Stil. Etwas Französisch lernten aber viele Frauen, auch italienisch wurde im protestantischen Deutschland wohl häufiger getrieben, als jetzt, ließen doch Studenten in Halle unter Anleitung ihres Sprachlehrers sogar italienische Abhandlungen drucken. Sonst scheint die Schule wenig für die Mehrzahl der Frauen gethan zu haben, auch der Musikunterricht war selten mehr, als Einüben leichter Lieder am Klavier.

Desto mehr that die Pflicht des Hauses. Für Wohl und Behagen ihrer Umgebung zu sorgen, der Eltern, Brüder, später des Gatten und der Kinder, das war die Aufgabe der heranwachsenden Töchter. Daß darin ihr Leben beruhe, wurde ihnen unaufhörlich gesagt, es verstand sich nach Jedermanns Ansicht von selbst. Und diese Sorge beschränkte sich doch nicht mehr, wie im sechszehnten Jahrhundert, auf den Befehl in der Küche, das Einkochen von Latwergen und das Ordnen der Wäsche; unverkennbar war die Frau durch die letzten hundert Jahre in eine würdigere Stellung zum Gatten gebracht, sie war seine Freundin und Vertraute geworden; bei vielleicht dürftigem Wissen ist doch ein fester Sinn, ein klares Urtheil, feine innige Empfindung an sehr Vielen zu rühmen, von denen uns zufällige Kunde geblieben ist. Auch an Frauen einfacher Handwerker. Wenn die Männer durch den Staat und die Pietät weicher, zaghafter, unselbständiger geworden sind, die Frauen sind durch dieselbe Zeit offenbar gehoben. Der Vergleich mit früherer Vergangenheit liegt nahe. Man denke an Käthe Bora, welche den arbeitenden Luther bittet, sie neben sich zu dulden. Dann sitzt sie stundenlang schweigend, hält ihm seine Schreibfedern und starrt aus ihren großen Augen auf das geheimnißvolle Haupt des Gatten, unterdeß sucht sie unruhig in der eigenen Seele all' ihr armes Wissen zusammen, und

bricht endlich in eine Frage aus, welche in die Verhältnisse von 1750 umgesetzt, ungefähr so lauten würde: „Ist der Kurfürst von Brandenburg ein Bruder des Königs von Preußen?" Und wenn Luther ihr lachend erwidert: „es ist derselbe Mann," so ist seine Empfindung bei aller Zuneigung doch: „arme Einfalt*)."

Dagegen um 1723 sitzt Elisabeth Gesner ihrem Mann in der Wohnstube des Conrectorats zu Weimar gegenüber, er arbeitet an seiner Chrestomathie des Cicero, schreibt mit der einen Hand und bewegt mit der andern die Wiege, unterdeß bessert Elisabeth eifrig an den Kleidern ihrer Kinder und verhandelt launig mit den Kleinen, welche sich gegen die aufgesetzten Flecke sträuben, bis die Mutter ihnen vorschlägt, die neuen Stücke als Sonne, Mond und Sterne auszuschneiden und in dieser prächtigen Gestalt aufzunähen. Das helle Licht, welches damals aus dem Herzen der Hausfrau in die dürftige Wohnung strahlte, und das fröhliche Lächeln, welches über das Antlitz des Gatten flog, ist aus seinem Bericht noch für uns zu erkennen. Als sie starb nach langer glücklicher Ehe, sprach der greise Gelehrte: „Eins mußte allein bleiben; da will ich lieber der Verlassene sein, als daß sie es wäre"; er folgte ihr wenig Monate später. Und wieder kurz nach 1750 sitzt die Frau Professorin Semlerin zu Halle neben ihrem arbeitenden Mann, eine weibliche Arbeit in der Hand, Beide freuen sich so, einander in der Nähe zu haben, daß er seine Studierstube nur als Aufenthalt für die Bücher benützt, und daß sie jede Gesellschaft als eine Trennung von ihrem Gatten betrachtet. Er

*) Er hat die Geschichte später fröhlich erzählt, seine Frau war neben ihm allerdings eine andere geworden. Die Frage Käthe's aber, ob der deutsche Heermeister ein Bruder des preußischen Herzogs sei, war für Luther so auffallend, weil grade damals (1525) die Person Albrecht's von Preußen mit allem Detail im Kreise der Wittenberger besprochen wurde. Und sie, die Luthern am nächsten stand, wußte so gar nichts davon. Katharine hatte übrigens damals schon zwei Jahre in befreundeter Familie zu Wittenberg gelebt, nicht das Kloster allein trug die Schuld, daß die starke Frau noch so still und hilflos im Haus des Gatten saß.

hat sich so gewöhnt in ihrer Gegenwart zu arbeiten, daß ihn Spiel und Lachen seiner Kinder, selbst ein lautes Geräusch nicht mehr stört. Vor der Umsicht und dem Urtheil seiner Frau empfindet er eine unbegrenzte Hochachtung, im Haushalt herrscht sie uneingeschränkt, wenn den erregbaren Mann ein widriger Vorfall beunruhigt, weiß sie schnell in ihrer sanften Weise die rechte Abwehr zu finden, sie ist treue Freundin und die beste Rathgeberin auch in seinen Universitätsbeziehungen, seine feste Stütze, immer voll Liebe und Geduld; und sie hatte doch sehr wenig gelernt, und auch ihre Briefe litten an Schreibfehlern. Es wird noch später von ihr die Rede sein.

Dergleichen Frauen, einfach, innig, fromm, klar, fest, dabei kurz entschlossen, zuweilen von außerordentlicher Frische und Heiterkeit, sind in dieser Zeit so häufig, daß wir sie wol zu den charakteristischen Gestalten rechnen dürfen. Es sind die Mütter und Ahnfrauen, auf deren Tüchtigkeit fast alle Familien der Gelehrten, Dichter, Künstler, welche in den nächsten Generationen bis zur Gegenwart heraufkamen, einen Theil ihres Gedeihens zurückzuführen vermögen. Nicht starke Männer zog uns die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aber gute Hausfrauen, nicht die Poesie der Leidenschaft, aber ein innigeres Leben der Familie.

Und wenn wir, Enkel und Urenkel der Zeit, in welcher Goethe und Schiller zu Männern wuchsen, über die innere Unfreiheit lächeln, welche bei Bewerbung und Brautstand um 1750 zu Tage kam, über den Mangel an ächter Zärtlichkeit trotz der allgemeinen Sehnsucht nach zarten rührenden Empfindungen, über die Unfähigkeit der schönsten Leidenschaft in Sprache und Wesen vollen Ausdruck zu geben, so mögen wir auch gedenken, daß grade damals die Nation an den Pforten einer neuen Zeit stand, welche diesen Mangel in Reichthum verwandeln sollte. Die Periode der Frömmigkeit hatte eine milde Weichheit in das Volk gebracht, die Philosophie der Mathematiker hatte über Sprache und Leben eine ruhige Klarheit verbreitet, die folgenden fünfzig Jahre einer intensiven poetischen Thätigkeit und kräftiger Production in jedem Reiche der Wissenschaft sollten der

Nation eine reichere Entfaltung des Gemüthslebens bringen. Nachdem dies geschehen, war der Deutsche von den guten Geistern seines Hauses nach grauser Verwüstung und Untergang wieder soweit heraufgebildet, daß seine Seele über die Interessen des Privatlebens heraus für größere Aufgaben und die männlichste Arbeit gestärkt war. Nach Spener, Wolf, Goethe kamen die Freiwilligen des Jahres 1813.

Hier aber soll noch durch die Aufzeichnung eines Zeitgenossen bestätigt werden, was oben über Zustände, Charakter und Brautwerbung der Deutschen vom Jahre 1750 gesagt wird. Der hier sprechen wird, wurde auf den vorhergehenden Blättern bereits einige Mal genannt, es ist ein Mann, welchem die Wissenschaft für immer wohlwollende Erinnerung bewahrt. Johann Salomo Semler (1725 bis 1791), Professor der Theologie zu Halle, war einer der ersten, welche sich von dem Autoritätsglauben der protestantischen Kirche losrangen und, dem Bedürfnisse nach eigener Forschung folgend, mit der wissenschaftlichen Bildung ihrer Zeit ein Urtheil über Ursprung und Wandelung der kirchlichen Dogmen wagten. Seine Jugend war im Kampf mit dem Pietismus, aber auch unter der Herrschaft desselben vergangen. Sein warmes Herz hielt, so lange es schlug, wie Luther und die Pietisten das kindliche Verhältniß zu seinem Gott und Vater fest, als Gelehrter aber war derselbe Mann, den die Ereignisse des Tages so oft weich, unsicher und abhängig von seiner Umgebung fanden, kühn, entschieden, zuweilen radical. Mit ihm begann die Kritik der heiligen Traditionen, er war der erste, welcher planvoll die geschichtliche Entwickelung und Umwandlung des Christenthums zu begreifen wagte, und die Theologie als einen historischen Prozeß und als ein Moment in der allmäligen Entwickelung des Menschengeistes darstellte, nicht consequent, mit sehr mangelhaftem Verständniß alter Zeiten, aber doch nach den Gesetzen der Wissenschaft. Den innern Gegensatz zwischen seinem Glauben und Forschen verhüllte er sich noch dadurch, daß er wie die Pietisten strenge zwischen Religion und Theologie unterschied, zwischen dem ewigen Bedürfniß der Menschheit, welches ihm befriedigt wurde durch die alten ehr-

würdigen Gestalten des überlieferten Glaubens, und zwischen dem ewigen Drange des Geistes jede irdische Erscheinung zu verstehen. Man hat ihn deshalb den Vater des Rationalismus genannt, in Wahrheit ist er ein aufgeklärter Pietist, eine der bedeutsamen Gestalten, welche dazu berufen sind, durch die Vereinigung entgegengesetzter Bildungen ein neues Leben vorzubereiten. In Saalfeld geboren, Sohn eines Geistlichen, in Halle Schüler des gelehrten Baumgarten, dann ein Jahr in Coburg Redacteur der dortigen Zeitung, ein Jahr Professor der Geschichte und Poesie auf der Nürnberger Universität Altorf, wurde er durch Baumgarten nach Halle berufen, wo er fast vierzig Jahre siegreich gegen die alten Pietisten kämpfte und als eines der würdigsten Häupter der großen Universität starb. Das Folgende enthält den Bericht, welchen er selbst über seine Liebe und Brautwerbung giebt. Er kann hier nicht ohne kleine sprachliche Aenderungen mitgetheilt werden, denn Semler hat, was für ihn charakteristisch ist, auch in seinem Stile wenig von der breiten, sichern Methode seiner philosophischen Zeitgenossen, aber viel von der undeutlichen Redeweise der alten Pietisten. Er gebraucht nicht ihre Bilder und ursprünglichen Phrasen, aber er liebt, wie sie, ein geheimnißvolles Umschreiben, ein Andeuten und halbes Verhüllen, das zuweilen den Sinn fast unverständlich macht und zu langsamem Lesen nöthigt. Und noch eine Erinnerung ist nicht unnütz, damit das Folgende nicht die Erwartung täusche: der hier erzählen soll, ist in der That ein feinfühlender und würdiger Mann gewesen, der mit Fug die volle Achtung und Verehrung seiner Mitlebenden genoß.

Semler hat die Trennung von der Familie Baumgarten durchgemacht, ist als Magister von Halle in sein Vaterhaus nach Saalfeld zurückgekehrt, und hat dort die Bekanntschaft mit einer Jugendfreundin erneuert. Er erzählt also:

„Mein Aufenthalt in Saalfeld dauerte nicht eben lange, ganz vergnügt war er mir auch nicht. Ich sah zwar jene würdige Freundin sehr oft, und wir vergnügten uns an einander, so sehr wir in

unserer tugendhaften Ernsthaftigkeit konnten, es war aber dabei nichts von der Wonne oder großen Freude, welche unsere neueren Zeitgenossen*) in so viel Romanen als übermenschlich beschreiben, oder vielmehr poetisch malen und gar gefühlvoll darstellen. Es war wirklich, als ob uns schon ahndete, daß diese seltene Harmonie zweier Seelen und Charaktere etwas zu Großes war, als daß ihr eine Verbindung hätte zu Theil werden können. Die Unwahrscheinlichkeit fand ich in ihrer, sie in meiner Lage, aus sehr verschiedenen Gründen. Mit mir sah es sehr weitläufig aus, da ich das große Glück nicht erreichen konnte, Conrector zu werden, zu welcher Stelle sie sich sogar erniedrigen wollte; auch sah ich die Anlage zu einigen Schulden wieder ganz nahe vor mir, die ich einer so schätzbaren Person nicht ankündigen konnte. Ich fand mich also jeder zufälligen Aussicht gleichsam unvermeidlich unterworfen. Sie aber hatte ziemlich alte Eltern, auch noch lauter unversorgte Geschwister, wie war ihr zu rathen, daß sie aufs Ungewisse sich mit verbinden und das bekannt machen solle, und sich dadurch für glücklichere Verehrer ganz unzugänglich machen? Wir versprachen indeß mit zärtlicher Wehmuth Alles, was möglich sein würde, und waren von unserer Rechtschaffenheit überzeugt, aber auch entschlossen, nichts zu ertrotzen, was dem einen Theil sichtlichen Nachtheil bereiten könnte.

Mein Vater hatte an einen alten Freund, Kammerrath Fick in Coburg geschrieben, und den ersucht, für mein Unterkommen einige freundschaftliche Speculation zu machen. Der that es ehrlich und recht gut meinend. — — (Semler reist nach Coburg, erhält dort den Titel Professor, aber keinen Gehalt, wird „Verfasser" der Coburgischen Staats- und Gelehrten-Zeitung und miethet sich bei einer verwittweten Doctorin Döbnerin ein, einer muntern lebhaften

*) Dr. Johann Salomo Semler's Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt, 2 Theile, erschien im Jahre 1781. Die hier erwähnte Freundin ist nicht genannt, sie scheint von Adel oder aus dem höhern Beamtenstande gewesen zu sein.

Frau, welche wohlhabend ist, sich gern mit ihm unterhält, und der er auf manche theologische und historische Frage antworten muß. Sonst war es ein stiller ehrbarer Haushalt, eine Tochter, die Demoiselle Döbnerin, war noch im Hause, um welche sich der Professor, der sehr viel Arbeit findet, aber geringe Einnahme, wenig kümmert. So lebt er ein Jahr, da erhält er durch einen Bekannten die Nachricht, daß an der Universität Altorf eine Professur erledigt sei, die er wol erhalten könne, er müßte sich aber selbst vorstellen. Diese Kunde regt ihn sehr auf, es zieht ihn mächtig nach einer Universität, er hat keine Möglichkeit gesehen, jetzt öffnet sich eine Aussicht, aber ihm fehlt das Geld zur Reise, ja er ist seiner Hauswirthin noch Miethe und Kostgeld schuldig, er zergrämt sich lange in der Stille.)

Die Frau Doctorin, meine Tischwirthin, bemerkte selbst, daß ich seit etlichen Tagen gar nicht die Munterkeit zum Sprechen äußerte, die ihr sonst so wohl gefiel, weil sie dadurch Gelegenheit erhielt zu ihren gewöhnlichen Klagen und alten Erzählungen; dazu schien ich jetzt nicht mehr die Hand zu bieten, vielmehr mich immer zu bald zu entfernen. Sie fragte mich also, was die Ursache wäre? Ich war so betroffen, daß ich gestand, ich hätte einen Vorschlag zur Professur in Altorf; es erfordere geschwinde Resolution, und ich hätte gar ernstliche Ueberlegungen zu machen. Diese Anzeige, daß ich bald wegkommen könnte, schien Mutter und Tochter in Aufregung zu bringen; und ich beobachtete nun schärfer, als ich sonst zu thun pflegte. Bis hieher hatte ich an die Tochter, die ohnehin Alles im Hause besorgte, und nur selten zugegen blieb, wenn wir abgegessen hatten, weiter gar nicht gedacht, als es gerade die Gesetze der Höflichkeit mit sich brachten: zu dieser Höflichkeit rechnete ich aber weder Handküssen noch gefällige Plaudereien. Die Mutter hatte bei aller lustigen Lebhaftigkeit eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freieren Lebensart ihres Geschlechts, die schon damals ziemlich in Coburg herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wornach sie selbst in Saalfeld erzogen worden war; und es gab also wenig Visiten in ihrem Hause; wozu sie auch wirklich nicht viel

Zeit übrig hatten: so sehr ordentlich wurde diese Haushaltung von ihnen geführt. Man nannte es freilich Geiz und Genauigkeit; aber für eine Stadt sind solche Haushaltungen gewiß sehr nöthig; und jene andern, die so gern Geld verthun, das sie borgen müssen, sollten wenigstens nicht ihre unentbehrlichen Wohlthäter, von denen sie leihen, so übel beurtheilen. Ich kannte das ungestörte tägliche Vergnügen, das in diesem Hause herrschte, und fand darin gewiß viel mehr glückliches, menschliches Leben, als bei vielen andern, wo Glanz oder Geräusch war.

Nun erneuerte sich in mir jede Erinnerung, daß Personen in Coburg mich schon zuweilen gewarnt hatten vor dieser Bekanntschaft, die ich doch so gleichförmig untadelhaft fand. Meine Beobachtungen wurden zusammenhängender; mir schien, als ob ich gern gesehen wäre; nur wenn der Schluß herauskommen sollte: ich will mir durch diese so stille, so tugendhafte Tochter zu helfen suchen, dann entfiel mir das Herz. Wo sollte auf einmal die Wahrscheinlichkeit, dieses zu hoffen, herkommen, da ich fast ein Jahr lang bedächtige Unaufmerksamkeit mir hatte zu Schulden kommen lassen. Sie hatte schon einen Professor ausgeschlagen, und ich kannte noch andere Proben ihres selbständigen, gar nicht übereilten Nachdenkens, wo manche andere durch den Hang zur Eitelkeit sich leicht würden haben bestimmen lassen. Umsoweniger war es wahrscheinlich, daß sie mich nehmen würde, da ich außer mir selbst, gar nichts von äußerlichen Vortheilen zeigen, oder versprechen konnte. Ich nahm jedoch eine größere Aufmerksamkeit gegen Mutter und Tochter an, als bisher; ich kann sagen, immer noch in einer sehr großen Unentschlossenheit.

In dieser Zeit schrieb ich an meine Schwester nach Saalfeld; kläglich genug war der Inhalt dieses Briefes, der um einiger doch nicht sehr großer Schulden willen, blos weil ich kein Geld mir schaffen konnte, mich auf einmal von meiner dortigen Freundin lossagen sollte, die ich noch jetzt mit Grund verehre. Ich war freilich nicht im Stande, durch warme Wünsche meine Lage in eine bessere zu verwandeln. Sollte ich in Saalfeld Geld borgen, so hinderte es ge-

Frau, welche wohlhabend ist, sich gern mit ihm unterhält, und der er auf manche theologische und historische Frage antworten muß. Sonst war es ein stiller ehrbarer Haushalt, eine Tochter, die Demoiselle Döbnerin, war noch im Hause, um welche sich der Professor, der sehr viel Arbeit findet, aber geringe Einnahme, wenig kümmert. So lebt er ein Jahr, da erhält er durch einen Bekannten die Nachricht, daß an der Universität Altorf eine Professur erledigt sei, die er wol erhalten könne, er müßte sich aber selbst vorstellen. Diese Kunde regt ihn sehr auf, es zieht ihn mächtig nach einer Universität, er hat keine Möglichkeit gesehen, jetzt öffnet sich eine Aussicht, aber ihm fehlt das Geld zur Reise, ja er ist seiner Hauswirthin noch Miethe und Kostgeld schuldig, er zergrämt sich lange in der Stille.)

Die Frau Doctorin, meine Tischwirthin, bemerkte selbst, daß ich seit etlichen Tagen gar nicht die Munterkeit zum Sprechen äußerte, die ihr sonst so wohl gefiel, weil sie dadurch Gelegenheit erhielt zu ihren gewöhnlichen Klagen und alten Erzählungen; dazu schien ich jetzt nicht mehr die Hand zu bieten, vielmehr mich immer zu bald zu entfernen. Sie fragte mich also, was die Ursache wäre? Ich war so betroffen, daß ich gestand, ich hätte einen Vorschlag zur Professur in Altorf; es erfordere geschwinde Resolution, und ich hätte gar ernstliche Ueberlegungen zu machen. Diese Anzeige, daß ich bald wegkommen könnte, schien Mutter und Tochter in Aufregung zu bringen; und ich beobachtete nun schärfer, als ich sonst zu thun pflegte. Bis hieher hatte ich an die Tochter, die ohnehin Alles im Hause besorgte, und nur selten zugegen blieb, wenn wir abgegessen hatten, weiter gar nicht gedacht, als es gerade die Gesetze der Höflichkeit mit sich brachten: zu dieser Höflichkeit rechnete ich aber weder Handküssen noch gefällige Plaudereien. Die Mutter hatte bei aller lustigen Lebhaftigkeit eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freieren Lebensart ihres Geschlechts, die schon damals ziemlich in Coburg herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wornach sie selbst in Saalfeld erzogen worden war; und es gab also wenig Visiten in ihrem Hause; wozu sie auch wirklich nicht viel

Zeit übrig hatten: so sehr ordentlich wurde diese Haushaltung von ihnen geführt. Man nannte es freilich Geiz und Genauigkeit; aber für eine Stadt sind solche Haushaltungen gewiß sehr nöthig; und jene andern, die so gern Geld verthun, daß sie borgen müssen, sollten wenigstens nicht ihre unentbehrlichen Wohlthäter, von denen sie leihen, so übel beurtheilen. Ich kannte das ungestörte tägliche Vergnügen, das in diesem Hause herrschte, und fand darin gewiß viel mehr glückliches, menschliches Leben, als bei vielen andern, wo Glanz oder Geräusch war.

Nun erneuerte sich in mir jede Erinnerung, daß Personen in Coburg mich schon zuweilen gewarnt hatten vor dieser Bekanntschaft, die ich doch so gleichförmig untadelhaft fand. Meine Beobachtungen wurden zusammenhängender; mir schien, als ob ich gern gesehen wäre; nur wenn der Schluß herauskommen sollte: ich will mir durch diese so stille, so tugendhafte Tochter zu helfen suchen, dann entfiel mir das Herz. Wo sollte auf einmal die Wahrscheinlichkeit, dieses zu hoffen, herkommen, da ich fast ein Jahr lang bedächtige Unaufmerksamkeit mir hatte zu Schulden kommen lassen. Sie hatte schon einen Professor ausgeschlagen, und ich kannte noch andere Proben ihres selbständigen, gar nicht übereilten Nachdenkens, wo manche andere durch den Hang zur Eitelkeit sich leicht würden haben bestimmen lassen. Umsoweniger war es wahrscheinlich, daß sie mich nehmen würde, da ich außer mir selbst, gar nichts von äußerlichen Vortheilen zeigen, oder versprechen konnte. Ich nahm jedoch eine größere Aufmerksamkeit gegen Mutter und Tochter an, als bisher; ich kann sagen, immer noch in einer sehr großen Unentschlossenheit.

In dieser Zeit schrieb ich an meine Schwester nach Saalfeld; kläglich genug war der Inhalt dieses Briefes, der um einiger doch nicht sehr großer Schulden willen, blos weil ich kein Geld mir schaffen konnte, mich auf einmal von meiner dortigen Freundin lossagen sollte, die ich noch jetzt mit Grund verehre. Ich war freilich nicht im Stande, durch warme Wünsche meine Lage in eine bessere zu verwandeln. Sollte ich in Saalfeld Geld borgen, so hinderte es ge-

wiß mein Vater; wie ich ohnehin nicht undeutlich gemerkt hatte, daß er immer meine Pläne mir auszureden suchte, und mich ermahnte, ja der Vorsehung durch keine Uebereilungen entgegenzutreten. Sehr viele trübe Stunden hatte ich, ehe ich von Saalfeld Antwort erhielt; und noch mehre, als ich sie bekam, und diese Trennung jetzt ganz richtig und abgemacht war. Ein sehr ernstliches Nachdenken über viele ähnliche Fälle, die meiner Lage entsprachen, beruhigte mich nach und nach; obgleich die Hochachtung gegen jene würdige Person unauslöschlich blieb.

Desto mehr fühlte ich aber meine sehr geringe Stellung; ich gerieth also in ein wirkliches Gefühl von Niedrigkeit, und machte mir einen Vorwurf nach dem andern. Deshalb also sollte diese so folgsame tugendhafte Tochter den Vorzug haben, damit sie so oder so viel Geld für mich ausgeben könnte, woran sie gewiß so wenig als ihre Mutter dachte? denn in dieser Absicht hatten sie mir gewiß die vielen Gefälligkeiten nicht erwiesen; sie sahen mich schon lange dafür an, daß ich meine Neigung für Jemand bestimmt hätte, sie erinnerten mich oft so freundlich an Halle, von wo ich den unvergleichlichen Charakter Dr. Baumgarten's so oft, so sichtbar, mit ganzer Empfindung ihnen gepriesen hatte; und gerade, weil ich ihnen gegenüber Bescheidenheit und ein lebendiges Gefühl für Halle gezeigt, hatten sie vortheilhaft von mir gedacht und ein dortiges Verhältniß als ausgemacht angenommen. Wie sollte ich sie nun auf einmal von etwas Anderem überreden, ohne ihnen selbst offnes Feld für vielerlei mir nachtheilige Gedanken und Betrachtungen zu bereiten? Ich allein weiß es, wie mein Gemüth in dieser Zeit ganz niederlag; wie ganz ohne Muth und Ruhe ich Tage und Nächte zubrachte, bis ich mich unter das allgemeine Gesetz der einzigen höchsten Regierung Gottes bequemen lernte. Mehr als einmal verwirrte mich wieder der starke Zweifel, ob ich auch so wichtig wäre, daß die göttliche Providenz sich auf mich erstreckte, ob nicht alle meine Sorge Folge meiner Fehler und meines unüberlegten Verhaltens sei. Kurz, ich konnte diesen drückenden Zustand eben so wenig länger aushalten, als ich in Klagen Zeit zu ver-

finen hatte. Ich mußte nach Nürnberg melden, daß ich so und so viel Tage vor Petri Pauli gewiß eintreffen würde.

Und nun schrieb ich zwei Briefe, einen an die Mutter, und an die Tochter den andern, in jenem eingeschlossen; worin ich meine Absicht, aber auch ebenso deutlich meine jetzige Lage entdeckte, mich auf ihre eigene Kenntniß und Beurtheilung meiner Grundsätze berief und verließ. Mündlich konnte ich unmöglich so überlegt und klar vortragen, was zusammengehörte. Diesen Brief nahm ich mit mir, da ich Abends zu Tische ging, und legte ihn in das gewöhnliche Gebetbuch der Mutter, das immer an seinem Orte lag, so daß der Brief ganz unfehlbar noch diesen Abend in ihre Hände kommen mußte. Ich ließ mir sonst nichts merken, ging aber doch etwas eher weg, als ich zeither immer that, damit desto mehr Zeit zu dieser Entdeckung und ihrer Beurtheilung übrig bleiben möchte. In dem Briefe an die Mutter hatte ich gebeten, wenn es ihr geradehin mißfällig wäre, was ich vortrüge, so möchte sie den Brief an die Tochter gar nicht aufbrechen lassen, sondern mir beide wieder zuschicken, und alsdann die Sache meinem zu großen Zutrauen in ihre gute Denkungsart gefällig anrechnen. — Je einsamer ich mich zeither zu halten pflegte, desto tiefere Eindrücke hatten meine ängstlichen ganz unsteten Wünsche in meiner Seele gemacht; mein Gemüth fing nun an sich ernstlicher zu Gott zu erheben, in einer tiefen gänzlichen Unterwerfung, um der Unruhe, die aus einzelnen Dingen und ihrem uns unkenntlichen Zusammenhange entsteht, mehr und mehr, durch Vorstellung des Unendlichen los zu werden. Ich empfand das Wachsthum meiner Gelassenheit und einer zufriedenen Einwilligung in alle Schickungen, die ich lange Zeit mir selbst zu verschaffen so vergeblich unternommen hatte.

Es vergingen drei Tage, in denen wir Hausgenossen einander ebenso begegneten, als wenn gar nichts unter uns vorgekommen wäre, worüber Antwort erwartet würde; und ich überredete mich schon, es sei eine gütige Schonung meiner Empfindlichkeit, daß mein Antrag geradezu in Stillschweigen begraben werden sollte, weil

man mich der unangenehmen Aufklärung überheben wollte. Wie ich mir auch sonst den Vorwurf machen kann, immer gar zu wenig Gutes für mich gehofft zu haben. Den nächsten Sonntag, es war der 15. Junius des Jahres 1751, wie ich Mittags von Tisch gehen wollte, bat mich die Frau Doctorin, diesen Nachmittag eine Tasse Koffee bei ihr zu trinken. Noch hielt sie alle Mienen so richtig in Ordnung, daß ich nicht viel Vortheilhaftes auch von dieser Einladung mir versprechen konnte. Die nächsten zwei Stunden brachte ich in freier Luft mit Spazierengehen zu, in einer sehr gefaßten Stellung meines Gemüths, in Wiederholung vieler schon vorübergeschwundenen Vorstellungen und Wünsche, und in ziemlich großer Betrübniß über meine zunächst schon bevorstehende Reise, die mich nun weit genug von Saalfeld und Halle bringen mußte*). Ich kam also nicht eben zu bald wieder zurück, und ging gerade in ihr Zimmer. Sogleich entdeckte ich eine so natürlich ausgedrückte beifallvolle Freundlichkeit in den Augen der Mutter, die mir entgegenkam, daß ich nun gar nicht mehr an dem Erfolge meines Antrags zweifelte, daß aber auch meine ehrerbietige Empfindung sich eben so sichtbar an den Tag legte, als ich zu reden anfing. Die Gleichheit der Empfindungen, worin wir drei jetzt uns befanden, legte sich gleich kenntlich in unsere Augen, eine Art von Feierlichkeit entstund, alle drei wandten wir uns sogleich dankend zu Gott. Die Mutter legte mir nun die zwei Briefe vor, und fragte: „Gestehen Sie, daß Sie dies geschrieben haben?“ „O ja,“ sagte ich, und küßte ihr die Hand. Sie küßte mich lebhaft, und versicherte mich der zufriedensten Genehmhaltung.

Ihre Tochter verlor sehr bald die bisherige Schüchternheit und schlug jetzt die Augen angenehm auf, weil sie wußte, daß es der Mutter nicht mißfiel, und sie ein Recht hatte sich zu empfehlen. Wir hatten Beide keine Romanen-Anleitung gehabt, sie hätte sonst nicht auf mich und die Erlaubniß der Mutter gewartet. Eine für mich so

*) Er sucht Fassung dadurch, daß er wieder an die beiden Demoisellen in Halle und Saalfeld denkt.

schwere und so wichtige Sache fand also ihren leichten Gang, ohne daß ich irgend einen andern Menschen, oder die Künste oder Ränke, womit viele eine Braut berücken, zu Hilfe genommen hätte.

Es ist nicht nöthig, daß ich es erzähle, was mein Gemüth für heiligen schamvollen Dank gegen Gott einschloß, wie sehr ich mich bemühte, diese innere Stille und Ruhe zu behalten, bei dem nun entstehenden Gerede über diesen meinen Entschluß.

Der Charakter meiner Braut war für mich gleichsam ausgesucht. Sie hatte eine angenehme Bildung, obgleich die Pocken, die sie schon sehr erwachsen ausgestanden hatte, das übrige Lob der Haut merklich zerstört hatten. Ihre Erziehung war theils unter den Augen der Großmutter und einer vortrefflichen Tante, theils von der Mutter neben ihrem Bruder, durch gehaltene Hauslehrer, besorgt worden. Nach dem Tode des Vaters hatte die Mutter sich und diese Tochter wol etwas zu sehr in Eingezogenheit gehalten. Sie hatte aber desto mehr in jeder Geschicklichkeit, die ihrem Geschlechte wahre Vorzüge giebt, zugenommen; ihr Urtheil war so richtig, daß es die Mutter gemeiniglich in häuslichen Einrichtungen ihrem eigenen vorzog. Sie schrieb einen gut ausgedrückten Brief, meist schön und gleich in Zügen, und mit sehr wenigen Fehlern gegen die Orthographie. Hierin übertraf sie alle ihre vielen Verwandten. Geldrechnung verstand sie viel besser als ihre Mutter; und hatte, da sie kaum fünfzehn Jahr alt war, bei langer Abwesenheit der Mutter, einzelne Einnahmen von mehr als 1800 Gulden so richtig berechnet, daß auch gar nichts daran fehlte. Ueber ihr bisheriges Eigenthum aus der Erbschaft eines Onkels in Coburg, das 4000 Gulden und mehr betrug, führte sie schon einige Jahre her ihre eigene Rechnung. Sie hatte tanzen gelernt, und trug sich sehr gut, liebte es aber nicht sonderlich; ihren Putz machte sie selbst, sogar vieles von der Kleidung, und stets im Geschmack. Nun wurde diese Belustigung an eigener Hände Arbeit, von andern ihres Alters, die daran kein Vergnügen fanden, für eine Folge zu großer Genauigkeit angesehen. Sie war es gewiß nicht, wie ich bald erzählen werde.

Wir gingen nun freilich mehr mit einander um, auch die wenigen Tage, die ich noch übrig hatte, oft spazieren, zumal in ihrem großen Garten auf der Lossau. Da saßen wir zuweilen unter einem Baume, und übersahen die vor uns liegende Stadt. Sie war so aufrichtig, daß sie mir von selbst sagte: „Nun wenden Sie ja einige Bemühungen und Aufsicht auf mich, mir Mängel abzugewöhnen, die ich in der langen Einsamkeit mir zugezogen habe. Ich werde durch meine Ergebenheit vielleicht Ihnen mich empfehlen, und durch mein ganz reines gutes Herz; da wir aber unter viel Leute, zum Theil von der sogenannten großen Welt kommen, so helfen Sie mir auf, daß ich Ihnen alsdann nicht zum Nachtheil gereiche, bis ich selbst richtiger über das Aeußerliche urtheilen lerne. Denn Sie übertreffen mich an Verstand, an Artigkeit des Sprechens und des Umgangs." — Mir wurden die Augen naß über diese Redlichkeit. Sie weinte mit mir; „ob es mich nun reue? ob ich nicht schon lange diese ihre Mängel erkannt hätte?"

Ich hatte hier die beste Gelegenheit, sie von einer andern Seite zu erheben, indem ich antwortete: „Mit mehr Recht drückt mich die Sorge, daß es Sie selbst reuen möchte, einem Professor Ihre Hand und Herz gegeben zu haben, den Sie bald äußerlich ganz dürftig finden werden, ob er gleich arbeitsam sein wird. Und nun will ich auch Ihnen meine Sorge, ganz ohne Rückhalt, vorlegen. Sie wissen zwar, daß mein Vater mir nichts geben kann; Sie wissen aber wol nicht, daß ich Ihnen Haus- und Tischschuld jetzt nicht bezahlen kann, daß ich auch noch manche kleine Schulden am Ende abmachen muß, wenn wir mit Ehren von Coburg wegkommen sollen."

Sie sah mir zärtlich in die Augen, und sagte: „wenn Sie wirklich keine andern Ursachen haben, betrübt zu sein, so bin ich freilich sehr glücklich, zu sagen, daß ich Ihnen gleich zu helfen im Stande bin. Denken Sie also an nichts weiter, als mich Ihrer immer mehr werth zu machen; damit ich in Gesellschaft Ihnen keinen Nachtheil bringe. Ich bin Herr über mein eigenes Vermögen, wozu ich bisher den Dr. Berger als meinen Curator zuweilen um Rath frage. Der

hält Sie selbst zu hoch, als daß er mir das Geringste in den Weg legen wird, wenn ich Ihnen gern dienen will."

Und diese uneigennützige ehrliche Denkungsart hat auch diese würdige Person stets behalten und mich aller Beschämung oder Betrübniß über meine Lage überhoben.

Nun dachte ich auf meine Reise, um nicht zu spät nach Nürnberg zu kommen. —

Zu Nürnberg giebt es noch sehr viele Merkmale eines hohen Alterthums, die einen großen Eindruck auf mich machten. Der Prediger Birkmann bei der Egidienkirche hatte mir gütig angeboten, bei ihm Quartier zu nehmen, ich wurde überaus liebreich aufgenommen, und bekam eine Stube ganz oben, worin seine Bücher stunden; welche Nachbarschaft mir sehr nützlich war, indem ich des Abends einige Nachrichten von Nürnberg selbst aufsuchte, um nicht in allen Dingen so gar fremd zu sein. Sobald als möglich ließ ich mich den Herren des Raths auf dem ansehnlichen Saale des Rathhauses vorstellen, zu einer Stunde, da sie eben auf einige Minuten aus ihren besondern Zimmern auf den Saal traten. Der große Eindruck dieses sehr ansehnlichen Gebäudes, und viele mir ganz ungewohnte Umstände thaten eine gute Wirkung auf mich, daß ich mit Rührung und Modestie zum erstenmal eine Parrhesie zu meiner angelegentlichen Empfehlung anwendete, welche mir den gnädigen Beifall dieser sehr verehrungswürdigen Personen erwarb. Herr von Ebner, dessen eigene Gelehrsamkeit und große edle Denkungsart Jedermann mit Hochachtung erfüllte, ließ mir nachher noch sagen, daß er mich des Nachmittags in seinem Hause erwarten würde. Ich suchte die Stille meines Gemüths wieder zu gewinnen, um durch das viele Unerwartete so wenig als möglich zerstreut zu sein, und diese Aufwartung desto mehr zu meinem Vortheil zu benutzen. Da dieser Herr fast gar nicht sehen konnte, so entging mir schon viel Beistand, indem ich durch eine ungekünstelte modeste Stellung, die ich stets liebte, mir sonst manchen Eingang verschafft hatte, sogar bei Personen, die vorher wider mich eingenommen gewesen waren. Nachdem ich einige Minu-

ten gestanden, und meine wahre dankvolle Empfindung in den besten Sätzen meiner Rede ausgedrückt hatte, die wenigstens den Schwulst eben so sehr, als das Alltägliche vermied, so sagte er: „Herr Professor, Ihre Stimme und Rede gefällt mir so wohl, daß ich es sehr bedaure, Sie nicht mit meinen Augen genauer anschauen zu können. Setzen Sie sich her zu mir; ich muß doch allerlei mit Ihnen reden. Der große Mann, den wir verloren haben, Professor Schwarz, hat Sie insbesondere an mich recht vertraulich empfohlen; während es freilich an vielen Competenten der Stellen nicht fehlet, die durch ihn erledigt worden sind." Nun kam er auf meine miscellaneas lectiones, davon er sich hatte vorlesen lassen, und fragte so viel Einzelnes, daß die Unterredung einem Examen sehr ähnlich war. Endlich sagte er mit kenntlicher Freude: „Sie sind grade mein Mann, wo ich hin will, da sind Sie schon. Ich wünsche herzlich viel Glück für Sie und für Altorf." Darauf ließ er Tridentiner Wein bringen, und der Diener mußte das Glas nicht leer stehen lassen. Nun wurde er so gnädig, da ich aufstand, daß er sagte: „Kann ich für Sie sorgen durch eine reiche Heirat, so sagen Sie es jetzt gerade heraus." Ich küßte ihm die Hand sehr ehrerbietig, legte die Augen darauf und sagte mit großer Empfindung geradehin: „ich danke." „Um desto lieber ist es mir," sagte er, „wenn Sie gar keine Unruhe des äußerlichen Lebens mehr haben." Er befahl mir, wenn ich von Altorf zurückkäme, nochmals bei ihm anzufragen, indem er mich in seinen Garten mitnehmen und noch mehr mit mir verabreden wollte; was auch nachher geschehen ist. Ich muß sagen, eine so edle Herablassung und thätige Werthschätzung, als die Herren von Nürnberg ihren Gelehrten stets erweisen, habe ich sonst nicht oft wieder angetroffen.

Der Prediger Birkmann reiste mit mir nach Altorf. Unterwegens fand ich für sehr gut, dem rechtschaffenen Manne zu erkennen zu geben, daß Herr von Ebner für meine gute Verheiratung habe sorgen wollen, daß ich aber schon in Coburg nöthig gehabt hätte, mich dieser und anderer Sorgen zu entledigen, daß also alle andere

gutgemeinte Anstalten unnöthig wären. Indeß hatte ich doch eine Menge neuer Gedanken zur Begleitung.

Glücklich kam ich wieder nach Coburg und brachte die Vocation mit. Den 26. August des Jahres 1751 wurde mir die liebenswürdige Döbnerin in der Sacristei angetraut."

. .

Soweit der Bericht des Gatten, der im weitern Verlauf seiner Lebensbeschreibung bei jeder Gelegenheit seine Liebe und Bewunderung für die Frau seiner Wahl ausspricht, der Gestorbenen eine besondere Lobschrift verfaßte. Leider ist kein Brief erhalten, welchen die Frau Professorin als Braut an ihren künftigen Herrn richtete, und dessen Stil von dem Professor so gelobt wird. Aber aus demselben Jahre 1750, aus dem Kreise ihrer Coburger Bekannten kann ein Liebesbrief mitgetheilt werden *), der, wie man annehmen darf, ziemlich genau den Stil der Demoiselle Döbnerin wiedergiebt, dieselben herkömmlichen Formen und die künstliche Zärtlichkeit, hinter welcher nur zuweilen die warme Empfindung eines Menschenherzens fühlbar wird. Dieser Brief einer Braut an ihren Bräutigam in Coburg lautet also:

„Mein auserwähltes Herz! Gleich wie ich nicht zweifle, mein geliebtes Kind werden die heiligen Weihnachtsfeiertage in allem erwünschten Wohlsein zurückgelegt haben, so hoffe, daß der gütige Gott mein sehnliches Bitten in Gnaden erhören und meinen Geliebten mit so viel Gesundheit, Segen und allem Vergnügen in reichem Maß überschütten wird, daß beständig Ursach haben möge, ihn dafür zu preisen. Zu dem bevorstehenden Jahreswechsel gratulire ebenfalls,

*) Der Brief wird hier mitgetheilt, weil er fast denselben Inhalt hat, wie ein Schreiben der schönen Ursula Freyerin an ihren Bräutigam aus dem Jahre 1598 in Bd. I. der Bild. aus d. deutsch. Verg. 3. Aufl. S. 295. Den hier abgedruckten Brief verdankt Herausgeber der Güte des Baron Ernst von Stockmar.

und will meinen aufrichtigen Wunsch von Grund des Herzens in diesen wenigen Worten ausdrücken: „Höchster, höre mein Gebet! nimm, mein liebstes Kind zu sparen, doch die Hälfte meiner Zeit, lege sie zu seinen Jahren, so wird auch mein zeitlich Wohl, das durch seine Güte keimet, bald des Segens reife Frucht, obgleich Neid und Mißgunst schäumet.“

Mein Herz haben mir mit Deren angenehmem Schreiben ein großes Vergnügen verursacht, da ich gesehen, daß sich Dieselben Deren häufige Verrichtungen, welche mich leicht vergessend machen können, nicht abhalten lassen, an mich gütigst zu gedenken, deswegen Ihnen meinem Geliebten den allerverpflichtetsten Dank abstatte. Dieselben beliebten in Deren Werthem zu erwähnen, daß die Ringe fertig, es stand aber nicht dabei, was ich dafür zu bezahlen schuldig, ich erwarte daher mit nächstem eine gefällige Nachricht sowol dieserwegen, als auch vornehmlich den Herrn Schwager Consulenten betreffend.

Finden mein geliebtes Vergnügen sonsten etwas, das ich zu wissen oder besorgen nöthig habe, so belieben es Dieselben nur frei und aufrichtig zu melden, es soll mir Dero Befehl allzeit zu einer Vorschrift dienen. Bei der hochwerthesten Frau Mama und Frau Schwester machen mein Herz bei dieser Jahresveränderung meine gehorsame Gratulation, und bitten mir ohnschwer Deren geneigtes Wohlwollen ferner aus. Mein Papa und Mama lassen ebenfalls ihr Compliment vermelden und Ihnen alles beglückte Wohlergehen in ungestörter Zufriedenheit zu genießen anwünschen. Wir erwarten mit größtem Verlangen eine gefällige Antwort, und mein Papa ist desto begieriger, solche zu erhalten, weil er das letzte Schreiben der Mama selber dictiret, mich plaget selbst die Neugierigkeit, zu vernehmen, wie Dero Resolution diesfalls ausfallen wird. Anbei nehme mir die Erlaubniß, Ihnen, mein Herz, etwas Schlechtes von meiner Arbeit zu einem Leibchen beizulegen, mit der ergebensten Bitte, nicht auf den geringen Werth der Sache, sondern auf die aufrichtige Meinung zu sehen, denn ich versichere, daß nicht so viel Stiche darin

befindlich, als gute Wünsche für Dieselben dabei abgeschicket. Schließlich bin mit beständig währender Hochachtung

meines Herzlichgeliebten

Hof, 29. Decbr. 1750. treuergebene

C. C. K.

A Monsieur, Monsieur .... à Coburg.

So vorsichtig, förmlich und geschnörkelt war damals das geschriebene Liebeswort eines treuen fränkischen Mädchens, auch der lieben Frau Professor Semler.

Wenn man aber ihn, Johann Salomo Semler selbst, den Vater der modernen Theologie, lange Zeit ein hochgeehrtes Haupt seiner Universität, der in seiner Wissenschaft den ältern Zeitgenossen ein kühner waghalsiger Mann war, wenn man ihn mit dem Maßstabe messen wollte, den unsre Zeit an die Hand giebt! Weil er kein Reisegeld und in Coburg einige Schulden hat, verfällt er in schweren innern Kampf, beschließt zu heiraten, kündigt seiner Freundin in Saalfeld das Verhältniß, und bewirbt sich um die Tochter seiner wohlhabenden Hauswirthin, die ihm bis dahin ziemlich gleichgültig war. Dergleichen wäre in unserer Zeit, mild gesagt — kläglich. Und doch, als der bejahrte Professor der Theologie diesen Bericht der Oeffentlichkeit übergab, da hat er offenbar vorausgesetzt, daß sein Verhalten ihm in den Augen der Zeitgenossen nicht zur Unehre gereichen werde. Es ist kein Grund, zu bezweifeln, daß die Freunde seiner Jugend genau eben so empfanden, vielleicht etwas weniger gewissenhaft. Welches Recht hatte, als er jung war, das Herz eines armen Gelehrten gegenüber der kalten tyrannischen Welt? Noch wenig. Was war der Zweck und Inhalt seines Lebens? Lernen und arbeiten vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht, um sein mühsam erworbenes Wissen in andre Seelen zu gießen, das Wichtige und Neue, was er ergrübelt, erspäht, erdacht, durch Schrift und Lehre auszubreiten. Darin lag seine höchste Pflicht und Ehre, der Zweck und Stolz seiner Erdentage, sein Privatleben mußte sich

dafür fügen und schicken, wie es grade ging. So empfand nicht der brennende Ehrgeiz Weniger, es war eine allgemeine Empfindung wie bei Semler, in vielen Hunderten, welche hungerten, sich vor Mächtigen beugten und ihren Glauben wechselten, um für ihre Wissenschaft leben zu können. Das ist nicht groß, aber es ist immerhin Sehnsucht nach dem Größten, es ist das alte deutsche Bedürfniß, sich für etwas hinzugeben, was unendlich werthvoller ist als der Einzelne. Kommt zu solchem Sinne einmal sichre Manneskraft und das Gefühl ein Herr auf der Erde zu sein, so mag wol etwas daraus entstehen, was alle Folgezeit groß und gut nennt.

7.

Aus der Garnison.

Ein Schuß aus der Lärmkanone! Scheu tritt der Bürger vom Fenster zurück, und blickt prüfend in die dunkeln Winkel seines Hauses, ob sich eine fremde Menschengestalt darin verborgen. Der Bauer auf dem Felde hält seine Pferde an und überlegt, ob er wünschen darf, mit dem flüchtigen Manne zusammenzutreffen und das Fangegeld zu verdienen, oder ob er einen Verzweifelten fürchten und schonen soll, trotz der harten Strafe, welche jedem droht, der einen Deserteur entschlüpfen ließ. Wahrscheinlich wird er den Flüchtling entrinnen lassen, auch wenn er seiner Herr werden kann, denn in geheimer Seele regt sich ihm ein Mitgefühl, ja etwas wie Bewunderung des Verwegenen.

Kaum ein Kreis irdischer Interessen prägt so scharf die Besonderheiten der Zeitbildung aus, als das Heer und die Methode der Kriegführung. Die Armee entspricht zu jedem Jahrhundert merkwürdig genau der Verfassung und dem Charakter des Staates. Die fränkische Landwehr Karl des Großen, welche von ihrem Maifeld zu Fuß gegen die Sachsen zog, das Heer der adligen Panzerreiter, welches unter Kaiser Rothbart seine Rosse in die Ebenen der Lombardei hinabführte, die Schweizer und Landsknechte der Reformationszeit, das Söldnerheer des dreißigjährigen Krieges, sie alle waren höchst charakteristische Bildungen ihrer Zeit, welche aus den socialen Zuständen des Volkes erblühten, sich wandelten, wie diese. So wurzelt das älteste Fußheer der Besitzenden in der alten Gauverfassung, das reisige

Ritterheer in dem feudalen Lehnwesen, die Fähnlein der Landsknechte in der aufblühenden Bürgerkraft, die Compagnien der fahrenden Söldner in dem Wachsthum der fürstlichen Territorialherrschaft. Ihnen folgte in den despotischen Staaten des achtzehnten Jahrhunderts das stehende Heer der dressirten Lohnsoldaten.

Aber keine der älteren Formen des Kriegsdienstes ist durch die späteren ganz beseitigt worden, wenigstens einzelne Erinnerungen daran sind überall bewahrt. Jene uralte Landfolge der freien Grundbesitzer hatte aufgehört, seit ein großer Theil der kräftigen Bauern in die Hörigkeit herabgesunken war, die starke Landwehr war zu einem Landesaufgebot von geringer Kriegstüchtigkeit geworden, aber ganz beseitigt wurde sie nicht, denn allen Landsassen blieb bis in das achtzehnte Jahrhundert die Verpflichtung, beim Klang der Sturmglocke zusammenzueilen, Kriegsgespann und Schanzgräber zu stellen. Ebenso war die Rittercavallerie der Hohenstaufen von dem Heer der freien Bauern und Bürger bei Sempach, Granson, Murten, wie in den Niederungen der Ditmarschen zerschlagen worden, aber die Stellung der Ritterpferde blieb eine Last der adligen Güter, sie wurde allerdings seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts — in Preußen erst unter Friedrich Wilhelm I. — in eine feste niedrige Geldabgabe verwandelt, und diese Abgabe war in den meisten Landschaften Deutschlands die einzige Steuer, welche auf den adligen Lehngütern lag*). Auch der fahrende Landsknecht, welcher sich selbst die Ausrüstung besorgt und jeden Sommer die Fahne gewechselt hatte, war in einen montirten Söldner mit unbestimmter Dienstzeit gewandelt, aber in die neue Zeit erhielt sich der Brauch freier Werbung, das Handgeld, das Heranlocken der Ausländer, obgleich diese Gewohnheiten der Landsknechtzeit in einem seltsamen und unversöhnlichen Gegensatz zu

*) Sie betrug zur Zeit Friedrich II. für das große Rittergut, welches ein ganzes Ritterpferd zu stellen hatte (es gab auch halbe und Viertelpferde), je nach den Landschaften 18—24 Thaler, ungewöhnlich viel in der Kurmark: 40 Thaler.

der furchtbaren Härte standen, mit welcher die neue Ordnung der despotischen Staaten das ganze Leben der Angeworbenen zusammenschnürte.

Die Mängel der stehenden Heere im achtzehnten Jahrhundert sind oft beurtheilt worden, und Jedermann weiß Einiges von der herben Zucht in den Compagnien, mit welchen der alte Dessauer die Schanzen von Turin stürmte und Friedrich II. den Besitz Schlesiens behauptete. Aber nicht ebenso bekannt, selbst von Kriegsschriftstellern ganz vernachlässigt ist eine andere Seite der alten Kriegsverfassung, und von dieser soll hier zunächst die Rede sein.

Die Regimenter, welche die deutschen Souveräne des achtzehnten Jahrhunderts in ihre Schlachten führten, oder an fremde Potentaten vermietheten, waren nicht die einzige bewaffnete Organisation in Deutschland. Neben dem Söldnerheer bestand in den meisten Staaten auch ein Volksheer, allerdings in sehr mangelhafter Verfassung, aber doch keineswegs ganz nichtig und einflußlos. Zu keiner Zeit war die alte Idee, daß Jedermann zur Vertheidigung des eigenen Landes verpflichtet sei, aus dem Leben der Deutschen geschwunden. Das Recht des Landesherrn, die Unterthanen zum Schutz der Heimat, zur Landesfolge zu verwenden, war aber in der Empfindung der alten Zeit durchaus von einem andern Recht des Landesherrn unterschieden, Kriegsvolk zu halten. Für seine Politik und den Kampf außerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienste zu leisten, durfte er dem Unterthan nicht befehlen. Im Kriege dienen war ein freies Handwerk, dazu durfte er, seit seine Vasallen unbrauchbar geworden waren, nur Freiwillige einladen, d. h. werben. Es ist eine der größten Umwandlungen in der Geschichte des deutschen Volkes, daß durch die despotischen Regierungen in dem vorigen Jahrhundert den Deutschen allmälig die Ueberzeugung aufgedrungen wurde, daß das Volk verpflichtet sei, dem Landesherrn wenigstens einen Theil seines Kriegsvolkes zu stellen. Und nicht minder lehrreich ist, daß erst in unserm Jahrhundert, seit das alte System zusammenbrach, und neue Staatsformen vorbereitet wurden, die Idee der allgemeinen

Wehrpflicht in die Seele des Volkes sank. Es lohnt, den Weg zu verfolgen, auf welchem es geschah.

Schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts, als die Landsknechte zu kostspielig und lüderlich wurden, war man auf den Gedanken gekommen, aus den wehrhaften Männern der Stadt und des flachen Landes eine Miliz zu bilden, das Defensionswerk, welche innerhalb der Landesgrenzen zur Vertheidigung verwendet werden sollte. Seit 1613 wurden die Defensioner in Kursachsen und den Nachbarländern, bald darauf in den andern Kreisen des Reiches organisirt, und Fähnlein geordnet, zuweilen zusammengezogen und militärisch geübt. Ihre Gesammtzahl ward festgestellt und auf die Ortschaften vertheilt, die Gemeinden bestimmten und rüsteten die Leute, waren sie im Dienste, so erhielten sie Sold vom Landesherrn.

Der dreißigjährige Krieg war zum größten Theil mit geworbenem Volke geführt worden, doch waren aus Noth die Defensioner hier und da in Kriegsvolk umgewandelt worden, indem man entweder ganze Regimenter für den Felddienst bestimmte, oder mit den brauchbaren Leuten die Lücken der geworbenen Truppen ausfüllte. Im Ganzen aber hatte sich die lockere Errichtung dieser Miliz nicht bewährt. Nach dem Frieden war in dem menschenarmen Lande noch weniger möglich, darauf eine neue Kriegsverfassung zu gründen. Denn der Bürger und Bauer wurde für die Cultur des leeren Grundes, wie als Steuerzahler unentbehrlich. Man behielt deshalb die alte unvollkommene Einrichtung dieses Bürgerheeres bei. Nur machte sich auch bei der Miliz die neue Zeit dadurch geltend, daß die Auswahl der Mannschaft Offizieren des Landesherrn übertragen, und die Dienstzeit auf das erste Mannesalter beschränkt wurde; die Gemeinden traten in den Hintergrund, der Souverain wurde auch hier mächtiger. In solcher Weise wurden die ausgehobenen Defensioner in Compagnien und Kreisregimenter zusammengezogen und ein oder mehre Male im Jahre einexerzirt. Vor dem Kriege hatten die Ortschaften Waffen und Ausrüstung beschafft, jetzt lieferte auch diese der Landesfürst, aber in den Städten blieben die Offiziersstellen in den

Händen der Bürger, nur die Oberoffiziere bestimmte der Kriegsherr. Die Mannschaft wurde in der Regel durch das Loos gewählt, und es ist interessant, daß schon 1711 auf den sächsischen Loosen die Aufschrift stand: „Für das Vaterland.“ Aber unvollständig war die militärische Ausbildung, zahlreich die Befreiungen, ungeschickt der Ersatz des Abgangs.

Und doch haben diese Landtruppen mehr als einmal gute Dienste gethan, auch in Preußen. Das bewaffnete Landvolk, welches in den Schilderungen der Fehrbelliner Schlacht genannt wird, war kein zusammengelaufener Haufe, sondern die alte organisirte Landesmiliz, sie hatte wesentlichen Antheil an der ersten glorreichen Waffenthat, in welcher die Brandenburger selbst für eigene Faust einen überlegenen Feind schlugen. Noch 1704 war das Volksheer im preußischen Staat für etwas Werthvolles gehalten, denn wer bei ihm enrollirt war, wurde von jedem anderen Kriegsdienst für den Landesherrn befreit*). Zwar wurde dasselbe durch Friedrich Wilhelm I. aufgehoben, aber im siebenjährigen Kriege wieder in Pommern und Preußen eingerichtet, und dort hat diese Miliz gegen Schweden und Russen vortreffliche Dienste gethan. Auch im Reich, in Sachsen erhielt sie sich, kraftlos, unkriegerisch, mißgeachtet, bis ganz veränderte Kulturverhältnisse eine neue Organisation des Volksheeres möglich machten. Noch heut ist diese Neugestaltung nicht zum völligen Abschluß gekommen.

Ganz getrennt von dieser Miliz stand das Kriegsvolk, welches der Landesherr für sich hielt, und ganz aus seinen Einnahmen bezahlte. Es mochte nur eine Garde sein, zum Schutz und Schmuck seines Hofes, es mochten viele Compagnien sein, welche er sich erwarb, um seinen Status zu sichern, Einfluß und Macht unter seinesgleichen zu gewinnen, Geld damit zu verdienen. Das war sein Privatgeschäft, und wenn er sein Volk nicht übermäßig dadurch belästigte, so war nichts dagegen einzuwenden. Es war ein freies Geschäft auch für

*) Die Stärke der Landmiliz unter Friedrich I. wird von Faßmann (I. S. 720), wohl zu hoch auf 60,000 Mann angegeben.

den, welcher ihm dienen wollte, er mochte sich anwerben lassen, Inländer oder Fremder, er mochte sehen, wie ihm der Vertrag gehalten wurde. Kam das Land durch einen äußern Feind in Gefahr, so bewilligte die Landschaft dem Herrn auch für dies Kriegsvolk Geld oder einen besondern Zuschuß, denn man wußte wohl, daß es kriegstüchtiger war, als die Landesmiliz. So war es unter dem großen Kurfürsten noch in Preußen, so blieb es in dem größten Theile Deutschlands bis tief in das achtzehnte Jahrhundert.

Aber auch dies private Kriegsvolk, welches der Landesherr sich warb, hatte eine neue Einrichtung erhalten.

Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges hatte bei den meisten deutschen Heeren die Werbung nach Landsknechtbrauch auf das Risico des Obersten stattgefunden. Der Oberst schloß den Contract mit dem Fürsten, er besetzte und verkaufte die Hauptmannsstellen, der Fürst zahlte dem Obersten das Geld, welches von der Landschaft aufgebracht wurde. So waren die Regimenter in gründlicher Abhängigkeit vom Obersten, und dieser war eine Macht auch dem Landesherrn gegenüber. Die Disciplin war locker, die Offizierstellen von Creaturen des Oberst besetzt, der Zusammenhalt des Regiments wurde durch seinen Tod gelöst. Die Gaunereien der Obersten und Compagnieführer, schon um 1600 von militärischen Schriftstellern beklagt, hatten eine gewisse virtuose Ausbildung erhalten. Selten war die Mannschaft, welche auf dem Papiere stand, vollständig unter der Fahne. Die Offiziere bezogen den Sold für eine große Anzahl von Fehlenden, welche man „Passevolants“ oder „Blinde“ nannte, sie reihten ihre Knechte, Marketender aus dem Troß in die untern Chargen ein. Auch bei der kaiserlichen Armee hörten die Klagen nicht auf, von oben bis unten der rücksichtsloseste Eigennutz, die Offiziere plünderten mitten im Frieden ihre Quartiere in den Erblanden aus, sie fischten und jagten in der Umgegend, erhoben einen Aufschlag von den Stadtzöllen, sie ließen Fleisch schlachten und verkaufen, sie richteten Wein- und Bierschenken ein. Und wie die Offiziere raubten, so stahlen die Gemeinen. Das geschah z. B. noch 1677. Und diese

Landesplage drohte eine beständige zu werden. Die Werbung der Rekruten aber war in dieser frühern Zeit noch wenig organisirt und die Gaunereien, welche dabei nicht fehlen konnten, waren wenigstens nicht durch die höchsten irdischen Autoritäten sanctionirt.

In Brandenburg reformirte der große Kurfürst gleich nach seinem Regierungsantritt 1640 das Verhältniß der Regimenter zum Landesherrn, die Werbung geschah fortan in seinem eignen Namen, er ernannte den Obersten und die Offiziere, welche ihre Stellen nicht mehr kaufen durften. Dadurch erst wurden die Söldnerschaaren zu einem stehenden Heere mit gleichmäßiger Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, mit besserer Mannszucht, willenlose Werkzeuge in der Hand des Fürsten. Für das Kriegswesen war dies der größte Fortschritt seit der Erfindung des Feuergewehrs und Preußen verdankte der frühen und energischen Durchführung des neuen Systems sein militärisches Uebergewicht in Deutschland. Auch die Verpflegung der Mannschaft wurde neu geordnet, sie erhielten wenigstens im Kriege ihre Tagesbedürfnisse in Rationen, der Unterhalt wurde aus großen Magazinen besorgt. Durch Montecuculi und später durch Prinz Eugen erhielt auch Oesterreich kurz vor 1700 ein besser disciplinirtes stehendes Heer.

Die Ergänzung dieser Truppen des Fürsten konnte in Deutschland bis vor 1700 fast ausschließlich durch freie Werbung beschafft werden; denn noch lange nach dem großen Kriege blieb dem Volke die Unruhe und ein abenteuerlicher Sinn, der das Kriegshandwerk lockend fand. Das wurde allmälig anders. Durch die kriegerische Zeit Ludwig XIV. und die Vergrößerung der französischen Armee wurden die deutschen Fürsten zu immer neuer Vermehrung ihres Söldnerheeres gezwungen, der Menschenverlust der unaufhörlichen Kriege hatte viel von dem unnützen und waghalsigen Gesindel, das sich um die Fahnen sammelte, aufgerieben. Schon vor dem großen Erbfolgekriege wurde der Mangel an Mannschaft sehr fühlbar, die freiwillige Werbung wollte nirgend mehr ausreichen, die Klagen über Gewaltthätigkeiten der Werbeoffiziere wurden zuletzt lästig. Da be-

gann der Kriegsherr prüfend in das Volk zu sehen, das unter ihm arbeitete und zuweilen noch in Compagnien exerzirte. Er fühlte einige Verlegenheit. Die Landesmiliz für seine Kriegszüge zu gebrauchen, war unthulich, sie war viel zu wenig ausgebildet, und was wichtiger war, sie bestand vorzugsweise aus seßhaften Leuten, deren Arbeit und Steuern er für seinen Staat gar nicht entbehren konnte, da der Adel und in katholischen Ländern die Geistlichkeit fast nichts zu seinen Einnahmen beitrug. Außerdem war es eine unerhörte Sache, das Volk selbst durch Gewalt zum Kriegsdienst zu zwingen. Wie sehr er sich als Herr fühlte, diese Neuerung war zu sehr gegen die allgemeine Empfindung, die Leute trugen ja ebendeshalb ihre Steuern und Lasten, damit er für sie Krieg führe. Der Bauer leistete seinem Gutsherrn Frohnden und Dienste, weil dieser in alter Zeit für ihn zu Felde gezogen war, er leistete dann außerdem dem Landesherrn Steuern und Dienste, weil dieser mit geworbenen Leuten für ihn zu Felde zog, seit der Gutsherr die Last nicht mehr tragen wollte; jetzt aber sollte der Bauer dem Gutsherrn und dem Fürsten dieselben Dienste leisten und außerdem noch selbst in den Krieg marschiren. Das schien doch nicht ausführbar. Und wieder drängte die bittre Noth, man mußte sich zu helfen suchen. Nur das entbehrlichste Volk sollte genommen werden, Herumtreiber, müßige Hände; wer aber dem Staate durch Arbeit nützlich war, wer irgendwie aus der Masse hervorragte, durfte nicht gestört werden.

Vorsichtig und zögernd begann kurz vor 1700 die Heranziehung des Volkes zum Kriegsdienst seines Fürsten. Aber ohne Erfolg wurde das erstemal ausgesprochen, daß das Land Rekruten stellen müsse. Die Neuerung ward, wie es scheint, zuerst 1693 von den Brandenburgern versucht: die Provinzen sollten die fehlende Mannschaft werben und präsentiren, doch keine Unterthänige, der Compagnieführer sollte für den Mann zwei Thaler Handgeld zahlen. Bald ging man weiter und legte (1704) zuerst einzelnen Klassen von Steuerzahlern, dann (1705) den Gemeinden die Stellung der Ersatzmannschaft auf. Die Rekruten sollten zwei bis drei Jahr dienen, wer freiwillig auf sechs Jahr

und darüber capitulirte, wurde bevorzugt. Ganz dasselbe wurde 1702 in Sachsen durch König August eingerichtet. Dort hatten die Gemeinden, wie für ihre Miliz, jetzt auch für den Landesherrn eine bestimmte Zahl junger gesunder Leute zu liefern und über die Entbehrlichkeit der Einzelnen zu entscheiden, Ort der Gestellung das Rathhaus, Aufsicht übten die Kreis- und Amtshauptleute, der Mann wurde ohne Montur geliefert, Handgeld vier Thaler, Dienstzeit zwei Jahr, verweigerte der Offizier nach zwei Jahren den Abschied, so konnte der Ausgediente sich eigenmächtig auf den Weg machen. So furchtsam begann man einen neuen Anspruch geltend zu machen. Und trotz dieser Vorsicht war der Widerstand des Volkes zu erbittert und heftig, die neue Einrichtung verfiel, man kehrte wieder zur Werbung zurück, schon 1708 wurde die Rekrutirung in Preußen wieder aufgehoben, „weil die Zumuthung zu groß war." Erst der eiserne Wille Friedrich Wilhelm I. gewöhnte sein Volk allmälig an diesen Zwang. Seit 1720 wurden Verzeichnisse der kriegspflichtigen Kinder angelegt, 1733 das Cantonsystem eingeführt. Das Land ward unter die Regimenter vertheilt, der Bürger und Bauer wurde mit einer Anzahl Ausnahmen für kriegspflichtig erklärt, alljährlich wurde der Bedarf des Regiments durch Aushebungen gedeckt, bei denen, nebenbei bemerkt, die größte Willkür der Hauptleute ungestraft blieb. —

In Sachsen gelang es erst gegen Ende des Jahrhunderts die Rekrutirung neben der Werbung durchzuführen. In anderen, zumal in kleinen Territorien, glückte das noch weniger.

So bietet das Heerwesen der Deutschen die merkwürdige Erscheinung, daß in derselben Zeit, in welcher die Aufklärung im Bürgerthume größere Ansprüche, Bildung und Sittlichkeit heraufzieht, durch den Despotismus der Regenten allmälig ein anderer großer politischer Fortschritt in das Leben des Volkes geschlagen wird: die Anfänge unserer allgemeinen Wehrpflicht. Aber ebenso merkwürdig ist, daß diese Neuerung nicht in der Form einer großen und weisen Maßregel in's Leben tritt, sondern unter Nebenumständen, welche sie ganz besonders widerwärtig und abscheulich erscheinen ließen. Die größte

Härte und Gewissenlosigkeit des despotischen Staats kam gerade da zur Erscheinung, wo er den größten Fortschritt vorbereitete, nicht aber durchführte. Denn auch das ist bedeutsam, daß die Staaten des achtzehnten Jahrhunderts neben der Rekrutirung die alte Werbung nicht entbehren konnten.

Zu roh und nichtswürdig war das Verhalten der Offiziere, welche die junge Mannschaft auszuheben hatten, zu heftig Widerstand und Abneigung des Volkes. Die jungen Leute wanderten massenhaft aus, keine Drohung mit Galgen, Ohrabschneiden und Confiscation ihrer Habe, konnte die Flucht aufhalten, mehr als einmal sah sich der fanatische Soldateneifer Friedrich Wilhelm I. von Preußen gekreuzt durch die Nothwendigkeit, seine Landschaften zu schonen, die sich zu leeren drohten. Niemals konnte mehr als etwa die Hälfte des Ersatzes durch die gezwungene Rekrutirung gedeckt, die andere Hälfte des Abganges mußte durch Werbung aufgebracht werden.

Auch die Werbung wurde in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts roher, als sie sonst gewesen war, die Landesherren selbst waren gefährlichere Werber als die Hauptleute der alten Landsknechte. Und obgleich die Uebelstände dieses Systems offenkundig zu Tage lagen, man wußte sich durchaus nicht dagegen zu helfen. Zwar die große Unsittlichkeit, welche dabei stattfand, beunruhigte die Regierenden in der Regel viel zu wenig, wol aber die Unsicherheit, Kostspieligkeit und die unaufhörlichen Händel und Schreibereien, welche damit verbunden waren, so wie Reclamationen fremder Regierungen. Die Werbeoffiziere selbst waren oft unsichere, ja schlechte Menschen, deren Thätigkeit und Ausgaben nur ungenügend controlirt werden konnten. Nicht wenige lebten Jahre lang mit ihren Helfershelfern in der Fremde auf Kosten der Monarchen in Völlerei, berechneten theures Handgeld und fingen zuletzt doch nur Wenige oder konnten ihren Fang nicht unverkürzt in das Land schaffen. Dazu ergab sich bald, daß nicht die Hälfte der so Geworbenen dem Heere zum Nutzen gereichte. Zunächst war die Mehrzahl davon

das schlechteste Gesindel, in welches nicht immer militärische Eigenschaften hineingeprügelt werden konnten, ihre zerrütteten Körper und lasterhaften Gewohnheiten füllten die Spitäler und Gefängnisse, sie liefen davon, sobald sie konnten.

Schon die Werbungen im Inland wurden mit jeder Art von Gewaltthat geübt. Die Obersten und Werbeoffiziere raubten und entführten einzige Söhne, welche frei sein sollten, Studenten von der Universität, ja ganze Colonien von unterthänigen Leuten, die sie auf ihren eigenen Gütern ansiedelten. Wer sich frei machen wollte, mußte bestechen, und er war selbst dann noch nicht sicher. Die Offiziere wurden so sehr bei ihren gewaltthätigen Erpressungen geschützt, daß sie die gesetzlichen Beschränkungen offen verhöhnten. Trat vollends in Kriegszeiten Mangel an Mannschaft ein, dann hörte jede Rücksicht auf das Gesetz auf. Dann wurde eine förmliche Razzia angestellt, die Stadtthore mit Wachen besetzt, und jeder Aus- und Eingehende einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, wer groß und stark war, festgenommen, selbst in die Häuser wurde gebrochen, vom Keller bis zum Bodenraum nach Rekruten gesucht, auch bei Familien, welche befreit sein sollten. Im siebenjährigen Kriege wurden von den Preußen in Schlesien sogar auf die Knaben der obern Gymnasialklassen gefahndet. Noch lebt in vielen Familien die Erinnerung an Schreck und Gefahr, welche das Werbesystem den Großeltern bereitet hat. Es war damals für den Sohn eines Geistlichen oder Beamten ein großes Unglück, hoch aufzuschießen, und eine gewöhnliche Warnung der bekümmerten Eltern: „Wachse nicht, dich fangen die Werber."

Fast noch schlimmer waren die Ungesetzlichkeiten, wenn die Werber im Ausland nach Leuten suchten. Durch Annahme des Handgeldes wurde der Rekrut verpflichtet. Das bekannte Manövre war, arglose Burschen in lustiger Gesellschaft trunken zu machen, den Berauschten das Geld aufzudrängen, sie in feste Verwahrung zu nehmen, und, wenn sie ernüchtert widersprachen, durch Fesseln und jedes Zwangsmittel festzuhalten. Unter Bedeckung und Drohungen wurden die Gefangenen zur Fahne geschleppt, und durch barbarische

Strafmittel zum Eide gezwungen. Nächst dem Trunk wurde jede andere Verführung angewendet: Spiel, Dirnen, Lüge und Betrug. Die einzelnen begehrungswerthen Subjecte wurden Tage lang durch Spione beobachtet. Von den Werbeoffizieren, welche für solchen Dienst besoldet wurden, wurde verlangt, daß sie besondere Gewandtheit im Ueberlisten hatten, Beförderung und Geldgeschenke hingen daran, ob sie viele Leute einzufangen wußten. Häufig vermieden sie, auch wo ihr Werbebüreau erlaubt war, sich in Uniform zu zeigen und suchten in jeder Art von Verkleidung ihr Opfer zu fassen. Gräulich sind einzelne Schändlichkeiten, welche bei solcher Menschenjagd geübt und von den Regierungen nachgesehen wurden. Eine Sklavenjagd aber war es in der That, denn der geworbene Soldat konnte erst dann seine Dienste in der großen Maschine des Heeres verrichten, wenn er mit allen Hoffnungen und Neigungen seines früheren Lebens abgeschlossen hatte. Es ist eine trostlose Sache, sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tausenden der gepreßten Opfer gearbeitet haben, vernichtete Hoffnungen, ohnmächtige Wuth gegen die Gewaltthätigen, herzzerreißender Schmerz über ein zerstörtes Leben. Es waren nicht immer die schlechtesten Männer, welche wegen wiederholter Desertion zwischen Spießruthen zu Tode gejagt oder wegen trotzigem Ungehorsam gefuchtelt wurden, bis sie bewußtlos am Boden lagen. Wer den Kampf in seinem Innern überstand, und die rohen Formen des neuen Lebens gewohnt wurde, der war ein ausgearbeiteter Soldat, das heißt ein Mensch, der seinen Dienst pünktlich versah, bei der Attake ausdauernden Muth zeigte, nach Vorschrift verehrte und haßte und vielleicht sogar eine Anhänglichkeit an seine Fahne erhielt und wahrscheinlich eine größere Anhänglichkeit an den Freund, der ihn seine Lage auf Stunden vergessen machte, den Branntwein.

Die Werbungen im Ausland mußten mit Einwilligung der Landesregierungen geschehen. Dringend wurde von den kriegerischen Fürsten bei ihren Nachbarn um die Erlaubniß nachgesucht, ein Werbebüreau anlegen zu dürfen. Der Kaiser freilich war am besten daran, jedes seiner Regimenter hatte herkömmlich einen festen Werbebezirk

im Reich. Die übrigen, vor andern die Preußen, mußten zusehen, wo sie eine günstige Stätte fanden. Die größeren Reichsstädte hatten häufig die Artigkeit, mächtigeren Herren die Erlaubniß zu ertheilen, dafür gelang ihnen nicht immer ihre eigenen Söhne aus angesehenen Familien zu schützen. Außerdem waren die Grenzen gegen Frankreich, Holland, die Schweiz günstige Fangorte; dann die eigenen Enclaven, welche von fremdem Gebiet umgeben waren, zumal wenn eine fremde Festung mit lästigem Garnisondienst in der Nähe lag, dann gab es immer Ausreißer. Für die Preußen war lange Anspach und Baireuth, Dessau, Braunschweig ein guter Markt.

Nicht gleich war der Ruf, in welchem die Werber der einzelnen Regierungen standen. Den besten Leumund hatten die Oesterreicher, sie galten in der Soldatenwelt für plump, aber harmlos, nahmen nur, was sich gutwillig halten ließ, beobachteten aber die Capitulation genau. Es war nicht viel, was sie bieten konnten, täglich drei Kreuzer und zwei Pfund Brod, aber es fehlte ihnen doch niemals an Leuten. Dagegen waren die preußischen Werber, die Wahrheit zu sagen, am übelsten renommirt, sie lebten am großartigsten, waren sehr unverschämt und gewissenlos, und dabei waghalsige Teufel. Sie ersannen die verwegensten Streiche, um einen stattlichen Burschen zu fangen, sie setzten sich den größten Gefahren aus, man wußte, daß sie zuweilen gefährlich durchgeprügelt wurden, wenn sie in der Minderzahl blieben, daß sie von den fremden Regierungen eingesperrt waren, daß mehr als einer von ihnen erstochen war. Aber das Alles schreckte sie nicht. Diese üble Nachrede dauerte, bis Friedrich Wilhelm II. sein menschliches Werbereglement erließ.

Im Reich war einer der besten Werbeplätze Frankfurt a/M. mit seinen großen Messen. Noch am Ende des Jahrhunderts saßen dort Preußen, Oesterreicher und Dänen nebeneinander, die Oesterreicher harrten seit alter Zeit phlegmatisch im Wirthshaus, „zum rothen Ochsen", die Dänen hatten ihre Fahne zum Tannenbaum hinausgehängt, die unruhigen preußischen Werber wechselten, sie waren in dieser Zeit am ansehnlichsten und splendidesten. Es wurde ein diplo-

matischer Verkehr unter den verschiedenen Parteien unterhalten, sie waren zwar eifersüchtig auf einander, und suchten sich gegenseitig die Kunden wegzufangen, aber sie besuchten einander doch kameradschaftlich zu Wein und Tabak. Frankfurt aber war schon seit dem siebenzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt für einen besondern Zweig des Geschäftes, für das Fangen der Reichstruppen. Denn nicht nur Neulinge wurden von den Werbern gesucht, auch Deserteure; und die schlechte Zucht und der Mangel an militärischem Stolz, der in den kleinen süddeutschen Ländern zu beklagen war, so wie die Leichtigkeit zu entrinnen, machten jedem Taugenichts lockend ein neues Handgeld zu erhaschen. In den Werbestuben der Preußen und des rothen Ochsen hing deshalb eine völlige Maskengarderobe von reichsständischen Uniformen, welche die Ueberläufer zurückgelassen hatten. Außer dem Wunsch neues Handgeld zu erhalten gab es aber noch einen Grund, welcher auch bessere Soldaten zur Desertion trieb, der Wunsch zu heiraten. Es wurde allerdings von keiner Regierung gern gesehen, wenn ihre Soldaten sich in der Garnison mit einer Frau belasteten, aber die so rücksichtslose Gewalt der Kriegsherren war in diesem Punkt doch ohnmächtig. Denn es gab eigentlich kein besseres Mittel, den geworbenen Mann wenigstens für einige Zeit zu fesseln, als durch die Heirat. Wurde sie verweigert, so war bei Garnisonen unweit der Grenze sicher, daß der Soldat mit seinem Mädchen zum nächsten Wirthshaus fremder Werber fliehen werde. Und eben so sicher war, daß er dort auf der Stelle copulirt wurde, denn jedes Werbegeschäft hielt für solche Fälle einen Geistlichen bei der Hand.

Diese Gefahr hatte zur Folge, daß ein unverhältnißmäßig großer Theil der Soldaten verheiratet war, zumal in den kleineren Staaten, wo man eine Grenze leicht erreichen konnte. So zählte die sächsische Armee von etwa 30,000 Mann noch im Jahre 1790 an 20,000 Soldatenkinder, auch bei dem Regiment von Thadden in Halle war fast die Hälfte der Soldaten mit Frauen versehen. Es ist belehrend, daß die barbarische Soldatenzucht jener Zeit das alte Lei-

den der Söldnerheere nicht zu bannen vermochte. So durchaus hängen die einzelnen nothwendigsten Verbesserungen von einer höhern Entwickelung des gesammten Volkslebens ab. Die Soldatenfrauen und Kinder zogen nicht mehr, wie zur Landsknechtzeit unter ihrem Waibel in's Feld, aber sie waren eine schwere Last der Garnisonstädte. Die Frauen nährten sich kümmerlich durch Waschen und andere Handarbeit, die Kinder wuchsen in wilder Umgebung ohne Unterricht auf. Fast überall waren ihnen die städtischen Schulen verschlossen, sie wurden von dem Bürger wie Zigeuner verachtet. Selbst in dem wohlhabenden Kursachsen war beim Beginn der französischen Revolution nur in Annaberg eine Knabenschule für Soldatenknaben, diese allerdings vortrefflich eingerichtet, aber sie reichte nirgend aus. Für die Mädchen geschah gar nichts, bei den Regimentern waren weder Prediger noch Schulen. Nur in Preußen wurde für den Unterricht der Kinder und die Zucht der Erwachsenen durch Prediger, Schulen und Waisenhäuser ernste Sorge getragen.

Wem von dem Werbeoffizier Handgeld aufgedrängt war, dem war über sein Leben entschieden. Er war von der bürgerlichen Gesellschaft durch eine Kluft getrennt, welche nur selten ausdauernder Wille übersprang. In dem harten Zwange des Dienstes, unter rohen Offizieren und noch roheren Kameraden verlief sein Leben, die ersten Jahre in unaufhörlichem Drillen, die Folge unter einigen Erleichterungen, welche ihm erlaubten einen kleinen Nebenverdienst zu suchen, als Taglöhner oder durch kleine Handarbeit. Galt er für sicher, so wurde er wol auf Monate beurlaubt, er mochte wollen oder nicht, dann behielt der Hauptmann seinen Sold, er mußte sehen, wie er sich unterdeß forthalf. Mit Mißtrauen und Abneigung sah der Bürger auf ihn, Ehrlichkeit und Sitten des Soldaten standen in so schlechtem Ruf, daß der Civilist jede Berührung vermied, kehrte der Soldat in ein Wirthshaus ein, so entfernte sich augenblicklich der Bürger und der Handwerksgesell, Jeder, der auf sich selbst hielt, und dem Wirthe galt es für ein Unglück von Soldaten besucht zu werden. So war der Mann auch in seinen Freistunden auf den Verkehr mit Schicksals-

genossen und mit entwürdigten Weibern angewiesen. Sehr hart war die Behandlung durch seine Offiziere, er wurde gestoßen, geknufft, auf die Füße getreten, mit der Fuchtel bei geringer Veranlassung gezüchtigt, auf das scharfkantige hölzerne Pferd oder den Esel gesetzt, der auf freiem Platz in der Nähe der Hauptwache stand; für größere Vergehen in Ketten geschlossen, auf Latten gesetzt, mit Spießruthen, welche der Profoß abschnitt, von seinen Kameraden in langer Gasse gehauen, bei argen Verbrechen bis zum Tode.

Wenn im Preußischen die Vorliebe der Könige für die Montur, und unter Friedrich der Kriegsruhm des Heeres, seine cantonpflichtigen Brandenburger mit des Königs Rock versöhnte, so war das im übrigen Deutschland viel weniger der Fall. Dem cantonpflichtigen Bürger und Bauersohn im Preußischen war es ein Unglück dienen zu müssen, im übrigen Deutschland eine Schande. Zahlreich sind die Versuche, sich durch Verstümmelung untauglich zu machen, auch das Abhacken der Finger machte nicht frei, und wurde außerdem streng wie Desertion bestraft. Noch um 1790 schämte sich ein reicher Bauerbursch in Kursachsen, der durch den Haß des Amtmanns zum Dienst gezwungen worden war, sein Heimatdorf in der Montur zu betreten. So oft er Urlaub erhielt, machte er vor dem Dorfe Halt und ließ sich seine Bauerkleider herausbringen; die Montirungsstücke mußte eine Magd in verdecktem Korbe durch die Dorfgasse tragen.

Deshalb hörten die Desertionen nie auf; sie waren das gewöhnliche Leiden aller Armeen und durch die furchtbaren Strafen — beim ersten und zweiten Mal Spießruthen, beim dritten die Kugel — nicht zu verhindern. In der Garnison war unablässiger Appell und stilles Spioniren nach der Stimmung der Einzelnen unzureichende Hilfe. Gab aber die Kanone das Zeichen, daß ein Mann entflohen, dann wurden die Dörfer der Umgegend alarmirt. Die Einspännigen oder Haidereiter trabten auf allen Straßen, Commandos zu Fuß und Roß durchzogen das Land bis an die Grenze, überall wurden die Dörfer benachrichtigt. Wer einen Deserteur einbrachte, erhielt im Preußischen zehn Thaler, wer ihn nicht anhielt,

sollte das Doppelte als Strafe bezahlen. Jeder Soldat, der auf der Landstraße ging, mußte einen Paß haben; in Preußen hatte nach dem Befehl Friedrich Wilhelm's I. jeder Unterthan, vornehm oder gering, die Verpflichtung, jeden Soldaten, den er unterwegs traf, anzuhalten, nach seinem Ausweis zu fragen, zu arretiren und abzuliefern. Es war eine greuliche Sache für einen kleinen Handwerksburschen, auf einsamer Straße einen verzweifelten sechsfüßigen Grenadier mit Ober- und Untergewehr zum Stillstand zu bringen, und konnte durchaus nicht durchgesetzt werden. Noch schlimmer war es, wenn größere Trupps sich zur Flucht verabredeten, wie jene zwanzig Russen aus dem Regiment des Dessauers zu Halle, welche im Jahre 1734 Urlaub erhalten hatten, den griechischen Gottesdienst in Brandenburg zu besuchen, wo der König für seine zahlreichen russischen Grenadiere einen Popen hielt. Die zwanzig aber beschlossen zu den goldnen Kreuzen des heiligen Moskau zurückzupilgern, sie schlugen sich mit großen Stangen durch die sächsischen Dörfer, wurden mit Mühe durch preußische Husaren aufgefangen und über Dresden in ihre Garnison zurückgebracht, dort mild behandelt. Weit schmerzlicher war dem König, daß sogar unter seinen großen Potsdamern eine Verschwörung ausbrach, als sich lange Grenadiere vom Serbenstamme verschworen hatten, die Stadt anzustecken und mit bewaffneter Hand zu desertiren. Es waren sehr große Leute darunter; die Hinrichtungen, das Nasenabschneiden und andere Zuchtmittel verursachten dem König einen Verlust von 30,000 Thalern. Vollends im Felde war ein System von taktischen Vorschriften nöthig, um die Desertion zu bändigen. Jeder Nachtmarsch, jedes Lager am Waldessaume brachte Verluste, die Truppen auf der Straße und im Lager mußten durch starke Husarenpatrouillen und Pikets umschlossen, bei jeder geheimen Expedition mußte das Heer durch Reiterschwärme isolirt werden, damit nicht einzelne Ausreißer dem Feind Nachricht zutrugen. Das befahl noch Friedrich II. seinen Generälen. Trotz alledem war in jeder Campagne, nach jedem verlorenen Treffen, selbst nach gewonnenen, die Zahl der Ausreißer zum Erschrecken groß. Nach unglücklichen Feldzügen waren

ganze Armeen in Gefahr zu zerlaufen. Viele, die von einem Heer wegliefen, zogen speculirend, wie die Söldner im dreißigjährigen Kriege, dem andern zu; ja das Ausreißen und Wechseln erhielt für Abenteurer einen rohen, gemüthlichen Reiz. Ein aufgefangener Deserteur war in der Meinung des großen Haufens nichts weniger als ein Uebelthäter, — wir haben mehre Volkslieder, in denen sich das volle Mitgefühl der Dorfsänger mit dem Unglücklichen ausspricht; der glückliche Deserteur aber galt sogar für einen Helden, und in einigen Volksmärchen ist der tapfere Gesell, welcher Ungeheuer bezwingt, dem Märchenkönige aus der Noth hilft und zuletzt die Prinzessin heiratet, ein entsprungener Soldat.

Dieses fürstliche Kriegsvolk galt nach Auffassung der Zeit, auch nachdem die Volksbewaffnung jener Landesmiliz ganz in den Hintergrund gedrängt war, immer noch für einen Privatbesitz der Fürsten. Die deutschen Landesherren hatten nach dem dreißigjährigen Kriege wie einst die italienischen Condottieri mit ihrem Kriegsstaat gehandelt, sie hatten ihn an fremde Mächte verpachtet, bald für eine, bald für die andere Partei verwerthet, um sich Geld zu machen und ihr Ansehn zu vergrößern. Zuweilen warben die kleinsten Territorialherren mehre Regimenter im Dienst des Kaisers, der Holländer, des Königs von Frankreich. Seit die Truppen zahlreicher und zum großen Theil aus Landeskindern ergänzt wurden, erschien dieser Mißbrauch der Fürstengewalt dem Volke allmälig befremdlich. Aber erst seit durch die Kriege Friedrich II. eine patriotische Wärme in das Volk gekommen war, wurde solche Verwendung ein Gegenstand lebhafter Erörterungen. Und als seit 1777 Braunschweig, Anspach, Waldeck, Zerbst, vor andern Hessen-Cassel und Hanau, eine Anzahl Regimenter an England zum Dienst gegen die Amerikaner vermietheten, wurde der Unwille im Volke laut. Noch war es nicht mehr als eine lyrische Klage, aber sie schallte vom Rheine bis zur Weichsel, die Erinnerung daran ist noch jetzt sehr lebendig, noch heute hängt über einer der Regentenfamilien, die damals am frevelhaftesten das Leben ihrer Unterthanen verschacherte, diese Unthat wie ein Fluch.

Unter den deutschen Staaten war es Preußen, in welchem sich die Tyrannei dieses Militärsystems am schärfsten, aber auch mit einer einseitigen Größe und Originalität ausbildete, durch welche das preußische Heer während eines halben Jahrhunderts zu der ersten Kriegsmacht der Welt geformt wurde, zu einem Muster, nach dem sich alle übrigen Armeen Europas bildeten.

Wer kurz vor 1740 unter der Regierung König Friedrich Wilhelm I. preußisches Land betrat, dem fiel in der ersten Stunde das eigenthümliche Wesen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Städte sah er immer wieder schlanke Leute von soldatischem Aussehen, mit einer auffallenden rothen Halsbinde. Es waren Cantonisten, die schon als Kinder in die Soldatenregister eingetragen waren, zur Fahne geschworen hatten, und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte 5—800 dieser Ersatzleute, man nahm an, daß dadurch die Armee — 64,000 Mann — in drei Monaten um 30,000 Mann vermehrt werden konnte, denn Alles lag für sie in den Montirungskammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zuerst ein Regiment preußischen Fußvolks sah, dem wuchs das Erstaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie sie an Soldaten nirgend in der Welt zu sehen war, sie schienen von einem fremden Stamme. Wenn das Regiment vier Glieder hoch in Linie stand — die Stellung in drei Gliedern wurde grade damals erst eingeführt — dann waren die kleinsten Leute des ersten Gliedes nur wenige Zoll unter sechs Fuß, fast eben so hoch das vierte, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen gestellt würde, die Köpfe vier schnurgerade Linien machen müßten; auch das Gewehr war etwas länger, als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das propre Aussehen der Mannschaft, wie Herren standen sie da, mit reiner guter Leibwäsche, den Kopf sauber gepudert mit einem Zopf, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehosen Stiefletten von ungebleichter Leinwand, die Regimenter durch Farbe der Westen, Aufschläge, Litzen und Schnüre unterschieden. Trug ein Regiment Bärte, wie z. B. das

des alten Dessauers in Halle, so war der Bart sauber gewichst, jedem Mann wurde alljährlich vor der Revue eine neue Montur bis auf Hemde und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit. Noch stattlicher sahen die Offiziere aus, mit gestickter Weste, um den Leib die Schärpe, am Degen „das Feldzeichen“, alles von Gold und Silber, und am Halse den vergoldeten Ringkragen, in dessen Mitte auf weißem Feld der preußische Adler zu sehen war. In der Hand trugen Hauptmann und Lieutenant die Partisane, die man schon damals ein wenig verkleinert hatte und Sponton nannte, die Unteroffiziere noch die kurze Pike. Es galt damals für schön, daß die Kleidung enge und gepreßt saß, und ebenso waren die Bewegungen der Leute kurz, gradlinig, die Haltung eine grade, straffe, der Kopf stand hoch in der Luft. Noch merkwürdiger waren ihre Bewegungen. Denn sie marschirten zuerst von allen Kriegsvölkern in einem Gleichtritt, die ganze Linie nach der Schnur wie ein Mann den Fuß aufhebend und niedersetzend. Diese Neuerung hatte der Dessauer eingeführt, es war ein langsames und würdiges Tempo, das auch im ärgsten Kugelregen wenig beschleunigt wurde, derselbe majestätische Gleichtritt, welcher in der heißesten Stunde bei Mollwitz die Oesterreicher in Verwirrung brachte. Auch die Musik erschütterte den, der sie hörte. Die großen messingenen Trommeln der Preußen (sie sind leider jetzt zur Kleinheit einer Schachtel herabgekommen) regten ein ungeheures Getöse auf. Wenn in Berlin zur Wachtparade von einigen zwanzig Trommeln geschlagen wurde — kein Fremder versäumte das anzuhören — dann zitterten alle Fenster. Und unter den Hautbois war sogar ein Trompeter, ebenfalls eine unerhörte Erfindung. Die Einführung dieses Instruments hatte überall in ganz Deutschland Staunen und Einwendung verursacht, denn die Trompeter und Pauker des heiligen römischen Reiches bildeten eine zünftige Genossenschaft, welche durch ein schönes kaiserliches Privilegium geschützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte. Aber der König kehrte sich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten exerzirten, luden und feuerten, so war die Präzision und

Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich*); denn seit 1740, wo der Dessauer den eisernen Ladestock eingeführt hatte, schoß der Preuße vier- bis fünfmal in der Minute, er lernte es später noch schneller, 1773 fünf- bis sechsmal, 1781 sechs- bis siebenmal. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exerzirenden Mannschaft früh am Morgen unter den Fenstern des Königsschlosses dröhnten, war der Lärm so groß, daß alle kleine Prinzen und Prinzessinnen aus den Betten mußten.

Aber wer das Soldatenvolk recht sehen wollte, der mußte nach Potsdam reisen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken gewesen zwischen Havel und Sumpf, der König hatte ein steinernes Soldatenlager daraus gemacht; kein Civilist durfte dort einen Degen tragen, auch der Staatsminister nicht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäusern, die zum Theil auf holländische Art gebaut waren, die Riesen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Es waren drei Bataillone von 800 Mann, außerdem 6—800 unrangirte zum Ersatz. Wer von den Grenadieren mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für sich; von den andern Colossen hausten je vier bei einem Wirth, der ihnen aufwarten und Kost besorgen mußte, wofür er etliche Klaftern Holz erhielt. Die Leute dieses Regiments wurden nicht beurlaubt, durften keine öffentliche Handarbeit treiben, keinen Branntwein trinken, die meisten lebten wie Studenten auf der hohen Schule, sie beschäftigten sich mit Büchern, mit Zeichnen, mit Musik, oder arbeiteten in ihren Häusern**). Sie erhielten außergewöhnlichen Sold, die längsten von zehn bis zwanzig Thaler monatlich, schöne Leute in hohen blechbeschlagenen Grenadiermützen, wodurch sie noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren gar Mohren. Wer zu der Leibcompagnie des Regiments gehörte, der

---

*) Faßmann, Leben Friedrich Wilhelm I. und v. Loen: der Soldat, schildern ziemlich anschaulich.

**) v. Loen, der Soldat, S. 312.

war so merkwürdig, daß er abgemalt und im Corridor des Potsdamer Schlosses aufgehängt wurde. Diese Enakssöhne in Parade oder exerciren zu sehen, reisten viele distinguirte Leute nach Potsdam. Freilich wurde schon damals bemerkt, daß solche Colosse schwerlich zum Ernst des Krieges brauchbar wären und daß noch Niemand in der Welt darauf verfallen sei, den Vorzug des Soldaten in der außerordentlichen Größe zu suchen, das Wunder sei Preußen vorbehalten. Aber wer im Lande selbst weilte, that gut, dergleichen nicht laut auszusprechen. Denn die Grenadiere waren eine Leidenschaft des Königs, welche in den letzten Jahren fast bis zum Wahnsinn stieg, für die der König seine Familie, Recht, Ehre, Gewissen und was ihm sein Lebelang sonst am höchsten stand, den Vortheil seines Staats vergaß. Sie waren seine lieben blauen Kinder, er kannte jeden Einzelnen genau, nahm an ihren persönlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil, unterhielt sich, wenn er gnädig war, mit den Einzelnen, und ertrug lange Reden und dreiste Antworten. Es war schwer für einen Civilisten, gegen diese Lieblinge Recht zu behalten und sie waren mit gutem Grund von dem Volke gefürchtet. Was irgendwo in Europa von großen Leuten zu finden war, ließ der König aufspüren und durch Güte oder Gewalt zu seiner Garde schaffen. Da stand der Riese Müller, der sich in Paris und London für Geld hatte sehen lassen — die Person zwei Groschen — er war erst der vierte oder fünfte in der Reihe; noch größer war damals Jonas, ein Schmiedeknecht aus Norwegen, dann der Preuße Hohmann, dem der König August von Polen, der doch ein stattlicher Herr war, mit der ausgestreckten Hand nicht auf den Kopf reichen konnte; endlich später James Kirckland, ein Ire, den der preußische Gesandte von Borke mit Gewalt aus England entführt hatte, und wegen dem beinahe der diplomatische Verkehr abgebrochen wurde, er hatte dem König gegen neuntausend Thaler gekostet. Aus jeder Art von Lebensberuf waren sie zusammengeholt, Abenteurer der schlimmsten Art, Studenten, katholische Geistliche, Mönche, auch einzelne Edelleute standen in Reihe und Glied. Wer zu speculiren wußte, verkaufte seine Größe theuer. Der

Kronprinz Friedrich sprach in den Briefen an seine Vertrauten oft mit Abneigung und Spott von der Leidenschaft des Königs; aber auch ihm ging etwas davon in das Blut über, und ganz ist die Freude daran noch heut nicht aus dem preußischen Heere geschwunden. Sie überkam auch andere Fürsten. Zunächst solche, welche zu den Hohenzollern hielten, die Dessauer, die Braunschweiger. Noch 1806 trieb der Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher bei Auerstädt tötlich verwundet wurde, bei seinem Regiment zu Halberstadt einen systematischen Menschenhandel, in seiner Leibcompagnie ging das erste Glied mit 6 Fuß aus, der kleinste Mann hatte 5 Fuß 9 Zoll, alle Compagnien waren größer, als jetzt das erste Garderegiment. Aber auch an andere Armeen hing sich etwas von dieser Vorliebe. Am Ende des vorigen Jahrhunderts bedauert ein tüchtiger sächsischer Offizier, daß die schönsten und größten Regimenter der sächsischen Armee sich nicht mit den kleinsten der Preußen messen konnten *).

Nicht weniger merkwürdig war das Verhältniß, in welchem König Friedrich Wilhelm I. zu seinen Offizieren stand. Er haßte und fürchtete von Herzen die schlaue Klugheit der Diplomaten und der höhern Beamten; dem einfachen, derben, graden Wesen seiner Offiziere — das zuweilen eine Maske war — vertraute er leicht seine geheimsten Gedanken. Es war seine Lieblingsstimmung, sich als ihr Kamerad zu betrachten. Wer die Schärpe trug, den hielt er in vielen Stunden für seinesgleichen. Alle Oberoffiziere bis zum Major herab, die er längere Zeit nicht gesehen hatte, pflegte er bei der Begrüßung zu küssen. Einst schimpfte er den Major von Jürgaß mit dem Schmähwort, womit der Offizier damals einen studirten Mann bezeichnete, der trunkene Major erwiderte: „das sagt ein Hundsfott", stand auf und verließ die Gesellschaft. Da erklärte der König, er könne das nicht auf sich sitzen lassen und sei bereit, für die Beleidigung mit Schwert oder Pistolen Revanche zu nehmen. Als die An-

*) G. v. Griesheim, die Taktik. S. 75. — v. Liebenroth, Fragmente. S. 29.

wesenden protestirten, frug der König zornig, wie er denn sonst Genugthuung für seine beleidigte Ehre erhalten könne. Man fand das Auskunftsmittel, daß sich Oberstlieutenant von Einsiedel, der des Königs Stelle beim Bataillon zu vertreten hatte, statt seiner duelliren müsse. Das Duell ging vor sich, Einsiedel wurde am Arm verwundet, der König füllte ihm dafür einen Tornister mit Thalern und befahl ihm, die Last nach Hause zu tragen. — Und der König vergaß sein Leben nicht, daß er als Kronprinz im Dienst nur bis zum Obersten avancirt worden, und daß ein Feldmarschall eigentlich mehr war, als er selbst. Deshalb bedauerte er in dem Tabakscollegium, daß er nicht bei König Wilhelm von England hätte bleiben können: „er hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht; selbst zum Statthalter von Holland hätte er mich machen können.“ Und als ihm entgegengehalten wurde, daß er ja selbst ein großer König sei, erwiderte er: „Ihr redet, wie ihr es versteht, er hätte mich das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa zu commandiren. Wißt ihr etwas Größeres?“ So sehr fühlte der wunderliche Herr, daß er kein Feldherr geworden war. Und als er sterbend in seinem Holzstuhl saß, alle Erdensorgen hinter sich geworfen hatte und neugierig an sich selbst den Proceß des Sterbens beobachtete, da ließ er noch das Totenpferd aus dem Stalle holen, wie es nach altem Brauch von der Hinterlassenschaft eines Obersten dem commandirenden General übersandt wurde, er befahl, das Roß von seinetwegen zu Leopold von Dessau zu führen und die Stallknechte zu prügeln, weil sie nicht die rechte Schabrake darauf gelegt hatten*). Ein solcher Fürst zog fast den gesammten Adel seines Landes nach seinem Bilde und in sein Heer. Roh und unwissend, wie er selbst, war der größte Theil seiner Offiziere. Schon unter dem großen Kurfürsten war in

---

*) Nicht die schlechte Zusammenstellung der Farben: blauer Sammt und gelbe Schabrake ärgerte den sterbenden König, das waren die Farben seines Leibregiments, er aber wollte die Regimentsfarben des Dessauers darauf sehen: blau, roth und weiß.

dem Heere eine souveräne Verachtung gegen alle Bildung nur zu häufig gewesen, schon damals war bei dem früh verstorbenen Kurprinzen Karl Emil, dem ältern Bruder des ersten Königs von Preußen, durch die Offiziere seiner Umgebung ein solcher Widerwille gegen alles Lernen großgezogen worden, daß der Prinz behauptete: wer studire und lateinisch lerne, sei ein Bärenhäuter. Im Tabakscollegium des König Friedrich Wilhelm waren im Anfange noch ärgere Bezeichnungen dieser Menschenklasse gewöhnlich; beim König selbst wurde das allerdings in den letzten Jahren seines Lebens anders, aber der Mehrzahl der preußischen Offiziere blieb der rauhe Ton, die Gleichgültigkeit gegen alles Wissen, was nicht zum Handwerk gehörte, trotz der Bemühungen Friedrich des Großen bis in dieses Jahrhundert. Noch um 1790 bezeichnete das Volk durch das Wort: Friedrich-Wilhelm-Offizier*) einen großen hageren Mann in kurzem blauen Rock mit langem Degen und zugeschnürtem Hals, der alle seine Handlungen steif und ernst wie im Dienst verrichtete und wenig gelernt hatte. Und aus derselben Zeit klagt Lafontaine, Feldprediger im Regiment v. Thadden zu Halle, wie gering die Bildung der Offiziere sei. Nach einer geschichtlichen Vorlesung, die er ihnen gehalten, nahm ihn ein wackerer Capitän bei Seite: „Sie erzählen Dinge, die vor vielen tausend Jahren geschehen sind, Gott weiß, wo. Machen Sie uns nicht auch etwas weiß? Woher wissen Sie das?“ Und als der Feldprediger ihm eine Erklärung gab, versetzte der Offizier: „Curios, ich habe gedacht, es sei immer so gewesen, wie im Preußischen.“ Derselbe Capitän konnte nicht Geschriebenes lesen, war aber sonst ein braver zuverlässiger Mann**). —

Aber König Friedrich Wilhelm I. wollte doch nicht, daß seine Offiziere ganz unbehilflich bleiben sollten. Er ließ die Söhne armer Edelleute auf seine Kosten in der großen Kadettenanstalt zu Berlin unterrichten und unter Aufsicht tüchtiger Offiziere an den

*) Von Schlesien vor und seit 1740. S. 22.

**) Lafontaine's Leben von Gruber. S. 126.

Dienst gewöhnen, die gewandteren brauchte er als Pagen, zu kleinen Dienstleistungen, zu Wachen im Schloß. Es fiel auf, daß in Preußen kein armer Edelmann um das Fortkommen seiner Söhne sorgen durfte, der König that es für ihn; der Adel Preußens, sagte man, sei die Pflanzschule für den Sponton. Schon der Knabe von vierzehn Jahren trug ganz denselben Rock von blauem Tuch, wie der König und seine Prinzen. Denn Epauletten und Unterschiede in der Stickerei gab es damals noch nicht, nur die Regimenter wurden durch Abzeichen unterschieden. Jeder Prinz des preußischen Hauses mußte dienen und Offizier werden, wie der Sohn des armen Edelmanns. Daß in der Schlacht bei Mollwitz zehn Prinzen des preußischen Königshauses beim Heere gewesen waren, wurde von den Zeitgenossen wohl bemerkt. Das war noch nirgend und zu keiner Zeit dagewesen, daß die Könige sich als Offiziere und den Offizier als einen Fürsten und als ihresgleichen betrachteten.

Durch diese kameradschaftliche Zucht wurde ein Offizierstand geschaffen, wie ihn bis dahin kein Volk gehabt hatte. Es ist wahr, alle Fehler eines bevorzugten Standes wurden sehr auffallend an ihm sichtbar. Außer seiner Rohheit, Trunkliebe und Völlerei war auch die Duellwuth, das alte Leiden deutscher Heere nicht auszurotten, obwol derselbe Hohenzollern, der sich selbst mit seinem Oberstlieutenant schlagen wollte, unerbittlich jeden Offizier mit dem Tode strafte, der im Duell einen andern getötet hatte. Rettete sich aber ein solcher „braver Kerl" durch die Flucht, dann freute sich wol der König, wenn ihn andere Regenten beförderten. — Das Duell der Preußen hatte damals noch fast ganz die Gebräuche des dreißigjährigen Krieges: mehre Secundanten, die Zahl der Gänge bestimmt, man kämpfte zu Pferde auf ein Paar Pistolen, zu Fuß mit dem Degen, vor dem Gefecht gaben die Gegner einander die Hand, ja sie umarmten einander und verziehen im Voraus ihren Tod, wer fromm war, ging vorher zur Beichte und Abendmahl; kein Stoß durfte geschehen, bevor der Gegner im Stande war, den Degen zu gebrauchen, im Fall er zu Boden stürzte oder entwaffnet wurde, war Großmuth Pflicht; noch

kam vor, daß, wer tödlichen Ausgang wollte, seinen Mantel ausbreitete, oder wenn er — wie die Offiziere seit 1710 — keinen Mantel trug, mit dem Degen ein viereckiges Grab auf den Boden zeichnete. Der Versöhnung folgte sicher ein Gelage. Häufig und unbestraft war dem Offizier Anmaßung gegen Beamte von Civil, brutale Gewaltthat gegen Schwächere. Auch die lebhafte Empfindung für Offiziersehre, welche sich damals beim preußischen Heere ausbildete, hatte nicht grade hohe sittliche Berechtigung, sie war ein sehr unvollkommenes Surrogat für männliche Tugend, denn sie verzieh große Laster, sie privilegirte auch Gemeinheiten. Aber sie war doch für tausend verwilderte und zuchtlose Männer ein wichtiger Fortschritt.

Denn durch sie wurde zuerst in dem preußischen Heere eine, wenn auch einseitige Hingebung des Adels an die Idee des Staates hervorgebracht. Zuerst in der Armee der Hohenzollern wurde der Gedanke, daß der Mann sein Leben dem Vaterlande schuldig sei, in die harten Seelen der Offiziere und der Gemeinen hineingeschlagen. Keinem Theile von Deutschland haben brave Soldaten gefehlt, welche für die Fahne zu sterben wußten, welcher sie dienten. Aber das Verdienst der Hohenzollern, der rauhen rücksichtslosen Führer eines wilden Heeres, war, daß, weil sie selbst mit einer unbegrenzten Hingebung für ihren Staat lebten, arbeiteten, Gutes und Böses thaten, sie auch ihrem Heere zu der Fahnenehre ein patriotisches Pflichtgefühl zu geben wußten. Aus der Schule Friedrich Wilhelm I. wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II. seine Schlachten gewann, die den preußischen Staat des vorigen Jahrhunderts zu der gefürchtetsten Macht Europas machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeisternde Gefühl verschaffte, daß auch in den deutschen Grenzen ein Vaterland sei, auf das der Einzelne stolz sein dürfe, für dessen Vortheil zu kämpfen und zu sterben jedem braven Landeskind die höchste Ehre und den höchsten Ruhm bereite.

Und zu diesem Fortschritt deutscher Bildung halfen nicht nur die Begünstigten, welche mit Ringkragen und Schärpe als Kameraden

des Obersten Friedrich Wilhelm auf den Schemeln seines Collegiums saßen, auch die vielgeplagten Soldaten, die durch Zwang und Schläge genöthigt wurden, für denselben Staat ihres Königs die Muskete abzufeuern.

Zunächst aber, bevor von dem Segen der Regierung eines großen Königs die Rede ist, soll hier, wo das Leben der Einzelnen, Kleinen geschildert wird, ein preußischer Rekrut und Deserteur von den Leiden des alten Heerwesens erzählen.

Der Erzählende ist der Schweizer Ulrich Bräcker, der Mann von Toggenburg, dessen Selbstbiographie öfter gedruckt*) und einer der lehrreichsten Berichte aus dem Leben des Volkes ist, welchen wir besitzen. Die Lebensbeschreibung enthält in ihrem ersten Theil eine Fülle von charakteristischen und liebenswürdigen Zügen: die Schilderung einer armen Familie im entlegenen Thal, den bittern Kampf mit der Noth des Lebens, das Treiben der Hirten, die erste Liebe des jungen Mannes, seine hinterlistige Entführung durch preußische Werber, den gezwungenen Kriegsdienst bis zur Schlacht bei Lowositz, die Flucht nach der Heimat und seit der Zeit einen mühsamen Kampf um die Existenz, die Beschreibung seines Haushaltes, zuletzt die Resignation einer weichen, enthusiastischen Natur, welche nicht ohne eigne Schuld durch Neigung zur Träumerei und durch leidenschaftliche Wallungen in der soliden Einrichtung des eigenen Lebens gestört wurde. Ueberall verräth der arme Mann von Toggenburg in seiner ausführlichen Darstellung ein poetisches Gemüth von oft rührender Kindlichkeit, einen leidenschaftlichen Trieb zu lesen, nachzudenken und sich zu bilden, eine reizbare Organisation, welche durch Phantasieen und Stimmungen beherrscht wird.

Ulrich Bräcker war in Toggenburg, seiner Heimat, mit dem Vater beim Holzfällen beschäftigt, als ein Bekannter der Familie, ein umherziehender Müller, zu den Arbeitenden trat und der ehrlichen

*) Der arme Mann im Tockenburg, herausgegeben von Füßli. Zürich, 1789 und 1792. Zuletzt von E. Bülow. Leipzig, 1852.

Einfalt Bräcker's den Rath gab, aus dem Thal in die Städte zu ziehen, um dort sein Glück zu machen. Unter den Segenswünschen der Eltern und Geschwister wandert der ehrliche Junge mit dem Hausfreunde nach Schafhausen; dort wird er in ein Wirthshaus gebracht, wo er einen fremden Offizier kennen lernt. Als sein Begleiter sich zufällig auf kurze Zeit entfernt, wird er mit dem Offizier handels einig, als Bedienter bei ihm zu bleiben. Der Hausfreund kommt in das Zimmer zurück und ist auf's Höchste entrüstet, nicht darüber, daß Ulrich in den Dienst getreten ist, sondern daß er dies ohne seine Vermittelung gethan hat, und daß ihm das Mäklergeld dadurch verkürzt wird. Es ergab sich später, daß er selbst den Sohn seines Landsmanns fortgeführt hatte, um ihn zu verkaufen, und daß er zwanzig Friedrichsdor für ihn hatte fordern wollen. Ulrich lebt eine Zeitlang lustig als Bedienter bei seinem lockern Herrn, dem Italiener Markoni, in neuer Livree, ohne sich sonderlich um die geheime Dienstthätigkeit desselben zu kümmern. Er fühlt sich in seinen neuen Verhältnissen sehr wohl und schreibt einen freudigen Brief nach dem andern an seine Eltern und seine Geliebte. Endlich wird er mit einer Lüge von seinem Herrn tiefer in das Reich und zuletzt bis Berlin geschickt, und erst dort erkennt er mit Schrecken, daß seine schöne Livree und sein ganzes lustiges Leben nichts als ein Betrug war, der mit ihm gespielt worden ist. Sein Herr ist ein Werbeoffizier, er selbst ein preußischer Rekrut. Von hier an soll er selbst seine Schicksale erzählen:

„Es war den 8. April, da wir zu Berlin einmarschirten, und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, schon acht Tage vor uns dort angelangt war — als Labrot mich in die Krausenstraße in Friedrichstadt transportirte, mir ein Quartier anwies, und mich dann kurz mit den Worten verließ: „Da, Mußier! bleib' er, bis auf fernere Ordre!" Der Henker! dacht' ich, was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirthshaus. Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit sich auf seine

Stube, wo sich schon zwei andere Martissöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz: Ich komme aus der Schweiz, und sei Sr. Excellenz, des Herrn Lieutenant Markoni Lakai; die Sergeanten hätten mich hierher gewiesen; ich möchte aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sei, und wo er wohne. Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, dazu ich hätte weinen mögen; und keiner wollte das Geringste von einer solchen Excellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenigem Appetit davon.

Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl in's Zimmer trat, dem ich doch bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tisch ausspreitete, ein Sechsgroschenstück dazu legte, und sagte: „Das ist vor dich, mein Sohn! Gleich werd' ich dir noch ein Commisbrod bringen." „Was? vor mich?" versetzte ich: „Von wem? wozu?" „Ei! deine Montirung und Traktament, Bursche! Was gilt's da Fragens? Bist ja ein Rekrute." „Wie, was? Rekrute?" erwiederte ich: „Behüte Gott! da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein! in meinem Leben nicht. Markoni's Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Da wird mir kein Mensch anders sagen können!" „Und ich sag' dir, du bist Soldat, Kerl! Ich steh' dir dafür. Da hilft itzt alles nichts." Ich: Ach! wenn nur mein Herr Markoni da wäre. Er: Den wirst du sobald nicht zu sehen kriegen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener sein, als seines Lieutenants? — Damit ging er weg. „Um Gottes willen, Herr Zittemann!" fuhr ich fort: „Was soll das werden?" „Nichts, Herr!" antwortete dieser, „als daß er, wie ich und die andern Herren da, Soldat, und wir folglich alle Brüder sind; und daß ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man ihn auf Wasser und Brod nach der Hauptwache führt, kreuzweis schließt, und ihn fuchtelt, daß ihm die Rippen krachen, bis er content ist!" Ich:

Das wär' beim Sacker unverschämt, gottlos! Er: Glaub' er mir's auf mein Wort, anderst ist's nicht, und geht's nicht. Ich: So will ich's dem Herr König klagen. — Hier lachten alle hoch auf. — Er: Da kömmt er sein Tage nicht hin. Ich: Oder, wo muß ich mich sonst denn melden? Er: Bei unserm Major, wenn er will. Aber das ist alles umsonst. Ich: Nun, so will ich's doch probiren, ob's so gelte! — Die Bursche lachten wieder. — (Der Major prügelt ihn zur Thüre hinaus.) —

Des Nachmittags brachte mir der Feldweibel mein Commisbrod nebst Unter- und Uebergewehr, und so fort, und fragte: ob ich mich nun eines Bessern bedacht? „Warum nicht?“ antwortete Zittemann für mich: „er ist der beste Bursch' von der Welt.“ Itzt führte man mich in die Montirungskammer, und paßte mir Hosen, Schuh und Stiefeletten an; gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe und so fort. Dann mußte ich mit noch etwa zwanzig anderen Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei, und befahl jedem einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her, und sprach uns einige Worte vor, welche die Mehrsten nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht — dachte dafür, was ich gern wollte — ich glaube an Aennchen; er schwung dann die Fahne über unsre Köpfe, und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche, und ließ mir ein Mittagessen, nebst einem Krug Bier, geben. Dafür mußt' ich zwei Groschen zahlen. Nun blieben mir von jenen sechsen noch viere übrig; mit diesen sollt' ich auf vier Tage wirthschaften, und sie reichten doch blos für zweene hin. Bei dieser Ueberrechnung fing ich gegen meine Kameraden schrecklich zu lamentiren an. Allein Cran, einer derselben, sagte mir mit Lachen: „Es wird dich schon lehren. Itzt thut es nichts; hast ja noch allerlei zu verkaufen! Per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann bist du gar itzt doppelt armirt; das läßt sich alles versilbern. Und dann der Menage wegen, nur fein aufmerksam zugesehn, wie's die andern machen. Da heben's drei, vier bis

fünf mit einander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirn u. dergl. und kochen selbst. Des Morgens um en Dreier Fusel und en Stück Commisbrod: Mittags holen sie in der Garküche um en andern Dreier Suppe, und nehmen wieder en Stück Commis: des Abends um zwei Pfenning Kovent oder Dünnbier, und abermals Commis." „Aber, das ist beim Strehl ein verdammtes Leben," versetzt' ich; und er: Ja! So kommt man aus, und anderst nicht. Ein Soldat muß das lernen; denn es braucht noch viel andre Waar: Kreide, Puder, Schuhwar, Oel, Schmirgel, Seife, und was der hundert Siebensachen mehr sind. — Ich: Und das muß einer alles aus den sechs Groschen bezahlen? Er: Ja! und noch viel mehr; wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn er solche Dinge nicht selber kann. — Damit gingen wir in unser Quartier; und ich machte alles so gut ich konnte und mochte.

Die erste Woche indessen hatt' ich noch Vacanz; ging in der Stadt herum auf alle Exercierplätze; sah, wie die Offiziere ihre Soldaten musterten und prügelten, daß mir schon zum Voraus der Angstschweiß von der Stirne troff. Ich bat daher Zittemann, mir bei Haus die Handgriffe zu zeigen. „Die wirst du wohl lernen!" sagte er: „Aber auf die Geschwindigkeit kömmt's an. Da geht's dir wie en Blitz!" Indessen war er so gut, mir wirklich alles zu weisen; wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisiren sollte und so fort. Nach Cran's Rath verkaufte ich meine Stiefel und kaufte dafür ein hölzernes Kästchen für meine Wäsche. Im Quartier übte ich mich stets im Exercieren, las im Hallischen Gesangbuch oder betete. Dann spaziert' ich etwa an die Spree und sah da hundert Soldatenhände sich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaaren beschäftigen: Oder auf die Zimmerplätze: da steckte wieder alles voll arbeitender Kriegsmänner. Ein andermal in die Kasernen und so fort. Da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Handthierungen trieben, von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken. Kam ich auf die Hauptwache, so gab's da deren die spielten, soffen und haselierten; andre,

welche ruhig ihr Pfeifchen schmauchten und discurirten; etwa auch Einer, der in einem erbaulichen Buch las, und's den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's eben so her. Kurz in Berlin hat's unter dem Militär — wie, denk' ich freilich, in großen Staaten überall — Leute aus allen vier Welttheilen, von allen Nationen und Religionen, von allen Charakteren und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu sein Stücklein Brod gewinnen kann.

Die zweite Woche mußt' ich mich schon alle Tage auf dem Paradeplatze stellen, wo ich unvermuthet drei meiner Landsleute, Schärer, Bachmann und Gästli fand, die sich zumal alle mit mir unter gleichem Regimente (Itzenplitz), die beiden erstern vollends unter der nämlichen Compagnie (Lüderitz) befanden. Da sollt' ich vor allen Dingen unter einem mürrischen Korporal mit einer schiefen Nase (Mengke mit Namen) marschiren lernen. Den Kerl nun mocht' ich vor den Tod nicht vertragen, wenn er mich gar auf die Füße klopfte, schoß mir das Blut in den Gipfel. Unter seinen Händen hätt' ich mein Tage nichts begreifen können. Dies bemerkte einst Hevel, der mit seinen Leuten auf dem gleichen Platze manövrirte, tauschte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter sein Peloton. Das war mir eine Herzensfreude. Itzt capirt' ich in einer Stunde mehr als in zehn Tagen.

Schärer war eben so arm als ich; allein er bekam ein Paar Groschen Zulage und doppelte Portion Brod, der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihm, als auf mir. Indessen waren wir Herzensbrüder; so lang einer etwas zu brechen hatte, konnte der andere mitbeißen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauste, war ein filziger Kerl und harmonirte nie recht mit uns; und doch schien immer die Stunde ein Tag lang, wo wir nicht beisammen sein konnten. G. mußten wir in lüderlichen Häusern suchen, wenn wir ihn haben wollten; er kam bald hernach in's Lazareth. Ich und Schärer waren auch darin völlig gleichgesinnt, daß uns das Berliner Weibsvolk ekelhaft und abscheulich vorkam; und wollt' ich für ihn so gut wie

für mich einen Eid schwören, daß wir keine mit einem Finger berührt. Sondern sobald das Exercieren vorbei war, flogen wir mit einander in Schottmann's Keller, tranken unsern Krug Ruppiner- oder Kotbusser-Bier, schmauchten ein Pfeifchen, und trillerten ein Schweizerlied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommeraner mit Lust zu. Etliche Herren sogar ließen uns oft expreß in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu singen. Meist bestand der Spielerlohn blos in einer schmutzigen Suppe; aber in einer solchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb.

Oft erzählten wir einander unsere Lebensart bei Hause, wie wohl's uns war, wie frei wir gewesen, was es hingegen hier vor ein verwünschtes Leben sei, u. dergl. Dann machten wir Plane zu unserer Entledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heut oder morgens einer derselben gelingen möchte; bald hingegen sahen wir vor jedem einen unübersteiglichen Berg; und noch am meisten schreckte uns die Vorstellung der Folgen eines allenfalls fehlschlagenden Versuches. Bald alle Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie noch so viele List gebraucht, sich in Schiffer und andere Handwerksleute, oder gar in Weibsbilder verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt, u. dergl., dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann, acht Mal die lange Gasse auf und ab Spießruthen laufen ließ, bis sie athemlos hinsanken — und des folgenden Tags auf's neue dran mußten; die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wieder frisch drauf losgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Bluts ihnen über die Hosen hinabhingen. Dann sahen Schärer und ich einander zitternd und totblaß an, und flüsterten einander in die Ohren: „Die verdammten Barbaren!" Was hiernächst auch auf dem Exerzierplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Jünkerlins, und hinwieder des Lamentirens der Geprügelten kein Ende. Wir selber zwar waren immer von den ersten auf der Stelle, und tummelten uns wacker. Aber es that uns

nicht minder in der Seele weh, andre um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und uns selber so, Jahr ein Jahr aus, coujonirt zu sehn, oft ganzer fünf Stunden lang in unsrer Montur eingeschnürt wie geschraubt stehn, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marschiren, und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen; und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit einem furiosen Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stund und alle Augenblick wie unter Kohlköpfe drein zu hauen drohte. Bei einem solchen Traktament mußte auch der starknervigste Kerl halb lahm, und der geduldigste rasend werden. Und kamen wir dann totmüde ins Quartier, so gieng's schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurecht zu machen und jedes Fleckchen auszumustern; denn bis auf den blauen Rock war unsre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patrontasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Unthat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn er auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. — Wahr ist's, unsere Offiziere erhielten gerade damals die gemessenste Ordre, uns über Kopf und Hals zu mustern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon und dachten halt, das sei sonst so Kriegsmanier.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo es hieß: Allons, ins Feld. Itzt wurde Marsch geschlagen; Thränen von Bürgern, Soldatenweibern und dergleichen, flossen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, die Landeskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmuth und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden, und riefen: Endlich Gottlob ist unsere Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschnallt; dann die Patrontasche über die Schulter, mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achsel den Tornister, mit Wäsche u. s. f. gepackt; item der Habersack, mit Brod und andrer Fourage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgeräth tragen: Flasche, Kessel, Hacken oder so was, alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte, auch an

einem solchen. So waren wir alle fünfmal übereinander kreuzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine solche Hundstagshitze, daß mir's manchmal däuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen und wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam, wie von einem siedenden Kessel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib, und verschmachtete bald vor Durst.

So marschirten wir den ersten Tag (22. Aug.) zum Köpeniker Thor aus, und machten noch vier Stunden bis zum Städtchen Köpenik, wo wir zu dreißig bis fünfzig zu Bürgern einquartiert waren, die uns vor einen Groschen traktiren mußten. Potz Plunder, wie ging's da her! Ha! da wurde gegessen. Aber denk' man sich nur so viele große hungrige Kerls! Immer hieß es da: Schaff her, Canaille, was d' im hintersten Winkel hast. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt; da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich eine curiose Wirthschaft! In jedem Haus befand sich ein Offizier, welcher auf guter Mannszucht halten sollte; sie waren aber oft die Fäulsten*). — —

Bis hieher hat der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text unsers Feldpredigers bei Pirna. O ja! dacht' ich: Das hat er und wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemessene Ordre erhalten, scharf zu laden; dieses veranlaßte unter den ältern Soldaten immer ein Gerede: „Heute giebt's was! Heut setzt's gewiß was ab!" Dann schwitzten wir Jungen freilich an allen Fingern, wenn wir irgend bei einem Gebüsch oder Gehölz vorbeimarschirten und uns verfaßt halten mußten. Da spitzte jeder stillschweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und seinen Tod, und sah, sobald man wieder in's Freie kam, sich rechts und links um, wie er

*) Die Schlimmsten.

am schicklichsten entwischen konnte; denn wir hatten immer feindliche Kürassiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. —

Endlich den 22. Septbr. war Allarm geschlagen, und erhielten wir Ordre aufzubrechen. Augenblicklich war Alles in Bewegung; in etlichen Minuten ein stundenweites Lager — wie die allergrößte Stadt — zerstört, aufgepackt, und Allons, Marsch! Jtzt zogen wir in's Thal hinab, schlugen bei Pirna eine Schiffbrücke, und formirten oberhalb dem Städtchen, dem sächsischen Lager en Front, eine Gasse, wie zum Spißruthenlaufen, deren eines End bis zum Pirnaer Thor ging, und durch welche nun die ganze sächsische Armee zu vieren hoch spazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und — man kann sich's einbilden, die ganze lange Straße durch Schimpf- und Stichelreden genug anhören mußten. Einige gingen traurig mit gesenktem Gesicht daher, andre trotzig und wild, und noch andre mit einem Lächeln, das den preußischen Spottvögeln gern nichts schuldig bleiben wollte. Weiter wußten ich, und so viele tausend andre, nichts von den Umständen der eigentlichen Uebergabe dieses großen Heeres. An dem nämlichen Tage marschierten wir noch ein Stück Wegs fort, und schlugen jetzt unser Lager bei Lilienstein auf.

Bei diesen Anläßen wurden wir oft von den kaiserlichen Panduren attakirt, oder es kam sonst aus einem Gebüsch ein Karabienerhagel auf uns los, so daß mancher tot auf der Stelle blieb und noch mehre blessirt wurden. Wenn denn aber unsre Artilleristen nur etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, so flog der Feind über Hals und Kopf davon. Dieser Plunder hat mich nie erschreckt; ich wäre sein bald gewohnt worden, und dacht' ich oft: Bah! wenn's nur den Weg hergeht, ist's so übel nicht. —

Früh Morgens am 1. Oktober mußten wir uns rangiren und durch ein enges Thälchen gegen dem großen Thal hinuntermarschiren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine hinunterkamen und zur großen Armee stießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene,

oberhalb dem böhmischen Städtchen Lowositz. Es war kaiserliche Cavallerie; denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dieselbe bei gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um 6 Uhr ging schon das Donnern der Artillerie sowol aus unserm Vordertreffen, als aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unserm Regiment (das im mittlern Treffen stund) durchschnurrten. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwischen; jetzt sah ich keine Ausflucht mehr weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Muth in die Hosen, in den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen und eine ähnliche Angst, ja Todesblässe, las man bald auf allen Gesichtern, selbst deren, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit gleißneten. Die geleerten Branzfläschchen (wie jeder Soldat eines hat) flogen unter den Kugeln durch die Lüfte; die meisten soffen ihren kleinen Vorrath bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgens vielleicht keinen Fusel mehr! Itzt avancirten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. Potz Himmel! wie sausten da die Eisenbrocken ob unsern Köpfen weg — fuhren bald vor bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Rasen hoch in die Luft sprang — bald mitten ein und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhälme wären. Dicht vor uns sahen wir nichts als feindliche Cavallerie, die allerhand Bewegungen machte; sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- und Viereck sich wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsre Cavallerie an; wir machten Lücke und ließen sie vor, auf die feindliche losgallopiren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie nun einhieben: Allein kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsre Reiterei, von der österreichischen geschlagen, und bis nahe unter unsre Kanonen verfolgt, zurücke. Da hätte man das Spektakeln sehen sollen, Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andere, die ihr Gedärm der Erde nachschleppten. Inzwischen stunden wir noch immer im feindlichen

Kanonenfeuer bis gegen 11 Uhr, ohne daß unser linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zusammentraf, obschon es auf dem rechten sehr hitzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiserlichen Schanzen Sturm laufen. Mir war's schon nicht mehr so bange, wie anfangs, obgleich die Feldschlangen Mannschaft zu beiden Seiten neben mir wegrafften, und der Walplatz bereits mit Toten und Verwundeten übersäet war — als mit eins ungefähr um zwölf Uhr die Ordre kam, unser Regiment, nebst zwei andern (ich glaube Bevern und Kalkstein) müßten zurückmarschiren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die jähen Weinberge hinauf, brachen unsre Hüte voll schöne rothe Trauben, aßen vor uns her nach Herzenslust; und mir, und denen, welche neben mir stunden, kam nichts Arges in den Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsre Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unsre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Paß zwischen Felsen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunterführte.' Sobald nun unsre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entsetzlicher Musketenhagel an; und nun merkten wir erst, wo der Haas im Stroh lag. Etliche Tausend kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unsrer Armee in den Rücken zu fallen; dies muß unsern Anführern verrathen worden sein und wir mußten ihnen darum zuvorkommen: Nur etliche Minuten später, so hatten sie uns die Höhe abgewonnen und wir wahrscheinlich den Kürzern gezogen. Nun setzte es ein unbeschreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsre Vordertruppen litten stark, allein die hintern drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten.

Da mußten wir über Hügel von Toten und Verwundeten hinstolpern. Alsdann ging's hudri, hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern

herab in die Ebene. Unsre gebornen Preußen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie vertaumelt, und mir weder Furcht noch Schreckens bewußt, schoß ich eines Schießens fast alle meine sechszig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war, und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles ging in die freie Luft. Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowositz postirten sich die Panduren wieder, und pülverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir in's Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durcheinander; und wo sich einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen, oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestoßen. Und nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Commandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtoten Opfer dieses Tages alle Sinne betäubte! Um diese Zeit — es mochte etwa drei Uhr sein — da Lowositz schon im Feuer stand, viele hundert Panduren, auf welche unsre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, in's Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber losging — um diese Zeit war ich freilich nicht der Vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch etwas im Weinberg droben, von denen indessen mancher, wie gesagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hilf' zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand, und auf die Ebene wie in ein finsteres Donner- und Hagelwetter hineinsah — in diesem Augenblick deucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf;

hinter mir noch viele nachkommende auf die Feinde loseilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich sah ich Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menschen, Preußen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf diese Seite, dacht' ich; sonst ist's pur lautere Unmöglichkeit!

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf diese linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei: „Komm, komm, Bruder!“ sagten sie: „Victoria!“ Ich rispostirte kein Wort, that nur ein wenig blessirt, und ging immer noch allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrei-vier-fünf-sechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von Weitem — zum letzten Mal in meinem Leben — Morden und Totschlagen; strich dann in vollem Gallopp ein Gehölze vorbei, das voll toter Husaren, Panduren und Pferde lag; rannte eines Rennens grade dem Fluß nach herunter, und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen so eben auch etliche kaiserliche Soldaten angestochen, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten, und schlugen, als sie mich so daherlaufen sahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr streckte, und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich faßte also den Entschluß, gerad' auf sie zuzulaufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr H.***! dacht' ich, hättet ihr eure Courage bei Lowositz gezeigt! Als ich nun zu ihnen kam, und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab, unterm Versprechen, mir's nachwerts schon wieder zuzustellen. Aber der, welcher sich dessen impatronirt hatte, verlor sich bald darauf, und nahm das Füsil mit sich. Nun so sei's! Alsdann führten sie mich in's nächste Dorf, Schenisect (es mochte eine starke Stunde unter Lowositz sein). Hier war eine Fahrt über das Wasser, aber ein einziger Kahn zum Transporte.

Da gab's ein Zetermordiogeschrei von Männern, Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerst in dem Teich sein, aus Furcht vor den Preußen; denn alles glaubte sie schon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schaar von Weibern hineinsprang. Wo nicht der Fährmann etliche derselben hinausgeworfen, hätten wir alle ersaufen müssen. Jenseits des Flusses stand eine Panduren-Hauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieselbe zu, und diese rothen Schnurrbärte begegneten mir auf's manierlichste; gaben mir, ungeachtet ich sie und sie mich kein Wort verstunden, noch Tobak und Branntwein, und Geleit bis auf Leutmeritz, glaub' ich, wo ich unter lauter Stockböhmen übernachtete, und freilich nicht wußte, ob ich da mein Haupt sicher zur Ruhe legen konnte — aber — und dies war das Beste — von dem Tumult des Tages noch einen so vertaumelten Kopf hatte, daß dieser Kapitalpunkt mir am allermindesten betrug. Morgens darauf (2. Okt.) ging ich mit einem Transport in's kaiserliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bei zweihundert andrer preußischer Deserteurs an, von denen so zu reden jeder seinen eignen Weg, und sein Tempo in Obacht genommen hatte. —

Wir hatten die Erlaubniß alles im Lager zu besichtigen. Offiziers und Soldaten stunden dann bei Haufen um uns her, denen wir mehr erzählen sollten, als uns bekannt war. Etliche indessen wußten Winds genug zu machen, und ihren diesmaligen Wirthen zu schmeicheln, zur Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's denn auch unter den Kaiserlichen manchen Erzprahler; und der kleinste Zwerg rühmte sich, wer weiß wie manchen langbeinigten Brandenburger — auf seiner eignen Flucht in die Flucht geschlagen zu haben. Drauf führte man uns zu etwa fünfzig Mann Gefangener von der preußischen Cavallerie; ein erbärmlich Spektakel! Da war kaum einer von Wunden und Beulen leer ausgegangen; etliche über's ganze Gesicht heruntergehauen, andre in's Genick, andre über die Ohren, über die Schultern, die Schenkel u. s. f. Da war alles ein Aechzen und Wehklagen! Wie priesen uns diese armen Wichte selig,

einem ähnlichen Schicksal so glücklich entronnen zu sein; und wie dankten wir selber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten, und bekamen jeder seinen Dukaten Reisgeld. Dann schickte man uns mit einem Cavallerietransport, es waren unser an die zweihundert, auf ein böhmisches Dorf, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgingen. Dort vertheilten wir uns und bekamen Päſſe, je zu sechs, zehn bis zwölf hoch, welche einen Weg gingen; denn wir waren ein wunderseltsames Gemengsel von Schweizern, Schwaben, Sachsen, Baiern, Tirolern, Welschen, Franzosen, Polacken und Türken. Einen solchen Paß bekamen unser sechs zusammen bis Regensburg." —

So weit Ulrich Bräcker. Er kam glücklich in der Heimat an, aber den schnauzbärtigen Soldaten in seiner Uniform erkannte niemand wieder. Seine Geschwister verkrochen sich, seine Geliebte war ihm untreu geworden und hatte einen andern geheiratet, nur das Mutterherz fand aus der verwilderten Gestalt den Sohn heraus. Aber auch sein späteres Leben in dem einsamen Thal wurde durch die Abenteuer dieser Zeit gestört. Es war ein fremdes, unheimliches Element in ihn gekommen, reizbare Unruhe, Begehrlichkeit und Entwöhnung stetiger Arbeit.

Friedrich II. aber schrieb nach der Schlacht bei Lowositz an Schwerin: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie zu commandiren." —

Der hier erzählt hat, war auch einer davon.

8.

Aus dem Staat Friedrich des Großen.

Was war es doch, das seit dem dreißigjährigen Kriege die Augen der Politiker auf den kleinen Staat heftete, der sich an der östlichen Nordgrenze Deutschlands gegen Schweden und Polen, gegen Habsburger und Bourbonen heraufrang? Das Erbe der Hohenzollern war kein reichgesegnetes Land, in dem der Bauer behaglich auf wohlbebauter Hufe saß, welchem reiche Kaufherren in schweren Galeonen die Seide Italiens, die Gewürze und Barren der neuen Welt zuführten. Ein armes, verwüstetes Sandland war's, die Städte ausgebrannt, die Hütten der Landleute niedergerissen, unbebaute Aecker, viele Quadratmeilen entblößt von Menschen und Nutzvieh, den Launen der Urnatur zurückgegeben. Als Friedrich Wilhelm 1640 unter den Kurhut trat, fand er nichts als bestrittene Ansprüche auf zerstreute Territorien von etwa 1450 Quadratmeilen*).

---

*) Kurfürst Friedrich Wilhelm erbte 1451 Quadr.=Meilen mit vielleicht 700,000 Einwohnern, größtentheils im Ordensland Preußen, welches durch die Verwüstungen des Krieges nicht so sehr verödet war.

				Quadr.=M.		Einw.
Im Jahr	1688	hinterließ	der Kurfürst	2034	mit etwa	1,300,000
=	1713	=	König Friedrich I.	2090	mit	1,700,000
=	1740	=	König Friedrich Wilh. I.	2201	=	2,240,000
=	1786	=	König Friedrich II.	3490	=	6,000,000
=	1805	waren		5563	=	9,800,000
		(vor dem Eintausch von Hannover.)				
=	1807	blieben		2877	=	5,000,000
=	1817	waren		5015	=	10,600,000

= = 1830 waren 13,000,000 Ew.; im Jahr 1861 aber 18,000,000 Ew.

in allen festen Orten seines Stammlandes saßen übermächtige Eroberer. Auf einer unsichern Oede richtete der kluge, doppelzüngige Fürst seinen Staat ein, mit einer Schlauheit und Rücksichtslosigkeit gegen seine Nachbarn, welche sogar in jener gewissenlosen Zeit Aufsehen erregte, aber zugleich mit Heldenkraft und großem Sinn, der mehr als einmal die deutsche Ehre höher faßte, als der Kaiser oder ein anderer Fürst des Reiches. Und als der kluge Politiker 1688 starb, war, was er hinterließ, doch nur ein geringes Volk, gar nicht zu rechnen unter den Mächten Europa's. Denn seine Herrschaft umfaßte zwar 2034 Quadrat-Meilen, aber höchstens 1,300,000 Menschen. Auch als Friedrich II. hundert Jahr nach seinem Ahnherrn die Regierung antrat, erbte er nicht mehr als 2,240,000 Seelen, weit weniger als jetzt die eine Provinz Schlesien umfaßt. Was war es also, das sogleich nach den Schlachten des dreißigjährigen Krieges die Eifersucht aller Regierungen, zumal des Kaiserhauses, erregte, das seither dem brandenburgischen Wesen so warme Freunde, so erbitterte Gegner zugeführt hat? Durch zwei Jahrhunderte wurden Deutsche und Fremde nicht müde, auf diesen neuen Staat zu hoffen, ebenso lange haben Deutsche und Fremde nicht aufgehört ihn zuerst mit Spott, dann mit Haß einen künstlichen Bau zu nennen, der starke Stürme nicht auszuhalten vermöge, der ohne Berechtigung sich unter die Mächte Europa's eingedrängt habe. Und wie kam es endlich, daß schon nach dem Tode Friedrich des Großen unbefangene Beurtheiler ermahnten, man möge doch aufhören, dem vielgehaßten den Untergang zu prophezeien. Nach jeder Niederlage sei er um so kräftiger in die Höhe geschnellt, alle Schäden und Kriegswunden würden dort schneller geheilt, als wo anders, Wohlstand und Intelligenz nehme dort in größeren Verhältnissen zu, als in einem andern Theile von Deutschland!

Allerdings war ein eigenthümliches Wesen, eine neue Schattirung des deutschen Charakters, was auf dem eroberten Slavengrunde, in den Hohenzollern und ihrem Volke zu Tage kam. Mit herausfordernder Schärfe erzwang sich dies Neue Geltung. Es schien, daß

die Charaktere dort größere Gegensätze umschlossen; denn Tugenden und Fehler seiner Regenten, Größe und Schwäche seiner Politik kamen in schneidenden Contrasten zu Tage, die Beschränktheiten erschienen auffälliger, das Widerwärtige massenhafter, das Bewunderungswerthe erstaunlicher; es schien, daß dieser Staat das Seltsamste und Ungewöhnlichste erzeugen, und nur die ruhige Mittelmäßigkeit, die sonst so erträglich und förderlich sein mag, nicht ohne Schaden vertragen könne.

Viel that die Lage des Landes. Es war ein Grenzland, zugleich gegen Schweden, Slaven, Franzosen und Holländer. Kaum eine Frage der europäischen Politik gab es, die nicht auf Wohl und Wehe des Staats einwirkte, kaum eine Verwicklung, welche thätigen Fürsten nicht Gelegenheit gab, Ansprüche geltend zu machen. Die sinkende Macht Schwedens, der beginnende Auflösungsproceß in Polen erregten weitläufige Aussichten, die Uebergewalt Frankreichs, die mißtrauische Freundschaft Hollands zwangen zu schlagfertiger Vorsicht. Seit dem ersten Jahre, in welchem Kurfürst Friedrich Wilhelm seine eigenen Festungen durch List und Gewalt in Besitz nehmen mußte, wurde offenbar, daß dort an der Ecke des deutschen Bodens ein kräftiges, umsichtiges, waffentüchtiges Regiment zur Rettung Deutschlands nicht entbehrt werden könne. Seit dem Beginn des französischen Krieges von 1674 erkannte Europa, daß die schlaue Politik, welche von dieser kleinen Ecke ausging, auch das staunenswerthe Wagniß unternahm, die Westgrenze Deutschlands gegen den übermächtigen König von Frankreich heldenhaft zu vertheidigen.

Es lag vielleicht auch etwas Auffallendes in dem Stammcharakter des brandenburgischen Volkes, an dem Fürsten und Unterthanen gleichen Theil hatten. Die preußischen Landschaften hatten den Deutschen bis auf Friedrich den Großen verhältnißmäßig wenig von Gelehrten, Dichtern und Künstlern abgegeben. Selbst der leidenschaftliche Eifer der Reformationszeit schien dort abgedämpft. Die Leute, welche in dem Grenzlande saßen, meist von niedersächsischem Stamme, mit geringer Beimischung von Slavenblut, waren ein hartes, knorriges Geschlecht, nicht vorzugsweise anmuthig in den

Formen ihres Lebens, aber von einem ungewöhnlich scharfen Verstande, nüchtern im Urtheil. In der Hauptstadt schon seit alter Zeit spottlustig von beweglicher Zunge, in allen Landschaften großer Anstrengungen fähig, arbeitsam, zäh, von dauerhafter Kraft.

Aber mehr als Lage und Stammcharakter des Volkes schuf dort der Charakter der Fürsten. In anderer Weise, als irgendwo seit den Tagen Karl des Großen geschah, haben sie ihren Staat gebildet. Manches Fürstengeschlecht zählte eine Reihe glücklicher Vergrößerer des Staats, auch die Bourbonen haben weites Gebiet zu einem großen Staatskörper zusammengezogen; manches Fürstengeschlecht hat einige Generationen tapfrer Krieger erzeugt, keines war tapfrer als die Wasa und die protestantischen Wittelsbacher in Schweden. Aber Erzieher des Volkes ist keins gewesen, wie die alten Hohenzollern. Als große Gutsherren auf verwüstetem Lande haben sie die Menschen geworben, die Kultur geleitet, durch fast hundert fünfzig Jahre als strenge Hauswirthe gearbeitet, gedacht, geduldet, gewagt und Unrecht gethan, um ein Volk für ihren Staat zu schaffen, wie sie selbst: hart, sparsam, gescheidt, keck, das Höchste für sich begehrend.

In solchem Sinne hat man Recht, den providentiellen Charakter des preußischen Staats zu bewundern. Von den vier Fürsten, welche ihn seit dem deutschen Kriege bis zu dem Tage regierten, wo der greise Abt im Kloster Sanssouci die müden Augen schloß, hat jeder mit seinen Tugenden und Fehlern wie eine nothwendige Ergänzung seines Vorgängers gelebt. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der größte Staatsmann aus der Schule des deutschen Krieges, der prachtliebende erste König Friedrich, der sparsame Despot Friedrich Wilhelm I., zuletzt er, in welchem sich die Anlagen und großen Eigenschaften fast aller seiner Vorfahren zusammenfanden, im achtzehnten Jahrhundert die Blüthe des Geschlechts.

Es war ein freudeleeres Leben im Königsschloß zu Berlin, als Friedrich heranwuchs, so arm an Liebe und Sonnenschein, wie in wenig Bürgerhäusern jener rauhen Zeit. Man darf zweifeln, ob der König, sein Vater, oder die Königin größere Schuld an der Zerrüt-

tung des Familienlebens hatten, beide nur durch Fehler ihres Naturells, welche in den unaufhörlichen Reibungen des Hauses immer größer wurden. Der König, ein wunderlicher Tyrann, mit weichem Herzen, aber einer rohen Heftigkeit, die mit dem Stock Liebe und Vertrauen erzwingen wollte, von scharfem Menschenverstand, aber so unwissend, daß er immer in Gefahr kam, Opfer eines Schurken zu werden, und in dem dunklen Gefühl seiner Schwäche wieder mißtrauisch und von jäher Gewaltsamkeit; die Königin dagegen, keine bedeutende Frau, von kälterem Herzen, mit einem starken Gefühl ihrer fürstlichen Würde, dabei mit vieler Neigung zur Intrigue, ohne Vorsicht und Schweigsamkeit. Beide hatten den besten Willen und gaben sich ehrlich Mühe, ihre Kinder zu tüchtigen und guten Menschen zu machen, aber beide störten unverständig das gesunde Aufleben der Kinderseele. Die Mutter hatte die Taktlosigkeit, die Kinder schon im zarten Alter zu Vertrauten ihres Aergers und ihrer Intriguen zu machen; denn über die unholde Sparsamkeit des Königs, über die Schläge, die er so reichlich in seinen Zimmern austheilte und über die einförmige Tagesordnung, die er ihr aufzwang, nahm in ihren Gemächern Klage, Groll, Spott kein Ende. Der Kronprinz Friedrich wuchs im Spiel mit seiner älteren Schwester heran, ein zartes Kind mit leuchtenden Augen und wunderschönem blonden Haar. Pünktlich wurde ihm gerade soviel gelehrt als der König wollte, und das war wenig genug: kaum etwas lateinische Declination — der große König ist nie über die Schwierigkeiten des Genitivs und Dativs herausgekommen —, französisch, etwas Geschichte und was einem Soldaten damals für nöthig galt. Die Frauen brachten dem Knaben, der sich gern gehen ließ, und in Gegenwart des Königs scheu und trotzig aus den Kinderaugen sah, das erste Interesse an französischer Literatur bei, er selbst hat später seine Schwester darum gerühmt, aber auch seine Gouvernante war eine kluge Französin. Daß dem König das fremde Wesen verhaßt war, trug sicher dazu bei, es dem Sohne werth zu machen, denn fast systematisch wurde in den Appartements der Königin das gelobt, was dem strengen Hausherrn mißfiel. Und wenn der

König in der Familie eine seiner polternden frommen Reden hielt, dann sahen die Prinzeß Wilhelmine und der junge Friedrich einander so lange bedeutsam an, bis das herausfordernde Gesicht, das eines der Kinder machte, die kindische Lachlust erregte und den Grimm des Königs zum Ausbruch brachte! Dadurch wurde der Sohn schon in frühen Jahren dem Vater ein Gegenstand des Aergers. Einen effiminirten Kerl schalt er ihn, der sich malpropre halte und eine unmännliche Freude an Putz und Spielereien habe.

Aber aus dem Bericht seiner Schwester, deren schonungslosem Urtheil der Tadel leichter wird, als das Lob, ist auch zu sehen, wie die Liebenswürdigkeit des reichbegabten Knaben auf seine Umgebung wirkte. Wenn er mit der Schwester heimlich eine französische Geschichte las und den ganzen Hof in die komischen Charaktere des Romans umdeutete, wenn sie mit Flöte und Laute verpönte Musik machten, wenn er die Schwester verkleidet besuchte, und sie die Rollen einer französischen Komödie gegen einander recitirten. Aber selbst bei diesen harmlosen Freuden wurde der Prinz fortwährend in Lüge, Täuschung, Verstellung gedrängt. Er war stolz, hochgesinnt, großmüthig, von rücksichtsloser Wahrheitsliebe. Daß ihm die Verstellung innerlichst widerstand, daß er sich, wo sie verlangt wurde, nicht dazu herablassen wollte, und wo er es einmal that, ungeschickt heuchelte, das machte seine Stellung zum Vater immer schwieriger, größer wurde das Mißtrauen des Königs, immer wieder brach dem Sohn das verletzte Selbstgefühl als Trotz hervor.

So wuchs er auf von plumpen Spionen umgeben, welche dem König jedes Wort zutrugen. Ein Gemüth von den reichsten Anlagen, der feinsten geistigen Begehrlichkeit, ohne jede männliche Gesellschaft, die für ihn gepaßt hätte. Kein Wunder, daß der Jüngling auf Abwege gerieth. Der preußische Hof konnte im Vergleich zu den andern Höfen Deutschlands für einen sehr tugendhaften gelten; aber der Ton gegen Frauen, und die Unbefangenheit, mit welcher die bedenklichsten Verhältnisse behandelt wurden, war auch dort sehr groß. Seit einem Besuch an dem lüderlichen Hofe in Dresden begann es

Prinz Friedrich zu treiben, wie andere Prinzen seiner Zeit, er fand gute Kameraden unter den jungen Offizieren seines Vaters. Wir wissen aus dieser Zeit wenig von ihm, aber wir dürfen schließen, daß er dabei allerdings in einige Gefahr kam, nicht zu verderben, aber in Schulden und unbedeutenden Verhältnissen werthvolle Jahre zu verlieren. Es war sicher nicht der steigende Unwille des Vaters allein, der ihn in dieser Zeit verstimmte und rathlos umherwarf, eben so sehr ein inneres Mißbehagen, das den unfertigen Jüngling um so wilder in die Irre treibt, je größer die stillen Ansprüche sind, die sein Geist an das Leben macht.

Er beschloß nach England zu entfliehen. Wie die Flucht mißlang, wie der Zorn des Obristen Friedrich Wilhelm gegen den fahnenflüchtigen Offizier aufbrannte, ist bekannt. Mit den Tagen seiner Gefangenschaft in Küstrin und dem Aufenthalt in Ruppin begannen seine ernsten Lehrjahre. Das Fürchterliche, das er erfahren, hatte auch neue Kraft in ihm wach gerufen. Er hatte alle Schrecken des Todes, die greulichsten Demüthigungen mit fürstlichem Stolze ertragen. Er hatte über die größten Räthsel des Lebens, über den Tod, und was darauf folgen soll, in der Einsamkeit seines Gefängnisses nachgedacht, er hatte erkannt, daß ihm nichts als Ergebung, Geduld, ruhiges Ausharren übrig bleibe. Aber das bittere, herzfressende Unglück ist doch keine Schule, welche nur das Gute herausbildet, auch manche Fehler wachsen dabei groß. Er lernte in stiller Seele seine Entschlüsse bewahren, mit Argwohn auf die Menschen sehn und sie als seine Werkzeuge gebrauchen, sie täuschen und mit einer kalten Klugheit liebkosen, von welcher sein Herz nichts wußte. Er mußte dem feigen, gemeinen Grumbkow schmeicheln, und froh sein, daß er den schlechten Mann allmälig für sich gewann; er mußte sich Jahre lang immer wieder Mühe geben, den Widerwillen und das Mißtrauen des harten Vaters klug zu bekämpfen. Immer sträubte sich seine Natur gegen solche Demüthigung, durch bittern Spott suchte er sein geschädigtes Selbstgefühl geltend zu machen; sein Herz, das für alles Edle erglühte, bewahrte ihn davor, ein harter Egoist

zu werden, aber milder, versöhnlicher wurde er nicht. Und als er längst ein großer Mensch, ein weiser Fürst geworden war, blieb ihm aus dieser Zeit der Knechtschaft doch eine Spur von kleinlicher Hinterlist zurück, der Löwe hat einigemal nicht verschmäht, in niedriger Rachsucht wie ein Kater zu kratzen.

Doch er lernte in diesen Jahren auch etwas Nützliches ehren; die strenge Wirthschaftlichkeit, mit welcher die beschränkte, aber tüchtige Kraft seines Vaters für das Wohl des Landes und seines Hauses sorgte. Wenn er, um dem König zu gefallen, Pachtanschläge machen mußte, wenn er sich Mühe gab, den Ertrag einer Domäne um einige hundert Thaler zu steigern, wenn er auch auf die Liebhabereien des Königs mehr als billig einging und ihm den Vorschlag machte, einen langen Schäfer aus Mecklenburg als Rekruten zu entführen, so war im Anfang allerdings diese Arbeit nur ein lästiges Mittel, den König zu versöhnen, denn Grumbkow sollte ihm einen Mann schaffen, der die Taxe statt seiner machte, die Amtleute und Kammerbeamten selbst gaben ihm an die Hand, wie hie und da ein Plus zu gewinnen war, und über die Riesen spottete er immer noch, wo er das ungestraft konnte. Aber die neue Welt, in die er versetzt war, die praktischen Interessen des Volkes und des Staates zogen ihn doch allmälig an. Es war leicht einzusehen, daß auch die Wirthschaftlichkeit seines Vaters oft tyrannisch und wunderlich war. Der König hatte immer die Empfindung, daß er nichts als das Beste seines Landes wollte, und deshalb nahm er sich die Freiheit mit der größten Willkür bis in das Einzelne in Besitz und Geschäft der Privatpersonen einzugreifen. Wenn er befahl, daß kein Ziegenbock mit den Schafen ausgetrieben werden dürfe, daß alle farbigen Schafe, graue, schwarze, melirte binnen drei Jahren gänzlich abgeschafft und nur feine weiße Wolle geduldet werden solle, wenn er genau vorschrieb, wie die kupfernen Probemaße des Berliner Scheffels, die er durch das ganze Land — auf Kosten der Unterthanen — verschicken ließ, aufbewahrt und verschlossen werden sollten, damit sie keine Beulen bekämen, wenn er, um die Linnen- und Wolleninduſtrie in die Höhe zu bringen, verordnete, seine Unter-

thanen sollten durchaus nicht den modischen Zitz und Kattun tragen, hundert Thaler Strafe und drei Tage Halseisen drohe Jedem, der nach acht Monaten in seinem Hause noch einen Lappen Kattun an Schlafrock, Mütze, Möbelüberzug dulden würde, so erschien solche Methode zu regieren allerdings hart und kleinlich. Aber den klugen Sinn und die wohlwollende Absicht, die hinter solchen Erlassen erkennbar war, lernte der Sohn doch ehren, und er selbst eignete sich allmälig eine Menge von Detailkenntnissen an, die sonst einem Fürstensohn nicht geläufig werden: Werthe der Güter, Preise der Lebensmittel, Bedürfnisse des Volkes, Gewohnheiten, Rechte und Pflichten des kleinen Lebens. Es ging sogar auf ihn selbst viel von dem Selbstgefühl über, womit der König sich dieser Geschäftskenntnisse rühmte. Als er selbst der allmächtige Hauswirth seines Staates geworden war, da wurde der unermeßliche Segen offenbar, den seine Kenntniß des Volkes und des Verkehrs haben sollte. Nur dadurch wurde die weise Sparsamkeit möglich, mit welcher er sein eigenes Haus und die Finanzen verwaltete, seine unabläßige Sorge für das Detail, wodurch er Landbau, Handel, Wohlstand, Bildung seines Volkes erhob. Wie die Tagesrechnungen seiner Köche, so wußte er die Anschläge zu prüfen, in denen die Einkünfte der Domänen, Forsten, der Accise berechnet waren. Daß er das Kleinste wie das Größte mit scharfem Auge übersah, das verdankte sein Volk zum großen Theil den Jahren, in denen er gezwungen als Assessor am grünen Tische zu Ruppin saß. Und zuweilen begegnete ihm selbst, was zu seines Vaters Zeit ärgerlich gewesen war, daß seine Kenntniß der geschäftlichen Einzelheiten doch noch nicht groß genug war, und daß er hier und da, grade wie sein Vater, befahl, was gewaltsam in das Leben seiner Preußen einschnitt und doch nicht durchgeführt werden konnte.

Kaum hatte Friedrich die Schläge der großen Katastrophe ein wenig verwunden, da traf ihn ein neues Unglück, seinem Herzen eben so schrecklich als das erste, in seinen Folgen noch verhängnißvoller für sein Leben. Der König zwang ihm eine Gemahlin auf. Herz-

erschütternd ist das Weh, in dem er ringt, sich von der erwählten Braut loszumachen. „Sie soll frivol sein, soviel sie will, nur nicht einfältig, das ertrage ich nicht." Es war Alles vergebens. Mit Bitterkeit und Zorn sah er auf diese Verbindung bis kurz vor der Vermählung. Nie hat er den Schmerz überwunden, daß der Vater dadurch sein inneres Leben zerstört habe. Seine reizbare Empfindung, das liebebedürftige Herz, sie waren in rohester Weise verkauft. Nicht allein er wurde dadurch unglücklich, auch eine gute Frau, die des besten Schicksals werth gewesen wäre. Die Prinzessin Elisabeth von Bevern hatte viele edle Eigenschaften des Herzens, sie war nicht einfältig, sie war nicht häßlich und vermochte selbst vor der herben Kritik der Fürstinnen des königlichen Hauses erträglich zu bestehen. Aber wir fürchten, wäre sie ein Engel gewesen, der Stolz des Sohnes, der im Kern seines Lebens durch die unnöthige Barbarei des Zwanges empört war, hätte immer wieder gegen sie protestirt. Und doch war das Verhältniß nicht immer so kalt, wie man wol annimmt. Sechs Jahre gelang es der Herzensgüte und dem Takt der Prinzessin, den Kronprinzen immer wieder zu versöhnen. In der Zurückgezogenheit von Rheinsberg war sie in der That seine Hausfrau und eine liebenswürdige Wirthin seiner Gäste, und schon wurde von den österreichischen Agenten an den Wiener Hof berichtet, daß ihr Einfluß im Steigen sei. Aber der bescheidenen Anhänglichkeit ihrer Seele fehlten zu sehr die Eigenschaften, welche einen geistreichen Mann auf die Dauer zu fesseln vermögen. Die aufgeweckten Kinder des Hauses Brandenburg hatten das Bedürfniß ihr leichtbewegtes Innere launig, schnell und scharf nach Außen zu kehren. Die Prinzessin wurde, wenn sie erregt war, still, wie gelähmt, die leichte Grazie der Gesellschaft fehlte ihr. Das paßte nicht zusammen. Auch die Art, wie sie den Gemahl liebte, pflichtvoll, sich immer unterordnend, wie gebannt und gedrückt von seinem großen Geiste, war dem Prinzen wenig interessant, der mit der französischen geistreichen Bildung auch nicht wenig von der Frivolität der französischen Gesellschaft angenommen hatte.

Als Friedrich König wurde, verlor die Fürstin schnell den gerin-

gen Antheil, den sie sich am Herz ihres Gemahls etwa erworben hatte. Die lange Abwesenheit im ersten schlesischen Kriege that das Letzte, den König von ihr zu entfernen. Immer sparsamer wurden die Beziehungen der Gatten, es vergingen Jahre, ohne daß sie einander sahen, eine eisige Kürze und Kälte ist in seinen Briefen erkennbar. Daß der König ihren Charakter so hoch achten mußte, erhielt sie in der äußeren Stellung. — Seine Verhältnisse mit Frauen waren seitdem wenig einflußreich auf sein inneres Empfinden, selbst seine Schwester von Baireuth, kränklich, nervös, verbittert durch Eifersucht auf einen ungetreuen Gemahl, wurde dem Bruder auf Jahre fremd, und erst, als sie sich für das eigene Leben resignirt hatte, suchte dies stolze Kind des Hauses Brandenburg alternd und unglücklich wieder das Herz des Bruders, dessen kleine Hand sie einst vor den Füßen des strengen Vaters gehalten hatte. Auch die Mutter, der König Friedrich immer ausgezeichnete kindliche Verehrung bewies, konnte der Seele des Sohnes wenig sein. Seine andern Geschwister waren jünger und nur zu geneigt, im Haus stille Fronde gegen ihn zu machen; wenn der König sich herabließ einmal einer Hofdame oder einer Sängerin Aufmerksamkeiten zu zeigen, so waren diese in der Regel für die Betroffenen ebenso angstvoll als schmeichelhaft. Wo er freilich Geist, Grazie und weibliche Würde zusammenfand, wie bei Frau von Camas, der Oberhofmeisterin seiner Gemahlin, da wurde die Liebenswürdigkeit seiner Natur in vielen herzlichen Aufmerksamkeiten laut. Im Ganzen aber haben die Frauen seinem Leben wenig Licht und Glanz gegeben, kaum je hat die innige Herzlichkeit des Familienlebens sein Inneres erwärmt, nach dieser Seite verödete sein Gemüth. Vielleicht wurde das ein Glück für seine Nation, sicher ein Verhängniß für sein Privatleben. Die volle Wärme seiner menschlichen Empfindung blieb fast ausschließlich dem kleinen Kreise der Vertrauten vorbehalten, mit denen er lachte, dichtete, philosophirte, Pläne für die Zukunft machte, später seine Kriegsoperationen und Gefahren besprach.

Seit er vermählt in Rheinsberg lebte, beginnt der beste Theil seiner Jugendzeit. Dort wußte er eine Anzahl gebildeter und

heiterer Gesellschafter um sich zu vereinigen, die kleine Genossenschaft führte ein poetisches Leben, von welchem Theilnehmer ein anmuthiges Bild hinterlassen haben. Ernsthaft begann Friedrich an seiner Bildung zu arbeiten. Leicht fügte sich ihm der Ausdruck erregter Empfindung in den Zwang französischer Verse, unablässig arbeitete er, sich die Feinheiten des fremden Stils anzueignen. Aber auch über Ernsterem arbeitete sein Geist, für alle höchsten Fragen des Menschen suchte er sehnsüchtig Antwort bei den Encyclopädisten, auch bei Christian Wolf, er saß über Karten und Schlachtpläne geneigt, und unter den Rollen des Liebhabertheaters und den Baurissen wurden andere Projecte vorbereitet, welche nach wenig Jahren die Welt aufregen sollten.

Da kam der Tag, an welchem sein sterbender Vater der Regierung entsagte und den Offizier, der die Tagesmeldung that, anwies, von dem neuen Kriegsherrn Preußens die Befehle einzuholen. Wie der Prinz von seinen politischen Zeitgenossen damals beurtheilt wurde, sehen wir aus der Charakteristik, welche kurz vorher ein österreichischer Agent am Kaiserhofe von ihm gemacht hatte: er ist anmuthig, trägt eignes Haar, hat eine schlaffe Haltung, liebt schöne Künste und gute Küche, er möchte seine Regierung gern mit einem Eclat anfangen, ist ein soliderer Freund des Militärs als sein Vater, hat die Religion eines honetten Mannes, glaubt an Gott und die Vergebung der Sünden, liebt Glanz und großartiges Wesen, er wird alle Hofchargen neu etabliren und vornehme Leute an seinen Hof ziehen*). Nicht ganz ist diese Prophezeiung gerechtfertigt worden. Wir suchen in dieser Zeit andre Seiten seines Wesens zu verstehen. Der neue König war von feuriger enthusiastischer Empfindung, schnell erregt, leicht kamen die Thränen in seine Augen. Wie seinen Zeitgenossen war ihm leidenschaftliches Bedürfniß das Große zu bewundern, sich weichen Stimmungen elegisch hinzugeben. Zärtlich und dabei schmel-

*) Journal de Seckendorf. 2. Jan. 1738.

zend blies er sein Adagio auf der Flöte, wie andern ehrlichen Zeitgenossen ward auch ihm in Wort und Vers der volle Ausdruck innigen Gefühls nicht leicht, aber die pathetische Phrase rührte ihm Thränen und Empfindsamkeit auf. Trotz aller französischen Sentenzen war die Anlage seines Wesens auch nach dieser Richtung sehr deutsch.

Sehr ungerecht haben ihn die beurtheilt, welche ihm ein kaltes Herz zuschrieben. Nicht die kalten Fürstenherzen sind es, die am meisten durch ihre Härte verletzen. Solchen ist fast immer vergönnt, durch gleichmäßige Huld und schicklichen Ausdruck ihre Umgebung zu befriedigen. Die stärksten Aeußerungen der Richtachtung liegen in der Regel dicht neben den herzgewinnenden Lauten einer weichen Zärtlichkeit. Aber in Friedrich war, so scheint uns, eine auffallende und seltsame Verbindung von zwei ganz entgegengesetzten Richtungen des Gemüths, welche sonst auf Erden in ewig unversöhntem Kampfe liegen. Er hatte ebensosehr das Bedürfniß sich das Leben zu idealisiren, als den Drang, sich und Andern ideale Stimmungen unbarmherzig zu zerstören. Seine erste Eigenschaft war vielleicht die schönste, vielleicht die leidvollste, mit welcher ein Mensch für den Kampf der Erde ausgestattet wird. Er war allerdings eine Dichternatur, er besaß in hohem Grade jene eigenthümliche Kraft, welche die gemeine Wirklichkeit nach idealen Forderungen des eigenen Wesens umzubilden strebt, und alles Nahe mit dem holden Schein eines neuen Lebens überzieht. Es war ihm Bedürfniß, mit dem ganzen Zauber eines beweglichen Gefühls, mit der Grazie seiner Phantasie das Bild seiner Lieben sich zuzurichten, und das Verhältniß, in das er sich frei zu ihnen gesetzt hatte, auszuschmücken. Es war immer etwas Spiel dabei, auch wo er am leidenschaftlichsten empfand, liebte er mehr das verschönerte Bild des Andern, das er in sich trug, als diesen selbst. In solcher Stimmung hat er Voltaire's Hand geküßt. Wurde ihm irgend einmal in empfindlicher Weise der Unterschied zwischen seinem Ideal und dem wirklichen Menschen fühlbar, so ließ er den Menschen fallen und hielt sich an das Bild. Wem die Natur diese Anlage

gegeben hat, Liebe und Freundschaft vorzugsweise durch das bunte Glas poetischer Stimmungen zu empfinden, der wird nach dem Urtheil Anderer in der Wahl seiner Lieben immer Willkür zeigen, eine gewisse gleichmäßige Wärme, welche schicklich alle bedenkt, scheint solchen Naturen versagt zu sein. Wem der König in seiner Weise Freund geworden war, gegen den war er von der größten Aufmerksamkeit und Ausdauer, wie sehr auch seine Stimmung in einzelnen Momenten wechselte. Er konnte dann in seiner Trauer über den Verlust einer solchen Gestalt sentimental werden, wie nur irgend ein Deutscher aus der Wertherperiode. Er hatte mit seiner Schwester von Baireuth viele Jahre in einiger Entfremdung gelebt, erst in den letzten Jahren vor ihrem Tode, unter den Schrecken des schweren Krieges, war ihm ihr Bild als das einer zärtlichen Schwester wieder lebendig aufgegangen. Nach ihrem Tode fand er einen düstern Genuß darin, das Herzliche dieses Verhältnisses sich und Andern vorzustellen, er baute ihr einen kleinen Tempel und wallfahrtete oft dahin. Wer seinem Herzen nicht durch Vermittlung poetischer Empfindungen nahe trat, nicht die liebespinnende Poesie ihm anregte, ja wer gar Etwas in seinem reizbaren Wesen störte, gegen den war er kalt, nichtachtend, gleichgültig, ein König, der nur frug, wie weit der Andere ihm nütze, er warf ihn vielleicht weg, wenn er ihn nicht mehr brauchte. Solche Begabung vermag allerdings das Leben des jungen Mannes mit einem verklärenden Schimmer zu umgeben, sie verleiht bunten Schein und holde Farbe auch Gewöhnlichem, aber sie wird mit viel guter Sitte, Pflichtgefühl und einem Sinn, der Höheres will als sich selbst, verbunden sein müssen, wenn sie denselben Mann in höherem Alter nicht isoliren und verdüstern soll. Sie wird auch im günstigsten Falle neben den wärmsten Verehrern bittre Feinde aufregen. Etwas von dieser Anlage hat der edlen Seele Goethe's schwere Schmerzen, dauerlose Verhältnisse, viele Enttäuschungen und ein einsames Alter bereitet. Sie wird doppelt verhängnißvoll für einen König, dem Andere so selten sicher und gleichberechtigt gegenübertreten, dem die offenherzigsten Freunde immer noch bewundernde Schmeichler werden,

ungleich in ihrem Verhalten, bald unfrei im höfischen Banne seiner Majestät, bald im Gefühl ihrer Rechte unzufriedene Tadler.

Dem König Friedrich aber wurde dieses Bedürfniß nach idealen Verhältnissen und die Sehnsucht nach Menschen, die seinem Herzen Gelegenheit gaben, sich rückhaltlos aufzuschließen, zunächst durch seinen durchdringenden Scharfblick gekreuzt, und durch eine unbestechliche Wahrheitsliebe, welche allen Täuschungen totfeind war, sich gegen jede Illusion unwillig sträubte, den Schein überall verachtete, immer dem Kern der Dinge nachspürte. Diese prüfende Auffassung des Lebens und seiner Pflichten allein mochte ihm ein guter Schutz gegen die Täuschungen werden, welche den phantasievollen Fürsten, wo er Vertrauen schenkt, häufiger kränken, als den Privatmann. Aber sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig verwüstete. Woher ihm diese Anlage kam? War es märkisches Blut? War es ein Erbtheil seiner Urgroßmutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover und seiner Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, jener geistvollen Frauen, mit denen Leibnitz über die ewige Harmonie der Welt verhandelt hatte? Sicher hatte die rauhe Schule seiner Jugend dazu beigetragen. Scharf ist sein Blick für die Schwächen Anderer, wo er eine Blöße erspäht, wo ihn fremde Art ärgert oder reizt, da rührt sich ihm die bewegliche Zunge. Freunde und Feinde trifft schonungslos sein Wort, auch wo Schweigen und Ertragen von jeder Vorsicht geboten ist, vermag er nicht sich zu beherrschen, dann ist seine Seele wie verwandelt, erbarmungslos, unendlich, übertreibend verzieht er sich das Bild des Andern zur Karrikatur. Sieht man näher zu, so ist freilich auch hierbei die Freude an der geistigen Production die Hauptsache, er befreit sich selbst von einem unholden Eindruck, indem er gegen sein Opfer improvisirt, er malt in's Groteske mit innerem Behagen, und er wundert sich wol, wenn der Betroffene tief verletzt auch wieder gegen ihn in Waffen tritt. Sehr auffallend ist darin seine Aehnlichkeit mit Luther. Freilich sind die Keulenschläge oder die Streiche mit der Pritsche, welche der große Mönch des sechszehnten

Jahrhunderts führt, bei weitem furchtbarer, als die Stiche, welche der große Fürst im Zeitalter der Aufklärung austheilt. Daß es nicht würdig ist, und vielleicht nicht geziemend, kümmert den König so wenig als den Reformator, beide sind in einer Aufregung, wie auf der Jagd, beide vergessen über die Freude des Kampfes gänzlich die Folgen. Beide haben sich selbst und ihrer großen Sache dadurch ernsthaft geschadet und sich aufrichtig gewundert, wenn sie das einmal erkannten. Aber wenn der König neckt und höhnt und vielleicht einmal boshaft zwickt, so wird ihm das unartige Wesen schwerer verziehen; denn es ist häufig kein gleicher Kampf, den er mit seinen Opfern führt. So hat der große Fürst alle seine politischen Gegner behandelt und tötliche Feindschaft gegen sich aufgeregt; über die Pompadour in Frankreich, über Kaiserin Elisabeth und Kaiserin Maria Theresia hat er an der Tafel gescherzt, beißende Verse und Pamphlete in Umlauf gesetzt. So hat er den schlechten Mann, den Voltaire, bald gestreichelt, bald gescholten und gekratzt. So verfuhr er aber auch mit den Menschen, welche er wirklich hoch hielt, denen er das größte Vertrauen schenkte, die er in den Kreis seiner Freunde aufgenommen. Er hatte den Marquis d'Argens an seinen Hof gezogen, zum Kammerherrn gemacht, zum Mitglied der Akademie, zu einem seiner nächsten und liebsten Genossen. Die Briefe, welche er ihm aus den Feldlagern des siebenjährigen Krieges schrieb, gehören zu den schönsten und rührendsten Erinnerungen, die uns von dem Könige geblieben sind. Als Friedrich aus dem Kriege heimkehrt, ist ihm eine liebe Hoffnung, daß der Marquis bei ihm in Sanssouci wohnen soll. Und wenige Jahre darauf ist dieses schöne Verhältniß in der peinlichsten Weise gelöst. Wie war das doch möglich? Der Marquis war vielleicht der beste Franzose, den der König an sich gefesselt, ein Mann von Ehre, feinfühlend, gebildet, dem König in Wahrheit ergeben. Aber er war weder ein bedeutender, noch ein besonders kräftiger Mann. Lange Jahre hatte der König in ihm einen Gelehrten bewundert, was er nicht war, einen weisen, klaren, sichern Philosophen mit gefälligem Witz und frischer Laune, er hatte

sich sein Bild ganz gemüthlich und poetisch zugerichtet. Jetzt, bei dem täglichen Zusammensein fand der König sich getäuscht, ein weichliches Wesen des Franzosen, das mit der eigenen Kränklichkeit hypochondrisch spielte, ärgerte ihn, er begann zu erkennen, daß der gealterte Marquis weder ein großer Gelehrter, noch von besonders starkem Geist war, das Ideal, das er sich von ihm gemacht, war gestört. Da beginnt der König ihn wegen seiner Weichlichkeit zu verspotten, der empfindliche Franzose erbittet Urlaub, zur Herstellung seiner Gesundheit auf einige Monate nach Frankreich zu reisen. Der König ist durch dies übellaunische Wesen tief verletzt, und fährt fort, in den Freundesbriefen, welche er ihm nachsendet, dies Kranktthun zu höhnen. In Frankreich solle sich jetzt ein Wärwolf zeigen, kein Zweifel, daß der Marquis dies sei, als Preuße, und in seiner kläglichen Krankenhülle. Ob er jetzt kleine Kinder esse? Die Unart habe er doch sonst nicht gehabt, aber auf Reisen ändre sich Vieles am Menschen. Der Marquis bleibt statt weniger Monate zwei Winter, als er zurückkehren will, sendet er Zeugnisse seiner Aerzte, wahrscheinlich war der wackre Mann in der That krank gewesen, aber den König verletzt diese unbehilfliche Legitimation eines alten Freundes im Innersten. Und wie er zurückkehrt, ist das alte Verhältniß verdorben. Noch will ihn der König nicht loslassen, aber er gefällt sich darin, durch Stachelreden und starke Scherze den Treulosen zu strafen. Da fordert der Franzose, in tiefster Seele erbittert, seine Entlassung. Er erhält sie, und man erkennt den Schmerz und Zorn des Königs aus dem Bescheide. Als der Marquis in dem letzten Brief, den er vor seinem Tode dem König schrieb, noch einmal nicht ohne Bitterkeit vorhält, wie höhnend und schlecht er einen uneigennützigen Verehrer behandelt, da las der König schweigend den Brief. Aber an die Witwe des Toten schrieb er betrübt von seiner Freundschaft für ihren Gatten, und ließ ihm in fremdem Land ein kostbares Denkmal errichten. — Mit den meisten seiner Lieben ging es dem großen Fürsten so, magisch wie seine Kraft anzuziehen, ebenso dämonisch war seine Fähigkeit abzustoßen. Wer aber darin einen Fehler des

Mannes schelten will, dem sei die Antwort, daß es in der Geschichte kaum einen andern König gegeben hat, der in so großartiger Weise sein geheimstes Seelenleben seinen Freunden aufgeschlossen hat, als Friedrich.

Wenige Monde trug Friedrich II. die Krone, da starb Kaiser Karl VI. Jetzt trieb den jungen König Alles, ein großes Spiel zu wagen. Daß er solchen Entschluß faßte, war trotz der augenblicklichen Schwäche Oesterreichs doch an sich Zeichen eines kecken Muths. Die Länder, welche er regierte, zählten etwa ein Siebentheil der Menschenmasse, welche in dem weiten Gebiet der Maria Theresia lebten. Es ist wahr, sein Heer war vorläufig dem österreichischen an Zahl und Kriegstüchtigkeit weit überlegen, und nach der Vorstellung der Zeit war die Masse des Volkes nicht in der Weise zur Ergänzung des Heeres geeignet, wie jetzt. Und wenig ahnte er die Größe Maria Theresia's. Aber schon in den Vorbereitungen zum Einmarsch bewies der König, daß er lange darauf gehofft, sich mit Oesterreich zu messen, in gehobener Stimmung begann er einen Kampf, der für sein Leben und das seines Staates entscheidend werden sollte. Wenig kümmerte ihn im Grunde das Recht, welches er auf schlesische Herzogthümer etwa noch hatte und durch seine Federn vor Europa zu erweisen suchte. Die Politik der despotischen Staaten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sorgte darum überhaupt nicht. Wer seiner Sache einen guten Schein geben konnte, benutzte auch dieses Mittel, im Nothfall war auch der unwahrscheinlichste Beweis, der schaalste Vorwand gut genug. So hatte Ludwig XIV. gekriegt, so hatte der Kaiser gegen die Türken, Italiener, Deutsche, Franzosen und Spanier sein Interesse verfolgt, so war dem großen Kurfürsten ein Theil seiner Erfolge durch Andere verdorben worden. Grade da, wo das Recht der Hohenzollern am deutlichsten gesprochen hatte, — wie in Pommern, — waren sie am meisten verkürzt worden. Durch Niemand mehr als durch den Kaiser und Haus Habsburg. Jetzt suchte ein Hohenzoller die Rache. „Sei mein Cicero und beweise das Recht meiner Sache, ich werde dein Cäsar sein und sie durchführen," schrieb

Friedrich seinem Jordan nach dem Einmarsch in Schlesien. Leicht mit beflügeltem Schritt wie zum Tanze betrat der König die Felder seiner Siege. Immer noch war heiterer Lebensgenuß, das süße Tändeln mit Versen, geistvolles Geplauder mit seinen Vertrauten über die Freuden des Tages, über Gott, Natur und Unsterblichkeit, was er für das Salz seines Lebens hielt. Aber die große Arbeit, in die er getreten war, begann ihre Wirkungen auf seine Seele schon nach den ersten Wochen, bevor er noch die Feuerprobe der ersten großen Schlacht durchgemacht hatte. Und sie hat seitdem an seiner Seele gehämmert und geschmiedet, bis sie sein Haar grau färbte und das feurige begeisterte Herz zu klingendem Metall verhärtete. Mit der wundervollen Klarheit, die ihm eigen war, beobachtete er den Beginn dieser Aenderungen. Wie ein Fremder sah er schon damals auf sein eigenes Leben. „Du wirst mich philosophischer finden, als du denkst," schreibt er dem Freunde, „ich bin es immer gewesen, bald mehr, bald weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaft, das Verlangen nach Ruhm, ja, um mir nichts zu verbergen, auch die Neugierde, endlich ein geheimer Instinkt haben mich aus der süßen Ruhe getrieben, die ich genoß, und der Wunsch, meinen Namen in den Zeitungen und der Geschichte zu sehen, hat mich seitab geführt. Komm her zu mir, die Philosophie behält ihre Rechte, und ich versichere dich, wenn ich nicht diese verdammte Vorliebe für den Ruhm hätte, ich würde nur an ruhiges Behagen denken."

Und als der treue Jordan in seine Nähe kommt und er den Mann des friedlichen Genusses furchtsam und unbehaglich im Felde sieht, da empfindet der König plötzlich, daß er ein Anderer und Stärkerer geworden ist, der Ankommende war von ihm so lange als der gelehrtere geehrt worden, er hatte ihm Verse gebessert, Briefe stilisirt, in Kenntniß der griechischen Gelehrtenschulen war er ihm weit überlegen gewesen. Und trotz aller philosophischen Bildung machte er dem König jetzt den Eindruck eines Mannes ohne Muth; mit herbem Spotte fuhr der König gegen ihn los. Und in einer seiner besten Improvisationen stellt er sich selbst als Krieger dem weichlichen

Philosophen gegenüber. So unbillig die Spottverse waren, mit denen er ihn immer wieder überschüttete, so schnell war doch auch die Rückkehr der alten herzlichen Empfindung. Aber es war auch der erste leise Fingerzeig des Schicksals für den König selbst; noch oft sollte ihm das Gleiche begegnen, er sollte werthe Männer, treue Freunde einen nach dem andern verlieren, nicht nur durch den Tod, noch mehr durch die Kälte und Entfremdung, welche zwischen seinem und ihrem Wesen sich aufthat. Denn der Weg, den er jetzt betreten hatte, sollte alle Größe, aber auch alle Einseitigkeiten seiner Natur immer stärker ausbilden, bis an die Grenze des Menschlichen; und je höher er sich selbst über die Andern erhob, desto kleiner mußte ihm ihr Wesen erscheinen; fast alle, die er in späteren Jahren mit dem eigenen Maaße maß, waren wenig im Stande, dabei zu bestehen. Und das Mißbehagen und die Enttäuschung, die er dann empfinden sollte, wurden wieder schärfer und rücksichtsloser, bis er selbst auf einsamer Höhe aus Augen, die wie Horn in dem versteinerten Antlitz standen, auf das Treiben der Menschen zu seinen Füßen heruntersah. Immer aber bis zu seinen letzten Stunden wurde der durchdringende Strahl seines brütenden Blickes unterbrochen durch den hellen Glanz einer weichen menschlichen Empfindung. Und daß diese ihm blieb, macht die große tragische Gestalt für uns so rührend.

Jetzt freilich im ersten Kriege sieht er auf die stille Ruhe seines „Remusberg" noch mit Sehnsucht zurück und tief fühlt er den Zwang eines ungeheuren Geschicks, der ihn bereits umgiebt. „Es ist schwer, mit Gleichmuth dies Glück und Unglück zu ertragen," schreibt er, „wol kann man kalt scheinen im Glück und unberührt bei Verlusten, die Züge des Gesichts können sich verstellen, aber der Mann, das Innere, die Falten des Herzens werden deshalb nicht weniger angegriffen." Und hoffnungsvoll schließt er: „Alles, was ich von mir wünsche, ist doch nur, daß die Erfolge nicht meine menschlichen Empfindungen und Tugenden verderben, zu denen ich mich immer bekannt habe. Möchten meine Freunde mich so finden, wie ich immer

gewesen bin." Und am Ende des Krieges schreibt er: „Sieh, dein Freund ist zum zweitenmal Sieger. Wer hätte vor einigen Jahren gesagt, daß dein Schüler in der Philosophie eine militärische Rolle in der Welt spielen werde? daß die Vorsehung einen Dichter ausersehen würde, das politische System Europa's umzustürzen *)?" — So frisch und jung empfand Friedrich, als er aus dem ersten Kriege im Triumphzuge nach Berlin zurückkehrte.

Zum zweitenmal zieht er aus, Schlesien zu behaupten. Wieder ist er Sieger, schon hat er das ruhige Selbstgefühl eines erprobten Feldherrn, lebhaft ist seine Freude über die Güte seiner Truppen. „Alles, was mir bei diesem Siege schmeichelt," schreibt er an Frau v. Camas **), „ist, daß ich durch schnellen Entschluß und ein kühnes Manouvre zur Erhaltung so vieler braven Leute beitragen konnte. Aber ich wollte nicht den geringsten meiner Soldaten um eitlen Ruhm, der mich nicht mehr täuscht, verwunden lassen." Aber mitten in den Kampf fiel der Tod von zwei seiner liebsten Freunde, Jordan und Kayserlingk. Rührend ist seine Klage. „In weniger als drei Monaten habe ich meine beiden treuesten Freunde verloren, Leute, mit denen ich täglich gelebt habe, anmuthige Gesellschafter, ehrenwerthe Männer und wahre Freunde. Es ist schwer für ein Herz, das so empfindsam geschaffen wurde, wie das meine, den tiefen Schmerz zurückzudrängen. Kehre ich nach Berlin zurück, ich werde fast fremd in meinem eignen Vaterlande, isolirt in meinem Hause sein. Auch Sie haben das Schicksal gehabt, auf einmal viele Personen zu verlieren, die Ihnen lieb waren, aber ich bewundere Ihren Muth, nachahmen kann ich ihn nicht. Meine einzige Hoffnung ist die Zeit, die mit Allem zu Ende kommt, was es in der Natur giebt. Sie fängt an die Eindrücke in unserm Gehirn zu schwächen, und hört damit auf, uns selbst zu vernichten. Ich fürchte mich jetzt vor alle den Orten, welche mir die traurige Erinnerung an Freunde, die ich für immer verloren habe,

*) Oeuvres T. XVII. Nr. 140, p. 213.
**) Oeuvres T. XVIII. Nr. 10.

zurückrufen.“ — Und noch vier Wochen nach dem Tode schreibt er derselben Freundin, die ihn zu trösten versuchte: „Glauben Sie nicht, daß der Drang der Geschäfte und Gefahren in der Traurigkeit zerstreut, ich weiß aus Erfahrung, das ist ein schlechtes Mittel. Leider sind erst vier Wochen vergangen, seit meine Thränen und mein Schmerz begann, aber nach den heftigen Anfällen der ersten Tage fühle ich mich jetzt ebenso traurig, ebenso wenig getröstet, als im Anfang.“ Und als ihm sein würdiger Erzieher Duhan aus der Hinterlassenschaft Jordan's einige französische Bücher schickt, die der König begehrt hatte, schrieb der Fürst noch im Spätherbst desselben Jahres: „Mir kamen die Thränen in die Augen, als ich die Bücher meines armen geschiedenen Jordan öffnete, ich habe ihn so sehr geliebt und es wird mir sehr schwer, zu denken, daß er nicht mehr ist.“ — Nicht lange und der König verlor auch diesen Vertrauten, an den dieser Brief gerichtet ist.

Der Verlust der Jugendfreunde im Jahr 1745 bildet einen wichtigen Abschnitt im innern Leben des Königs. Mit den uneigennützigen ehrlichen Männern starb ihm fast Alles, was ihn im Verkehr mit Andern glücklich gemacht hatte. Die Verbindungen, in welche er jetzt als Mann trat, waren sämmtlich von anderer Art. Auch die besten der neuen Bekannten wurden vielleicht Vertraute einzelner Stunden, nicht die Freunde seines Herzens. Das Bedürfniß nach anregendem geistigen Verkehr blieb, ja es wurde stärker und anspruchsvoller. Denn er ist auch darin eine einzige Erscheinung, er konnte heitere und vertrauensvolle Verhältnisse niemals entbehren, nicht das leichte, fast rückhaltslose Geplauder, welches durch alle Schattirungen menschlicher Stimmung, tiefsinnig oder frivol, von den größten Fragen des Menschengeschlechts bis zu den kleinsten Tagesereignissen herabflatterte. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er an Voltaire geschrieben und ihn zu sich eingeladen, Voltaire war auf wenige Tage für schweres Geld nach Berlin gekommen, er hatte schon damals dem König den Eindruck eines Narren gemacht, aber Friedrich fühlte doch eine unendliche Verehrung vor dem Talent des Mannes, Voltaire war ihm der größte

Dichter aller Zeiten, Hofmarschall des Parnasses, auf dem der König selbst so gern eine Rolle spielen wollte. Immer stärker wurde Friedrich's Wunsch, den Mann zu besitzen. Er betrachtete sich als seinen Schüler, er wünschte jeden seiner Verse durch den Meister gebilligt, er lechzte unter seinen märkischen Offizieren nach dem Witz und Geist der eleganten Franzosen, endlich war auch die Eitelkeit eines Souveräns dabei, er wollte ein Fürst der schönen Geister und Philosophen werden, wie er ein ruhmgekrönter Heerführer geworden war. Seit dem zweiten schlesischen Kriege wurden zumeist die Fremden seine Vertrauten, seit 1750 ward ihm die Freude, auch den großen Voltaire als Mitglied seines Hofhaltes bei sich zu sehen. Es war kein Unglück, daß der schlechte Mann nur wenige Jahre unter den Barbaren aushielt.

Diese zehn Jahre von 1746 bis 1756 sind es, in denen Friedrich als Schriftsteller Selbstgefühl und eine Bedeutung gewann, welche noch heut in Deutschland nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Ueber seine französischen Verse vermag der Deutsche nur unvollständig zu urtheilen. Er war ein behender Dichter, dem sich mühelos jede Stimmung in Reim und Vers fügte. Er hat aber in seiner Lyrik die Schwierigkeiten der fremden Sprache vor den Augen eines Franzosen niemals vollständig überwunden, wie fleißig auch seine Vertrauten durchsahen, ja es fehlte ihm, wie uns scheint, immer an der gleichmäßigen rhetorischen Stimmung, jenem Stil, der in der Zeit Voltaire's das erste Kennzeichen eines berufenen Dichters war, denn neben schönen und erhabenen Sätzen in prächtiger Phrase störten triviale Gedanken und banaler Ausdruck. Auch seine Geschmacksbildung war nicht sicher und selbständig genug, er war in seinem ästhetischen Urtheil schnell bewundernd kurz absprechend, aber in der Stille weit abhängiger von der Meinung seiner französischen Bekannten, als sein Stolz eingeräumt hätte. Das Beste, was in der französischen Poesie damals erblühte, die Rückkehr zur Natur und der Kampf schöner Wahrheit gegen die Fesseln der alten Convenienz, blieb dem König unverständlich, Rousseau war ihm lange Zeit ein excentrischer armer Teufel und der gewissenhafte

und lautere Geist Diderot's galt ihm gar für seicht. Und dennoch scheint uns, daß in seinen Gedichten und grade in den leichten Improvisationen, die er seinen Freunden gönnt, nicht selten ein Reichthum an poetischem Detail und ein herzgewinnender Ton wahren Gefühls durchbricht, um den ihn wenigstens sein Vorbild Voltaire beneiden könnte*). —

Wie die Commentare Cäsar's ist Friedrich's Geschichte seiner Zeit eines der bedeutendsten Denkmale der historischen Literatur**). Es ist wahr, er schrieb gleich dem römischen Feldherrn, gleich jedem handelnden Staatsmann die Thatsachen so, wie sie in der Seele eines Betheiligten reflectiren, nicht Alles ist von ihm gleichmäßig gewürdigt, und nicht jeder Partei gönnt er ihr bestes Recht, aber er weiß unendlich Vieles, was jedem Fernstehenden verborgen bleibt, und führt nicht unparteiisch, aber auch gegen seine Gegner hochgesinnt in einige innerste Motive der großen Ereignisse ein. Er schrieb zuweilen ohne den großen Apparat, den ein Historiker von Fach um sich sammeln muß, es begegnete ihm daher, daß Erinnerung und Urtheil, so zuverlässig beide sind, ihn an einzelnen Stellen im Stich ließen; endlich schrieb er eine Apologie seines Hauses, seiner Politik, seiner Feldzüge, und wie Cäsar verschweigt er einigemal und legt die Thatsachen so zurecht, wie er sie

---

*) Es ist hier allerdings nicht der Ort auf Einzelheiten einzugehen, wozu auch seine dramatischen Versuche einladen. — Wir besitzen endlich eine sorgfältige Ausgabe seiner Werke. Aber es wäre nicht minder Pflicht, eine Auswahl seiner Poesien und sein größeres Geschichtswerk in guter deutscher Uebertragung zu einem Gemeingut der Nation zu machen, welcher diese Seite im Leben ihres Königs bis jetzt noch zu fremd geblieben ist.

**) Die Theile seines Geschichtswerks erschienen bekanntlich unter besondern Titeln, mit mehren Einleitungen. Die Memoiren des Hauses Brandenburg (begonnen 1746), im größten Theil unbedeutend und zusammengeschrieben, dann Geschichte meiner Zeit (verf. 1746—75), sein Meisterstück; dann die große Geschichte des siebenjährigen Krieges (beendet 1764), endlich die Memoiren seit dem Hubertsburger Frieden (verf. 1775—79), sie bilden trotz ungleichmäßiger Behandlung doch ein zusammenhängendes Ganze.

auf die Folgezeit gebracht wünscht. Aber die Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit, mit der er sein Haus und sein eigenes Thun behandelt, ist dennoch nicht weniger bewundernswerth, als die souveräne Ruhe und Freiheit, in der er über den Begebenheiten schwebt, trotz der kleinen rhetorischen Schnörkel, welche im Geschmack der Zeit lagen.

Erstaunlich wie seine Fruchtbarkeit ist seine Vielseitigkeit. Einer der größten Militärschriftsteller, ein bedeutender Geschichtschreiber, behender Dichter, und daneben als populärer Philosoph, praktischer Staatsmann, ja sogar als anonymer, sehr ausgelassener Pamphletschreiber und einigemal als Journalist, ist er stets bereit für Alles, was ihn erfüllt, erwärmt, begeistert, mit der Feder in's Feld zu ziehen, und jeden anzugreifen in Versen und Prosa, der ihn reizt oder ärgert, nicht nur Papst und Kaiserin, Jesuiten und holländische Zeitungschreiber, auch alte Freunde, wenn sie ihm lau erscheinen, was er nicht leiden kann, oder wenn sie gar von ihm abzufallen drohen. Nie hat es — seit Luther — einen so kampflustigen, rücksichtslosen, unermüdlichen Schreiber gegeben. Sobald er die Feder zum Schreiben ansetzt, ist er wie Proteus Alles, Weiser oder Intriguant, Historiker oder Poet, wie es grade die Situation verlangt, immer ein bewegter, feuriger, geistvoller, zuweilen auch unartiger Mensch, an sein königliches Amt aber denkt er wenig. Alles was ihm lieb ist, feiert er durch Gedichte oder Lobreden, die erhabenen Lehren seiner Philosophie: seine Freunde, sein Heer, Freiheit des Glaubens, selbständige Forschung, Toleranz und Bildung des Volkes.

Erobernd hatte der Geist Friedrich's sich nach allen Richtungen ausgebreitet. Es gab, so schien es, kein Hinderniß, das ihn aufhielt, wo der Ehrgeiz antrieb, zu siegen. Da kamen die Jahre der Prüfung, sieben Jahre furchtbarer; herzquälender Sorgen. Die große Periode, wo dem reichen hochfliegenden Geiste die schwersten Aufgaben, die je ein Mensch bestanden, auferlegt wurden, wo ihm fast Alles unterging, was er für sich selbst an Freude und Glück, an Hoffnungen und egoistischem Behagen besaß, wo auch Holdes und Anmuthiges in dem Menschen sterben sollte, damit er der entsagende

Fürst seines Volkes, der große Beamte des Staates, der Held einer Nation wurde. Nicht eroberungslustig zog er diesmal in den Kampf; daß er um sein und seines Staates Leben zu kämpfen hatte, war ihm lange vorher deutlich geworden. Aber um so höher wuchs ihm der Entschluß. Wie der Sturmwind wollte er in die Wolken brechen, die sich von allen Seiten um sein Haupt zusammenzogen. Durch die Energie eines unwiderstehlichen Angriffs gedachte er die Wetter zu zertheilen, bevor sie sich entluden. Er war bis dahin nie besiegt worden, seine Feinde waren geschlagen, so oft er, sein unwiderstehliches Werkzeug, das Heer, in der Hand, auf sie gestoßen war. Das war eine Hoffnung, die einzige. Wenn ihm auch diesmal erprobte Gewalt nicht versagte, so mochte er seinen Staat retten.

Aber gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Oesterreichern, den alten Feinden, sah er, daß auch sie von ihm gelernt hatten und Andere geworden waren. Bis zum Aeußersten spannte er seine Kraft, und bei Collin versagte sie ihm. Der 18. Juni 1757 ist der verhängnißvollste Tag in Friedrich's Leben. Dort begegnete, was ihm noch zweimal in diesem Kriege den Sieg entriß, der Feldherr hatte seine Feinde zu gering geachtet, er hatte seinem eigenen tapfern Heere das Uebermenschliche zugemuthet. Nach einer kurzen Betäubung hob sich Friedrich in neuer Kraft. Aus dem Angriffskriege war er auf eine verzweifelte Defensive angewiesen, von allen Seiten brachen die Gegner gegen sein kleines Land, mit jeder großen Macht des Festlandes trat er in tötlichen Kampf, er, der Herr über nur vier Millionen Menschen und über ein geschlagenes Heer. Jetzt bewährte er sein Feldherrntalent, wie er sich nach Verlusten den Feinden entzog und sie wieder packte und schlug, wo man ihn am wenigsten erwartete, wie er sich bald dem einen, bald dem andern Heere entgegenwarf, unübertroffen in seinen Dispositionen, unerschöpflich in seinen Hilfsmitteln, unerreicht als Führer und Schlachtenherr seiner Truppen. So stand er, einer gegen fünf, gegen Oesterreicher, Russen, Franzosen, von denen jeder einzelne der Stärkere war, zu gleicher Zeit noch gegen Schweden und die deutschen Reichstruppen.

Fünf Jahre lang kämpfte er so gegen eine ungeheure Uebermacht, jedes Frühjahr in Gefahr, allein durch die Massen erdrückt zu werden, jeden Herbst wieder befreit. Ein lauter Ruf der Bewunderung und des Mitgefühls ging durch Europa. Und unter den ersten widerwilligen Lobrednern waren seine heftigsten Feinde. Grade jetzt, in diesen Jahren des wechselnden Glückes, wo der König selbst so bittre Zufälle des Schlachtenglücks erlebte, wurde seine Kriegführung das Staunen aller Heere Europas. Wie er seine Linien gegen den Feind zu stellen wußte, immer als der schnellere und gewandtere, wie er so oft in schräger Stellung den schwächsten Flügel des Feindes zurückdrängte, überflügelte und aufrollte, wie seine Reiterei, die neu geschaffen, zu der ersten der Welt geworden war, in Furie über den Feind stürzte, seine Reihen zerriß, seine Haufen zersprengte, das wurde überall als neuer Fortschritt der Kriegskunst, als die Erfindung des größten Genies gepriesen. Taktik und Strategie des preußischen Heeres wurde für alle Armeen Europa's fast ein halbes Jahrhundert Vorbild und Muster. Einstimmig wurde das Urtheil, daß Friedrich der größte Feldherr seiner Zeit sei, daß es vor ihm, so lange es eine Geschichte giebt, wenig Heerführer gegeben, die mit ihm zu vergleichen wären. Daß die kleinere Zahl so häufig gegen die Mehrzahl siegte, daß sie auch geschlagen nicht zerschmolz, sondern, wenn kaum der Feind seine Wunden geheilt, so drohend und gerüstet, wie früher ihm gegenübertrat, das schien unglaublich. Wir aber rühmen nicht die Kriegführung des Königs allein, auch die kluge Bescheidenheit, mit welcher er seine Lineartaktik handhabte. Er wußte sehr gut, wie sehr ihn die Rücksicht auf Magazine und Verpflegung beengte und die Tausende von Karren, auf denen er Proviant und die Tagesbedürfnisse des Soldaten mit sich führen mußte. Aber er wußte auch, daß diese Methode für ihn die einzige Rettung war. Einmal als er nach der Schlacht bei Roßbach den bewunderenswerthen Marsch nach Schlesien machte, 41 Meilen in fünfzehn Tagen, da in der höchsten Gefahr verließ er seine alte Methode, er zog durch die Länder, wie jetzt andere Armeen, er ließ die Leute von den Wirthen verpflegen. Aber sogleich

kehrte er wieder weise zu dem alten Brauch zurück*). Denn wenn seine Feinde ihm diese freie Bewegung nachmachen lernten, dann war er sicher verloren. Wenn die alte Landesmiliz in seinen alten Provinzen wieder aufstand, die Schweden verjagen half und Colberg und Berlin tapfer vertheidigte, so ließ er sich das zwar gerne gefallen, aber er hütete sich sehr, den Volkskrieg zu ermuntern, und als sein ostfriesisches Landvolk sich selbstkräftig gegen die Franzosen erhob und von diesen dafür hart heimgesucht wurde, ließ er ihm rauh sagen, es sei selbst Schuld daran, denn der Krieg sollte für die Soldaten sein, für den Bauer und Bürger die ungestörte Arbeit, die Steuern, die Aushebung. Er wußte wol, daß er verloren war, wenn ein Volkskrieg in Sachsen und Böhmen gegen ihn aufgeregt wurde. Grade diese Beschränkung des umsichtigen Feldherrn auf die militärischen Formen, welche ihm allein den Kampf möglich machten, mag zu seinen größten Eigenschaften gerechnet werden.

Immer lauter wurde der Schrei der Trauer und Bewunderung, mit welcher Deutsche und Fremde diesem Todeskampfe des umstellten Löwen zusahen. Schon im Jahre 1740 war der junge König von den Protestanten als Parteigänger für Gewissensfreiheit und Aufklärung gegen Intoleranz und Jesuiten gefeiert worden. Seit er wenige Monate nach der Schlacht bei Collin die Franzosen bei Roßbach so gründlich geschlagen hatte, wurde er der Held Deutschlands, ein Jubelruf der Freude brach überall aus. Durch zweihundert Jahre hatten die Franzosen dem vielgetheilten Land große Unbill zugefügt, grade jetzt begann das deutsche Wesen sich gegen den Einfluß französischer Bildung zu setzen, und jetzt hatte der König, der selbst die pariser Verse so sehr bewunderte, die pariser Generäle so unübertrefflich mit deutschen Kugeln weggescheucht. Es war ein so glänzender Sieg, eine so schmachvolle Niederlage der alten Feinde, es war eine Herzensfreude überall im Reich, auch wo die Soldaten der

*) v. Tempelhof, Siebenjähriger Krieg I. S. 282.

Landesherren gegen König Friedrich im Felde lagen, jubelten daheim Bürger und Bauern über seine deutschen Hiebe. Und je länger der Krieg dauerte, je lebhafter der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, desto mehr erhob sich das Selbstgefühl der Deutschen. Seit langen, langen Jahren fanden sie jetzt einen Held, auf dessen Kriegsruhm sie stolz sein durften, einen Mann, der mehr als Menschliches leistete. Unzählige Anekdoten liefen von ihm durch das Land, jeder kleine Zug von seiner Ruhe, guten Laune, Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten, von der Treue seines Heeres flog hunderte von Meilen; wie er in Todesnoth die Flöte im Zelte blies, wie seine wunden Soldaten nach der Schlacht Choral sangen, wie er den Hut vor einem Regiment abgenommen — es ist ihm seitdem öfter nachgemacht worden — das wurde am Neckar und Rhein herumgetragen, gedruckt, mit frohem Lachen und mit Thränen der Rührung gehört. Es war natürlich, daß die Dichter sein Lob sangen, waren doch drei von ihnen im preußischen Heere gewesen, Gleim und Lessing als Secretäre commandirender Generäle, und Ewald von Kleist, ein Liebling der jungen literarischen Kreise, als Offizier, bis ihn die Kugel bei Kunnersdorf traf. Aber noch rührender für uns ist die treue Hingebung des preußischen Volkes, die alten Provinzen, Preußen, Pommern, die Marken, Westphalen litten unsäglich durch den Krieg, aber die stolze Freude, Antheil an dem Helden Europa's zu haben, hob auch den kleinen Mann oft über das eigene Leiden heraus. Der bewaffnete Bürger und Bauer zog jahrelang immer wieder als Landmiliz in's Feld. Als eine Anzahl Rekruten aus dem Clevesche̅n und der Grafschaft Ravensperg nach verlorenem Treffen fahnenflüchtig wurden und in die Heimat zurückkehrten, da wurden sie von ihren eigenen Landsleuten und Verwandten für eidbrüchig erklärt, verbannt und aus den Dörfern zum Heere zurückgejagt.

Nicht anders war das Urtheil im Ausland. In den protestantischen Cantonen der Schweiz nahm man so warmen Theil an dem Geschick des Königs, als wären die Enkel der Rütlimänner nie vom deutschen Reich abgelöst worden. Es gab dort Leute, die vor Verdruß krank

wurden, wenn die Sache des Königs schlecht stand *). Ebenso stand es in England. Jeder Sieg des Königs erregte in London laute Freude, die Häuser wurden erleuchtet, Bildnisse und Lobgedichte feilgeboten, im Parlament verkündete Pitt bewundernd jede neue That des großen Alliirten. Selbst in Paris im Theater, in den Gesellschaften war man mehr preußisch als französisch gesinnt. Die Franzosen spotteten über ihre eigenen Generäle und die Clique der Pampadour, wer dort für die französischen Waffen war, so berichtet Duclos, durfte kaum damit laut werden. In Petersburg war Großfürst Peter und sein Anhang so gut preußisch, daß dort bei jedem Nachtheil, den Friedrich erhalten, in der Stille getrauert wurde. Ja bis in die Türkei und zum Khan der Tartaren reichte der Enthusiasmus. Und diese Pietät eines ganzen Welttheils überdauerte den Krieg. Dem Maler Hackert wurde mitten in Sicilien bei der Durchreise durch eine kleine Stadt von dem Magistrat ein Ehrengeschenk von Wein und Früchten überreicht, weil sie gehört hätten, daß er ein Preuße sei, ein Unterthan des großen Königs, dem sie dadurch ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Und Muley Ismael Kaiser von Marokko ließ die Schiffsmannschaft eines Bürgers von Emden, den die Barbaresken nach Mogador geschleppt, ohne Lösung frei, schickte die Mannschaft neugekleidet nach Lissabon und gab ihnen die Versicherung: ihr König sei der größte Mann der Welt, kein Preuße solle in seinen Ländern Gefangener sein, seine Kreuzer würden nie die preußische Flagge angreifen.

Arme gedrückte Seele des deutschen Volkes, wie lange war es doch her, seit die Männer zwischen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor andern geachtet zu sein! Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft Alles wie umgewandelt. Wie aus bangem Traum erwacht sah der Landsmann auf die Welt und in sein eigenes Herz. Lange hatten die Menschen still vor sich hin gelebt, ohne Vergangenheit, deren sie sich freuten, ohne eine große

*) Sulzer an Gleim in: Briefe der Schweizer von Körte, S. 354.

Zukunft, auf die sie hofften. Jetzt empfanden sie auf einmal, daß auch sie Theil hatten an der Ehre und Größe in der Welt, daß ein König und sein Volk, Alle von ihrem Blute, dem deutschen Wesen eine goldne Fassung gegeben hatten, der Geschichte der civilisirten Menschheit einen neuen Inhalt. Jetzt durchlebten sie Alle selbst, wie ein großer Mensch kämpfte, wagte und siegte. Jetzt arbeite in deiner Schreibstube, friedlicher Denker, phantasievoller Träumer, du hast über Nacht gelernt mit Lächeln auf das Fremde herabsehen und von deiner eigenen Anlage Großes zu hoffen. Versuche jetzt, was aus deinem Herzen quillt. —

Aber während die junge Kraft des Volkes in begeisterter Wärme die Flügel regte, wie empfand unterdeß der große Fürst, der ohne Ende gegen die Feinde rang? Als ein schwacher Ton klang der begeisternde Ruf des Volkes an sein Ohr, fast gleichgültig vernahm ihn der König. In ihm wurde es stiller und kälter. Zwar immer wieder kamen leidenschaftliche Stunden des Schmerzes und herzzerreißender Sorge. Er verschloß sie vor seinem Heere in sich, das ruhige Antlitz wurde härter, tiefer die Furchen, gespannter der Blick. Gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Stunden das Innere, dann bricht auf einige Augenblicke der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menschlichen angekommen ist.

Zehn Tage nach der Schlacht bei Collin starb seine Mutter, wenige Wochen darauf scheuchte er im Zorn seinen Bruder August Wilhelm vom Heere, das dieser zu führen nicht kräftig genug gewesen war, das Jahr darauf starb auch dieser, wie der meldende Offizier dem König verkündete, durch Gram getödtet. Kurz darauf erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Schwester Baireuth. Einer nach dem andern von seinen Generälen sank an seiner Seite oder verlor des Königs Vertrauen, weil er den übermenschlichen Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen war. Seine alten Soldaten, sein Stolz, eherne Krieger in drei harten Kriegen erprobt, sie, die sterbend noch die Hand nach ihm ausstreckten und seinen Namen riefen, wurden in Haufen um ihn zerschmettert, und was in die weiten Gassen eintrat,

die der Tod unaufhörlich in sein Heer riß, das waren junge Leute, manche gute Kraft, viel schlechtes Volk. Der König gebrauchte sie, wie die Anderen auch, strenger, härter. Auch der schlechteren Masse gab sein Blick und Wort Bravour und Hingebung, aber er wußte doch, wie dies Alles nicht retten würde; kurz und schneidend wurde sein Tadel, sparsam sein Lob. So lebte er fort, fünf Sommer und Winter kamen und gingen, riesig war die Arbeit, unermüdlich sein Denken und Combiniren, das Fernste und Kleinste übersah prüfend sein Adlerauge, und doch keine Aenderung, und doch nirgend eine Hoffnung. Der König las und schrieb in den Stunden der Ruhe, grade wie früher, er machte seine Verse, und unterhielt die Correspondenz mit Voltaire und Algarotti, aber er war gefaßt, Alles das werde nächstens für ihn ein Ende haben, ein kurzes, schnelles, er trug Tag und Nacht bei sich, was ihn von Daun und Laudon frei machte. Der ganze Handel wurde ihm zuweilen verächtlich.

Diese Stimmungen des Mannes, von welchem das geistige Leben Deutschlands seine neue Zeit datirt, verdienen wol, daß der Deutsche sie mit Ehrfurcht beachte. Es ist hier nur möglich Einzelnes herauszuheben, wie es vorzugsweise in den Briefen Friedrich's an den Marquis d'Argens und Frau von Camas hervorbricht. So spricht der große König von seinem Leben:

(1757. Juni.) Das Mittel gegen meinen Schmerz liegt in der täglichen Arbeit, die ich zu thun verpflichtet bin, und in den fortgesetzten Zerstreuungen, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt. Wenn ich bei Collin getötet wäre, ich würde jetzt in einem Hafen sein, wo ich keinen Sturm mehr zu fürchten hätte. Jetzt muß ich noch über das stürmische Meer schiffen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Gut gewährt, was ich auf dieser Welt nicht habe finden können. — Seit zwei Jahren stehe ich wie eine Mauer, in die das Unglück Bresche geschossen hat. Aber denken Sie nicht, daß ich weich werde. Man muß sich schützen in diesen unseligen Zeiten durch Eingeweide von Eisen und ein Herz von Erz, um alles Gefühl zu verlieren. Der nächste Monat wird entscheiden für mein armes Land. Meine Rech-

nung ist: ich werde es retten, oder mit ihm untergehn. Sie können sich keinen Begriff machen von der Gefahr, in der wir sind, und von den Schrecken, die uns umgeben. —

(1758. Dec.) Ich bin dies Leben sehr müde, der ewige Jude ist weniger hin und hergezogen als ich, ich habe Alles verloren, was ich auf dieser Welt geliebt und geehrt habe, ich sehe mich umgeben von Unglücklichen, deren Leiden ich nicht abhelfen kann. Meine Seele ist noch gefüllt mit den Eindrücken der Ruinen aus meinen besten Provinzen und der Schrecken, welchen eine Horde mehr von unvernünftigen Thieren als von Menschen dort verübt hat. Auf meine alten Tage bin ich fast bis zu einem Theaterkönig herabgekommen, Sie werden mir zugeben, daß eine solche Lage nicht so reizvoll ist, um die Seele eines Philosophen an das Leben zu fesseln.

(1759. März.) Ich weiß nicht, was mein Schicksal sein wird. Ich werde Alles thun, was von mir abhängen wird, um mich zu retten, und wenn ich unterliege, der Feind soll es theuer bezahlen. Ich habe mein Winterquartier als Klausner überstanden, ich speise allein, bringe mein Leben mit Lesen und Schreiben hin, und soupire nicht. Wenn man traurig ist, so kostet es auf die Länge zu viel, unaufhörlich seinen Verdruß zu verbergen, und es ist besser, sich allein zu betrüben, als seine Verstimmung in die Gesellschaft zu bringen. Nichts tröstet mich als die starke Anspannung, welche die Arbeit fordert, so lange sie dauert, verscheucht sie die traurigen Ideen.

Aber ach, wenn die Arbeit geendet ist, dann werden die Grabesgedanken wieder so lebendig, wie vorher. Maupertuis hat Recht, die Summe der Uebel ist größer als die des Guten. Aber mir ist es gleich, ich habe fast nichts mehr zu verlieren, und die wenigen Tage, die mir bleiben, beunruhigen mich nicht so sehr, daß ich mich lebhaft dafür interessiren sollte. —

(1759. 16. Aug.) Ich will mich auf ihren Weg stellen und mir den Hals abschneiden lassen, oder die Hauptstadt retten. Ich denke, das ist Ausdauer genug. Für den Erfolg will ich nicht stehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben. Wenn

mir aber dieser Streich fehlschlägt, so halte ich mich für quitt gegen mein Land, und es wird mir erlaubt sein, für mich selbst zu sorgen. Es giebt Grenzen für Alles. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es mir den Muth nimmt. Aber ich bin sehr entschlossen, wenn dies Unternehmen fehl schlägt, mir einen Ausweg zu machen, um nicht der Spielball von jeder Sorte von Zufall zu sein. — Glauben Sie mir, man braucht noch mehr als Festigkeit und Ausdauer, um sich in meiner Lage zu erhalten. Aber ich sage Ihnen frei heraus, wenn mir ein Unglück begegnet, so rechnen Sie nicht darauf, daß ich Ruin und Untergang meines Vaterlandes überlebe. Ich habe meine eigne Art zu denken. Ich will weder Sertorius noch Cato nachahmen, ich denke gar nicht an meinen Ruhm, sondern an den Staat. —

(1760. Okt.) Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage, glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, womit ich Andere nicht betrüben und beunruhigen will. — Ich betrachte als Stoiker den Tod. Niemals werde ich den Moment erleben, der mich verpflichten wird, einen nachtheiligen Frieden zu schließen. Keine Ueberredung, keine Beredsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinen Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich wird, sie zu ertragen. Ich habe gehandelt und ich fahre fort zu handeln nach diesem innerlichen Ehrgefühl. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterlande, ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Jahre zu verfügen. Ich sage es und ich wiederhole es: nie wird meine Hand einen demüthigenden Frieden unterzeichnen. Ich habe einige Bemerkungen über die militärischen Talente Karl XII. gemacht*), aber ich habe nicht darüber nachgedacht, ob er sich hätte

*) Er hatte 1759, ein Jahr, bevor er vorstehende Worte an den Marquis d'Argens schrieb, durch diesen Vertrauten seinen Aufsatz: **Réflexions sur**

töten sollen oder nicht. Ich denke, daß er nach der Einnahme von Stralsund weiser gethan hätte, sich zu expediren, aber was er auch gethan oder gelassen hat, sein Beispiel ist keine Regel für mich. Es giebt Leute, welche sich vom Glück belehren lassen; ich gehöre nicht zu der Art. Ich habe für Andere gelebt, ich will für mich sterben. Ich bin sehr gleichgiltig über das, was man darüber sagen wird, und versichere Ihnen, ich werde es niemals hören. Heinrich IV. war ein jüngerer Sohn aus gutem Hause, der sein Glück machte, ihm kam es nicht darauf an; wozu hätte er sich im Unglück hängen sollen? Ludwig XIV. war ein großer König und hatte große Hilfsmittel, er zog sich wohl oder übel aus der Affaire. Was mich betrifft, ich habe nicht die Hilfsquellen dieses Mannes, aber die Ehre ist mir mehr werth als ihm, und wie ich Ihnen gesagt habe, ich richte mich nach Niemand. Wir zählen, wenn mir recht ist, fünftausend Jahre seit Schöpfung der Welt, ich glaube, daß diese Rechnung viel zu niedrig für das Alter des Universums ist. Das Land Brandenburg hat gestanden diese ganze Zeit, bevor ich war und wird fortbestehen nach meinem Tode. Die Staaten werden erhalten durch die Fortpflanzung der Raçen und so lange man mit Vergnügen daran arbeiten wird, das Leben zu vervielfältigen, wird auch der Haufen durch Minister oder Souveräne regiert werden. Das bleibt sich fast gleich, ein wenig einfältiger, ein wenig klüger, die Unterschiede sind so gering, daß die Masse des Volkes kaum etwas davon wahrnimmt. Wiederholen Sie mir also nicht die alten Einwendungen der Hof-

---

les talents militaires et sur le caractère de Charles XII. roi de Suède drucken lassen, eine der merkwürdigsten Abhandlungen des Königs. Sein Blick für die Fehler Karl XII. war geschärft durch die geheimen Erfahrungen, die er an sich selbst in den verlorenen Schlachten der letzten Jahre gemacht hatte, und indem er mit Achtung dem unglücklichen Eroberer das Urtheil sprach, stellte er dabei sich zugleich die höhere Berechtigung seiner eigenen maßvollen Politik fest. Die Schrift ist deshalb nicht nur eine sehr charakteristische Urkunde seiner weisen Mäßigung, sie ist auch ein Denkmal stiller Selbstbefreiung und eines großen innern Fortschritts.

leute, Eigenliebe und Eitelkeit vermögen durchaus nicht meine Empfindung zu ändern. Es ist kein Akt der Schwäche, so unglückliche Tage zu enden, es ist eine vorsichtige Politik. — Ich habe alle meine Freunde verloren, meine liebsten Verwandten, ich bin unglücklich nach allen Möglichkeiten, ich habe Nichts zu hoffen, meine Feinde behandeln mich mit Verachtung, mit Hohnlachen, und ihr Stolz rüstet sich, mich unter ihre Füße zu treten.

(1760. Nov.) Meine Arbeit ist schrecklich, der Krieg hat fünf Feldzüge gedauert. Wir vernachlässigen Nichts, was uns Mittel des Widerstandes geben kann, und ich spanne den Bogen mit meiner ganzen Kraft; aber eine Armée ist zusammengesetzt aus Armen und Köpfen. Arme fehlen uns nicht, aber die Köpfe sind bei uns nicht mehr vorhanden, wenn Sie sich nicht etwa die Mühe geben wollen, mir einige beim Bildhauer Adam zu bestellen, und die würden grade soviel nützen, als was ich habe. Meine Pflicht und Ehre halten mich fest. Aber trotz Stoicismus und Ausdauer giebt es Augenblicke, wo man einige Lust verspürt, sich dem Teufel zu ergeben. Adieu, mein lieber Marquis, lassen Sie sich's gut gehn und machen Sie Ihre Gelübde für einen armen Teufel, der sich von hinnen begeben wird, um nach jener Wiese, die mit Asphodelos bepflanzt ist, zu reisen, wenn der Frieden nicht zu Stande kommt.

(1761. Juni.) Zählen Sie dies Jahr nicht auf den Frieden. Wenn das Glück mich nicht verläßt, so werde ich mich aus dem Handel ziehen, so gut ich kann. Aber ich werde im nächsten Jahr noch auf dem Seil tanzen und gefährliche Sprünge machen müssen, wenn es Ihren sehr apostolischen, sehr christlichen und sehr moskowitischen Majestäten gefällt zu rufen: Springe, Marquis! — Ach, wie sind die Menschen doch hartherzig! Man sagt mir, du hast Freunde, ja schöne Freunde, die mit gekreuzten Armen einem sagen: Wirklich, ich wünsche dir alles Glück! — „Aber ich ertrinke, reicht mir einen Strick!“ — Nein, du wirst nicht ertrinken. — „Doch, ich muß im nächsten Augenblick untergehn.“ — O, wir hoffen das Gegentheil. Aber wenn dir das begegnete, so sei überzeugt, wir werden dir eine

schöne Grabschrift machen. So ist die Welt, das sind die schönen Complimente, womit man mich von allen Seiten bewillkommt.

(1762. Jan.) Ich bin so unglücklich in diesem ganzen Kriege gewesen mit der Feder und mit dem Degen, daß ich ein großes Mißtrauen gegen alle glücklichen Ereignisse erhalten habe. Ja, die Erfahrung ist eine schöne Sache; in meiner Jugend war ich ausgelassen wie ein Füllen, das ohne Zaum auf einer Wiese umherspringt, jetzt bin ich vorsichtig geworden wie der alte Nestor. Aber ich bin auch grau, runzelig aus Kummer, durch Körperleiden niedergedrückt und, mit einem Worte, nur noch gut vor die Hunde geworfen zu werden. Sie haben mich immer ermahnt, mich wohl zu befinden, geben Sie mir das Mittel, mein Lieber, wenn man gezaust wird, wie ich. Die Vögel, welche man dem Muthwillen der Kinder überläßt, die Kreisel, welche durch Meerkatzen herumgepeitscht werden, sind nicht mehr umhergetrieben und gemißhandelt, als ich bis jetzt durch drei wüthende Feinde war.

(1762. Mai.) Ich gehe durch eine Schule der Geduld, sie ist hart, langwierig, grausam, ja barbarisch. Ich rette mich daraus, indem ich das Universum im Ganzen ansehe, wie von einem fremden Planeten. Da erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich so viel Mühe um so Geringes geben. Ist es das Alter, ist es das Nachdenken, ist es die Vernunft? ich betrachte alle Ereignisse des Lebens mit viel mehr Gleichgiltigkeit als sonst. Giebt es etwas für das Wohl des Staats zu thun, so setze ich noch einige Kraft daran, aber unter uns gesagt, es ist nicht mehr das feurige Stürmen meiner Jugend, nicht der Enthusiasmus, der mich sonst beseelte. Es ist Zeit, daß der Krieg zu Ende geht, denn meine Predigten werden langweilig, und bald werden meine Zuhörer sich über mich beklagen."

Und an Frau von Camas schreibt er: „Sie sprechen von dem Tod der armen F . . . Ach, liebe Mama, seit sechs Jahren beklage ich nicht mehr die Toten, sondern die Lebenden." —

So schrieb und trauerte der König, aber er hielt aus. Und

wer durch die finstere Energie seines Entschlusses erschüttert wird, der möge sich doch vor der Meinung hüten, daß in ihr die Kraft dieses wunderbaren Geistes ihren höchsten Ausdruck finde. Es ist wahr, der König hatte einige Augenblicke der Betäubung, wo er die Kugel des Feindes für sich forderte, um nicht selbst den Tod in der Kapsel suchen zu müssen, welche er in den Kleidern trug; es ist wahr, er war fest entschlossen, den Staat nicht dadurch zu verderben, daß er als Gefangener Oesterreichs lebe; Alles, was er schreibt, hat eine furchtbare Wahrheit. Aber er war auch von poetischer Anlage, war ein Kind aus dem Jahrhundert, welches sich so sehr nach großen Thaten sehnte und in dem Aussprechen erhabener Stimmungen so hohe Befriedigung fand, er war im Grund seines Herzens ein Deutscher mit denselben Herzensbedürfnissen, wie etwa der unendlich schwächere Klopstock und dessen Verehrer. Das Reflectiren und entschlossene Aussprechen seines letzten Plans machte ihn innerlich freier und heiterer. Auch seiner Schwester von Baireuth schrieb er darüber in dem unheimlichen zweiten Jahre des Krieges, und dieser Brief ist besonders charakteristisch *). Denn auch die Schwester ist entschlossen, ihn und den Fall ihres Hauses nicht zu überleben, und er billigt diesen Entschluß, dem er übrigens in seinem düstern Behagen über die eigenen Betrachtungen wenig Beachtung gönnt. Einst hatten die beiden Königskinder im strengen Vaterhause heimlich die Rollen französischer Trauerspiele mit einander recitirt, jetzt schlugen ihre Herzen wieder in dem einmüthigen Gedanken, sich durch einen antiken Tod aus dem Leben voll Täuschung, Verirrung und Leiden zu befreien. Aber als die aufgeregte und nervöse Schwester gefährlich erkrankte, da vergaß Friedrich alle seine Philosophie aus der Schule der Stoa, und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die noch fest im Leben hing, sorgte und grämte er sich um die, welche ihm die Liebste seiner Familie war. Und als sie starb, da wurde sein lauter Jammer vielleicht noch durch die

*) Oeuvres XXVII. 1. Nr. 328 vom 17. Sept.

Empfindung geschärft, daß er zu tragisch in das zarte Leben der Frau gegriffen hatte. So mischt sich auch bei dem größten von allen Deutschen, welche aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts heraufkamen, poetische Empfindung und der Wunsch, schön und groß zu erscheinen, seltsam in das ernsthafte Leben der Wirklichkeit. Der arme kleine Professor Semler, welcher in der tiefsten Rührung noch seine Attitude studirt und seine Complimente überlegt, und der große König, welcher in kalter Erwartung seiner Todesstunde noch über den Selbstmord in schöngeformten Perioden schreibt, beide sind sie Söhne derselben Zeit, in welcher das Pathos, welches in der Kunst noch keinen würdigen Ausdruck findet, wie eine Schlingpflanze um das wirkliche Leben wuchert. Der König aber war größer, als seine Philosophie. In der That verlor er gar nicht seinen Muth, die zähe, trotzige Kraft des Germanen, und nicht die stille Hoffnung, welche der Mensch bei jeder starken Arbeit bedarf.

Und er hielt aus. Die Kraft seiner Feinde wurde geringer, auch ihre Feldherrn nutzten sich ab, auch ihre Heere wurden zerschmettert, endlich trat Rußland von der Coalition zurück. Dies und die letzten Siege des Königs gaben den Ausschlag. Er hatte überwunden, er hatte das eroberte Schlesien für Preußen gerettet, sein Volk frohlockte, die treuen Bürger seiner Hauptstadt bereiteten ihm den festlichsten Empfang, er aber mied die Freude der Menschen und kehrte allein und still nach Sanssouci zurück. Er wollte den Rest seiner Tage, wie er sagte, im Frieden für sein Volk leben.

Die ersten dreiundzwanzig Jahre seiner Regierung hatte er gerungen und gekriegt, seine Kraft gegen die Welt durchzusetzen, noch dreiundzwanzig Jahre sollte er friedlich über sein Volk herrschen als ein weiser und strenger Hausvater. Die Ideen, nach denen er den Staat leitete, mit größter Selbstverleugnung aber selbstwillig, das Größte erstrebend und auch das Kleinste beherrschend, sind zum Theil durch höhere Bildungen der Gegenwart überwunden worden, sie entsprachen der Einsicht, welche seine Jugend und die Erfahrungen des ersten Mannesalters ihm gegeben hatten. Frei sollte der Geist

sein, Jeder denken, was er wollte, aber thun, was seine Bürgerpflicht war. Wie er selbst sein Behagen und seine Ausgaben dem Wohl des Staates unterordnete, mit etwa 200,000 Thalern den ganzen königlichen Haushalt bestritt, zuerst an den Vortheil des Volkes, und zuletzt an sich dachte, so sollten alle seine Unterthanen bereitwillig das tragen, was er ihnen an Pflicht und Last auflegte. Jeder sollte in dem Kreise bleiben, in den ihn Geburt und Erziehung gesetzt, der Edelmann sollte Gutsherr und Offizier sein, dem Bürger gehörte die Stadt, Handel, Industrie, Lehre und Erfindung, dem Bauer der Acker und die Dienste. Aber in seinem Stande sollte Jeder gedeihen und sich wohl fühlen. Gleiches, strenges, schnelles Recht für Jeden, keine Begünstigung des Vornehmen und Reichen, in zweifelhaftem Falle lieber des kleinen Mannes. Die Zahl der thätigen Menschen vermehren, jede Thätigkeit so lohnend als möglich machen und so hoch als möglich steigern, so wenig als möglich vom Ausland kaufen, Alles selbst produciren, den Ueberschuß über die Grenzen fahren, das war der Hauptgrundsatz seiner Staatswirthschaft. Unablässig war er bemüht, die Morgenzahl des Ackerbodens zu vergrößern, neue Stellen für Ansiedler zu schaffen. Sümpfe wurden ausgetrocknet, Seen abgezapft, Deiche aufgeworfen. Kanäle wurden gegraben, Vorschüsse bei Anlagen neuer Fabriken gemacht, Städte und Dörfer auf Antrieb und mit Geldmitteln der Regierung massiver und gesünder wieder aufgebaut; das landschaftliche Creditsystem, die Feuersocietät, die königliche Bank wurden gegründet, überall wurden Volksschulen gestiftet, unterrichtete Leute angezogen, überall Bildung und Ordnung des regierenden Beamtenstandes durch Prüfungen und strenge Controlle gefördert. Es ist Sache des Geschichtschreibers das aufzuzählen und zu rühmen, auch einzelne verfehlte Versuche des Königs, die bei dem Bestreben, Alles selbst zu leiten, nicht ausbleiben konnten, aufzuzählen.

Für alle seine Länder sorgte der König, nicht zuletzt für sein Schmerzenskind, das neuerworbene Schlesien. Als der König die so große Landschaft eroberte, hatte sie wenig mehr als eine Million

Einwohner*). Lebhaft wurde dort der Gegensatz empfunden, der zwischen der bequemen österreichischen Wirthschaft und dem knappen, rastlosen, Alles aufregenden Regiment der Preußen war. In Wien war der Katalog verbotener Bücher größer gewesen, als zu Rom, jetzt kamen unaufhörlich die Bücherballen aus Deutschland in die Provinz gewandert, das Lesen und Kaufen war zum Verwundern frei, sogar die gedruckten Angriffe auf den eigenen Landesherrn. In Oesterreich war es Privilegium der Vornehmen, ausländisches Tuch zu tragen; als in Preußen der Vater Friedrich des Großen die Einfuhr von fremdem Tuch verboten hatte, kleidete er zuerst sich und seine Prinzen in Landtuch. In Wien hatte kein Amt für vornehm gegolten, wenn dazu noch etwas Anderes als Repräsentation erfordert wurde, alle Arbeit war Sache der Subalternen, der Kammerherr galt mehr als der verdiente General und Minister, in Preußen war auch der Vornehmste gering geachtet, wenn er dem Staat nichts nützte, und der König selbst war der allergenaueste Beamte, der über jedes Tausend Thaler, das erspart oder verausgabt wurde, sorgte und schalt. Wer in Oesterreich vom katholischen Glauben abfiel, wurde mit Confiscation und Verweisung bestraft, bei den Preußen konnte zu jedem Glauben ab- und zufallen, wer da wollte, das war seine Sache. Bei den Kaiserlichen war der Regierung im Ganzen lästig gewesen, wenn sie sich um etwas hatte bekümmern müssen, die preußischen Beamten hatten ihre Nase und ihre Hände überall. Trotz der drei schlesischen Kriege war das Land weit blühender, als zur Kaiserzeit. Einst hatten hundert Jahre nicht ausgereicht, die handgreiflichen Spuren des dreißigjährigen Krieges zu verwischen, die Leute erinnerten sich wol, wie überall in den Städten die Schutthaufen aus der Schwedenzeit gelegen

*) Im Jahre 1740: 1,100,000, im Jahre 1756: 1,300,000, 1763 war die Zahl auf 1,150,000 gesunken, 1779 waren 1,500,000. Man nahm damals an, daß das Land noch 2,300,000 Menschen mehr erhalten könne, — es zählt jetzt 3,000,000.

hatten, überall neben den gebauten Häusern die wüsten Brandstellen. Viele kleine Städte hatten noch Blockhäuser nach alter slavischer Art mit Stroh- und Schindeldach, seit lange dürftig ausgeflickt. Durch die Preußen waren die Spuren nicht nur alter Verwüstung, auch der neuen des siebenjährigen Krieges nach wenigen Jahrzehnten getilgt. Friedrich hatte fünfzehn ansehnliche Städte zum großen Theil auf königliche Kosten wieder in regelmäßigen Straßen aufmauern lassen, einige hundert neue Dörfer angelegt, mit erblichen Colonisten besetzt, er hatte den Gutsherrn den harten Zwang aufgelegt, einige tausend eingezogene Bauerhöfe wieder aufzubauen und mit erblichen Eigenthümern zu besetzen. Zur Kaiserzeit waren die Abgaben weit geringer gewesen, aber sie waren ungleich vertheilt und lasteten zumeist auf dem Armen, der Adel war vom größten Theil derselben befreit, die Erhebung war ungeschickt, viel wurde veruntreut und schlecht verwendet, es floß verhältnißmäßig wenig in die kaiserlichen Kassen; die Preußen dagegen hatten das Land in kleine Kreise getheilt, den Werth des gesammten Bodens abgeschätzt, in wenig Jahren alle Steuerbefreiung aufgehoben, das Land zahlte jetzt seine Grundsteuer, die Städte ihre Accise. So trug die Provinz die doppelten Lasten mit größerer Leichtigkeit, nur die Privilegirten murrten; und dabei konnte es noch 40,000 Soldaten unterhalten, während sonst etwa 2000 im Lande gewesen waren. Vor 1740 hatten die Edelleute die großen Herren gespielt, wer katholisch und reich war, der lebte in Wien, wer sonst das Geld aufbringen konnte, zog sich nach Breslau, jetzt saß die Mehrzahl der Gutsherren auf ihren Gütern, die Krippenreiterei hatte aufgehört, der Adel wußte, daß es ihm beim König für eine Ehre gelte, wenn er für die Kultur des Bodens sorgte, und daß der neue Herr Solchen kalte Verachtung zeigte, die nicht Landwirthe, Beamte oder Offiziere waren. Früher waren die Processe unabsehbar und kostspielig gewesen, ohne Bestechung und Geldopfer kaum durchzusetzen, jetzt fiel auf, daß die Zahl der Advokaten geringer wurde, die Urtheile so schnell kamen. Unter den Oesterreichern freilich war der Karavanen-Handel mit dem Osten Europa's

größer gewesen, die Bukowiner und Ungarn, auch die Polen entfremdeten sich und sahen bereits nach Triest, aber dafür erhoben sich neue Industrien: Wolle und Tuch und in den Gebirgsthälern ein großartiger Leinwandhandel. Viele fanden die neue Zeit unbequem, Mancher wurde in der That durch ihre Härte gedrückt, Wenige wagten zu leugnen, daß es im Ganzen weit besser geworden war.

Aber noch etwas Anderes fiel dem Schlesier an dem preußischen Wesen auf, und bald gewann dies Auffallende eine stille Herrschaft über seine eigene Seele. Das war ein hingebender spartanischer Geist der Diener des Königs, der bis in die niedern Aemter so häufig zu Tage kam. Da waren die Acciseeinnehmer, schon vor Einführung des französischen Systems wenig beliebt, invalide Unteroffiziere, alte Soldaten des Königs, die seine Schlachten gewonnen hatten, im Pulverdampfe ergraut waren. Sie saßen jetzt an den Thoren und rauchten aus ihrer Holzpfeife, sie erhielten sehr geringen Gehalt, konnten sich gar nichts zu Gute thun, aber sie waren vom frühen Morgen bis späten Abend zur Stelle, thaten ihre Pflicht gewandt, kurz, pünktlich, wie alte Soldaten pflegen, nahmen Geld ein und lieferten es getreu ab, das verstand sich von selbst. Sie dachten immer an ihren Dienst, er war ihre Ehre, ihr Stolz. Und noch lange erzählten alte Schlesier aus der Zeit des großen Königs ihren Enkeln, wie ihnen auch an andern preußischen Beamten die Pünktlichkeit, Strenge und Ehrlichkeit aufgefallen war. Da war in jeder Kreisstadt ein Einnehmer der Steuern, er hauste in seiner kleinen Dienststube, die vielleicht zu gleicher Zeit sein Schlafzimmer war, und sammelte in einer großen hölzernen Schüssel die Grundsteuer, welche die Schulzen allmonatlich am bestimmten Tage in seine Stube trugen. Viele tausend Thaler wurden auf langer Liste verzeichnet und bis auf den letzten Pfennig in die großen Hauptkassen abgeliefert. Gering war die Besoldung auch eines solchen Mannes, er saß, nahm ein und packte in Beutel, bis sein Haar weiß wurde, und die zitternde Hand nicht mehr die Zweigroschenstücke zu werfen vermochte. Und der Stolz seines Lebens war, daß der König auch ihn persönlich

kannte, und wenn er einmal durch den Ort fuhr, während dem Umspannen schweigend aus seinen großen Augen nach ihm hinsah, oder wenn er sehr gnädig war, ein wenig gegen ihn das Haupt neigte. Mit Achtung und einer gewissen Scheu sah das Volk auch auf diese untergeordneten Diener eines neuen Princips. Und nicht die Schlesier allein. Es war damit überhaupt etwas Neues in die Welt gekommen. Nicht aus Laune nannte Friedrich II. sich den ersten Diener seines Staates. Wie er auf den Schlachtfeldern seinen wilden Adel gelehrt hatte, daß es höchste Ehre sei, für das Vaterland zu sterben, so drückte sein unermüdliches, pflichtgetreues Sorgen auch den kleinsten seiner Diener in entlegenem Grenzort die große Idee in die Seele, daß er zuerst zum Besten seines Königs und des Landes zu leben und zu arbeiten habe.

Als die Provinz Preußen im siebenjährigen Kriege gezwungen wurde, der Kaiserin Elisabeth zu huldigen, und mehre Jahre dem russischen Reich einverleibt blieb, da wagten die Beamten der Landschaft dennoch unter der fremden Armee und Regierung insgeheim für ihren König Geld und Getreide zu erheben, große Kunst wurde angewendet die Transporte durchzubringen. Viele waren im Geheimniß, nicht ein Verräther darunter, verkleidet stahlen sie sich mit Lebensgefahr durch die russischen Heere. Und sie merkten, daß sie geringen Dank ernten würden, denn der König mochte seine Ostpreußen überhaupt nicht leiden, er sprach geringschätzig von ihnen, gönnte ihnen ungern die Gnaden, die er andern Provinzen erwies, sein Antlitz wurde zu Stein, wenn er erfuhr, daß einer seiner jungen Offiziere zwischen Weichsel und Memel geboren sei, und nie betrat er seit dem Kriege ostpreußisches Gebiet. Die Ostpreußen aber ließen sich dadurch in ihrer Verehrung gar nicht stören, sie hingen mit treuer Liebe an dem ungnädigen Herrn und sein bester und begeisterter Lobredner war Immanuel Kant.

Wohl war es ein ernstes, oft rauhes Leben in des Königs Dienst, unaufhörlich das Schaffen und Entbehren, auch dem Besten war es schwer, dem strengen Herrn genug zu thun, auch

der größten Hingebung wurde ein kurzer Dank, war eine Kraft abgenutzt, wurde sie vielleicht kalt bei Seite geworfen, ohne Ende war die Arbeit, überall Neues, Angefangenes, Gerüste an unfertigem Baue. Wer in das Land kam, dem erschien das Leben gar nicht anmuthig, es war so herb, einförmig, rauh, wenig Schönheit und sorglose Anmuth zu finden. Und wie der frauenlose Haushalt des Königs, die schweigsamen Diener, die unterwürfigen Vertrauten unter den Bäumen eines stillen Gartens dem fremden Gast den Eindruck eines Klosters machten, so fand er in dem ganzen preußischen Wesen etwas von der Entsagung und dem Gehorsam einer großen emsigen Ordensbrüderschaft.

Denn auch auf das Volk selbst war etwas von diesem Geiste übergegangen. Wir aber verehren darin ein unsterbliches Verdienst Friedrich II., noch jetzt ist dieser Geist der Selbstverleugnung das Geheimniß der Größe des preußischen Staats, die letzte und beste Bürgschaft für seine Dauer. Die vortreffliche Maschine, welche der große König mit so viel Geist und Thatkraft eingerichtet hatte, sollte nicht ewig bestehen; schon zwanzig Jahre nach seinem Tode zerbrach sie, aber daß der Staat nicht zugleich mit ihr unterging, daß Intelligenz und Patriotismus der Bürger selbst im Stande waren, unter seinen Nachfolgern auf neuen Grundlagen ein neues Leben zu schaffen, das ist das Geheimniß von Friedrich's Größe.

Neun Jahre nach dem Schluß des letzten Krieges, der um die Behauptung Schlesiens geführt wurde, vergrößerte Friedrich seinen Staat durch einen neuen Erwerb, an Meilenzahl nicht viel geringer, leer an Menschen, durch die polnischen Landestheile, welche seitdem unter dem Namen Westpreußen deutsches Land geworden sind.

Waren schon die Ansprüche des Königs auf Schlesien zweifelhaft gewesen, so bedurfte es jetzt den ganzen Scharfsinn seiner Beamten, einige unsichere Rechte auf Theile des neuen Erwerbs auszuschmücken. Der König selbst frug wenig darnach. Er hatte mit fast übermenschlichem Heldenmuth die Besetzung Schlesiens vor der Welt vertheidigt, durch Ströme von Blut war die Provinz an Preu-

ßen gekittet. Hier that die Klugheit des Politikers fast allein das Werk. Und lange fehlte in der Meinung der Menschen dem Eroberer die Berechtigung, welche, wie es scheint, die Gräuel des Krieges und das zufällige Glück des Schlachtfeldes verleihen. Aber dieser letzte Landgewinn des Königs, dem Kanonendonner und Siegesfanfare so sehr fehlten, war doch von allen großen Geschenken, welche das deutsche Volk Friedrich II. verdankt, der größte und segensreichste. Mehre hundert Jahre hindurch waren die vielgetheilten Deutschen durch eroberungslustige Nachbarn eingeengt und geschädigt worden, der große König war der erste Eroberer, welcher wieder die deutschen Grenzen weiter nach Osten hinausschob. Hundert Jahre nachdem sein großer Ahnherr die Rheinfestungen gegen Ludwig XIV. vergebens vertheidigt hatte, gab er den Deutschen wieder die nachdrückliche Mahnung, daß sie die Aufgabe haben, Gesetz, Bildung, Freiheit, Kultur und Industrie in den Osten Europa's hineinzutragen. Sein ganzes Land, einige altsächsische Territorien ausgenommen, war den Slaven durch Gewalt und Colonisation abgerungen, niemals seit der Völkerwanderung des Mittelalters hatte der Kampf um die weiten Ebenen im Osten der Oder aufgehört, nie hatte sein Haus vergessen, daß es Verwalter der deutschen Grenze war. So oft die Waffen ruhten, stritten die Politiker. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte das Ordensland Preußen von der polnischen Lehnshoheit befreit, Friedrich I. hatte auf diese isolirte Colonie entschlossen die Königskrone gesetzt. Aber der Besitz Ostpreußens war unsicher, nicht die verfaulte Republik Polen drohte Gefahr, wol aber die aufsteigende Größe Rußlands. Friedrich hatte die Russen als Feinde achten gelernt, er kannte die hochfliegenden Plane der Kaiserin Katharina. Da griff der kluge Fürst im rechten Augenblick zu. Das neue Gebiet: Pommerellen, die Woiwodschaft Kulm und Marienburg, das Bisthum Ermeland, die Stadt Elbing, ein Theil von Kujavien, ein Theil von Posen, verband Ostpreußen mit Pommern und der Mark. Es war von je ein Grenzland gewesen, seit der Urzeit hatten sich Völker von verschiedenem Stamm an den Küsten der Ostsee gedrängt:

Deutsche, Slaven, Lithauer, Finnen. Seit dem dreizehnten Jahrhundert waren die Deutschen als Städtegründer und Ackerbauer in dies Weichselland gedrungen: Ordensritter, Kaufleute, fromme Mönche, deutsche Edelleute und Bauern. Zu beiden Seiten des Weichselstroms erhoben sich Thürme und Grenzsteine der deutschen Colonien. Vor allen ragte das prächtige Danzig, das Venedig der Ostsee, der große Seemarkt der Slavenländer, mit seiner reichen Marienkirche und den Pallästen seiner Kaufherren, dahinter am andern Arm der Weichsel sein bescheidener Rival Elbing, weiter aufwärts die stattlichen Thürme und weiten Laubengänge Marienburgs, dabei das große Fürstenschloß der deutschen Ritter, das schönste Bauwerk im deutschen Norden, und in dem Weichselthal auf üppigem Niederungsboden die alten blühenden Colonistengüter, eine der gesegneten Landschaften der Welt, durch mächtige Dämme aus der Ordenszeit gegen die Verwüstungen des Slavenstroms geschützt. Noch weiter aufwärts Marienwerder, Graudenz, Kulm und an den Niederungen der Netze Bromberg, Mittelpunkt des Grenzstriches unter polnischem Volk. Kleinere deutsche Städte und Dorfgemeinden waren durch das ganze Territorium zerstreut, eifrig hatten auch dazu die reichen Cisterzienserklöster Oliva und Pelplin colonisirt. Aber die tyrannische Härte des deutschen Ordens trieb die deutschen Städte und Grundherren Westpreußens im funfzehnten Jahrhundert zum Anschluß an Polen. Die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts unterwarf sich nicht nur die Seelen der deutschen Colonisten, auch in der großen Republik Polen waren drei Viertheile des Adels protestantisch, in der slavischen Landschaft Pommerellen um 1590 von hundert Kirchspielen etwa siebenzig. Und es schien eine kurze Zeit, als sollte sich in dem slavischen Osten eine neue Volkskraft und neue Kultur entwickeln, ein großer polnischer Staat mit deutscher Städtekraft. Aber die Einführung der Jesuiten brachte eine unheilvolle Umwandlung. Der polnische Adel fiel zur katholischen Kirche zurück, in den Jesuitenschulen wurden seine Söhne zu bekehrungslustigen Fanatikern gezogen, von da an verfiel der polnische Staat, immer trostloser wurden die Zustände.

Nicht gleich war die Haltung der Deutschen in Westpreußen, gegenüber bekehrenden Jesuiten und slavischer Tyrannei. Der eingewanderte deutsche Adel wurde katholisch und polnisch, die Bürger und Bauern aber blieben hartnäckig Protestanten. Zu dem Gegensatz der Sprache kam jetzt auch der Gegensatz der Confessionen, zu dem Stammhaß die Glaubenswuth. Grade in dem Jahrhundert der Aufklärung wurde in diesen Landschaften die Verfolgung der Deutschen fanatisch, eine protestantische Kirche nach der andern wurde eingezogen, niedergerissen, die hölzernen angezündet, war eine Kirche verbrannt, so hatten die Dörfer das Glockenrecht verloren, deutsche Prediger und Schullehrer wurden verjagt und schändlich gemißhandelt. „Vexa Lutheranum dabit thalerum“ wurde das gewöhnliche Sprüchwort der Polen gegen die Deutschen. Einer der größten Grundherren des Landes, ein Unruh aus dem Hause Birnbaum, Starost von Gnesen, wurde zum Tode mit Zungenausreißen und Handabhauen verurtheilt, weil er aus deutschen Büchern beißende Bemerkungen gegen die Jesuiten in ein Notizbuch geschrieben hatte. Es gab kein Recht, es gab keinen Schutz mehr. Grade die nationale Partei des polnischen Adels verfolgte im Bunde mit fanatischen Pfaffen am leidenschaftlichsten die, welche sie als Deutsche und Protestanten haßte. Zu den Patrioten oder Conföderirten lief alles raublustige Gesindel, sie warben Haufen, zogen plündernd im Lande umher, überfielen kleinere Städte und deutsche Dörfer. Immer ärger ward dieses Wüthen gegen die Deutschen, nicht nur aus Glaubenseifer, noch mehr aus Habsucht. Der polnische Edelmann Roskowski zog einen rothen und einen schwarzen Stiefel an, der eine sollte Feuer, der andere Tod bedeuten, so ritt er brandschatzend von einem Ort zum andern, ließ endlich in Jastrow dem evangelischen Prediger Willich Hände, Füße und zuletzt den Kopf abhauen und die Glieder in einen Morast werfen. Das geschah 1768.

So sah es in dem Lande kurz vor der preußischen Besetzung aus. Es waren Zustände, wie sie jetzt etwa noch in Bosnien möglich, in dem elendesten Winkel des christlichen Europa's unerhört wären.

Zwar Danzig, den Polen unentbehrlich, erhielt sich durch diese Jahrzehnte der Auflösung in vornehmer Abgeschlossenheit, es blieb ein Freistaat unter slavischem Schutz, lange dem großen König ärgerlich und wenig geneigt. Aber dem Land und den meisten deutschen Städten war die energische Hilfe des Königs Rettung vom Untergange. Die preußischen Beamten, welche in das Land geschickt wurden, waren erstaunt über die Trostlosigkeit der unerhörten Verhältnisse, welche wenige Tagereisen von ihrer Hauptstadt bestanden. Nur einige größere Städte, in denen das deutsche Leben durch feste Mauern und den alten Marktverkehr unterhalten wurde, und geschützte Landstriche, welche ausschließlich von Deutschen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrschaft der Cistercienser von Oliva und die wohlhabenden deutschen Ortschaften des katholischen Ermlands lebten in erträglichen Zuständen. Andere Städte lagen in Trümmern, wie die meisten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutsche Colonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen; es ist noch heute nicht möglich genau zu ermitteln, wie die Stadt in diesen Zustand gekommen ist*), ja die Schicksale, welche der ganze Netzedistrikt in den letzten zehn Jahren vor der preußischen Besitznahme erduldet hat, sind völlig unbekannt, kein Geschichtschreiber, keine Urkunde, keine Aufzeichnung giebt Bericht über die Zerstörung und das Gemetzel, welches dort verwüstet haben muß. Offenbar haben die polnischen Factionen sich unter einander geschlagen, Mißernten und Seuchen mögen das Uebrige gethan haben. Kulm hatte aus alter Zeit seine wohlgefügten Mauern und die stattlichen Kirchen erhalten, aber in den Straßen ragten die Hälse der Hauskeller über das morsche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude hervor, ganze Straßen bestanden nur aus solchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hausten. Von den vierzig Häusern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Thüren, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigenthümer. In ähnlicher Verfassung waren andere Städte.

*) Neue preußische Provinzialblätter Jahrg. VI. 1854. Nr. 4. S. 259.

Auch die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich schienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorf nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Oefen waren unbekannt, nie wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspahn erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausraths war das Crucifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brod war fast unbekannt, Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten sie ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlne Rinde, dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock, die schwarze Pelzmütze und das hellrothe Kopftuch für ihre Frauen. Selten war ein Webestuhl, das Spinnrad war unbekannt. Die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik, Freuden, denen auch der elendeste Pole nicht entsagt, stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es auch dem Preußenkönig, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle anderen Kulturversuche fanden Widerstand. Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung, aber der polnische Bauer bewahrte in seiner Armseligkeit und Unordnung wenigstens die größere Regsam-

keit seines Stammes. Selbst auf den Gütern der größern Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirthschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besondern Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande, freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfniß darnach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben als die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe, als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheken. Wer einen Rock bedurfte, that wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog*). Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Heerden der Wölfe, wenig Dörfer, welchen nicht in jedem Winter Menschen und Thiere decimirt wurden**). Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit in's Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihren Hütten niederlassen, sie wußten, was solche Erscheinung ihnen bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden, in dumpfer Ergebenheit erwarteten sie dies Geschick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten unkräftige Gerichte, der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußlichen Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie unter einander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei

---

*) v. Held, Gepriesenes Preußen. S. 41. — Roscius, Westpreußen. S. 21.

**) Als 1815 die gegenwärtige Provinz Posen an Preußen zurückfiel, waren auch dort die Wölfe eine Landplage. Nach einer Angabe der Posener Provinzialblätter wurden im Regierungsbezirk Posen vom 1. Sept. 1815 bis Ende Februar 1816 41 Wölfe erlegt, noch im Jahre 1819 im Kreise Wongrowitz 16 Kinder und 3 Erwachsene von Wölfen gefressen.

den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urtheilen durften, in den letzten Jahren hatte auch das fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigne Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe.

Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn; es war eine Einöde, auf 600 Quadratmeilen wohnten 500,000 Menschen, nicht 850 auf der Meile. Und wie eine herrenlose Prairie behandelte auch der Preußenkönig seinen Erwerb, fast nach Belieben setzte er sich die Grenzsteine und rückte sie wieder einige Meilen hinaus. Und darauf begann er in seiner großartigen Weise die Kultur des Landes, grade die verrotteten Zustände waren ihm reizvoll, und „Westpreußen" wurde, wie bis dahin Schlesien, fortan sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, da warf er schon eine Schaar seiner besten Beamten in die Wildniß, wieder wurden die Landschaften in kleine Kreise getheilt, die gesammte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrath, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber in's Leben gerufen, eine Compagnie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt — der würdige Semler hatte einen Theil derselben ausgesucht und eingeübt, — Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Colonistendörfer ausgesteckt, neue Ackerkulturen befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Lauf von drei Meilen die Weichsel durch die Netze mit der Oder und Elbe verbindet, ein Jahr, nachdem der König den Befehl ertheilt, sah er selbst beladene Oderkähne von hundertundzwanzig Fuß Länge nach

dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserader wurden weite Strecken Land entsumpft, sofort durch deutsche Colonisten besetzt. Unablässig trieb der König, er lobte und schalt, wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten selten ihm genug zu thun. Dadurch geschah es, daß in wenig Jahrzehnten das wilde slavische Unkraut, welches dort auch über deutschen Ackerfurchen aufgeschossen war, gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten, und daß Westpreußen in den Kriegen seit 1806 sich fast ebenso preußisch bewährte, als die alten Provinzen.

Während der greise König sorgte und schuf, zog ein Jahr nach dem andern über sein sinnendes Haupt; stiller ward es um ihn, leerer und einsamer, kleiner der Kreis von Menschen, denen er sich öffnete. Die Flöte hatte er bei Seite gelegt, auch die neue französische Literatur erschien ihm schaal und langweilig, zuweilen war ihm, als ob ein neues Leben unter ihm in Deutschland ergrüne, es blieb ihm fremd. Unermüdlich arbeitete er an seinem Heer, an dem Wohlstand seines Volkes, immer weniger galten ihm seine Werkzeuge, immer höher und leidenschaftlicher wurde das Gefühl für die große Pflicht seiner Krone.

Aber wie man sein siebenjähriges Ringen im Kriege übermenschlich nennen darf, so war auch jetzt in seiner Arbeit etwas Ungeheures, was den Zeitgenossen zuweilen überirdisch und zuweilen unmenschlich erschien. Es war groß, aber es war auch furchtbar, daß ihm das Gedeihen des Ganzen in jedem Augenblick das Höchste war und das Behagen des Einzelnen so gar nichts. Wenn er den Obersten, dessen Regiment bei der Revue einen ärgerlichen Fehler gemacht hatte, vor der Front mit herbem Scheltwort aus dem Dienst jagte; wenn er in dem Sumpfland der Netze mehr die Stiche der zehntausend Spaten zählte, als die Beschwerden der Arbeiter, welche am Sumpffieber in den Lazarethen lagen, die er ihnen errichtet; wenn er ruhelos mit seinem Fordern auch der schnellsten That voraneilte, so verband sich mit der tiefen Ehrfurcht und Hingebung in

seinem Volke auch eine Scheu, wie vor Einem, dem nicht irdisches Leben die Glieder bewegt. Als das Schicksal des Staates erschien er den Preußen, unberechenbar, unerbittlich, allwissend, das Größte wie das Kleine übersehend. Und wenn sie einander erzählten, daß er auch die Natur hatte bezwingen wollen, und daß seine Orangenbäume doch in den letzten Frösten des Frühlings erfroren waren, dann freuten sie sich in der Stille, daß es für ihren König doch eine Schranke gab, aber noch mehr, daß er sich mit so guter Laune darein gefunden und vor den kalten Tagen des Mai den Hut abgenommen hatte.

Mit rührendem Antheil sammelte das Volk jede Lebensäußerung des Königs, in welcher eine menschliche Empfindung, die sein Bild vertraulich machte, zu Tage kam. So einsam sein Haus und Garten war, unablässig schwebte die Phantasie seiner Preußen um den geweihten Raum. Wem es einmal glückte, in warmer Mondnacht in die Nähe des Schlosses zu kommen, der fand vielleicht offene Thüren, ohne Wache und er konnte in der Schlafstube den großen König auf seinem Feldbett schlummern sehen. Der Duft der Blüthen, das Nachtlied der Vögel, das stille Mondlicht waren die einzigen Wächter und fast der ganze Hofstaat des einsamen Mannes.

Noch vierzehnmal seit der Erwerbung von Westpreußen blühten die Orangen von Sanssouci, da wurde die Natur Meisterin auch des großen Königs. Er starb allein, nur von seinen Dienern umgeben.

Mit ehrgeizigem Sinn war er in der Blüthe des Lebens ausgezogen, alle hohen und prächtigen Kränze des Lebens hatte er dem Schicksal abgerungen, der Fürst von Dichtern und Philosophen, der Geschichtschreiber, der Feldherr. Kein Triumph, den er sich erkämpft, hatte ihn befriedigt. Zufällig, unsicher, nichtig war ihm aller Erdenruhm geworden; nur das Pflichtgefühl, das unablässig wirkende, eiserne, war ihm geblieben. Aus dem gefährlichen Wechsel von warmer Begeisterung und nüchterner Schärfe war seine Seele heraufgewachsen. Mit Willkür hatte er sich poetisch einzelne Menschen verklärt, die Menge, die ihn umgab, verachtet. Aber in den Kämpfen

seines Lebens verlor er den Egoismus, verlor er fast Alles, was ihm persönlich lieb war, und er endigte damit, die Einzelnen gering zu achten, während sich ihm das Bedürfniß, für das Ganze zu leben, immer stärker erhob. Mit der feinsten Selbstsucht hatte er das Größte für sich begehrt und selbstlos gab er zuletzt sich selbst für das gemeine Wohl und das Glück der Kleinen. Als ein Idealist war er in das Leben getreten, auch durch die furchtbarsten Erfahrungen wurden ihm seine Ideale nicht zerrissen, sondern veredelt, gehoben, geläutert; viele Menschen hatte er seinem Staat zum Opfer gebracht, Niemanden so sehr als sich selbst.

Ungewöhnlich und groß erschien das seinen Zeitgenossen, größer uns, die wir die Spuren seiner Wirksamkeit in dem Charakter unseres Volkes, unserem Staatsleben, unserer Kunst und Literatur bis zur Gegenwart verfolgen.

9.

Aus den Lehrjahren des deutschen Bürgers.

(1790.)

Mehre Geschlechter von Dichtern waren vergangen, sie hatten nie in allen ihren Tagen von einem Heldenleben herzerschütternden Eindruck erhalten, sie feierten die Siege des Alexander und den Tod des Cato durch zahlreiche Prädicate, in frostiger Phrase, in kunstvoll gesponnenen Perioden. Jetzt entzückte eine kleine Geschichte, die ein invalider Soldat an der Hausthür erzählte, wie der große König von Preußen ihn bei Hochkirch angesehen, und fünf Worte zu ihm gesprochen. Die Erzählung des einfachen Mannes zauberte auf einmal das erhabene Menschenbild dem Hörer in die Seele, das Lager, das Wachtfeuer, den Ruf der Wachen. Wie schwach war die Wirkung, welche das kunstvolle Lob der langgezogenen Verse hervorbrachte, gegen solche Anekdote, die man in wenig Zeilen zusammenfassen konnte, sie regte Mitgefühl auf, Theilnahme bis zu Thränen und Händeringen. Worin lag doch der Zauber dieses kleinen Zuges aus dem Leben? Jene wenigen Worte des Königs waren so charakteristisch, man konnte das ganze Wesen des Helden darin erkennen, und der derbe treuherzige Ton des Erzählers gab dem Bericht eine eigenthümliche Farbe, welche die Wirkung so sehr erhöhte. Sicher lag in der Stimmung, welche dadurch dem Hörer kam, eine Poesie, aber himmelweit verschieden von der alten Kunst. Und diese Poesie empfand seit den schlesischen Kriegen Jedermann in Deutschland, sie war so volksthümlich geworden,

wie die Zeitungen und die Trommelwirbel der Soldaten. Wer jetzt noch wirken wollte in deutscher Dichtkunst, der mußte ähnlich zu berichten wissen, wie jener ehrliche Mann aus dem Volke, einfach, schlicht, grade wie's vom Herzen kam, und es mußte ein Stoff sein, der das Herz schneller schlagen machte. Goethe wußte wol, weshalb er das ganze jugendliche Geistesleben seiner Zeit auf Friedrich II. zurückführte, denn auch ihn hat die edle Poesie, welche aus dem Leben jedes großen Mannes auf seine Zeitgenossen strahlt, im Vaterhause erwärmt. Der große König hat den Götz von Berlichingen für ein abscheuliches Stück erklärt, er hat doch selbst daran recht fleißig mitgearbeitet, denn er war es, der dem Dichter den Muth gab, die alten Reiteranecdoten zu einem bezaubernden Drama zusammenzuweben. Und als Goethe, selbst ein Greis, sein letztes Drama schloß, da stieg ihm wieder die Gestalt des alten Königs in sein Gedicht hernieder, und sein Faust verwandelte sich ihm in den ruhelos schaffenden, rücksichtslos heischenden Herrn, der an der Weichsel durch das Sumpfland seine Kanäle zieht. — Und war es bei Lessing anders, von den kleinen Poeten ganz zu schweigen? In Minna von Barnhelm sendet der König einen entscheidenden Brief auf die Scene, und im Nathan ist der Gegensatz zwischen Toleranz und Fanatismus, zwischen Judenthum und Pfaffenwesen ein veredelter Abdruck der Stimmungen aus d'Argens Judenbriefen.

Aber nicht nur das leicht bewegte Gemüth der Dichter wurde durch die Gestalt des Königs aufgeregt, auch dem wissenschaftlichen Leben der Deutschen, der Philosophie und den sittlichen Forderungen, welche dieselbe an den Mann machte, kam durch ihn eine Steigerung und Umwandlung.

Denn die Gewissensfreiheit, welche der König an die Spitze seiner Regierungsgrundsätze gestellt hatte, löste mit einem Schlage von dem Zwange, welchen die Landeskirche den Gelehrten bis dahin auferlegt hatte. Die tiefe Abneigung, welche der König gegen Pfaffenregiment und gegen jede Bevormundung der Geister hatte, wirkte in weiten Kreisen. Auch die kühnste Lehre, der entschlossenste Angriff gegen

Bestehendes war jetzt erlaubt, mit gleicher Waffe wurde gekämpft, die Wissenschaft bekam zuerst ein Gefühl der Herrschaft über die Seelen. Es war kein Zufall, daß Kant in Preußen heraufkam. Denn die ganze strenge Gewalt seiner Lehre, die hohe Steigerung des Pflichtgefühls, ja auch die stille Resignation, mit welcher sich der Einzelne dem kategorischen Imperativ zu unterwerfen hat, sie sind nichts Anderes, als das ideale Gegenbild der Pflichttreue, welche der König selbst übte und von seinen Preußen forderte. Niemand hat es edler ausgesprochen als der große Philosoph selbst, wie sehr der Staat Friedrich II. die Grundlage seiner Lehre sei.

Nicht zuletzt gewannen die historischen Wissenschaften. Große politische Thaten waren der Phantasie und dem Herzen der Deutschen so nahe gelegt, daß jeder Einzelne als Mitspieler hereingezogen wurde; menschliches Thun und Leiden war so verehrungswürdig erschienen, daß der Sinn für das Bedeutende und für das Charakteristische auch dem deutschen Geschichtsforscher in neuer Weise lebendig wurde, und seine Disciplinen der Nation eine höhere Bedeutung erhielten.

Nicht sofort freilich gewannen die Deutschen das sichere Urtheil und die politische Bildung, welche jedem Historiker nöthig ist, der das Leben seines Volkes darzustellen unternimmt, es war bedeutsam, daß der geschichtliche Sinn der Deutschen sich abweichend von Engländern und Franzosen auf einem Seitenpfade entwickelte, welcher doch der Weg zu den größten geistigen Eroberungen aller Zeiten werden sollte.

Sehr auffallend ist zunächst der Gegensatz gegen die erste Hälfte des Jahrhunderts. Bis 1750 standen die Disciplinen, welche das Leben der Natur zu verstehen suchen, im Vordergrund des Interesses, ihre Resultate waren schnell verbreitet und allen Kulturvölkern gemeinsam, die Deutschen fast mehr Empfangende als Lehrer der Nachbarn. Jetzt erheben sich neben, ja über ihnen in Deutschland die Wissenschaften, deren Mittelpunkt das Leben des Menschen ist, nicht wie es sich in der politischen Geschichte, sondern wie es sich in idealen Bildungen, in der Sprache, der Poesie, der bildenden Kunst äußert. Während

man sonst das Geheimniß des Lebens vorzugsweise durch Betrachten der Stoffe, durch Messen, Scheiden und Wägen gesucht hatte, so wagte man jetzt demselben Geheimen durch Untersuchung aller Gesetze des geistigen Schaffens nachzugehen. Die Lebensbedingungen, welche ein Gedicht schön machen, die Schöpfungsprocesse, unter denen Sprache und Poesie aus dem erfindenden Geiste herausströmen, die geheimnißvollen Grundgesetze, durch welche den Werken der bildenden Kunst in den verschiedenen Zeiträumen ein so verschiedenes Gepräge aufgedrückt wird, darnach wurde gespürt.

Und diese neuen Blüthen des geistigen Lebens in Deutschland, welche sich seit dem Jahr 1750 entfalten, tragen bereits einen durchaus nationalen Charakter, ja ihr höchster Gewinn ist bis zur Gegenwart fast den Deutschen allein geblieben. Man began zu erkennen, daß das Leben eines Volkes sich wie das einer Persönlichkeit nach gewissen Naturgesetzen entwickelt, aufgehend und absteigend, daß sich durch die einzelnen Seelen der Erfinder und Denker ein Gemeinsames, Nationales von Geschlecht zu Geschlecht durchzieht, jeden zugleich beschränkend und belebend. Seit Winkelmann es unternahm, die Perioden der bildenden Kunst bei den Alten zu erkennen und festzustellen, wurde ein ähnlicher Fortschritt auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft gewagt. Schon hatte Semler die historische Entwickelung des Christenthums innerhalb der ältesten Kirche zu erweisen versucht. Man begriff ebenso den Zusammenhang und eine innere Nothwendigkeit in der Fortbildung der Philosophie, man erhielt überraschende Einblicke in das Werden und Wandeln stiller Gedanken. Wo früher nur der Zufall, oder ein dürftiger äußerer Zusammenhang angenommen worden war, entfaltete sich jetzt ein reiches, vernünftiges, einheitliches Leben nationaler Kräfte. Der alte Homer wurde geleugnet und die Entstehung der epischen Gedichte in den Eigenthümlichkeiten eines Volkslebens gesucht, welches fast dreitausend Jahre von uns abliegt. Der Begriff von Mythe und Sage, auffallende Besonderheiten des Schaffens und Empfindens in der Jugendzeit der Völker wurden deutlich, bald sollte Romulus und die Tarquinier,

endlich sogar die Urkunden der Bibel denselben Gesetzen einer Wahrheit suchenden rücksichtslosen Forschung unterliegen.

Einzig aber war, daß dies tiefsinnige Forschen so eng mit einem freien und kräftigen Erfinden verbunden blieb. Der den Laokoon und die Dramaturgie schrieb, war selbst ein Dichter; und Goethe und Schiller, dieselben Männer, denen der Born der Erfindung so voll und reich strömte, blickten auch mit der gespannten Aufmerksamkeit ruhiger Gelehrten in seine Fluth, die Lebensgesetze ihrer Dramen, Romane, Balladen untersuchend.

Unterdeß entzückten ihre Dichtungen alle Besten der Nation. Durch einen Gott war plötzlich das Schöne über die deutsche Erde ausgegossen. Mit einer Begeisterung, welche oft wie Andacht aussah, gab sich der Deutsche den „Reizungen“ seiner einheimischen Poesie hin. Die Welt des schönen Scheins erhielt für ihn eine Bedeutung, welche ihn zuweilen gegen das verständige Leben, das ihn umgab, ungerecht machte. Fast alles Große, Edle, Erhebende lag ihm, der sich so oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erschien, in dem goldenen Reiche der Poesie und Kunst; was wirklich um ihn war, das erschien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgiltig.

Wie dadurch eine Aristokratie der Feinfühlenden großgezogen wurde, wie die großen Dichter selbst mit stolzer Resignation als Weltbürger aus heiterer Höhe auf die dämmerige deutsche Erde herabzusehen bemüht waren, ist oft dargestellt. Hier soll nur berichtet werden, wie die Zeit auf den bescheidenen Mann wirkte, seinen Charakter und seine Ideen umformend.

Es ist im Jahre 1790, vier Jahre nach dem Tode des großen Königs, das zweite Jahr, in welchem die Augen der Deutschen erstaunt auf die Zustände Frankreichs blicken. Aber nur Einzelne sind es, welche durch den Kampf zwischen Volk und Königthum in der Hauptstadt eines fremden Landes gewaltsam aufgeregt werden, die deutsche Bildung des Bürgers hat sich von der französischen frei gemacht, ja, Friedrich II. hat seine Landsleute gelehrt, die politischen Zustände des Nachbarlandes ohne Achtung anzusehen, man weiß sehr gut, wie

nothwendig in Frankreich große Reformen sind, und die Gebildeten stehen auf Seiten der französischen Opposition. Doch die Deutschen sind vorzugsweise mit sich selbst beschäftigt. Ein langentbehrtes Behagen ist in der Nation erkennbar, verbreitet ist die Ansicht, daß man in gutem Fortschritt sei, ein wunderbarer Geist der Reform durchdringt das gesammte Leben, der Handel ist im Aufblühen, der Wohlstand mehrt sich, die neue Bildung beglückt und erhebt, gefühlvoll recitirt der Jüngling die Verse seiner Lieblingsdichter, freut sich vor der Schaubühne über die Darstellung großer Tugenden und Laster und lauscht den entzückenden Klängen deutscher Musik. — Es war ein heraufringendes neues Leben, aber es war auch das Ende der guten Zeit. Noch mehre Jahrzehnte später sah der Deutsche mit Sehnsucht auf die Friedensjahre seit dem Ende des siebenjährigen Krieges zurück.

Wer in dieser Zeit die Straßen einer mäßigen Stadt betrat, die er im Jahr 1750 durchschritten hatte, der mußte die größere Kraft ihrer Bewohner überall erkennen. Noch stehn die alten Mauern und Thore, aber es wird darüber verhandelt, die Eingänge, welche für Menschen und Lastwagen zu enge sind, von dem alten Ziegeljoch zu befreien, mit leichtem Gitterwerk zu schließen, an anderen Stellen der Mauer neue Pforten zu öffnen. Der Wall um den Stadtgraben ist mit breitgegipfelten Bäumen bepflanzt, und in dem dichten Schatten der Linden und Kastanien halten jetzt die Städter ihren diätetischen Spaziergang, athmet das Kindervolk frische Sommerluft. Auch die kleinen Gärten an der Stadtmauer sind verschönert, neue fremde Blüthen glänzen zwischen den alten, und umgeben das künstliche Fragment einer Säule, oder einen kleinen Genius von Holz, der mit weißer Oelfarbe überzogen ist, hier und da erhebt sich ein Sommerhaus entweder als antiker Tempel, oder auch als Hütte von bemooster Rinde, zur Erinnerung an die unschuldsvollen Urzustände des Menschengeschlechts, in denen die Gefühle so unendlich reiner und der Zwang der Kleider und der Convenienz so viel geringer war.

Aber das Triebwerk der Stadt hat sich über die alten Mauern ausgedehnt, wo eine Landstraße zur Stadt führt, strecken

die Vorstädte ihre Häuserreihen wieder weit in die Ebene hinaus. Viele neue Häuser mit rothen Ziegeldächern erfreuen dort unter tragenden Obstbäumen das Auge. Auch in der Stadt hat sich die Zahl der Häuser vermehrt, mit breiter Front Giebel an Giebel gelehnt, stehn sie da, große Fenster, helle Treppen, weite Räume umschließend. Noch sind die Zieraten ihrer Front von Gyps und Kalk nüchtern angeklebt, helle Kalkfarben in allen Schattirungen sind fast das einzige Charakteristische und geben den Straßen ein buntes Aussehen. Die Erbauer sind meist Kaufleute und Fabrikanten, welche heraufgekommen sind, jetzt fast überall die vermögenden Leute der Stadt.

Die Wunden, welche der siebenjährige Krieg dem Wohlstande der Bürger schlug, sind geheilt. Nicht umsonst hat die Polizei seit mehr als fünfzig Jahren ermahnt und befohlen, der Stadthaushalt ist geordnet, die Anfänge der Armenpflege sind organisirt, Unterstützungskassen, Armenärzte, unentgeldliche Arznei. In den größeren Städten geschah schon viel für Unterstützung der Hilflosen, in Dresden war 1790 der jährliche Umsatz der Armenkasse 50,000 Thaler, auch in Berlin, wo schon Friedrich Wilhelm I. für die Armen manches gethan hatte, suchte die Regierung mit warmem Herzen zu helfen, es wurde gerühmt, daß dort mehr geschehe, als irgendwo anders. Aber der warmen Humanität, welche die Gebildeten nach allen Richtungen dem Volke entgegentrugen, fehlte noch sehr die Einsicht, man kam noch nicht über das Almosengeben heraus, es wurde wenig Jahre später als besondere patriotische That begrüßt, daß der Finanzminister von Struensee den Berliner Armen jährlich einen bedeutenden Theil seines Gehaltes auszahlen ließ. Aber zugleich wurde laut über zunehmende Sittenlosigkeit geklagt, und daß die Zahl der Armen in großem Verhältnisse steige. Man bemerkte mit Schrecken, daß Berlin unter Friedrich II. die einzige Hauptstadt der Welt gewesen sei, in welcher jährlich mehr Menschen geboren wurden als starben, und daß sich das jetzt zu ändern drohe. In Berlin, Dresden, Leipzig sah man keinen Bettler mehr, in preußischen Städten mit Ausnahme Schlesiens und Westpreußens, überhaupt wenig; aber selbst

in den kleineren Orten Kursachsens waren sie noch eine Plage der Reisenden, sie lagen an Gasthöfen und Posthäusern und lauerten auf die ankommenden Fremden*).

Ein großer herzerfreuender Fortschritt war aber durch die Anstrengung der Regierung für bessere Krankenpflege gemacht worden, die völkerverwüstende Pest und andere Seuchen waren — so durfte man annehmen — von den Grenzen Deutschlands ausgesperrt. Noch 1709—11 hatte in Polen die Pest furchtbar gehaust, ja, noch um 1770 war dort ein Sterben gewesen, das ganze Dörfer geleert hatte, unsere Heimat war nur wenig geschädigt worden. Aber eine Krankheit verwüstete noch bei Reichen und Armen, die Pocken. Noch war sie ein Leiden Europa's, das Scheusal, welches die blühende Jugend am widerwärtigsten heimsuchte, ihr den Tod, Verstümmlung, Verunstaltung brachte. Jedem wurde entscheidend für das ganze Leben, wie er durch die Pocken gekommen war. Viel herzbrechendes Unglück ist geschwunden, die Schönheit unserer Frauen ist häufiger und sicherer geworden, die Zahl der Siechen und Hilflosen ist beträchtlich verringert, seit durch Jenner und seine Freunde 1799 zu London die erste öffentliche Impfanstalt angelegt wurde.

Ueberall aber beginnen in dieser Zeit die Klagen über Mangel an Sparsamkeit und unmäßige Vergnügungslust der arbeitenden Klassen, Klagen, welche gewiß in vielen Fällen berechtigt waren, die aber unvermeidlich immer wieder tönen, wo der größere Wohlstand vieler Einzelnen auch in den untern Schichten des Volkes die Bedürfnisse vermehrt. Nur mit Vorsicht darf man daraus auf eine Abnahme der Volkskraft schließen, häufiger ist die erwachende Begehrlichkeit der kleinen Leute das erste unholde Zeichen eines Fortschritts, den sie selbst machen. Im Ganzen scheint es damit nicht so arg gewesen zu sein. Das Tabakrauchen freilich war allgemein, es nahm unaufhörlich zu, obgleich Friedrich II. seinen Preußen die Pakete durch seinen Stempel vertheuert hatte, der bunte Porzellankopf be-

*) v. Liebenroth, Fragmente. S. 95.

gann bereits den Meerschaum zu verdrängen. In Norddeutschland war das Weißbier ein neumodisches Getränk des Bürgers, ehrbare Meister tadelten kopfschüttelnd, daß ihr Bier schlechter werde, und daß der Verbrauch des Weins auch unter Bürgern übermäßig zunehme. An den Sachsen war schon damals das massenhafte Kaffeetrinken auffallend, auch wie dünn und verfälscht der Trank sei, und doch sei er die einzige warme Kost der Armen. Allgemein ist die Klage der Reisenden, welche aus Süddeutschland kommen, daß die gewöhnliche Küche in Preußen, Sachsen, Thüringen schmal und dürftig sei.

Auch die öffentlichen Vergnügungen waren weder besonders zahlreich noch theuer. Obenan stand das Theater. Es war die Leidenschaft des Bürgers, die Wandertruppen wurden besser und zahlreicher, größer wurde auch die Zahl der stehenden Bühnen, noch war das Parterre der Hauptraum, in welchem Offiziere und Studenten oder junge Beamte, nicht selten als feindliche Parteien, den Ton angaben. Die Schauerdramen mit Dolch, Gift, Kettengerassel entzückten den Anspruchslosen, die rührenden Familienstücke mit ihren schlechten Ministern und rasenden Liebhabern füllten den Gebildeten mit Gefühlen, der schlechte Geschmack der Stücke und dabei das gute Spiel der Darsteller setzten den Fremden in Erstaunen. Der Einzug einer „Truppe" in den Stadtmauern war ein Ereigniß von größter Wichtigkeit, aus den Berichten vieler tüchtiger Männer sehen wir, wie wichtig die Eindrücke solcher Vorstellungen für ihr Leben geworden sind. Es wird uns schwer, den Enthusiasmus zu begreifen, mit welchem die gebildete Jugend der Darstellung folgte, und die Heftigkeit der Affecte, welche ihnen aufgeregt wurden. Die Stücke Iffland's: Verbrechen aus Ehrgeiz, der Spieler, lockten nicht nur Thränen und Schluchzen hervor, auch Schwüre und heiße Gelübde. Als einst in Lauchstädt nach dem Ende des „Spielers" der Vorhang fiel, stürzte einer der wildesten Studenten aus Halle auf einen andern Hallenser zu, den er kaum kannte, und bat unter strömenden Thränen seinen Schwur anzunehmen, daß er nie wieder eine Karte anrühren wolle. Und nach dem Bericht dessen, der Schwur und Handschlag empfing,

hielt der Erregte auch Wort. Dergleichen war nichts Außerordentliches. Arme Studenten sparten sich's wochenlang ab, um einmal von Halle das Theater in Lauchstädt zu besuchen, sie liefen dann in der Nacht zurück, die Collegien des nächsten Morgens nicht zu versäumen. Aber wie lebendig die Theilnahme der Deutschen am Drama war, es wurde dennoch einer Gesellschaft auch in größerer Stadt nicht leicht, sich auf stehender Bühne zu erhalten. In Berlin war das französische Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkte vor Kurzem in eine deutsche Bühne unter dem stolzen Titel Nationaltheater verwandelt, aber dies einzige Schauspiel der Hauptstadt war im Jahr 1790 wenig besucht, obgleich Fleck und die beiden Unzelmann darauf spielten. Desto mehr gefüllt war freilich die italienische Oper. Aber sie wurde auf königliche Kosten gegeben, jede Behörde hatte eigene Loge, noch saß der König mit seinem Hofstaat nach alter Sitte im Parterre hinter dem Orchester, und durch den Winter waren nur sechs Vorstellungen, eine neue und eine alte, jede dreimal. Da drängte sich freilich das Publicum herzu, die Pracht dieser Hoffeste zu sehen, und im „Darius" den großen Zug mit Elephanten und Löwen anzustaunen. Auch aus Dresden wird zu derselben Zeit gemeldet, daß dort die Kindertheater in den Familien weit mehr in Aufnahme seien, als das große Theater. — Und in jenem Berlin, das schon damals für besonders frivol und genußsüchtig galt, war in demselben Winter auf der großen Redoute, von welcher im Lande so viel die Rede war, eine einzige Charaktermaske, sonst nur mißvergnügte Dominos, das Ganze dem fremden Beobachter sehr langweilig*). — Das Alles sieht nicht nach übermäßiger Verschwendung aus.

Auch das gewöhnliche gesellschaftliche Vergnügen war genügsam, es war der Besuch öffentlicher Kaffeegärten. Bei anspruchsloser Musik und einigen bunten Lampen drängten sich dort Adel, Offiziere, Beamte und Kaufmannschaft. In Leipzig und Wien hatte sich diese Art der Unterhaltung etwa seit 1700 zuerst ausgebildet; oft wurde

---

*) Nach handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1790.

die große Ergötzlichkeit des schattigen Kaffeetrinkens in Versen und Prosa gefeiert, und von Frivolen gerühmt, wie bequem solches Zusammenströmen zur Einleitung zarter Verhältnisse sei. Und der Kaffeegarten blieb charakteristisch für die deutsche Geselligkeit durch fast 150 Jahre. Zwar saßen die Familien nach Tischen geschieden, aber man ließ sich sehen und konnte beobachten, auch die liebe Kinderwelt wurde zu sittsamer Haltung angestrengt, sparsame Hausfrauen brachten wol auch in Düten Kaffee und Kuchen von Hause mit.

In dem Hause des gebildeten Bürgers war die Gastlichkeit zwar bequemer, die Bewirthung reichlicher geworden, aber in dem Familienleben hatte sich noch Vieles von der strengen Zucht der Ahnen erhalten. Die Gewalt des Gatten und Vaters trat kräftig hervor, Hausherr und Hausfrau forderten behende Unterwürfigkeit, Befehlende und Gehorchende waren schärfer geschieden. Nur die Gatten hatten gelernt, einander das herzliche Du zu geben, die Kinder der Honoratioren, oft auch der Handwerker nannten die Eltern Sie; die Dienstboten wurden nur von ihrer Herrschaft geduzt, von Fremden erhielten sie die dritte Person des Singularis. Ebenso gab das „Er" ein Meister dem Gesellen, der Gutsherr dem Schulzen, der Gymnasiallehrer dem Schüler der oberen Klassen. Der Schüler aber redete seinen Herrn Direktor an vielen Orten mit „Ew. Hochedlen" an.

Häufiger als vor vierzig Jahren verließ der Deutsche Haus und Stadt, ein bescheidenes Stück seines Vaterlands zu durchreisen. Noch waren die Verkehrsmittel schlechter als bei dem Aufschwunge des Handels und der vermehrten Reiselust erträglich war. Es gab erst wenige und kurze Kunststraßen, als die beste Chaussee Deutschlands wurde die Straße von Frankfurt nach Mainz gerühmt, mit Baumalleen, Steinreihen und getrennten Seitenpfaden für Fußgänger; die großen alten Völkerwege vom Rhein nach dem Osten waren noch breite Lehmpfade. Noch immer reiste mit Lohnkutsche oder Extrapost, wer irgend Ansprüche machte, denn die Wagen der ordinären Post waren auf den Hauptstraßen zwar bedeckt, aber ohne Federn, mehr für

Lasten als Personen berechnet, sie hatten keine Seitenthüren, man mußte unter der Decke, oder über die Deichsel hineinkriechen. Im Hintergrunde des Wagens wurden die Pakete bis an die Decke mit Stricken befestigt, Pakete lagen auch unter den Sitzbänken, Häringstönnchen, geräucherter Lachs und Wild kollerten unermüdlich auf die Bänke der Passagiere, welche eine fortdauernde Beschäftigung darin fanden, sie zurückzudrängen; da man die Füße wegen des Gepäcks nicht ausstrecken konnte, hingen verzweifelte Passagiere wol gar die Beine zur Seite des Wagens heraus. Unerträglich war immer noch der lange Aufenthalt auf den Stationen, unter zwei Stunden wurde der Wagen nicht abgefertigt, von Cleve nach Berlin fuhr man eilf Tage und eilf Nächte in tötlicher Langeweile, zerstoßen und verlahmt. Besser gelang die Reise auf den großen Strömen. Zwar die Donau stromab fuhr noch das alterthümliche Bretterschiff, ohne Mast und Segel, von Pferden gezogen; aber auf dem Rhein erfreute den sinnigen Freund der Natur schon die regelmäßige Fahrt der Rheinschiffe. Ihre vortreffliche Einrichtung wird gerühmt, sie hatten Mast und Segel und gebrauchten die Pferde nur zur Aushilfe, sie hatten auch ein ebenes Verdeck mit Geländer, so daß man förmlich darauf spazieren konnte, und Kajüten mit Fenstern und einigen Möbeln. Auf ihnen fand sich bereits eine immer wechselnde, oft anmuthige Reisegesellschaft zusammen. Und die solche Schiffe benutzten, waren nicht die Geschäftsreisenden allein. Denn einer der merkwürdigsten Fortschritte war von den Deutschen seit 1750 gemacht worden. Das Naturgefühl hatte eine sehr große Ausbildung erhalten. Den architektonischen Gärten der Italiener und Franzosen war der englische Landschaftsgarten, den alten Robinsonaden die Schilderungen liebender Kinder oder Wilden in dem Zauber einer fremdartigen Landschaft gefolgt. Später als den gebildeten Engländer ergriff den Deutschen die Wanderlust in die blaue Ferne. Aber sie war seit Kurzem lebendig geworden. Schon wird es Mode, auf der Alm die aufgehende Sonne, das Wogen des Nebels in den Schluchten zu bewundern, und das idyllische Leben bei Butter und Honig, Bergaussicht,

Waldesduft, Wiesenblumen, Ruinen werden mit höherem Bewußtsein den „Gemeinplätzen des Vergnügens“, Spiel, Oper, Komödie, Ball gegenübergestellt. Schon hat die Sprache sehr reichen Ausdruck in Schilderungen der Naturschönheiten, der Bergformen, Wasserfälle ꝛc., schon ziehen müßige Reisende nicht nur durch die Alpen, auch auf die Apenninen und den Aetna, aber Tyrol ist noch kaum entdeckt.

Noch wurde der Gebildete einer Landschaft leicht an seinem Dialekt erkannt, auch im mittlen Deutschland; denn die Sprache der Familien, alle innigsten Laute menschlicher Empfindung waren fast überall mit provinziellen Besonderheiten erfüllt. Und neumodisch und affectirt wurde genannt, wer seine Zunge nach den Buchstaben der Schriftsprache gewöhnte. Ja im Norden wie im Süden galt es für patriotisch und tapfer, die heimische Sprechweise gegen das Eindringen fremder Klänge zu wahren, es kam vor, daß junge Damen aus den besten Häusern einen Bund schlossen, um den Dialekt ihrer Stadt gegen die dreisten Eingriffe fremder Männer, welche zugezogen waren, zu vertheidigen*). Nur den Kursachsen wurde nachgerühmt, daß sie bis in die untersten Schichten ein reines, verständliches Schriftdeutsch sprächen. Ein Lob, das bei der dreihundertjährigen Herrschaft des meißnischen Dialekts in der Schriftsprache allerdings Berechtigung hatte, und für uns auch deshalb merkwürdig ist, weil es ahnen läßt, wie die Andern sprachen. Aber es wurde auch schon um 1790 in den größeren Städten bemerkt, daß der Dialekt schnell abnehme, und daß ein starkes Eindringen der Fremden die Ursache sei.

Man durfte um 1790 annehmen, daß eine Stadtgemeinde, an welcher kräftiger Fortschritt gerühmt wurde, in protestantischer Gegend lag. Denn sehr ungleich stand Bildung und gesellschaftlicher Zustand in den protestantischen und katholischen Landen, jedem Reisenden auffällig. Aber auch in derselben protestantischen Landschaft, innerhalb einer Stadtmauer sind die Gegensätze in der Bildung sehr

*) Neue Preußische Provinzialblätter. VIII. 3. 1849. S. 175.

Lasten als Person… …vollendet. Der innere Unterschied der Stände beginnt sich zu ver-
mußte unter … mehrern ein innerer Gegensatz ist fast größer geworden. Der Edel-
Hintergrund … mann, der gebildete Bürger und wieder der Handwerker mit dem
Stricken b… …leben in drei getrennten Kreisen, jedem sind die Quellen für
tönnchen … Gesinnung und Thatkraft andere, so daß sie uns erscheinen wie aus
Bänke … verschiedenen Jahrhunderten zusammengesetzt.
fander … Und sammelte sich am leichtesten und sichersten der Adel. Auch
nicht … in ihm war ernster Geist, ein reiches Wissen nicht mehr selten, aber
Be… die Masse lebte vorzugsweise einen behaglichen Genuß, die Frauen im
de… Ganzen mehr als die Männer durch die Poesie und die großen wissen-
schaftlichen Kämpfe der Zeit angeregt. Schon waren die Gefahren, welche eine abschließende Stellung bereitet, grade in den anspruchsvollsten Kreisen der deutschen Grundbesitzer sehr sichtbar; der hohe und niedere Reichsadel war verhaßt und verspottet. Noch spielte er den kleinen Souverän in grotesken Formen, liebte sich mit einem Hofstaat zu umgeben, von Gesellschaftsherren und Damen herab bis zum Thürmer, dessen Horn oft bis über die engen Landesgrenzen die Kunde trug, daß der Herr sein Mittagsmahl einnehme, und bis zum Hofzwerg herab, der vielleicht in phantastischem Aufzug allabendlich sein unförmliches Haupt im Familienzimmer verneigte und anmeldete, es sei Zeit zu Bett zu gehen. Aber der Familienbesitz war nicht festzuhalten, ein Acker, ein Waldstück nach dem andern fiel in die Hände der Gläubiger, die Geldverlegenheiten nahmen in vielen Familien kein Ende, und es nützte nichts, die schadhafte Zugbrücke aufzuziehen, um sich vor den modernen Feinden zu schützen, welche ein Erkenntniß des Reichskammergerichts oder des Reichshofraths überbrachten. Viele vom Reichsadel zogen sich in die Hauptstädte der geistlichen Staaten. In den fränkischen Bisthümern, am Rhein, im Münsterland bildeten sie eine Aristokratie, welche dem herben Urtheil der Zeitgenossen nicht weniger reichen Stoff gab. Ihre Familien waren herkömmlich im Besitz der reichen Domstifter und Prälaturen, sie vorzugsweise blieben sclavische Nachahmer des französischen Geschmacks in Tafel, Garderobe, Equipagen, aber ihr schlechtes Fran-

zösisch, Dünkel und fade Unwissenheit wurden ihnen häufig vorgeworfen.

Auch die ärmeren des landsässigen Adels waren in den Händen der Juden, zumal im östlichen Deutschland. Aber noch ging durch die Hände des Adels um 1790 der größte Theil des Geldes, welches seinen Kreislauf im Lande machte. Auf ihren Gütern herrschten sie wie Souveräne, als die gnädigen Herren des Landes, die Gutswirthschaft aber besorgte gewöhnlich der Amtmann. Selten bildete sich ein gutes menschliches Verhältniß zwischen den Herren und den thatsächlichen Verwaltern ihres Vermögens, deren Pflichttreue damals nicht in dem besten Rufe stand. Zwischen den Gutsherrn und den frohnenden Bauer gestellt, suchten die Verwalter häufig von beiden zu gewinnen, nahmen Geld von den Landleuten und erließen ihnen Hofdienste und bedachten beim Verkauf der Producte sich nicht weniger als den Herrn*).

Die Wintermonate verlebte der Landadel gern in der Hauptstadt seiner Landschaft, im Sommer war das modische Vergnügen Besuch der großen und kleinen Bäder. Dort wurde alle Stattlichkeit, deren die Familie mächtig war, entfaltet. Viel wurde auf Pferde und glänzende Wagen geachtet, der Adel benutzte noch gern sein Vorrecht, vierspännig zu fahren, dann fehlten auch wol die Läufer nicht, welche vor den Rossen hertrabten, in bunter theatralischer Kleidung, mit Kasket, die große Knallpeitsche übergehängt, in Schuhen und weißen Strümpfen. Bei Abendgesellschaften oder nach dem Theater hielt eine lange Reihe glänzender Wagen, viele mit Vorreitern, in den Straßen, und achtungsvoll sah der kleine Mann auf den Glanz der Herren. Noch unterschieden sie sich auch in der Kleidung durch reichere Stickerei, die weiße Plüme rund um den Hut, auf Maskeraden schätzten sie immer noch vorzugsweise den rosafarbenen Domino, den Friedrich II. ihnen 1743 für ein Privilegium des Adels erklärt

*) Die Klage ist besonders häufig. Vergl. v. Liebenroth, Fragm. S. 59.

auffallend. Der äußere Unterschied der Stände beginnt sich zu verringern, ein innerer Gegensatz ist fast größer geworden. Der Edelmann, der gebildete Bürger und wieder der Handwerker mit dem Bauer stehn in drei getrennten Kreisen, jedem sind die Quellen für Sittlichkeit und Thatkraft andere, so daß sie uns erscheinen wie aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengesetzt.

Noch tummelte sich am leichtesten und sichersten der Adel. Auch in ihm war ernster Geist, ein reiches Wissen nicht mehr selten, aber die Masse lebte vorzugsweise einen behaglichen Genuß, die Frauen im Ganzen mehr als die Männer durch die Poesie und die großen wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit angeregt. Schon waren die Gefahren, welche eine abschließende Stellung bereitet, grade in den anspruchsvollsten Kreisen der deutschen Grundbesitzer sehr sichtbar; der hohe und niedere Reichsadel war verhaßt und verspottet. Noch spielte er den kleinen Souverän in grotesken Formen, liebte sich mit einem Hofstaat zu umgeben, von Gesellschaftsherren und Damen herab bis zum Thürmer, dessen Horn oft bis über die engen Landesgrenzen die Kunde trug, daß der Herr sein Mittagsmahl einnehme, und bis zum Hofzwerg herab, der vielleicht in phantastischem Aufzug allabendlich sein unförmliches Haupt im Familienzimmer verneigte und anmeldete, es sei Zeit zu Bett zu gehen. Aber der Familienbesitz war nicht festzuhalten, ein Acker, ein Waldstück nach dem andern fiel in die Hände der Gläubiger, die Geldverlegenheiten nahmen in vielen Familien kein Ende, und es nützte nichts, die schadhafte Zugbrücke aufzuziehen, um sich vor den modernen Feinden zu schützen, welche ein Erkenntniß des Reichskammergerichts oder des Reichshofraths überbrachten. Viele vom Reichsadel zogen sich in die Hauptstädte der geistlichen Staaten. In den fränkischen Bisthümern, am Rhein, im Münsterland bildeten sie eine Aristokratie, welche dem herben Urtheil der Zeitgenossen nicht weniger reichen Stoff gab. Ihre Familien waren herkömmlich im Besitz der reichen Domstifter und Prälaturen, sie vorzugsweise blieben sclavische Nachahmer des französischen Geschmacks in Tafel, Garderobe, Equipagen, aber ihr schlechtes Fran-

zösisch, Dünkel und fade Unwissenheit wurden ihnen häufig vorgeworfen.

Auch die ärmeren des landsässigen Adels waren in den Händen der Juden, zumal im östlichen Deutschland. Aber noch ging durch die Hände des Adels um 1790 der größte Theil des Geldes, welches seinen Kreislauf im Lande machte. Auf ihren Gütern herrschten sie wie Souveräne, als die gnädigen Herren des Landes, die Gutswirthschaft aber besorgte gewöhnlich der Amtmann. Selten bildete sich ein gutes menschliches Verhältniß zwischen den Herren und den thatsächlichen Verwaltern ihres Vermögens, deren Pflichttreue damals nicht in dem besten Rufe stand. Zwischen den Gutsherrn und den frohnenden Bauer gestellt, suchten die Verwalter häufig von beiden zu gewinnen, nahmen Geld von den Landleuten und erließen ihnen Hofdienste und bedachten beim Verkauf der Producte sich nicht weniger als den Herrn*).

Die Wintermonate verlebte der Landadel gern in der Hauptstadt seiner Landschaft, im Sommer war das modische Vergnügen Besuch der großen und kleinen Bäder. Dort wurde alle Stattlichkeit, deren die Familie mächtig war, entfaltet. Viel wurde auf Pferde und glänzende Wagen geachtet, der Adel benutzte noch gern sein Vorrecht, vierspännig zu fahren, dann fehlten auch wol die Läufer nicht, welche vor den Rossen hertrabten, in bunter theatralischer Kleidung, mit Kasket, die große Knallpeitsche übergehängt, in Schuhen und weißen Strümpfen. Bei Abendgesellschaften oder nach dem Theater hielt eine lange Reihe glänzender Wagen, viele mit Vorreitern, in den Straßen, und achtungsvoll sah der kleine Mann auf den Glanz der Herren. Noch unterschieden sie sich auch in der Kleidung durch reichere Stickerei, die weiße Plüme rund um den Hut, auf Maskeraden schätzten sie immer noch vorzugsweise den rosafarbenen Domino, den Friedrich II. ihnen 1743 für ein Privilegium des Adels erklärt

*) Die Klage ist besonders häufig. Vergl. v. Liebenroth, Fragm. S. 59.

hatte. Manche der Reicheren unterhielten auch Kapellen, kleine Concerte waren häufig, und auf dem Gute wurde am Sonntag früh unter den Fenstern der Hausfrau der Morgengruß geblasen. Ein verhängnißvolles Vergnügen war das Spiel, zumal in den Bädern. Dort trafen die deutschen Gutsbesitzer damals am häufigsten mit Polen zusammen, den leidenschaftlichsten Hazardspielern Europa's. Aber auch deutschen Gutsbesitzern begegnete zuweilen, daß sie Wagen und Pferde im Spiel verloren und in einem Miethwagen, verschuldet, nach Hause reisten. Solches Unglück wurde mit gutem Anstand getragen, sobald als möglich vergessen. — Im Glauben war ein großer Theil des Landadels noch orthodox wie die Mehrzahl der Dorfpfarrer, die freieren Seelen aber hingen häufig in den Formen der alten französischen Aufklärung. Noch immer sandte Paris seine Modepuppen und Bilder, Hüte, Bänder und Roben durch das vergnügte Deutschland. Aber auch die Mode bereitete allmälig auf die große Umwandlung vor, die Fischbeinröcke und Wülste fielen von den eleganten Damen ab, sie erhielten sich nur an den Höfen bei großer Cour, die Schminke wurde stark angefochten, dem Puder war der Krieg erklärt, die Gestalten wurden schmäler und dünner, auf dem Haupt schwebte über kleinen krausen Locken der idyllische Strohhut. Auch den Männern war der gestickte Rock mit Kniehosen, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und dem kleinen Galanteriedegen nur noch die Festtracht, schon hatte der deutsche Cavalier mit der Freude an englischen Pferden und Bereitern auch den Rundhut, Stiefeln und Sporn erworben und wagte mit der Reitgerte in das Damenzimmer zu treten*).

Häufig ist in den Familien des Adels ein unbefangener Lebensgenuß, fröhliche Sinnlichkeit ohne große Feinheit, viel höfliche Zuvorkommenheit und gute Laune, und die Virtuosität, welche jetzt

*) Ueber die gesellschaftlichen Zustände des nördlichen Deutschlands seit 1790 mehres Interessante in: Karoline de la Motte Fouqué, der Schreibtisch, S. 46 folg.

immer weiter ostwärts zu weichen scheint, ein guter Erzähler zu sein, Anekdoten und zierliche Reden zwanglos der Unterhaltung einzuflechten, aber auch kleine Eulenspiegeleien geschickt zu wagen. Die Moral dieser Kreise, oft bitter gescholten, war doch, wie es scheint, nicht schlechter, als sie unter Genießenden zu sein pflegt. Die Naturen waren wenig zum Grübeln geneigt, in der Regel nicht durch schwere Gewissensbisse beunruhigt, auch das Ehrgefühl war dehnbar, doch mußten gewisse Rücksichten beobachtet werden. Innerhalb dieser Grenzen war man tolerant, in Spiel, Wein und Herzenssachen durften sich Herren, ja auch Damen noch Manches erlauben, ohne streng verurtheilt zu werden, selten wurde dadurch ihr Leben gestört. Man ertrug, was nicht zu ändern war, mit Anstand, und fand sich auch nach leidenschaftlichen Verirrungen schnell wieder zurecht. Die Virtuosität, das Leben des Tages angenehm zu fassen, war damals gewöhnlicher als jetzt, ebenso dauerhaft war die Lebenskraft, ein kräftiger, rühriger, unbefangener Sinn, der frische Laune bis in das späteste Alter zu bewahren weiß, und der nach einem Leben reich an Vergnügen und nicht frei von Conflicten zwischen Pflicht und Neigung, ein frohes und respectables Alter durchsetzt. Noch jetzt sind ältere Bilder aus jener Zeit nicht ganz unerhört, Männer und Frauen, deren naive Frische und unbefangene Heiterkeit im höchsten Alter erfreuen.

Unter dem Adel saß das Landvolk und der kleine Bürger, aber auch der niedere Beamte noch mit der Auffassung des Lebens, welche im Anfange des Jahrhunderts über die Deutschen geherrscht hatte. Noch war ihr Leben arm an Farben. Man täuscht sich, wenn man meint, daß um das Ende des Jahrhunderts die Aufklärung bereits Vieles in den Hütten der Armen, zumal auf dem Lande gebessert hatte. In den Dörfern waren allerdings Schulen, aber häufig war der Lehrer ein früherer Bedienter des Gutsherrn, ein armer Schneider oder Leinweber, der sich so wenig als möglich von seinem Handwerk trennen wollte, vielleicht seine Frau den Unterricht besorgen ließ. Sogar die Polizei des flachen Landes war noch ohnmächtig, die Um-

hertreiber auf dem Lande waren eine schwer zu tragende Last. Zwar fehlte es nicht an den strengsten Verordnungen gegen das umlaufende Gesindel: Dorfwachen auch bei Tage, Straßenreiter, jeder Bettler sollte sofort angehalten und nach seinem Geburtsort geschafft werden, aber die Dorfwache wachte nicht, die Gemeinden scheuten die Unkosten des Transports oder fürchteten gar die Rache der Aufgegriffenen, die Straßenreiter achteten lieber auf die Fuhrleute, welche verbotene Wege fuhren, weil diese Strafe bezahlen konnten. Sogar in Kursachsen wurde darüber geklagt.

Noch hing der Landmann treu an seiner Kirche, in den Hütten der Armen wurde viel gebetet und gesungen, häufig war noch fromme Schwärmerei, immer noch erstanden Erweckte und Propheten unter dem Landvolk. Zumal in den Gebirgslandschaften, wo die Industrie sich massenhaft in ärmlichen Hütten festgesetzt hatte, unter Holzarbeitern, Webern und Spitzenklöpplern des Erzgebirges und der schlesischen Bergthäler, war ein frommer, gottergebener Sinn lebendig. Wenige Jahre später, als die Continentalsperre die Industrie der Armen vernichtete, bewiesen sie unter Hunger und Entbehrungen, die oft an das Leben gingen, daß ihnen ihr Glaube die Fähigkeit zu dulden und zu entsagen gab.

Zwischen dem Adel und der Masse des Volkes stand nach der Auffassung jener Jahre das höhere Bürgerthum: Gelehrte, Beamte, Geistliche, große Kaufleute und Industrielle. Auch sie waren von dem Volk durch ein Privilegium geschieden, dessen Bedeutung unsere Zeit nicht mehr versteht, sie waren militärfrei. Der härteste Druck, welcher auf den Söhnen des Volkes lastete, ihre Kinder empfanden ihn nicht. Auch der fähige Sohn des Bauern oder Handwerkers durfte studiren, aber dann lag ihm ob, vorher eine Prüfung zu bestehen, „das Genieexamen", ob sich auch seine Befreiung vom Heerdienst lohne. Dem Sohn des Studirten oder Kaufmanns aber galt es für besonders schmachvoll, wenn er nach gelehrter Schulbildung so weit herunterkam, daß er den Werbern in die Hände fiel. Sogar der menschenfreundliche Kant verweigerte einen Gelehrten zur Beför-

derung zu empfehlen, weil er die „Niederträchtigkeit" gehabt habe, seinen Soldatenstand so lange ruhig zu ertragen*).

In diesem Kreise, der sich auch äußerlich noch durch Tracht und Lebensweise vom Bürgersmann unterschied, war damals bereits der beste Theil der nationalen Kraft zu finden. Er war im Besitz der besten Bildung jener Zeit. Er umschloß Dichter und Denker, erfindende Künstler und Gelehrte, alle, welche auf irgend einem Gebiet des geistigen Lebens als Führer und Bildner, als Belehrende und Beurtheilende Einfluß gewannen. Ihm hatten sich Viele vom Adel angeschlossen, wer selbst Beamter wurde oder ein reicheres Geistesleben hatte. Sie wurden zuweilen Mitarbeiter, häufig geistvolle Begleiter und wohlthuende Förderer der idealen Interessen.

In jeder Stadt bestanden jetzt die Honoratioren aus solchen Gebildeten. Sie waren Schüler des großen Philosophen von Königsberg, ihre Seele war angefüllt mit den poetischen Gestalten der großen Dichter, mit den hohen Resultaten der Alterthumswissenschaft. Aber in ihrem Leben war noch ein Moment von Strenge und Ernst, nicht leicht und fröhlich wurde die Pflicht geübt. Die Auffassung der Wirklichkeit schwankte zwischen idealen Forderungen und einer ängstlichen, oft kleinlichen Pedanterie, welche sie auffallend und nicht immer zum Vortheil von dem Edelmann unterschied.

Es ist eine Eigenheit der modernen Bildung, daß die treibende geistige Kraft sich in der Mitte der Nation, zwischen der Masse und den erblich Privilegirten ausbreitet, nach beiden Seiten belebend und umformend, je mehr sich ein Kreis irdischer Interessen von dem gebildeten Bürgerthum isolirt, desto weiter entfernt er sich von Allem, was dem Leben Licht, Wärme und sicheren Halt verleiht. Wer in Deutschland eine Geschichte der Literatur, Kunst, Philosophie und Wissenschaft schreibt, der behandelt in der That die Familiengeschichte des gebildeten Bürgerthums.

---

*) Kant's Werke XI. 2. S. 80. Der Betroffene war ein Mensch von zweifelhaftem Ruf.

Und sucht man das Besondere, was die Männer dieses Kreises verbindet und von Anderen unterscheidet, so ist es nicht zumeist ihre praktische Thätigkeit in glücklicher Mitte, sondern ihre Bildung durch die lateinische Schule. Darin liegt der unübertreffliche Vorzug, das letzte Geheimniß ihres Einflusses. Niemand durfte das bereitwilliger anerkennen, als der Kaufmann und Industrielle, der sich von unten heraufgearbeitet hatte und in ihren Kreis getreten war.

Mit Verwunderung erkannte er, wie seine Söhne unter der Beschäftigung mit lateinischer und griechischer Grammatik eine Schärfe und Präcision im Denken und Sprechen erhielten, die selten andere Thätigkeit dem heranwachsenden Manne gewährt. Die naturwüchsige Logik, welche in dem kunstvollen Bau der alten Sprachen so ausgezeichnet zu Tage kommt, weckte schon früh den Scharfsinn und förderte das Verständniß aller geistigen Bildungen, die Masse des fremdartigen Sprachstoffs kräftigte unübertrefflich das Gedächtniß.

Noch mehr aber belebte der Inhalt jener entfernten Welt, welche dem Lernenden aufgeschlossen war. Noch immer stammte ein sehr großer Theil unserer geistigen Habe aus dem Alterthum. Wer recht verstehen wollte, was um und in ihm lebendig wirkte, vielleicht längst Gemeingut aller Klassen des Volkes geworden war, der mußte bis zu dem Quell hinabsteigen. Und die Bekanntschaft mit einem großen abgeschlossenen nationalen Leben, das Verständniß einiger Lebensgesetze, seiner Schönheiten und Beschränktheit verlieh eine Freiheit im Urtheil über Zustände der Gegenwart, die durch nichts Anderes ersetzt werden konnte. Wem die Seele durch die Dialoge des Plato erwärmt worden war, der mußte mit Verachtung auf den Zelotismus der Mönche herabsehen, und wer mit Entzücken die Antigone in der Ursprache gelesen hatte, der durfte mit berechtigter Nichtachtung die Sonnenjungfrau bei Seite legen.

Das Wichtigste von Allem aber war die besondere Methode des Lernens auf lateinischen Schulen und Universitäten. Nicht das gedankenlose Aufnehmen eines überlieferten Stoffes, sondern das Selbstsuchen und Selbstfinden ist das Lebenweckende in jedem Lernen.

In den höheren Klassen des Gymnasiums und auf der Universität wurde der Studirende der Vertraute des suchenden Gelehrten. Gerade die Streitfragen, welche seine Zeit am meisten bewegten, die Forschungen, welche noch unbeendet am kräftigsten anspannten, wurden ihm am liebsten mitgetheilt. So drang der Jüngling als ein frei Suchender in den Mittelpunkt des grünenden Lebens ein, und wie sehr ihn sein späterer Beruf von eigenem Forschen entfernt hielt, er hatte das beste und letzte Wissen, die höchsten Resultate seiner Zeit in sich aufgenommen und war sein ganzes Leben lang in den großen Fragen der Wissenschaft und des Glaubens zum Urtheil befähigt, indem er allen neuen Bildungsstoff nach den Gesichtspunkten, die er gewonnen, annahm oder abwies. Auch daß die gelehrte Schule für das praktische Leben so wenig vorbereite, war keine stichhaltige Klage. Der Kaufmann, der seine Söhne von der Universität auf den Stuhl des Comtoirs nahm, bemerkte sehr bald, daß sie Vieles nicht gelernt hatten, was jüngeren Lehrlingen sehr geläufig war, daß sie aber in der Regel mit spielender Leichtigkeit das Fehlende nachholten.

Dieser unendliche Segen der gelehrten Bildung war am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, seit die Philosophie und die Alterthumswissenschaften hohe Bedeutung gewonnen hatten, der entscheidende Vorzug des deutschen Mittelstandes. In ihm liegt das Geheimniß der unsichtbaren Herrschaft, welche das gebildete Bürgerthum seit dieser Zeit über das nationale Leben ausgeübt hat, Fürsten und Volk umbildend, sich nachziehend.

Um 1790 hatte diese Methode der Bildung so großen Werth und Bedeutung gewonnen, daß man wol diese Jahre die fleißige Abiturientenzeit des deutschen Volkes nennen darf. Eifrig wurde gelernt, überall trat an die Stelle des alten Mechanismus anregende selbstthätige Arbeit. Menschenfreundlich rangen die Gelehrten danach, jedem Theil des Volkes Lehranstalten zu schaffen, welche seiner Bildungsstufe entsprachen, neue Methoden des Unterrichts zu erfinden, durch welche mit geringen Lehrerkräften die größten Resul-

tate erreicht werden konnten. Belehren, bilden, aus der Unwissenheit herausheben, war der allgemeine Ruf. Nicht vorzugsweise, weil dies der gesammten Nation nützlich war. Denn in der frohen Empfindung eines idealen Inhalts standen die Gebildeten dem Volke gegenüber. Die Schönheit, welche sie genossen, die großen Gefühle, durch welche sie erhoben wurden, sie waren dem armen Volke versagt.

Freilich in stillem Herzen empfanden sie selbst ein Mißbehagen. Die Thatsachen des Lebens, welches sie umgab, standen oft in schneidendem Gegensatz zu den idealen Forderungen, welche sie stellten. Wenn der Bauer wie ein Lastthier arbeitete, der Soldat vor ihren Fenstern Spießruthen lief, so blieb, so schien es ihnen, nichts übrig, als das Studierzimmer zu schließen und Auge und Sinn in Zeiten zu versenken, in denen solche Barbarei nicht verletzte. Denn noch war unerprobt, was die Vereinigung Gleichgesinnter zu einer großen Genossenschaft im Staat, in den Communen, in jedem Kreise praktischer Interessen umzuformen vermöge.

So kam bei aller Menschenfreundlichkeit eine stille Entsagung auch in die Besten. Sie waren stärker und tüchtiger geworden, als ihre Väter. Reiner waren die Quellen ihrer Sittlichkeit, strenger die Anforderungen, welche sie an das eigne Leben machten. Aber sie waren immer noch Privatmenschen. Das Interesse an dem Staat, an den höchsten Angelegenheiten der Nation war noch nicht ausgebildet. Sie hatten gelernt in großem Sinne ihre Menschenpflicht zu thun und sie stellten zuweilen grübelnd die natürlichen Rechte, welche der Mensch im Staate haben sollte, den Zuständen, unter denen sie lebten, gegenüber. Sie waren ehrenwerthe sittenstrenge Menschen geworden, mit einer Aengstlichkeit, die uns wol rührt, suchten sie Gemeines von ihrer Seele fern zu halten, aber die Manneskraft, welche sich im Zusammenwirken mit vielen Gleichgesinnten unter dem Einfluß großer praktischer Fragen entwickelt, fehlte ihnen noch zu sehr. Die Edelsten waren in der Gefahr, wo sie sich nicht in sich selbst zurückziehen konnten, mehr Opfer als Helden in politischem und socialem Kampfe

zu werden. Sehr auffallend wird diese Eigenschaft sogar in den Gebilden der Poesie. Fast alle Charaktere, welche die größten Dichter in ihren höchsten Kunstwerken frei erfanden, leiden an einem Mangel von Thatkraft, von eroberndem Mannesmuth und politischem Scharfblick, sogar durch die Helden des Dramas, welches dergleichen am wenigsten verträgt, geht ein elegischer Zug, von Galotti, Götz und Egmont bis zum Wallenstein und Faust. Dasselbe Geschlecht, welches grade damals mit bewunderungswerther Kühnheit und Freiheit den geheimen Gesetzen seines geistigen Lebens nachforschte, war noch unbehilflich und unsicher vor den Anforderungen der Realität, wie ein Jüngling, der aus der Schulstube unter die Menschen tritt.

Noch war die Weichheit der Empfindung und das Bedürfniß auch bei unbedeutender Veranlassung große Gefühle zu haben, nicht aus den Seelen geschwunden. Aber diese herrschende Anlage des achtzehnten Jahrhunderts, welche ihre Absenker bis auf die Gegenwart fortgetrieben hat, war um 1790 bereits durch einen stärkeren Gehalt des geistigen Lebens gebändigt. Auch die Empfindsamkeit hatte seit der Zeit, wo sie aus dem Pietismus in das Leben kroch, ihre kleine Geschichte gehabt. Zuerst war die arme deutsche Seele von Allem stark afficirt worden, sie hatte sich leicht jämmerlich gefühlt und einen anspruchslosen Genuß darin gefunden, die Thränen auf der eigenen Wange zu beobachten. Dann wurde ihr die Gefühlsseligkeit burschikoser und herzhafter.

Wenn lustige Gefährten im Jahr 1750 mit der Extrapost durch ein Dorf kamen, wo die Einwohner vielleicht den Kirchhof mit Rosenstöcken bepflanzt hatten, so regte der Gegensatz zwischen dieser Blume der Liebe und dem Grabe die Phantasie der Reisenden so auf, daß sie eine Flasche Wein kauften, auf den Kirchhof gingen und in dem Vergleich von Gräbern und Rosen schwelgend, ihren Wein austranken *). Aber auch der studentenhafte Beigeschmack von Rohheit, der in solchem Behagen lag, wurde überwunden, als die Sitte

*) Der Zecher war Klopstock mit seinen Freunden.

feiner, das Leben nachdenklicher geworden war. Wenn um 1770 zwei Brüder in sonnigem Thal unter blühenden Obstbäumen durch die Landschaft des Rheins fahren, dann ergreift wol der eine die Hand des andern, um ihm durch einen sanften Druck seinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die er in seiner Begleitung genießt; die Beiden blicken einander voll zärtlicher Rührung an; eine selige Thräne der ruhigen Empfindung steigt in beider Augen und sie fallen einander um den Hals, oder wie man damals sagte, sie segnen die Gegend mit dem heiligen Kusse der Freundschaft*). — Und wenn zu derselben Zeit eine Gesellschaft einen lieben Freund erwartet, — nebenbei bemerkt, einen glücklichen Gatten und Familienvater — so sind auch hier die Empfindungen weit mannichfaltiger und die Beschaulichkeit, mit welcher sie genossen werden, weit größer, als bei uns. Der Hausherr eilt mit einem andern Gast dem anrollenden Wagen an die Hausthür entgegen, der ankommende Freund steigt bewegt und etwas betäubt ab. Unterdeß kömmt die liebenswürdige Hausfrau, welche allerdings von dem neuen Gast in früherer Zeit bewundert worden ist, ebenfalls die Treppe herab. Der Angekommene hat sich bereits mit einer Art von Unruhe nach ihr erkundigt und scheint äußerst ungeduldig sie zu sehen; jetzt erblickt er sie und schauert vor Erregung zurück, kehrt sich dann zur Seite, wirft mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankt zu der Hausfrau hin. Alles dieses wird von einem so außerordentlichen Ausdrucke begleitet, daß die Umstehenden sich an allen Nerven davon erschüttert fühlen. — Die Hausfrau geht ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergreift ihre Hände und bückt sich, um sein Gesicht darein zu verbergen; die Dame neigt sich mit einer himmlischen Miene über ihn, und sagt mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dübois nachzuahmen fähig sind: „O ja, Sie sind es — Sie sind noch immer mein lieber Freund!" — Der Freund, von dieser

*) Die Reisenden sind Fritz Jacobi und sein Bruder.

rührenden Stimme geweckt, richtet sich etwas in die Höhe, blickt in die weinenden Augen seiner Freundin und läßt dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden kann sich der Thränen enthalten: dem unbetheiligten Berichterstatter strömen sie die Wangen hinunter, er schluchzt und ist außer sich *). — Und nachdem dies hervorsprudelnde Gefühl sich etwas gelegt hat, fühlen sich Alle unaussprechlich glücklich, drücken einander oft die Hände, und erklären die Stunden solchen Beisammenseins für die schönsten des Lebens. Und die sich so geberdeten, waren immer noch maßvolle Menschen, sie sahen mit Verachtung auf die Affectation herab, denen die Schwächern verfielen, welche über Nichts weinten, und aus ihren Thränen und Gefühlen einen Lebensberuf machten, wie der verschrobene Leuchsenring.

Aber kurz darauf erhielt das gefühlvolle Wesen einen harten Stoß. Goethe hatte im Werther das traurige Schicksal eines Jünglings dargestellt, der in diesen Stimmungen unterging, er hatte die Empfindsamkeit selbst weit edler und mäßiger gefaßt, als sie in seinen Zeitgenossen lebte. Zunächst freilich wurde seine Erzählung für die reicheren Naturen ein bildendes Buch, nach welchem sich ihre Gefühlsseligkeit in's Edle und Poetische hineinzog. Ungeheuer war die Wirkung, Thränen flossen stromweise, die Werthertracht wurde ein beliebtes Costüm empfindsamer Herren, Lotte der berühmteste Frauencharakter jener Jahre. In demselben Jahre 1774 beredete sich zu Wetzlar eine Anzahl zarter Seelen, Männer in hohen Aemtern und Damen, eine Feierlichkeit am Grabe des armen Jerusalems anzustellen. Sie versammelten sich des Abends, lasen den Werther, sangen die klagenden Arien und Gesänge auf den Toten. Man weinte tapfer, endlich um Mitternacht ging der Zug nach dem Kirchhof. Jeder war schwarz gekleidet mit dunklem Flor im Gesicht, ein Wachslicht in der Hand. Wer dem Zug begegnete, hielt ihn für eine

*) Der Ankommende ist Wieland, die Wirthe Sophie Laroche und ihr Gatte, der Erzähler wieder Fritz Jacobi.

Prozession des höllischen Satans. Auf dem Kirchhof schloß man einen Kreis um das Grab des Toten, sang, wie berichtet wird, das Lied: „Ausgelitten hast du, ausgerungen“, ein Redner hielt dem Verblichenen eine Lobrede und sprach davon, daß Selbstmord aus Liebe erlaubt sei. Zuletzt wurde das Grab mit Blumen bestreut. Die Wiederholung wurde durch eine prosaische Obrigkeit verhindert*).

Aber der tragische Ausgang der Goethe'schen Erzählung erschreckte auch den gesunden Menschenverstand. Das war kein Spiel mehr mit Blumen und Täubchen, es war erschütternder Ernst. Wenn ein anständiger Beamtensohn zu solcher Ausschweifung, wie Selbstmord, kommen konnte, so hörte der Spaß auf. So wurde dasselbe Werk für kräftigere Naturen der Anfang einer Reaction und leidenschaftlichen literarischen Polemik, wobei der Deutsche allmälig mit Ironie auf diesen Kreis von Stimmungen blicken lernte, ohne freilich ganz frei davon zu werden.

Denn es war allerdings nur eine Variation derselben Grundstimmung, wenn die Seelen, welche der Thränen und Seufzer müde geworden waren, sich zur Erhabenheit hinaufstimmten. Auch das Ungeheure erschien bewundernswerth, in Hyperbeln sprechen, das Gemeinste mit einem Aufwand von Kraft sagen, das Unbedeutende mit der Miene thun, als ob es etwas Unerhörtes sei, wurde eine Zeit lang Modethorheit der literarischen Kreise. Aber auch die Kraftmänner verloren sich. Um 1790 sah man wieder mit Lächeln auf diese nächste Vergangenheit zurück, und befriedigte sein Gemüth bei der hausbackenen und nüchternen Weise, in welcher Lafontaine und Iffland die Rührung handhabten.

Aus dieser Zeit soll hier das Aufwachsen einer Kinderseele dargestellt werden. Es ist ein — nicht gedruckter — Bericht über die eigene früheste Jugend, den ein besonders kräftiger Mann seiner Familie hinterlassen hat. Er enthält durchaus nichts Ungewöhn-

*) Der Erzähler ist Laukhardt in seiner Lebensbeschreibung; es ist kein Grund, solchen Mittheilungen des unordentlichen Mannes zu mißtrauen.

liches, nur anspruchslose Erzählung über die Entwicklung eines Knaben durch Lehre und Haus, wie sie in tausend Familien jener Jahre stattfand. Aber grade das Gemeingiltige der Mittheilung macht sie hier besonders geeignet, den Antheil des Lesers zu erwerben. Sie giebt zugleich einen belehrenden Einblick in das Leben einer Familie von aufsteigender Lebenskraft.

In den ersten Regierungsjahren Friedrich des Großen lag zu Leipzig ein armer Lehrer auf dem Totenbett, langer Aerger und Verfolgungen, die er durch seinen Vorgesetzten, einen heftigen Pfarrherrn, erduldet, hatten ihn auf das Krankenlager geworfen. Der geistliche Gegner suchte die Versöhnung mit dem Sterbenden; er gelobte dem Lehrer Haupt für seine unerzogenen Kinder Sorge zu tragen und er hielt Wort. Er brachte einen Sohn in das große Handelshaus Frege, welches damals im Aufblühen war. Der junge Haupt erwarb sich das Vertrauen seines Chefs; als er selbst eine Handlung in Zittau begründen wollte, machte das Haus Frege dem Vermögenlosen ein Darlehn von 10,000 Thalern. Das Jahr darauf schrieb der neue Kaufmann seinem Gläubiger, wie energisch der Aufschwung seines Geschäfts sei, und daß er, um nicht in größte Verlegenheit zu kommen, dieselbe Summe noch einmal bedürfe. Der frühere Principal sandte ihm das Doppelte. Nach acht Jahren hatte der Zittauer Kaufmann das ganze Darlehn zurückgezahlt, an dem Tage, wo er die letzte Summe absandte, trank er in seinem Haus die erste Flasche Wein. Der Sohn dieses Mannes, Ernst Friedrich Haupt, — er, welcher hier von seiner Schulzeit im Vaterhause erzählen soll — studirte die Rechte und wurde Syndicus, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt Zittau, ein Mann von gewaltigem Wesen und tiefem Sinn, und selbst Gelehrter von umfangreichem Wissen; eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte, welche von ihm gedruckt sind, gehört zu den feinsten und elegantesten Mustern dieser Gattung von Poesie. Ernst war auch sein Leben. Seine großartige Kraft arbeitete unter immerhin beschränkten Verhältnissen mit einem Eifer, welcher sich

selbst nie genug that. Aber die Wucht seines energischen Wesens wurde bei den Anfängen der politischen Bewegungen im Jahre 1830 der jungen Demokratie unter den Bürgern lästig. Grade in seiner Heimat fiel die Agitation in die Hände eines unholden Mannes, der später sich selbst durch schlechte Thaten ein klägliches Ende bereitete. In dem Taumel der ersten Bewegung ließ sich die Bürgerschaft das treue Verhältniß, in dem sie durch dreißig Jahre zu ihrem Vorstande gestanden hatte, verderben. Der stolze und strenge Mann wurde durch Lieblosigkeiten und Undank in tiefster Seele erschüttert, er zog sich von jeder öffentlichen Thätigkeit zurück und keine Bitten und nicht die aufrichtige Reue, die seinen Mitbürgern nach kurzer Zeit kam, vermochten ihn, die herbe Kränkung jener Jahre zu vergessen, die sein Leben bis in das Mark ergriffen hatte. Wenn er still vor sich hinsehend durch die Straßen ging, eine schöne finstere Greisengestalt mit weißem Haar, dann — so erzählen Augenzeugen — zogen die Leute mit scheuer Ehrfurcht von allen Seiten die Mützen, er aber schritt, ohne rechts und links zu sehn, ohne Dank und Gruß durch den Haufen. Von da lebte er als Privatmann seiner Wissenschaft. Sein Sohn aber, Moriz Haupt, Professor an der Universität zu Berlin, wurde einer unsrer größten Philologen, einer unsrer reinsten Männer.

So beginnt ein tüchtiger Mann aus der Zeit der Väter den Bericht über seine ersten Lehrjahre:

„Meine frühesten Erinnerungen fallen in den Herbst des Jahres 1776, als ich zwei und ein halb Jahr alt war. Wir fuhren auf das Familiengut, ich saß auf meiner Mutter Schoß und die sanfte Röthe, die ihr Gesicht überzog, gefiel mir so wohl. Ich freute mich der Bäume, wie sie so schnell bei dem Wagen vorbeiliefen. Noch jetzt, — dieselben Bäume stehen noch jenseits der Brücke, — noch jetzt weht mich bei ihrem Anblicke diese Erinnerung aus der Unschuldswelt an.

Schon vierundvierzig Jahre deckt die Gruft deinen heiligen

Staub, Vollendete! Uns so früh Entrissene! Sanft wie dein freundliches Gesicht mußte deine Seele sein! — Ich kannte dich nicht. — Nur leise heilige Erinnerung ist mir geblieben, kein Gemälde von dir, kein Schattenriß, „nicht ein süß erinnernd Pfand.“ Doch stand ich kurz vorher, ehe man mich, den noch nicht Siebenzehnjährigen nach Leipzig sandte, an der heiligen Stätte, die deine Asche birgt und gelobte dir schluchzend gut zu sein!

Wol entsinne ich mich des Sonntag Morgens an welchem meine Schwester Riekchen geboren ward. Eilenden Laufs, — ich war eher aufgestanden, als mein Bruder, und ungebeten in der Mutter Stube gelaufen, — verkündete ich's jedem, den ich fand. Einige Tage nachher, daß Alles um mich her weinte: „Die Mama geht weg“, rief händeringend unsre alte Pflegerin! Weg? wohin denn? so fragte ich staunend. „In den Himmel!“ war die Antwort, die ich nicht verstand.

Meine Mutter hatte uns Kinder noch einmal um sich versammelt, zum letztenmal uns zu küssen, uns zu segnen. Meine Stiefschwester Jettchen, damals fast zehn Jahr alt, und mein vierjähriger Bruder Ernst hatten geweint: ich — so erzählte man mir oft zu meinem Grame — hatte den Kuß kaum abgewartet und mich schäkernd hinter meine Geschwister versteckt. „Fritz, Fritz“, hatte meine Mutter lächelnd gesprochen, „du bist und bleibst ein loser Junge! nun, lauf nur, lauf!“

Was ich vom Himmel und von der Auferstehung gehört, gab mir verworrene Gedanken, als werde die Mutter wol bald erwachen und wieder bei uns sein. Einige Zeit nachher sagte mir mein sehr viel verständigerer Bruder, als wir auf einem Stuhle knieend dem abendlichen Zuge der Wolken nachsahen und von der Mutter sprachen: „Nein! die Auferstehung ist etwas ganz Anderes!“ Aber bald nach ihrem Begräbnißtage — es war Sonntag — spielte ich Abends vor der Hinterthür des Hauses, und ein Bettler sprach mich an. „Die Mama ist gestorben“, rief ich, und entlief der Wärterin durch beide Höfe, um meinen Vater aufzusuchen,

den ich traurig in seiner Stube sitzend fand. Er nahm mich und meinen Bruder bei der Hand und weinte. Das war mir fremd. „Also auch der Vater kann weinen, der doch so alt ist.“ — Ueberhaupt kam mir mein Vater, der doch damals kaum siebenundvierzig Jahre alt war, immer alt vor: weit älter, als z. B. ich jetzt in fast gleichem Alter auszusehen glaube. Aber in dem frühen Alter sehen Kinderaugen das Meiste anders; und überdem hatte mein Vater finstre Augenbraunen, wie mir denn auch etwas Aehnliches zu Theil worden ist.

Sechs Monate nach meiner Mutter Tode nahm mein Vater seine Schwester zu sich, und hierdurch änderte sich Manches in unserm Thun und Treiben. Es war nicht mehr so stille bei uns, als vorher. Süß ist mir noch jetzt die Erinnerung an die Erzählungen, mit welchen unsre Tante — von uns und aller Welt „Frau Muhme“ genannt — uns in den Abendstunden unterhielt. Sobald es dämmerte, zerrten wir sie mit Gewalt in ihren Stuhl, ringsum auf Stühlchen saßen wir Kinder und horchten auf. Von der Heimat unsres Vaters, von Leipzig, von unsern Groß- und Urgroßeltern ward hundert Mal erzählt, und damals schon sehnte ich mich Leipzig zu sehen, dessen Messen ich mir, sonderbar genug, wie eine große Treppe mit Papier behangen vorstellte.

Unbeschreibliches Vergnügen genossen wir, wenn wir Abends bei Mondschein den Zug der Wolken betrachteten. Ein Fenster hatte die Aussicht auf den Berg und Gehölz. In jeder Wolkenform erblickten wir Menschen- oder Thiergestalten. Das Halbschauerliche erhöhte den Reiz, — und als ich im sechszehnten Jahre zum ersten Male Ossian las, und seine düstre Welt mit ihren Geistern, Nebeln und Gebilden vor mir vorüberging, da war ich wieder im Geist an jenem Fenster. So auch, wenn ich das Gedicht las: „Jetzt zieh'n die Wolken, Lotte, Lotte! ꝛc.“

Oft wurden auch von Besuchenden, wie ehedem fast in jeder Kinderstube, Geister- und Gespenstergeschichten erzählt, an denen wir uns nicht satt hören konnten. Dennoch und ungeachtet mancher Er-

zählende selbst daran glaubte, ist zu keiner Zeit meinem Bruder und mir ein Gedanke auch nur von Wahrscheinlichkeit des Erzählten beigegangen. Nie glaubten wir an Außernatürliches, schon als fünfjährige Knaben stritten wir gegen Aberglauben. Dies verdankten wir unsrer Stiefschwester Jettchen, einem Mädchen von seltenen Geistesgaben. Sie stellte uns in einfachen Worten die lächerliche Seite der Märchen dar. Nichtsdestoweniger hatte das Schauerliche große Macht über uns, und wir waren oft in Angst, wenn wir genöthigt wurden, im Finstern den langen Gang auf dem Vordersaal zu durchwandern.

Drei und ein halbes Jahr alt erhielt ich den ersten Unterricht. Mein Bruder konnte fast schon lesen, indeß brachte ich es bald so weit, mit ihm ziemlich gleichen Schritt zu halten.

Ich wüßte nicht zu sagen, daß wir M. Kretzschmar, unsern ersten Lehrer, geliebt hätten, denn er war zum Theil bizarr, und theilte reichlich Kopfstücke aus. Es ist kaum glaublich, aber ich betheure es, daß ich im fünften Jahre schon mechanisch las, und dabei an etwas ganz Anderes dachte: z. B. an die Blumen in unserm Garten, an unsern kleinen Hund u. s. w. Meine eigenen Worte hallten mir wie fremd in meine Ohren. Daher war ich auch oft im Traume, wenn eine Frage an mich erging. Nun folgte das Kopfstück, aber dann dachte ich wieder über das Kopfstück nach u. s. w. Woran lag es also? Daran unstreitig, daß unser Lehrer die jugendliche Seele nicht für den Gegenstand zu gewinnen wußte. Mein Bruder war eine höchst seltene Ausnahme stillen Ernstes, und wer weiß, wie oft er dennoch, wenn ich auf die Schraube gebracht ward, ebenfalls zerstreut gewesen sein mag? —

Im fünften Jahre fingen wir auch an das Lateinische zu lernen. Jettchen übersetzte schon flink den Cornelius und Phädrus, auch aus dem französischen neuen Testamente. Wir Jungen lernten frisch weg nach Langen's und Raussendorf's Grammatik, und längst schon machte ich, so nannten wir's, „kleine Exercitia“, ehe ich klar wußte, was ich trieb. Deutlich erinnere ich mich, daß es mir wie

Schuppen von den Augen fiel, als ich, bald sechs Jahr alt, erfuhr, „es sei die Sprache der alten Römer, die wir erlernten.“ So war damals der Unterricht fast allgemein beschaffen! —

Dennoch bin ich auch diesem Lehrer in mehrfacher Hinsicht Dank schuldig. Er lehrte uns richtig und gut lesen, und durch öfteres Recitiren schöner Verse — er dichtete selbst nicht übel — flößte er uns frühzeitig Geschmack an Wohlklang und Harmonie ein. Viel, sehr viel Lieder, Fabeln rc. lernten wir auswendig. Auswendiglernen! ein jetzt veraltetes Wort, stand damals häufig in den Lectionsplänen, und hierdurch ist mein Gedächtniß so stark geworden. Wir wurden geübt, in einer Viertelstunde ganze Seiten zu memoriren, und oft lernte ich später beim Anziehen acht, zehn, auch zwölf Strophen. Kurz, im Ganzen genommen nach damaligem Standpunkte der Pädagogik, war bei allen Mängeln nicht übel für uns gesorgt. — Auch das Herz blieb nicht unbedacht. Feddersen's Leben Jesu war eine unserer Lieblingslectionen: dem Religionsunterricht lag Feder's Lehrbuch zum Grunde, welches noch heut unter die guten gehört. — Unser Gefühl für das Anmuthige und Schöne ward noch auf andre Weise erweckt und erzogen. Damals machten die Weißischen Operetten mit Hiller's Composition großes Aufsehen. Kretzschmar spielte fertig das Clavier, und noch fertiger Violine. Meine Schwester Jettchen spielte ganz leidlich vom Blatte. So wurden nach und nach fast alle Weißischen Opern durchgespielt und durchgesungen, in die leichteren Arien stimmten wir Jüngeren nach dem Gehör ein. Mein Vater selbst hörte, bisweilen einstimmend, mit Vergnügen zu.

So verging mancher Herbst- und Winterabend. Traute Scenen der Häuslichkeit, wo seid ihr geblieben in den meisten Familien? Jammerlectüre, Ressource, Spiel tauschte man gegen euch ein!

Was wir von Gedichten lernten, declamirten wir Abends dem Vater, der Muhme, ja im Nothfall den Mägden vor: Stellen, die man uns erklärt hatte, erklärten wir dann wieder. Dies Alles vereint regte in mir die ersten Gedanken, mich den Studien zu weihen und anfangs den Wunsch, Prediger zu werden.

Der Gespielen hatten wir mehre. Es war allgemeine Sitte, daß Kinder zu Kindern Sonntags gebeten wurden, oder sich anmelden ließen. Man blieb Abends zu Tisch und gewöhnte sich an Artigkeit gegen Erwachsene. Mich, als den Kleinsten unter Allen, nahmen gewöhnlich die Hausväter und Mütter an ihre Seite. Ueberall herzliche Freundlichkeit. Auch diese Sitte ist — wenigstens in dieser Form — fast verschwunden. Den Alten mochten wir vielleicht bisweilen nicht ganz gelegen erscheinen, aber gewiß selten! Auch mein Vater sah es sehr gern, wenn Kinder, oft sechs bis acht an der Zahl, zu uns kamen. Und damals blühte überall die Handlung. Gern gaben die Alten dem fröhlichen Völkchen ein Abendbrod, sie spielten auch wol selbst mit. So freuten wir uns Montags sehr auf den nächsten Sonntag. Ist es ein Wunder, wenn ich noch jetzt mit Wonne an jene seligen Tage denke, deren Erinnerung mich anweht wie ein lebender Blumenduft!

Bei aller jugendlichen Fröhlichkeit war ich doch oft sehr ernst gestimmt. Von unsrer Mutter, die damals drei Jahre tot war, ward oft gesprochen. Sterbelieder hatten wir in Menge gelernt, und ich dachte sechs Jahr alt gewiß öfter an Tod und Unsterblichkeit, als mancher Jüngling, mancher Mann. Was aus dem Thiere nach dem Tode werde, daran hatte ich bis zu meinem fünften Jahre nicht gedacht. Da sah ich einen kleinen toten Hund im Stadtgraben und fragte unsern Lehrer. „Mit den Thieren ist's aus," erwiderte er, welches mich unbeschreiblich traurig machte. Es war ein Sonntagabend, ich erzählte es unserer Pflegerin und weinte bitterlich.

Zu Ostern 1780 kam unser neuer Lehrer. Er besaß gute Kenntnisse und lebte sehr still und eingezogen, da er sich im Geheim zu den Herrnhutern zählte. Wir hingen mit inniger Liebe an ihm, denn er widmete sich uns ganz. Mit keinem Menschen gingen wir lieber spazieren, und alle seine Gespräche waren belehrend, meistens religiös. Das Streben, uns seinen Hang zu jener Sekte, die mein Vater haßte, zu verbergen, gab seinen Worten etwas Geheimnißvolles. Unsre Sitten gewannen viel durch ihn. So ent-

wöhnte er uns, leichtsinnig Gott oder Jesum zu nennen, und bei seinem Abgange nach zwei Jahren waren wir hierin so fest begründet, daß wol Monate vergingen, ehe uns jener Mißbrauch einmal entschlüpfte. Geschah es dennoch, so büßten wir es im Stillen durch bittere Reue ab. Das fröhlichste Spiel verließen wir und beteten recht herzlich. — Freilich neigten wir uns endlich selbst zur Frömmelei hin, denn alle Weltlust ward verdammt, oder man sah schädliche Zerstreuung. Sogenannte Lesebücher, die an Romane auch nur angrenzten, taugten nichts. Selbst Gellert wurden seine Schauspiele als Jugendsünde angerechnet. Spiel — Bälle — weltliche Concerts — Werkstätte des Teufels! Nur Oratorien passirten. Komödien waren nun vollends die Sünde wider den heiligen Geist. Mein Bruder, ohnehin zur Schwermuth geneigt, ward weit stärker von diesen Meinungen ergriffen, er weinte oft im Stillen um seine Sünden, wie er sagte. Ich beneidete ihn deshalb, hielt mich für einen Unwürdigen, ihn für ein Kind Gottes: aber mit allen Anstrengungen wollte es mir nicht gelingen, „so correct zu sein!" — Stets freute ich mich schon wehmüthiger Rührungen, die mein weiches Herz oft ergriffen.

Dennoch, dennoch bleibt dir mein Dank geweiht, du guter, redlicher Lehrer! Du warst der treueste Hirte deiner kleinen Heerde! Er lebt noch, den Achtzigern nahe. Seit dreißig Jahren sah ich ihn nur einmal, er schrieb mir aber im vorigen Jahre, als mein Bruder entschlafen war, voll Treue und Frömmigkeit. Ein Traum, auf Träume hielt er viel, hatte ihn am Sterbetage meines Bruders „seines Ernst's" in unser Haus geführt. Rührend ist es zu lesen, wie er mir versichert, seine Ueberzeugungen seien dieselben noch, wie vor vierzig Jahren. —

Noch erinnere ich mich einer seligen Stunde. Er ging mit uns um die Stadt spazieren und der Abendstern blinkte freundlich. „Was mögen die Leute dort oben wol machen?" sagte der Lehrer. Das war uns neu! Wir staunten freudig bewegt, als er uns sagte: es sei möglich, wahrscheinlich sogar, daß Gottes Güte auch andere

Sterne lebenden, denkenden, ihn anbetenden Geschöpfen zum Wohnplatz angewiesen habe. Erfreut, erhoben, getröstet kehrten wir zurück. Es war das Gegenstück zu jener Traurigkeit, die mich befiel, als ich hörte, mit den Thieren sei's aus! —

Am Weihnachtsabende 1780 starb unsere geliebte Schwester Jettchen im vierzehnten Jahre. Neun Tage vorher spielten wir fröhlich, als sie plötzlich über Leibschmerz klagte. Der Arzt nahm es leicht und wahrscheinlich ward die wahre Ursache verkannt. Nach sieben Tagen verfiel sie sichtlich und ward totenbleich und matt. Sie verließ zum letzten Mal ihr Lager, um uns unsere Schreibbücher zuzureichen. Dennoch schien man ihren Tod nicht zu ahnen. Ach! er erfolgte am Weihnachtsabend früh um vier Uhr. Man weckte uns, sie noch einmal zu sehen. Laut weinend stürzten wir auf sie zu. Sie kannte uns nicht. „Gute Nacht! Jettchen!" riefen wir und mein Vater betete weinend. Unser Lehrer stand neben der Sterbenden und betete: „Nun nimm mein Herz, und Alles, was ich bin, von mir zu dir, du liebster Jesu hin!" (Aus dem Kottbuser Gesangbuch.)

Sie verschied unter diesem Flehen und lag da in himmlischer Heiterkeit. Meine kleine dreiundeinhalbjährige Schwester Rieckchen kam hinzu und sagte zur Leichenfrau: „wenn ich sterbe, so lege sie mich auch in solch ein weißes Tuch, wie meine Jettel". Und siebenzehn Jahre nachher that es dieselbe Frau! —

Abends sollten wir nun die Weihnachtswünsche sagen. Jettchens Wunsch übergab mein Bruder, wie sie ihn — sehr schön — geschrieben. „Euer Vordermann fehlt", sagte weinend mein Vater. Am dritten Feiertag ward sie begraben. Sie lag im weißen Gewande mit blaßrothen Schleifen, einen Kranz im braunen Haar, ein kleines Krucifix in der Hand. „Schlaf wohl!" rief unsere alte Pflegerin, „bis dein Heiland dich weckt!" Wir konnten nicht sprechen, wir schluchzten nur. Oft erschien mir mein heißgeliebtes Jettchen im Traume, immer geschmückt, still und ernst. Einst bot sie mir einen Kranz. Dies nahm man als Zeichen, daß ich sterben würde, als ich

bald nachher ernsthaft krank ward. Aber seit meinen Kinderjahren ist mir's nur einmal so gut geworden, von ihr zu träumen! Sie liebte mich zärtlich! Vorzugsweise sogar!

Unsern Schmerz milderte die Zerstreuung, die uns ein neuer Bau meines Vaters gewährte. Ein neues Gartenhaus, Erweiterung und gänzliche Umgestaltung des Gartens, hatte mein Vater schon längst gewünscht. In weniger als zwei Jahren war Alles vollendet, und nun wurden die meisten Sommerabende dort zugebracht. Der Garten war früher schon unser Tummelplatz, und nun ward er vergrößert. Welche Lust, als wir beim Heben des neuen Gebäudes zum ersten Mal im Freien das Abendbrod aßen! Und wenn wir vollends bis zehn Uhr draußen blieben und unter dem Sternhimmel umherzogen, oder mein Vater kleine Feuerwerke abbrannte! —

Im Mai 1782 verließ uns unser guter Lehrer, der das Rectorat in Seidenberg erhalten hatte. Unser Schmerz war groß, sehr groß! Er segnete uns: „Haltet ernst an der Lehre, die ich Euch gegeben habe! fürchtet Gott und es wird Euch wohl gehen!“ Dies waren seine letzten Worte. Ich warf mich auf's Bette und weinte ins Kissen.

Mein Vater war ein streng rechtlicher Ehrenmann. Aus bittrer Armuth hatte er sich durch eigene Anstrengung zum Wohlstande erhoben. Rastlos thätig, dachte er nur darauf, seine Handlung zu behaupten, zu erweitern, vielen hundert Fabrikanten Erwerb zu verschaffen, und uns, seinen Kindern, ein unabhängiges Leben zu sichern. Er arbeitete täglich zehn, oft wol auch eilf Stunden, nur seine Baue zogen ihn bisweilen auf einzelne Stunden ab, sonst nichts in der Welt. Er war zum Kaufmann geboren, aber in einem bessern Sinn: kleinliche Nebenvortheile verschmähte er und ich glaube, es wäre ihm unmöglich gewesen, Detailhändler zu sein. Nie benutzte er die häufige Gelegenheit, durch Concursvermittelung reicher zu werden; er wandelte stets auf grader Bahn und konnte zürnen, wenn seine Diener auf den Messen in seiner Abwesenheit

die Käufer übertheuerten. — Einfach, wie die Grundsätze seines Lebens, war sein Aeußeres. Die Mobilien blieben fast unverändert: das ererbte Silberzeug behielt seine Form: nur auf feines Tuch hielt er und auf guten Rheinwein. Frugal war sein Tisch: die hohen Festtage abgerechnet, stets nur ein Gericht; Abends oft nur Kartoffeln oder Rettig. Wein nur Sonntags, außer im Sommer Abends auf dem Garten. Traktamente etwa jährlich eins, dann ließ sich aber Vater Haupt nicht schimpfen. Champagner konnte er nicht leiden, dieser kam sehr selten. Dagegen alter Rheinwein, Ungar, und Bischof von Burgunder. Sonntägliche Spaziergänge ins Feld, dann und wann eine Spazierfahrt unterbrachen die sich immer gleiche Lebensweise. Uebrigens war er gastfrei; sehr oft kamen auswärtige Handelsfreunde, und die Lieblingsfactors nahm er von der Schreibstube nicht selten zum Mittagsmahl mit. Er sah es gern, wenn Bekannte ihn Abends auf dem Garten besuchten. Er politisirte gern und hatte oft einen richtigen Blick in die Zukunft. So ernst er war, konnte er doch sehr heiter sein und scherzte oft mit uns. Er war freigebig in hohem Grade, gab auch den Armen viel und unterstützte gern thätige Leute. Bisweilen überraschte ihn eine große Abneigung gegen den Gelehrtenstand: daher er nicht selten gegen das Stammbuchtragen der Schüler eiferte; dennoch gab er nie unter 1 Thlr. 8 Ngr., oft das Doppelte, ja Drei- und Vierfache. Alles Großthun war ihm fremd, verhaßt jede Prahlerei mit Reichthum. Hörte er, daß seine Zunftgenossen eine solche Ostentation zeigten, so lächelte er höchstens satyrisch; und nur selten, wenn es die Prahler allzutoll machten, konnte er sagen: „Es ist noch nicht aller Tage Abend, oder: Was der Mann nicht Alles hat!“ Allenfalls höchstens: „nun, so ganz klein bin ich doch auch nicht!“ — Er war streng religiös, doch ohne Aberglauben, gegen den er, sowie gegen Pfaffenthum, Priesterstolz und Gleisnerei laut eifern konnte. Er dachte über die wichtigsten Dinge heller, als er selbst wußte, ja er erschrak gleichsam, wenn er sich selbst auf zu freien Ansichten,

wie er meinte, ertappte. Rührend war mir's, als er einst in Leipzig während meiner Studienzeit über das Beichtwesen sich freimüthig äußerte, und einlenkend mit großer Bescheidenheit sagte: „doch, ich rede wol zu viel, Fritz? ich weiß, daß ich kein tiefdenkender Mann bin.“ Er hatte als Jüngling selbst in Wolf's philosophischen Schriften gelesen, aber ihre Trockenheit nicht überwinden können. In seinen Urtheilen über Menschen traf er, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf; doch war er, wie alle rechtliche Seelen, oft kaustisch, oft scharf und bitter. Hatte er einmal gesagt: „der Kerl taugt nichts!“ so blieb es auch hierbei.

Bei seinen übergroßen Geschäften, wobei ihm kein Intelligenter, sondern nur Maschinenmenschen assistirten, sahen wir ihn freilich wenig. Er mußte uns dem Hauslehrer und dem weiblichen Personal anvertrauen. Daher kam es auch, daß wir mehr Ehrfurcht für ihn empfanden als trauliche Zärtlichkeit. Doch liebten wir ihn von Grund der Seele, und seine Grundsätze, seine Lehren, sein einfaches Leben wirkten wohlthätig auf uns.

Unsre Tante hatte zwar ihre guten Stunden, doch gelang es ihr nie, sich unsre volle Liebe zu erwerben. Die Zänkerei mit den Mägden widerte uns um so mehr an, je mehr die abwechselnde Vertraulichkeit dagegen abstach: sie war Meisterin darin, die verdrüßlichen Augenblicke des Vaters zu ihren Zwecken zu benutzen. Aber alles dieses wandte ihr unser Herz doch nicht ab, da sie uns eigentlich kein Leid anthat, oft sogar sich unser gegen Mißhandlung des neuen Lehrers annahm. — Es lag nur daran, daß sie nicht geeignet war kindliche Herzen zu fesseln. Hierzu kam ihr Haß gegen unsere Pflegerin, an der wir mit voller Seele hingen, da sie uns vier mutterlosen Waisen ohne irgend einigen Beistand auferzog. Aus einem bessern Stande, — ihr Mann hatte große Rittergüter bei Wernigerode in Pacht gehabt, — war diese durch Krieg, Plünderung und eine Kette von Unfällen verarmt, ihr Mann war gestorben und ihre Kinder waren theils in die Welt gegangen, theils bei Verwandten untergebracht. Sie war ein vorzüglicher Weiberkopf, hatte klaren Verstand, unend-

liche Gutmüthigkeit, Heiterkeit und treffenden Witz. Wenn es wahr sein sollte, daß auch ich bisweilen launige Einfälle habe, so gebührt ihr an der Ausbildung der Anlage bestimmter Antheil. Wohl erinnere ich mich, daß ich halbe Stunden lang mit ihr bonmotisirte, ganze Allegorien wurden durchgeführt. „Mit dir kann man doch spaßen", mit dieser Censur ward ich oft belohnt. Dabei war sie anstellig zu tausenderlei Dingen und wußte stets Rath. Sie war den Stillen im Lande ebenfalls nicht abgeneigt, welches durch ihre großen Leiden, deren Kelch sie in vollem Maße leeren mußte, erklärbar ward. Aber ihr Herz war rein und fromm, und sie erhielt in uns noch den Eindruck von unseres früheren Lehrers Ermahnungen, als sein Nachfolger durch Lehre und Wandel sie fast ausgerottet hätte. Mehre ihrer Verwandten, auch ein Schwiegersohn, waren Wundärzte gewesen und sie hatte als Mädchen schon hierin Beistand geleistet. Daher besaß sie mehr als gewöhnliche Kenntnisse, und ein Chirurg erstaunte, als sie meines Bruders Fuß, den er sich ausgefallen, geschickt wieder einrichtete. Die Osteologie verstand sie vollständig. Freilich mochte sie sich bisweilen zuviel zutrauen; indeß heilten doch ihre Mittel sehr bald, und als die Chirurgen vier Monate an einer Quetschung, die meines Bruders Fuß bei jenem Unfall erlitten, vergeblich kurirten und vom Knochenfraß sprachen, schüttelte sie den Kopf. Jene wurden fortgeschickt und in vier Wochen war der Fuß geheilt.

Das Publikum traute ihr sogar Schwarzkünstelei zu; aber wir wußten, woran wir waren. „Ich hab' es meiner Frau geschworen (unserer Mutter) für euch mein Leben zu lassen, wenn ich euch nützen kann, und ich werde halten, was ich an ihrem Sterbebette gelobte!" Friede sei mit ihrer Asche! ihr Wunsch, unfern ihrer Frau zu ruhn, ist erfüllt worden! „Kinder! wenn ich sterbe, nur eine Bitte! legt mich in die Nähe eurer Mutter, ach, wenn ich unter die Dachtraufe der Gruft komme, ich bin zufrieden!"

So sah es aus in unserm Hause, als der neue Lehrer auftrat — in Allem des früheren Gegenbild. Dieser einfach, schlicht und

recht, das Böse meidend, Jener, ein leichter, lustiger Zierbengel, der — damals ein Wichtiges — mit der Lorgnette spielte und steife Glanzstiefeln trug, selbst wenn er predigte. Im Wissen unter dem früheren, im Glauben selbst nicht wissend, was er wollte. Jener wog die Worte, dieser fluchte sogar je und je ein wenig, und bald folgten seine Eleven ihm nach. Er tanzte, ritt, spielte in der Karte 2c. Summa ein ganz gewöhnlicher Magister! Aufbrausend, hart tyrannisch bei unsern Fehlern, oder vielmehr — denn in der Sittlichkeit arbeitete er nicht sonderlich — tyrannisch bei kleinen Versehen in der Schule. Und wir lernten Alle sehr gut, wußten mehr als alle unsere Gespielen, des bin ich ganz gewiß!

Viel fehlte nicht, daß er mir — den er vorzüglich hart behandelte, weil er meinen feurigen Sinn nicht verstand — die Wissenschaften verleidet hätte; indeß aus jener Härte sog meine Natur Honig. Ich hatte oft Unrecht erlitten, hieraus schied sich das Gefühl für Recht in meiner Seele. „Besser Unrecht leiden als Unrecht thun!“ dies rief mir unsere Pflegerin oft zu. Und hieraus erblühte mein Eifer gegen Bedrückung, Gewaltthaten und Unrecht aller Art. Früh schon empörte es alle Tiefen meiner Seele, wenn ich Schuldlose mißhandeln, Leidende noch tiefer kränken sah von gefühllosem Uebermuth! Selbst der Schuldige war mir und meinem Bruder heilig, wenn er bereute. Also war es heilsam, unverschuldet Härte zu erfahren! Und dennoch — so versöhnlich ist die reine Seele des Kindes — haßten wir den Mann nur auf Augenblicke. Ein freundliches Wort von ihm, ein Lob, und Alles war vergessen! —

Da mein Vater das stille Wesen nicht ganz billigte, so galt der neue Lehrer anfangs mehr bei ihm. Aber bald lernte er seinen Mann kennen, und Gott mag wissen, wie mein Vater selbst sich von diesem werthlosen Menschen fünf Jahre lang mißhandeln lassen konnte! denn er schrieb ihm grobe Briefe, wenn etwa der Vater sich beigehen ließ, etwas zu tadeln! Zu klagen wagten wir nicht, und der Vater stand doch nicht in eigentlich traulichem Verhältniß mit uns.

Wir litten also im Stillen, und oft nicht wenig! Oft hab' ich, im eigentlichsten Sinne, mein Brod mit Thränen im bittersten Genuß gegessen!

Nachholen muß ich, daß mein erster Entschluß, Prediger zu werden, durch diesen Lehrer ausgerottet ward. „Jura, Jura!" rief er oft. Was das heiße, schwebte mir nur dunkel vor. Endlich auf einmal kam mir der Gedanke, als ich hörte, daß es auch juristische Professoren gebe. Nun blieb es dabei; mich zog also doch nur das Lehramt oder der Wunsch öffentlich zu sprechen, an. Giebt es einen Beruf, so hätte ich also diesen gehabt! — Gehabt!

So flossen die Jahre 1782 bis 1786 hin. Im Anfang des Jahres 1787 ward mein Bruder, noch nicht vierzehn Jahr alt, nach Chemnitz auf ein Comtoir gebracht. Unaussprechlich schmerzlich war die Trennung. Wir liebten uns als Brüder, und so oft wir auch kleine Fehden hatten, woran ich mehr die Schuld trug als er, so ging doch nie die Sonne vor der Versöhnung unter. Nun folgt aber ein Hauptabschnitt meines Knabenalters.

Wol ist es schön, das Bild eines vollendeten Hauslehrers! mehr als Vater und Mutter leisten können, bewirkt ein edler, frommer, einfach lebender Lehrer voll Einsicht und sittlicher Kraft; nur daß unter Hunderten kaum Einer ein solches Ideal darstellt.

Eine Last sank von meiner Brust, als ich mich frei fühlte von dieses Lehrers Zuchtzwang! Ein nie empfundenes Gefühl klopfte in mir! ich ward halb schon zum Jüngling! War es Drang nach aufsichtlosem Herumtreiben? Zerstreuungssucht? oder jugendliche Ueberklugheit, die des Führers nicht zu bedürfen wähnt? Wahrlich, von allem diesen kam kein Gedanke in meine Seele! Es war das reine Bewußtsein erlittenen Unrechts, es war das treue Selbstgefühl, daß ich so schlecht nicht sei, als er in toller Laune mir oft vorgesagt hatte, es war die frohe Aussicht, selbstthätig anstreben zu können, es war die Begierde zu zeigen, daß ich eines beengenden Gängelbandes nicht bedürfe. Noch erinnere ich mich des Abends vom 5. April 1787 — am grünen Donnerstage — wie so schön die

Sonne unterging und ich mit einem Gespielen aus freier Brust von dem neuen Leben sprach, das mir aufging.

Mein Vater übergab mich dem Unterrichte des Conrector Müller, und seines alten Hausfreundes, des Subrector Jary, und er that wohl daran.

Dem Conrector Müller danke ich das Meiste! — Aus tyrannischem Zwange trat ich in seine liberale Geistespflege. Seine Freundlichkeit, sein offnes, edles Auge, aus dem reine Herzensgüte sprach, zog mich beim ersten Gespräch an. Er verstand es, den Sinn für das Wissenschaftliche zu erhöhen. Gründlich war sein Wissen. Der römischen Sprache war er mächtig, in dem Griechischen nicht unerfahren, deutsche Reichsgeschichte, Staatengeschichte — und vor Allem Literargeschichte waren nebst der Geographie seine Lieblingsstudien. Er hatte wol nicht einen Feind.

Jary war nicht zum Schulmann geboren — aber nicht ohne Kenntnisse. Er hatte durch Fleiß errungen, was er besaß. Seine Methode war fehlerhaft, aber er meinte es treu mit seinen Schülern, und sorgte für sie. Seine religiöse Ansicht war streng orthodox; ich weinte, als er sich über Sokrates' und Cicero's Seligkeit zweifelhaft ausließ! — Dennoch bin ich auch ihm Dank schuldig; er behandelte mich mit ernster Güte, und als er mich 1791 entließ, sagte der alte Mann weinend, im Vorgefühl, daß seine Laufbahn bald vollendet sei: „Leben Sie wohl! ich werde Sie nicht wiedersehen, leben Sie wohl, Sie der Einzige fast, der mich nicht gekränkt hat!"

Im August 1788 nahm ich zum ersten Mal an der Abendmahlsfeier Antheil. Ernst blickte ich in die Höhe und sagte mir wiederholt Kretzschmar's Ode: „Laßt uns des Tempels heiliges Gewölbe jubelnd mit Hymnen unsres Dankes erfüllen! Unsichtbar schwebt hier Gottes Wohlgefallen, aber uns fühlbar!" Freudig, den Himmel im Herzen, trat ich zum Altare! — Dennoch, als ich Nachmittags auf einem einsamen Spaziergange mich prüfte, war ich unzufrieden mit mir. Was man mir vom Verdienst Christi vordocirt hatte, blieb mir undeutlich, das Grübeln hierüber schwächte

also den Eindruck jenes Tages. Ich plagte mich mit dem Begriffe des Versöhnungstodes und kein Lichtstrahl fiel in meine Seele. Dabei liebte ich die alten Heiden Cicero, Plinius, Socrates ꝛc. mehr wie manchen Christen zusammt den Aposteln, mehr als alle Juden des alten Testaments, da mir das Volk Gottes nie sonderlich gefiel. Und doch sollte es zweifelhaft sein, ob Gott den Sokrates zum Erben des Lichtes annehme? Was in aller Welt, dachte ich, konnte mein armer Cicero dafür, daß er nicht später, nicht in Judäa lebte?

So mühete ich mich ab — und war mehr traurig als heiter.

Zur Michaelismesse 1788 nahm mich mein Vater mit nach Leipzig, wohin auch mein Bruder kommen sollte. Freuden des Wiedersehns! Kein Ausdruck vermag sie zu schildern! Meines Bruders Principal gestattete ihm alle Nachmittage, auch manchen Vormittag. Wir konnten uns daher satt sprechen. Bald nahm ich wahr, daß mein Bruder viele freigedachte Schriften über Religion gelesen hatte, vornehmlich auch Manches von Bahrdt. Sein eignes Forschen führte ihn noch weiter. Mir machte dies Kummer, denn Jary's strenge Orthodoxie hielt mich gefangen. Doch war ich der Glücklichere. Denn bald nachher gelangte ich auf wissenschaftlichem Wege zu hellerem Denken, mein Bruder, sich selbst überlassen, schwankte hin und her, welches noch in seinem reifen Alter wahrzunehmen war. Die Frage: warum die Vernunft die Vernunft sei? die unauflösbare, hat meinem armen Bruder unsägliche Leiden bereitet. — Freilich half mir mein leichterer Sinn, meine Phantasie, die mich zu den Dichtern hinzog, auch überhaupt mein Gemüth über die dornenvollen Stellen der Grübelei hinweg. Bei meinem Bruder war der Verstand überwiegend.

Drei selige Wochen verschwanden uns. Mir selbst ward ein Vorgenuß der Akademie zu Theil, da studirende Zittauer sich bemühten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Das Theater ward fleißig besucht, wir liebten Schauspiele leidenschaftlich, und hatten, wenn Schauspieler in Zittau waren, unter Leitung des letzten Lehrers einen gewissen kritischen Blick üben gelernt. Don Carlos ward gegeben

— Agnes Bernauer — Kaspar der Thorringer, tief blieben die Eindrücke in mir zurück, und ich gestand mir nur leise, daß ich mich als Schauspieler gar nicht übel befinden würde. Auch hier übte das öffentliche Sprechen seinen Zauberreiz an mir aus. Wol hundert Mal haben wir in jenen Jahren Komödie gespielt, oft aus dem Stegreif. Sonderbar, daß mich die alten Rollen, wie wir sie nannten, vornehmlich ansprachen. Nur mit komischen mochte ich nichts zu schaffen haben, die sich, sonderbar genug, mein Bruder nicht selten wählte, obwol er zu ernsten Rollen mehr Anlage hatte, und ihm, nach meinem Urtheile, die komischen sogar oft mißlangen. Ein Freund spielte Soldaten-Rollen, an denen ich einen Greuel hatte.

Heil dem öffentlichen Unterricht! Auch er hat bisweilen Mängel, und leider sind oft Schulen Werkstätten der Verführung! Aber wie wahr ist das Wort Quintilian's, daß die Kinder die Fehler in die Schule aus dem Hause hineintragen! Groß ist wenigstens der Vorzug, daß öffentliche Anstalten unter Aufsicht stehn, und daß Geistesfreiheit in ihnen mehr gedeiht, als bei Privatbildung, des durch Wetteifer geweckten und genährten Aufstrebens eigner Kraft nicht zu gedenken.

Die Wonnestunde schlug. Montags nach Oculi 1789 ward ich nach wohlüberstandener Prüfung durch den Director Sintenis eingeführt. Ich wurde sogleich Oberprimaner — Superior — an der dritten Tafel. Das erregte gewaltigen Neid und bereitete mir viel bittere Stunden. Ich, der ohne Falsch und Arges, mit Jedem es wohlmeinte, verstand nicht, was viele Primaner wollten. Endlich siegte mein gutes Benehmen, ich blieb mir immer gleich und verschmerzte viel. Ueberhaupt, lange währte es, ehe ich fassen konnte, was Neid sei, da kein Anflug davon in meine Seele kam. Mein klügerer Bruder, dem ich mein Leid klagte, schrieb mir: Lies Gustav Lindau, oder der Mann, der keinen Neid vertragen will, von Meißner. Er hatte Recht, und dennoch war ich fünfunddreißig Jahre alt, ehe mir das wahre Licht aufging.

Als jene Neidperiode überwunden war — und Müller sagte: Sie sitzen, wo Sie hingehören, aber behaupten Sie auch ihren Platz, — öffnete sich eine Reihe glücklicher Tage. —

Ostern rückte heran, ich prüfte mich und fand, daß ich fleißig gewesen war. Besonders bei Müller hatte ich in dem letzten Jahre viel gethan. Nur im Griechischen war ich, wie fast Alle, zurückgeblieben, indeß konnt' ich mir doch forthelfen. In der Reichs- und sächsischen Geschichte war ich fest, in der Literaturkenntniß für einen noch nicht Siebenzehnjährigen stark; dagegen in Naturwissenschaften schwach, Physik ward nicht gelesen seit Jahren. In der außereuropäischen Geographie hatte ich Lücken. Am meisten wußte ich Lateinisch. Bogenlange Extemporalien schrieben die Fertigeren von uns fehlerlos nach, in zwei, drei Minuten ward hie und da an der Zierlichkeit gebessert, dann ward sofort vorgelesen. Diesen Uebungen verdankte ich die Fertigkeit im Lateinsprechen, die ich mir auf der Akademie sogleich aneignen mußte.

Die Zeit meines Abgangs auf die Academie war gekommen.

Bei aller Fröhlichkeit hatte ich doch auch viel ernste, fast melancholische Stunden. Schon die Trennung von meinen Geschwistern, die ich alle mit inniger Liebe umfaßte, stimmte mich oft traurig. Besonders liebte ich die jüngste Schwester Friederike, so wie sie an mir hing. Zumal im letzten Winter waren wir unzertrennlich, es war, als ahnte ihr, daß wir frühzeitig getrennt werden würden für immer!

Mein Herz war rein, unangetastet von Lockungen, denen, wie ich wohl wußte, mehre Mitschüler sich hingaben. Schon damals beschloß ich, auf gleiche Weise auszudauern, dies darf ich jetzt nach dreißig Jahren wol sagen. Mein Hauptfehler war Jähzorn bis zur Schlagfertigkeit. Und aufbrausende Hitze ist ja noch die Kehrseite an mir! — Dabei war ich schon damals bitter in der Rüge fremder Fehler! Alles dieses und noch mehr sagte mir treue Selbstprüfung. Versöhnlich aber war ich immer, und mich zu rächen, wäre mir unmöglich gewesen.

Mein Herz glühte für Freundschaft, Undank schien mir, wie

noch heute, ein schwarzes Laster. — Um endlich auch ein Wort von Jünglingsgefühlen zu sagen, — für Mädchen-Anmuth war ich sehr empfänglich, aber nie überschritt ein verrätherisches Wort meine Lippen. Die Liebeleien der Schüler waren mir widerlich, wol aber konnte ich mich im Stillen dem Wunsche überlassen, daß weibliche Herzen mir hold sein möchten. Blaß und hager, wie ich war, zweifelte ich zwar oft ernstlich an der Möglichkeit.

Die stille Schwermuth, die aus dem Auge L. v. D. blickte, zog mich früher schon an; am liebsten sprach ich mit ihr, führte von den Gespielen meiner Schwester nur sie, wenn wir im Garten herumgingen. Aber sie verließ Zittau bald, und nie ist ein Wort meinen Lippen entflohen — und wie sollt' es auch? Im Jahre 1788 sah ich sie noch ein Mal, seitdem nie wieder.

Die ernsten Schulbeschäftigungen verdrängten jeden ähnlichen Gedanken, obwol man mich so gut als Andere vexirte, wenn ich mit einem Mädchen mehr als mit andern auf den Schulbällen getanzt hatte. Manchmal gab es freilich Augenblicke, wo ich aus Großthuerei mich stellte, als läge mir etwas an der Sache, wo doch ganz gewiß Nichts war.

Aber bald vor meinem Abgange — auf einem Schulballe — kam ich mit Lorchen L., die mir mein Stern zur Begleiterin meines Lebens bestimmte, zum ersten Mal in's Gespräch. Schon damals gefiel sie mir so wohl! mit keinem Mädchen tanzte ich lieber und öfter. Es ward mir unheimlich, daß ich in einigen Monaten fort sollte! Auch der Klasse blieb der Eindruck nicht verborgen, man neckte mich. Ich sah finster vor mich hin. Selbst während mehr als sechsjähriger Abwesenheit trat ihr Bild oft vor meine Seele. Giebt es innere Stimmen, — so sprach hier eine!

Der Tag brach an, wo ich von Zittau Abschied nehmen sollte. Meine Geschwister sollten mich bis Leipzig begleiten. Mit Thränen schied ich von Müller, gerührt von allen Lehrern. Abends ging ich noch einsam in's Freie, der Abendhimmel glänzte, der Widerschein fiel auf die Gruft meiner Mutter. Thränen entstürzten mir: „ja,

Mutter! ich gelobe dir, gut zu sein!" — Schnellen Schrittes ging ich nach Hause. „Nun werden wir", sagte mein Bruder, „nicht mehr" — mit einander wandern, wollte er sagen, aber Thränen erstickten seine Stimme.

Wir schliefen wenig, sprachen fast die Nacht hindurch — und früh um vier Uhr rollten unsre Reisewagen aus Zittau."

So erzählt ein tüchtiger Mann aus der Zeit unsrer Väter und Großväter von dem Knabenleben in Bürgerhäusern, ehrbar und ernsthaft mit strenger Sittlichkeit und nicht gemeiner Geisteskraft. Noch ist die Innigkeit des Gefühls mit einer Weichheit verbunden, die uns vielleicht einmal lächeln macht, vielleicht rührt. Es ist ein geschütztes Familienleben in sicherem Wohlstand, aber wie ernst ist dennoch die Empfindung des Kindes, wie arbeitvoll seine Tage! Schon dem jungen Knaben liegt in dem Lernen der größte Genuß, in dem Wissen, das er einsaugt, ein unversiegbarer Quell der Erhebung und Begeisterung.

Auch der hier erzählt hat, suchte den Inhalt seines Lebens in dem Familienleben, das er gründete, in seiner Amtspflicht, in Wissenschaft und Kunst. Großartig und tiefsinnig hat er Alles erfaßt. Die Politik hat ihn nur verstimmt und erschüttert. Erst der nächsten Generation regte die Idee des Vaterlandes Leidenschaften auf, neue Kräfte weckend, Neues im Charakter herausbildend.

10.

Aus der Zeit der Zerstörung.

Wieder kam von Frankreich das Unheil und wieder wuchs aus dem Kampf gegen das Fremde ein neues Leben.

Es war nicht zum erstenmal, daß der Nachbar im Westen der deutschen Volkskraft die tiefsten Wunden schlug und wider Willen neue Gewalt erweckte, welche ihn siegreich bändigte. Die Politik Richelieu's war der gefährlichste Gegner des deutschen Reichs gewesen, aber sie hatte mit der protestantischen Faction der Deutschen zugleich die Partei unterstützen müssen, in welcher der Lebensquell für alle spätern Neubildungen lag. Nach ihm beherrschte die französische Literatur durch hundert Jahre den deutschen Geist, und es schien eine lange Zeit, als ob die Akademie von Paris und die Dramen der Classiker unseren Geschmack ebenso unterjochen sollten, wie die Schneider und Perückenmacher der Seine. Aber gegen die französische Kunst arbeitete sich in Zorn und Scham eine Poesie und Wissenschaft herauf, welche trotz ihrer weltbürgerlichen Tendenz echt national war. Jetzt sollte der Erbe der französischen Revolution gewaltthätig das verfallene Haus des Reiches zerstören und auf den Trümmern als tyrannischer Gebieter schalten, bis die Deutschen den Entschluß faßten, ihn wegzuschlagen, um selbst ihre irdischen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen.

Schutzlos lag die Grenze gegen die andringenden Fremden. Nur am Nordrhein war preußisches Gebiet. Sonst den Strom ent-

lang grade die geistlichen Fürsten und kleine Territorien ohne jede Kraft des Widerstandes. Die vier westlichen Kreise des Reiches, der oberrheinische, schwäbische, fränkische, bairische waren es, welche der Norddeutsche spöttisch das Reich nannte.

Auch im Reich waren die geistlichen Territorien und Baiern gegenüber Baden und Schwaben sehr zurückgeblieben. Das Beispiel Friedrich II. in Preußen und der Segen der Aufklärung hatte die meisten protestantischen Fürstenhöfe, — auch der kursächsische gehörte dazu, — seit dem siebenjährigen Kriege umgeformt. Häufig war größere Sparsamkeit, Ordnung im Haushalt, ernste Sorge um das Wohl der Unterthanen sichtbar. Mehre Regierungen konnten für Muster guter Wirthschaft gelten, wie Weimar und Gotha, auch in den Familien einer der großen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, der Herzogin Karoline von Hessen, in Darmstadt und Baden war ein haushälterisches mildes Regiment. Ja auch am Hofe des Herzogs Karl von Würtemberg war es besser geworden. Er, der Seen auf Bergen grub und durch seine Frohnbauern mit Wasser füllte, der die Wälder mit bengalischer Flamme beleuchten und halbnackte Faune und Satyre darin tanzen ließ, hatte nach empfindlichen Lehren seit 1778, dem fünfzigsten Geburtstage, seinem Volke versprochen, sparsam zu werden, sogar er hatte sich seitdem in einen sorgfältigen Hausherrn umgeformt, unter welchem das Land aufblühte. Selbst an den geistlichen Höfen war dieser philosophische Sinn lebendig geworden; freilich wurde die Thätigkeit eines aufgeklärten Herrn in Würzburg oder Münster durch die unvertilgbare Herrschaft der geistlichen Aristokratie und das wuchernde Pfaffenwesen sehr beschränkt.

Aber die Reichsstädte des Südens waren mit Ausnahme Frankfurts in unaufhaltsamem Verfall, sie waren tief verschuldet, ein verrottetes Patriziерregiment verhinderte das Aufblühen moderner Industrie. Noch erließ der Rath hochtönende Decrete, aber der Senatus populusque Bopfingensis oder Nordlingensis, wie er sich in heroischem Stil nannte, war den Nachbarn eine Carrikatur gewor-

den. Das berühmte Ulm, die südliche Hauptstadt Schwabens, einst die Herrin des italienischen Speditionshandels, war so heruntergekommen, daß man annahm, sie müsse ihr Gebiet verkaufen, um sich vor dem Bankerot zu retten, auch Augsburg war nur ein Schatten früherer Größe, aus den fürstlichen Kaufleuten waren schwache Commissionshändler und kleine Wechsler geworden, es wurde behauptet, daß die Stadt nicht sechs Firmen enthalte, die mehr als 200,000 Gulden vermochten, die Kunstakademie der Stadt war nichts als eine Handwerkerschule, die berühmten Kupferstecher verfertigten schlechte Heiligenbilder für den Dorfhandel, unter den Einwohnern selbst brannte der alte confessionelle Haß immer noch auf, denn zweigetheilt umstand die Gemeinde ihr berühmtes Rathhaus, nirgend hatten die Parteien Friedrich und Maria Theresia so erbittert gefochten als dort. Selbst Nürnberg, einst die Blüthe und der Stolz des deutschen Volkes, krankte schwer an der alten bösen Zeit, ihre 30,000 Einwohner waren schwerlich ein Fünftel der Stadtgemeinde, welche dreihundert Jahre früher ihre furchtbare Heeresmacht gemustert hatte, aber die Stadt war doch auf dem Wege, eine bescheidene Stellung unter den deutschen Märkten zu gewinnen, nicht mehr durch die freien Kunstsachen des alten Nürnbergs, aber durch ausgedehnten Handel mit kleinen Waaren aus Holz und Metall, in denen immer noch etwas von der guten Laune und dem Kunstsinn des alten Handwerks zu Tage kam.

Nicht besser stand es am Rhein, der großen Pfaffengasse des Reichs, dort lagen die Residenzen der drei geistlichen Kurfürsten der Reihe nach stromab hintereinander. Im Kurfürstenthum Mainz, welches seit alter Zeit nicht selten eine größere Selbständigkeit innerhalb der Kirche behauptete, hatten zwei aufgeklärte Regenten zwar einem Theil ihrer Geistlichkeit und den neuern Stadttheilen ein aufgeklärtes Ansehn geben können, aber an der alten Stadt und dem Handwerk war wenig von der neuen Zeit zu erkennen, und die Domherrn, welche in Voltaire und Rousseau lasen, waren wenigstens für die Sittlichkeit der Bürger kein unbedingter Gewinn. Im

schlechtesten Rufe aber stand das große Cöln, dort lagen die Düngerhaufen tagelang in den Straßen, es gab keine Straßenbeleuchtung, das Pflaster war elend, an finstern Abenden war Gefahr für Hals und Beine, auch unsicher waren die Wege, mit lungerndem Lumpenvolk angefüllt. Denn die Bettler bildeten eine große Gilde, welche auf fünftausend Köpfe geschätzt wurde, bis zu Mittage saßen und lagen sie an den Kirchthüren, reihenweise, viele auf Stühlen, der Besitz eines solchen Stuhles wurde als eine sichere Rente betrachtet und dem Bettlerkinde als Aussteuer angewiesen; wenn sie ihre Stellen verließen, dann zogen sie in die Häuser, Mittagskost zu fordern, eine grobe, bösartige Bande*). Im Ganzen wußte man, daß die geistlichen Herrschaften den Bürger und Bauer verhältnißmäßig mild behandelten, auch der Militärzwang belästigte dort wenig, daß sie aber für Industrie und die Bildung des Volkes wenig thaten.

Nach dieser Richtung war nächst ihnen Baiern berüchtigt, kein anderes Volk hat seitdem so große Fortschritte gemacht. Es war, wie um 1790 behauptet wurde, am meisten in Wohlstand und Sitte zurückgeblieben, die Städte sahen mit Ausnahme Münchens schadhaft aus und waren schwach bevölkert, Müßiggang und Bettelei breitete sich überall, außer Brauern, Bäckern, Wirthen sollte es dort keine wohlhabenden Leute geben. Auch in München lungerten unzählige Bettler, dazwischen Haufen modisch geputzter Beamten, eine nationale Industrie fehlte, nur einige Luxusfabriken wurden durch die Regierung begünstigt. Es sei für Baiern, hatte vor Kurzem eine bairische Monatsschrift behauptet, Fabrikthätigkeit und dergleichen überhaupt nicht wol thunlich, weil der Strom des Landes auf Oesterreich zugehe, und eine Concurrenz mit den kaiserlichen Erblanden doch nicht möglich sei. — Die blühendsten Länder in Deutschland waren nächst kleinen Territorien an der Nordsee, damals Kursachsen

*) Reise von Mainz nach Cöln im Jahre 1794, S. 222. — Briefe eines reisenden Franzosen 1784, II., S. 253. Beide Bücher sind nur mit Vorsicht zu benutzen.

und die Gegend des Unterrheins bis zur westfälischen Grafschaft Mark, noch jetzt hat sich dies Verhältniß nicht sehr geändert.

Wer im Reich wohnte, dem waren die im Norden ein entlegenes Volk, es war ihm aber auch geläufig, Preußen und Oesterreich als fremde Mächte zu betrachten.

Vom Volk in Oesterreich wußte der Bürger im Reiche wenig. Selbst der Baier, dem der Lauf seiner Donau die Augen nach Wien zog, verkehrte nicht gern mit den Nachbarn, lieber blickte er noch über die Berge nach Tirol, denn der Haß, welcher Grenzleute so leicht trennt, stand dort in voller Blüthe; der Sachse handelte angelegentlich mit den Deutschen im nördlichen Böhmen, was darüber hinauslag, kümmerte ihn nicht, es war ein fremdes Geschlecht, noch von alten Kriegen her übel berüchtigt. Anderen Deutschen waren „böhmische Berge“ und unbekanntes Land gleichbedeutend. Die Völker, welche dort die Donau entlang zwischen Czechen und Mähren, Italienern und Slovenen, Magyaren und Slovaken saßen, waren kräftige Stämme, altes Germanenblut, ihnen hatte der dreißigjährige Krieg ihre stattliche Haltung und die Schönheit des Leibes wenig beeinträchtigt, aber ihre eigenen Landesherren hatten sie von Deutschland entfremdet. Mit den Ketzern, welche dort getötet und verjagt wurden, war auch die Rührigkeit und Bildung der Zurückbleibenden verscheucht. In der großen Hauptstadt aber pulsirte ein reiches genußfrohes Leben. Wer sich lustig machen wollte, zog dorthin, Ungarn, Böhmen, Adel aus dem Reich. Den Wienern lag Deutschland außerhalb, sie dachten wenig daran.

Freilich der Herr von Oesterreich war auch deutscher Kaiser. Wenn der Kaiser starb, wurde nach altem Herkommen von den Kirchthürmen die Trauer geläutet, und an den Posthäusern im Reich hing der Doppeladler. Wer ein Wappen suchte oder um Standesrechte haderte, lief nach der Hofburg, sonst sah das Reich nichts vom Kaiser und seiner Herrschaft. Wenn die Soldaten der Reichsfürsten mit den Oesterreichern und Preußen zusammenkamen, wurden sie als schlechteres Volk verhöhnt, die „Kostbeutel“ und „der schwäbische

Kragen“ haßten einander gründlich, wenn die Oesterreicher eine Schlappe erhielten, so freute sich niemand mehr, als die Contingente aus dem Reich.

Auch unter einander lebten die Unterthanen der kleinen Herren nicht im guten Frieden. Bei Messen und Jahrmärkten, wo mehre Grenznachbarn zusammenstießen, waren Schmähworte und Schläge gewöhnlich, der Mainzer schlug auf den Pfälzer, und als die Franzosen in Kurmainz hausten, freuten sich schlechte Pfälzer und Darmstädter über das Leid der Nachbarn *).

Die Masse des Volkes im Reich lebte still vor sich hin. Der Bauer that seine Dienste, der Bürger arbeitete. Beiden war es ärger gegangen, als grade jetzt, es war kein schlechter Verdienst im Lande. Kam ihnen ein milder Herr, so dienten sie ihm williger, die Städter hingen an ihrer Stadt, an der Landschaft, deren Mundart sie sprachen, sie hatten häufig auch Anhänglichkeit an ihren kleinen Staat, der fast Alles umschloß, was sie kannten, und dessen Hilflosigkeit sie nur unvollkommen verstanden. Als er ein Nichts wurde, wußten sie nicht mehr, was sie waren, und frugen einander neugierig und bekümmert, was sie jetzt werden sollten. Es war ein altes, stilles Elend! — Allerdings durch die neuen Ideen, welche von Frankreich herüberkamen, wurden sie etwas unruhig, es war dort Vieles besser, als bei ihnen, sie hörten wohlgefällig auf fremde Emissäre, sie steckten die Köpfe zusammen, sie beschlossen vielleicht einmal des Abends, abzuschaffen, was sie ärgerte, sie setzten auch Bittschreiben an ihren gnädigen Landesherrn auf. Die Bauern wurden hier und da schwieriger. Aber so lange die Franzosen nicht selbst kamen, war die Bewegung doch nur ein leichtes Wellengekräusel. Und als der Franzose Cüstine Mainz erhalten hatte, ließ er die

*) Schilderung der jetzigen Reichsarmee. 1796. 8. — Die interessante Schilderung ist oft benutzt, aber sie ist nicht grade zuverlässig. Verfasser ist jener Lauckhart, ein zuchtloser Theologe, der als Musketier im Regiment Thadden die Rheincampagne mitmachte. Seine Selbstbiographie ist ebenso lehrreich, als widerwärtig.

Zünfte zusammenrufen, jede sollte einen Constitutionsentwurf einreichen. Das geschah. Die Perrückenmacher reichten ein: „Wir wollen aussterben bis auf fünfunddreißig, und der Krebs (so hieß ein Meister) soll unser Rathsherr sein." Die Lohnkutscher erklärten: „Kein Brückengeld wollen wir mehr bezahlen, dann mag unsertwegen Kurfürst sein, wer da will!" Einer Republik und Verfassung hatte keine Zunft gedacht. Das war der Standpunkt der Kleinen aus dem Reich im Jahrhundert der Aufklärung.

Die Leute im Reich wußten wol, daß ihre geringe Kriegstüchtigkeit ein Spott der Größern war. Und es war natürlich, daß in den kleinen Staaten sich kein kriegerischer Geist regen konnte. Widerwillig setzten sie ihre Regimenter aus fünf, zehn und mehr winzigen Contingenten zusammen, Soldaten und Offiziere in demselben Regiment zankten feindselig mit einander, kaum daß die Uniformen dieselbe Farbe hatten, das Commando gleichlautend wurde. Der Bürger selbst verachtete seine Soldaten. Mit Hohn wurde erzählt, daß die Mainzer Soldaten auf ihren Posten Pflöcke für die Schuster schnitten, daß die Wache zu Gmünd vor jedem gutgekleideten Spaziergänger, Mann oder Frau, präsentire und dann den Hut ausstrecke und um eine Gabe bitte, daß die Uniform auch der Offiziere höchlich verachtet sei und von jeder Gesellschaft ausschließe, daß die Frauen und Liebchen der Offiziere mit Kind und Kegel in das Feld zögen, wie elend Waffen und Disciplin und wie unvollständig das Kriegsmaterial sei. Es war allerdings ein großes Elend, und es lag aller Welt sichtbar zu Tage. Unter den Regimentern des Reichs waren die schlechtesten Truppen der Welt. Aber es waren auch bessere Compagnien darunter, überall einzelne tüchtige Offiziere. Und selbst aus dem schlechten Material vermochte ein fremder Sieger kurz darauf gutes Kriegsvolk zu bilden, denn der Deutsche hat sich immer brav geschlagen, wo er gut geführt wurde. Auch standen außer den Preußen noch andere kleinere Heerkörper in wohlverdientem Ansehen: Sachsen, Braunschweiger, Hannoveraner, Hessen.

Im Ganzen war die Heereskraft Deutschlands gar nicht unge-

nügend, sie konnte wohl die einzelnen schlechten Bestandtheile übertragen und sie vermochte es nach Zahl und Tapferkeit mit jedem Heere der Welt aufzunehmen. Was damals verdorben hat, war nicht die Reichsarmee, sondern Zwietracht und schlechte Führung.

Seit 1790 brach das Verderben über das Reich hinein, Welle schlug auf Welle von Westen nach Osten.

Zuerst fielen die weißen Möven der Bourbonen, Vorboten des Sturmes, in das Land: die Emigranten. Mancher wackere Mann war darunter, die große Mehrzahl, welche dieser ganzen Menschengattung Farbe und Ruf gab, nichtswürdiges und ruchloses Gesindel. Wie eine Pest verdarben sie die Zucht der Städte, in denen sie sich niederließen, die Höfe der einfältigen kleinen Souveräne, welche sich geehrt fühlten, die vornehmen Abenteurer aufzunehmen. In Coblenz, der Residenz von Kur-Trier, wurde ihr Hauptlager. Dort drang zuerst ihre Sittenlosigkeit Verderben bringend in die Familien, auflösend in alle Fugen des kleinen Staates. Sie waren Flüchtlinge, welche die Gastfreundschaft eines fremden Landes genossen, aber mit bubenhafter Frechheit mißhandelten sie, wo sie die Stärkeren waren, den deutschen Bürger und Bauer, wie den thörichten Edelmann, der in ihnen das galante Paris verehrte. Als Veit Weber, der wackere Verfasser der „Sagen der Vorzeit", auf einem Rheinschiff ein französisches Lied über die Genügsamkeit summte mit dem Refrain: „vive la liberté", zogen Emigranten, welche die Reise mitmachten, gegen ihn und seine unbewaffneten Begleiter die Degen, mißhandelten sie mit der flachen Klinge, legten ihnen Stricke um den Hals und zogen sie nach Coblenz, wo sie des Geldes, der Pässe beraubt, und mit ihren Wunden, ohne Verhör, eingesperrt wurden, bis ihnen die ankommenden Preußen Befreiung brachten *). Und neben solcher brutalen Gewalt

*) Daß diese Schilderung nicht zu viel sagt, dafür bürgen viele Berichte jener Zeit, z. B. Reise von Mainz nach Cöln im Frühjahr 1794. Lafontaine Leben, S. 154. Auch die Beschreibung, welche Lauckhart (Selbstbiographie) von den Emigranten macht, mag verglichen werden, selbst ihm erregte das celtische Treiben Ekel und Abscheu.

schleppten die Emigranten auch Laster, welche bis dahin dem Volke unbekannt waren, ekle Krankheiten, vornehme Niederträchtigkeit jeder Art in die Kreise, welche sich ihnen öffneten. Ihre Gegenwart erfüllte das ganze Rheinthal mit Haß und Abscheu, nichts arbeitete so günstig der französischen Partei in die Hände, allgemein war im Volk die Empfindung, daß ein Kampf, der Frankreich von soviel Missethat und Erbärmlichkeit befreie, gerecht sein müsse. Sie wurden denn auch von den Stärkeren, den Preußen und Oesterreichern, verachtet. Zu den Truppen, welche sie warben, lief nur das schlechteste Gesindel, selbst die armen Reichsvölker sahen mit Widerwillen auf die Banden der Emigranten.

Und hinter dem verdorbenen Adel flogen die Reden der Nationalversammlung, und die Beschlüsse des Convents. Nur wenige der Gebildeten entzogen sich ganz ihrem Einfluß. Es waren zum Theil dieselben Ideen und Wünsche, welche der Deutsche auch hatte. Mehr als ein enthusiastischer Geist wurde so stark angezogen, daß er sein Vaterland aufgab und nach Westen zog, zum eigenen Verderben. Nicht der letzte solcher Männer war Georg Forster, den der Deutsche bedauern, nicht rühmen soll. Und dennoch rührten die ungeheuern Ereignisse auch lebhaften Geistern nur kleine Wirbel auf. Es war eine große Theilnahme, aber es war doch nur der wohlwollende Antheil an einer fremden Sache. Denn wie trostlos die politischen Zustände Deutschlands waren, wie unvollkommen und drückend die Einrichtungen auch der größeren Staaten, weit verbreitet war doch die Empfindung, daß man mitten in socialen Reformen lebe, die sich im Gegensatz zu Frankreich friedlich durch Lehre und gutes Beispiel ausbreiten müßten. An mehren Fürsten wurde arge Verkehrtheit oder Unfähigkeit bitter beklagt, im Ganzen war nicht zu verkennen, daß die Regierungen von gutem Willen erfüllt waren. Auch hatte Deutschland keine Aristokratie wie Frankreich. Der kleine Adel lebte trotz seiner Vorurtheile und Unarten doch im Ganzen schlecht und recht mitten im Volke, grade jetzt wurden viele wackere Männer des Standes zu den Leitern der Aufklärung gezählt. Was die gebildeten Deutschen drückte, waren nicht vorzugsweise die Laster

des alten Feudalstaats, es war ihre politische Nichtigkeit, die Unbehilflichkeit der Reichsverfassung, die Empfindung, wie sehr der Deutsche durch ein vielgetheiltes Regiment zum Philister geworden sei.

Auch war es damals weit von Paris nach Deutschland, die Charaktere, welche dort gegen einander arbeiteten, die letzten Ziele der Parteien, Gutes und Schlechtes war viel weniger bekannt als es zu unserer Zeit sein würde. Große Zeitungen erschienen nur dreimal in der Woche, sie brachten dürre Notizen, selten eine längere Correspondenz, noch seltener ein selbständiges Urtheil. Nur die Flugschriften arbeiteten, im Ganzen war auch ihr Urtheil gemäßigt, wohlwollend für die Bewegung. nur dreister in Besprechung der heimischen Verhältnisse.

Deshalb hatte die französische Revolution, während in Paris schon auf den Straßen gemetzelt wurde und die Guillotine unermüdlich arbeitete, in Deutschland gar nicht die Wirkung, politische Parteien gegen einander zu schaaren. Und als die Nachricht durch das Land flog, daß der König gefangen, gemißhandelt, hingerichtet sei, da wurde auch bei den Entschlossenen das Mißtrauen allgemein.

So war es möglich, daß deutsche Offiziercorps, ja sogar die Gardes du Corps in Potsdam das ça ira gemüthlich blasen ließen, während die Straßenjungen einen rohen übersetzten Text dazu sangen. Die Damen der deutschen Aristokratie trugen tricolore Bänder und Kopfzeuge à la carmagnole. Neugierig schloß das Volk einen Kreis, in welchem die kriegsgefangenen Patrioten, unheimliche zerlumpte Gestalten, ihre wilden Rundtänze tanzten, und dazu den Text und die Pantomime aufführten, welche das Waschen der Hände in Aristokratenblut ausdrückten, und arglos kaufte man ihnen das Spielzeug ab, das sie auf dem Marsche verfertigt hatten, kleine hölzerne Guillotinen *). — Es war doch eine unheimliche Unbefangenheit der Gebildeten.

Und noch seltsamer erscheint uns ein Anderes. Während Sturm und Donner in Frankreich markerschütternd tobten und den Schaum

*) Caroline de la Motte Fouqué, der Schreibtisch S. 58.

der heranstürzenden Fluth mit jedem Jahr wilder über das deutsche Land jagten, hing Auge und Herz der Gebildeten an einem kleinen Fürstenthum in der Mitte Deutschlands, wo die großen Dichter der Nation wie im tiefsten Frieden sannen und schufen, sich die finstern Ahnungen durch Vers und Prosa von den Häuptern scheuchend. König und Königin guillotinirt und Reineke Fuchs gedichtet — Robespierre mit der Schreckensherrschaft und Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen — die Schlachten Lodi und Arcole und Wilhelm Meister, Horen, Xenien — Belgien französisch und Hermann und Dorothea — Schweiz und Kirchenstaat französisch und Wallenstein — das linke Rheinufer französisch und die natürliche Tochter, die Jungfrau von Orleans — Hannover von Napoleon besetzt und die Braut von Messina — Napoleon Kaiser und Wilhelm Tell. Die zehn Jahre, in welchen Schiller und Goethe durch innige Freundschaft verbunden zusammen lebten, die zehn großen Jahre der deutschen Poesie, auf welche der Deutsche noch in fernen Jahrhunderten mit Rührung und weicher Zärtlichkeit zurückblicken wird, es sind dieselben Jahre, in denen laut ein Weheruf durch die Lüfte flog, in denen die Dämonen der Vernichtung von allen Seiten heranzogen, die Gewänder in Blut getaucht, die Scorpionengeisel in den Händen, um ein Ende zu machen mit dem unnatürlichen Leben eines Volkes ohne Staat. Fürwahr, erst sechszig Jahre sind seitdem vergangen, und doch sind die Jahre, in welchen unsere Väter aufwuchsen, für uns in mancher Richtung schon so fremd, wie die Zeit, in welcher, der Sage nach, Archimedes geometrische Aufgaben rechnete, während die Römer seine Stadt erstürmten.

In anderer Art wirkte diese Zeit der Bewegung auf den preußischen Staat. Es war nicht mehr das Preußen Friedrich's II. Im Innern freilich waren seine Einrichtungen nur zu treu bewahrt worden. Seine Nachfolger milderten überall einzelne Schärfen des alten Systems, doch die großen Reformen, welche die Zeit dringend erheischte, wurden kaum begonnen.

Aber gerade in den sechszehn Jahren bis zum Kriege von 1806

nahm der äußere Umfang des Staates in riesigem Maßstabe zu. Friedrich hatte immer noch ein kleines Reich zurückgelassen; wenige Jahre darauf mußte Preußen zu den großen Ländermassen Europa's gerechnet werden. Auch in der Schnelle dieses Wachsthums war etwas Unheimliches. Durch die beiden letzten Theilungen Polens wurden 1772 Quadratmeilen slavisches Land angefügt. Kurz vorher waren die Fürstenthümer der fränkischen Hohenzollern, Anspach und Baireuth, erworben, wieder 115 Quadratmeilen. Dann mußten nach dem Frieden von Luneville 47 Quadratmeilen des überrheinischen Cleve abgetreten und dafür 222 Quadratmeilen deutscher Territorien eingetauscht werden, Stücke von Thüringen, darunter Erfurt, das halbe Münster, ferner Hildesheim und Paderborn. Endlich wurde gar wieder Anspach gegen Hannover umgesetzt. Seitdem umfaßte Preußen einige Monate hindurch ein Ländergebiet von 6047 Quadratmeilen, fast das Doppelte seines Umfanges vom Jahr 1786, um den sechsten Theil mehr als es gegenwärtig an Land begreift. Und in diesem Jahr war Preußen überall in Deutschland so reichlich angesiedelt, daß man wol sagen durfte, es fehle ihm nicht viel mehr dazu, Deutschland zu werden. Seine Adler schwebten über den Ländern der alten Sachsen bis zur Nordsee, im Maingebiet der alten Franken, wie im Herzen Thüringens; es beherrschte die Elbmündung, es griff auf zwei entgegengesetzten Seiten um Böhmen und konnte nach kurzen Tagemärschen seine Kriegsrosse in der Donau tränken. Im Osten aber reichte es bis tief in das Weichselthal und bis zum Bug und seine Beamten regierten in der Hauptstadt des untergegangenen Polens. Zuverlässig wäre so schnelle Vergrößerung auch in friedlicheren Zeiten nicht ohne Bedenken gewesen, denn der Ueberschuß an bildender Kraft, welche Preußen aufwenden konnte, so verschiedenartigen Erwerb sich innerlich anzufügen, war vielleicht doch nicht groß genug. Und dennoch hat sich die vortreffliche Schule des altpreußischen Beamtenthums grade damals glänzend bewährt. Ueberall wurde mit Eifer und Erfolg organisirt, schöne Talente, große Kräfte entfalteten sich in dieser Arbeit. Es fehlte auch nicht an halben und

falschen Schritten, im Ganzen aber erfüllt die Betrachtung jener Arbeit, ihre Ehrlichkeit, Intelligenz und der rüstige Wille, welchen die Preußen damals in Deutschland bewiesen, mit hoher Achtung, zumal wenn man die spätere französische Herrschaft damit vergleicht, welche zwar behender und gründlicher reformirte, — meist durch deutsche Kräfte — aber zugleich einen Wust von Gemeinheit und roher Tyrannei in die Landschaften trug.

Auch der polnische Erwerb war an sich ein großer Gewinn für Deutschland, denn erst durch ihn wurde ein Schutz gegen das ungeheure Anwachsen Rußlands gewonnen, die Ostgrenze Preußens militärisch gesichert. War es hart für die Polen, so war es nothwendig für die Deutschen. Die wüsten Zustände der halbwilden Länder nahmen allerdings eine unverhältnißmäßige Kraft in Anspruch, wenn sie nutzbar gemacht, das heißt in deutsches Gebiet umgewandelt werden sollten. Und zu ruhiger Colonisation war die Zeit nicht angethan. Doch geschah auch hier nicht wenig.

Aber verhängnißvoll war ein anderer Umstand. Alle diese Vergrößerungen waren nicht unter den Impulsen einer starken treibenden Kraft gemacht, sie waren zum Theil widerwillig, nach ruhmlosen Feldzügen von einem übermächtigen Feinde aufgedrängt. Und Deutschland machte die merkwürdige Erfahrung, daß Preußen unter fortgesetzten Demüthigungen und diplomatischen Niederlagen anschwoll, und daß seine Zunahme an Landgebiet und die Abnahme seines Ansehns in Europa gleichen Schritt hielten. Dadurch erhielt der weitläufige Staat zuletzt nur zu sehr das Aussehen eines zusammengeschwemmten Insellandes, welches der nächste Orkan wieder in den Fluthen begraben mochte.

Das Terrain war so groß, Leben und Interesse seiner Bürger so mannigfaltig geworden, daß die Kraft eines Einzelnen die ungeheure Maschine nicht mehr selbstwillig in der alten Weise leiten konnte. Und doch fehlte noch die große Hilfe, der letzte Regulator für Fürsten und Beamte, eine öffentliche Meinung, welche unablässig, ehrlich, männlich das Thun der Regierenden begleitete, ihre Erlasse

prüfte, den aufsteigenden Wünschen Ausdruck gab, die Bedürfnisse des Volkes an's Herz legte. Die Tagespresse war ängstlich bevormundet, gelegentliche Flugschriften verletzten tief und wurden gewaltthätig unterdrückt.

Der König war ein Herr von strenger bürgerlicher Redlichkeit und von maßvollem Sinn, aber wie er kein Feldherr und kein Mann der großen Politik war, so blieb er auch sein Lebelang scharfschneidendem und energischem Entschluß zu sehr abhold. Und damals war er jung, mißtrauisch gegen seine eigene Kraft, lebhaft empfand er, daß er das Detail der Geschäfte zu wenig übersah; die Intriguen der Begehrlichen in seiner Nähe verstimmten ihn, ohne daß er sie zu brechen wußte, sein Bestreben, die eigene Selbständigkeit zu bewahren, übermächtigen Einfluß von sich abzuhalten, setzte ihn in Gefahr, unbedeutende und gefügige Gehilfen festen Charakteren vorzuziehen. Offenbar war der Staat schon damals in die Lage gekommen, wo eine Selbstthätigkeit der Unterthanen und die Anfänge eines Verfassungslebens nicht mehr entbehrt werden konnten. Aber wieder war die Möglichkeit dafür noch so wenig vorhanden, daß kaum die Mißvergnügtesten davon zu murmeln wagten. Noch fehlte alles Material dazu, die alten Stände waren in Preußen gründlicher beseitigt, als irgendwo, die Communen wurden durch Beamte regiert, sogar das Interesse an Politik und dem Leben des Staates war fast auf den Kreis der Beamten beschränkt. Und was der König unter Mitwirkung des Volkes in fremdem Lande entstehen sah, Nationalversammlungen und Convente, das hatte ihm einen so tiefen Abscheu gegen jede Betheiligung seiner Preußen an der Arbeit des Staates eingeflößt, daß er den Widerwillen — zum Verhängniß für sein Volk und seine Nachfolger — so lange er lebte, nicht überwinden konnte. Vor 1806 wurde von ihm daran gar nicht gedacht.

Sehr lebhaft empfand er aber, daß es unmöglich war, in der alten Weise Friedrich II. fortzuregieren. Dieser große König hatte trotz der ungeheuren Arbeitskraft und seiner Kenntniß aller Verhältnisse doch nur dadurch das Ganze in rascher Bewegung erhalten

können, daß er seiner Eigenmacht im Nothfall auch Unschuldige opferte. Da er in der Lage war, selbst und kurz über Alles zu entscheiden, so war auch ihm nicht selten begegnet, daß sein Entscheid von Stimmung und zufälliger Nebenrücksicht abhing. Es durfte ihm nicht darauf ankommen, einen Offizier wegen eines Versehens zu cassiren, Kammergerichtsräthe, die doch nur ihre Pflicht gethan hatten, wegzujagen. Und wenn er einmal erkannte, daß er ein Unrecht gethan, während er leidenschaftlich das Rechte wollte, so durfte er sein Unrecht nicht einmal zugeben, denn er mußte den Glauben an sich erhalten, in seinen Beamten die Behendigkeit des Gehorsams, und im Volk das unbedingte Vertrauen zu seinem letzten Entscheid. Es war nicht nur eine Eigenschaft seines Charakters, auch Politik, daß er nichts zurücknehmen wollte, keine Uebereilung, keinen Irrthum; daß er selbst offenbares Unrecht nur unter der Hand bei Gelegenheit gut zu machen suchte. Der starke und weise Fürst hatte das wagen können; seine Nachfolger scheuten mit Recht solches Herrschen; der Enkel jenes Prinzen von Preußen, den Friedrich II. mitten im Kriege zornig von dem Commando entfernt hatte, fühlte tief die Härte der schnellen Entscheide.

Er mußte also, wie schon sein Vorgänger gethan hatte, die Controle seiner Beamten in den Beamten selbst suchen. So begann in Preußen die Herrschaft der Bureaukratie. Die Zahl der Aemter wurde größer, unnütze Zwischenbehörden wurden eingeschaltet, die Aktenschreiberei wurde arg, das Geschäftsverfahren weitläufig. Es war die erste Folge des Bestrebens, gerecht, gründlich, sicher zu verfahren und die straffe Eigenmächtigkeit der alten Zeit human umzubilden. Dem Volke erschien das aber als ein Verlust. So lange keine Presse und keine Tribune dem unterdrückten Mann zu seinem Recht verhilft, da haben Bittschriften eine weit andere Bedeutung als jetzt, wo auch der kleine Mann durch ein Zeitungsinserat von wenigen Zeilen das Mitgefühl eines ganzen Landes für sich gewinnen, Minister und Volksvertreter tagelang in Bewegung versetzen kann. Friedrich II. hatte deshalb jede Bittschrift angenommen, in der Regel selbst darauf ver-

fügt, allerdings war auch dabei königliche Willkür zu Tage gekommen; Friedrich Wilhelm III. mochte gar nicht leiden, wenn ihm selbst Bittschriften überreicht wurden, er wies sie stets den Instanzen zu. Das war an sich in der Ordnung. Da aber die Behörden noch nicht zu besorgen hatten, daß solcher Klageschrei Einzelner in die Oeffentlichkeit drang, so wurde er nur zu häufig in den Akten begraben, und die Leute riefen, daß es gegen Uebergriffe der Landräthe, gegen Bestechlichkeit der Acciseeinnehmer keine Hilfe mehr gebe. Auch die Majestät des Königs litt darunter, nicht sein guter Wille, aber seine Kraft, gegen die Beamten zu helfen, wurde bezweifelt.

Zu diesen Uebelständen kamen andere. Die Beamten der Verwaltung waren zahlreicher geworden, aber nicht stärker. Das Leben war reichlicher, alle Preise hatten sich auffällig gesteigert, ihr Gehalt, seit alter Zeit sehr knapp, war nicht im Verhältniß erhöht worden. In den Städten war Justiz und Verwaltung noch nicht getrennt, bis in das Kleinste wurde bevormundet, die Selbstthätigkeit der Bürger fehlte, die „Directoren“ der Stadt waren königliche Beamte, häufig verabschiedete Auditeure und Quartiermeister der Regimenter. Das war im Jahr 1740 ein großer Fortschritt gewesen, im Jahr 1806 war Bildung und Fachkenntniß solcher Männer ungenügend. Zu den Kriegs- und Domänenkammern aber — welche jetzt Regierungen heißen — drängte sich bereits der junge Adel, nicht wenige bedeutende Männer darunter, welche später zu den größten Namen Preußens gezählt wurden, die Mehrzahl, um ohne viele Anstrengung schnell ihr Glück zu machen. Es wurde geklagt, daß bei einigen Kammern die Arbeit fast ganz durch Secretäre gethan werde. Das galt in Wahrheit aber nur von Schlesien, welches einen eigenen Minister hatte. Seit dem großen polnischen Erwerb hatte Graf Hoym zu Schlesien noch auf einige Jahre die oberste Leitung des neu erworbenen Polenlandes erhalten. Es war eine heillose Maßregel, ein Unterthan erhielt fast schrankenlose Macht in dem ungeheuren Terrain, sie wurde ihm und dem Staat zum Unsegen. Wie ein König saß er in Breslau, am Hofe seines Landesherrn unterhielt er Spione, welche

ihm alle Stimmungen zutragen mußten; um ihn drängte sich der arme Adel Schlesiens, er brachte seine Günstlinge zu Amt, Grundbesitz, Vermögen. Die Redlichkeit der Beamten in den neuen Ländern wurde durch dies ungeschickte Verhältniß beeinträchtigt, Domänen wurden verschleudert, niedrige Taxen gemacht, Generäle und Geheimräthe bewarben sich darnach, für kleines Geld großen Grundbesitz zu erwerben.

Es ist interessant, daß sich der erste laute Widerstand dagegen unter den Beamten selbst erhob, zugleich die erste politische Opposition in Preußen, welche durch die moderne Waffe der Presse zu wirken suchte. Der heftigste Kläger war der Oberzollrath v. Held, er beschuldigte den Grafen Hoym, den Kanzler Goldbeck, den General Rüchel und mehre Andere des Betrugs, und verglich die Gegenwart Preußens mit der gerechten Zeit Friedrich II. Der Fall machte ungeheures Aufsehen, gegen ihn und seine Freunde wurden Untersuchungen eingeleitet, sie wurden als Mitglieder eines geheimen Ordens, als Demagogen und Denuncianten verfolgt, Held's Schriften wurden confiscirt, er selbst verhaftet, verurtheilt, endlich freigelassen. In seiner Haft griff der gereizte und verbitterte Mann den König selbst an*), er beschuldigte ihn zu großer Sparsamkeit — welche wir für die erste Tugend eines Königs von Preußen halten; der Härte — was unbegründet war; und des Soldatenspiels — dies leider mit gutem Grunde; er klagte: „wenn der Fürst keine Wahrheiten mehr hören, wenn er redliche Männer, wahre Patrioten in die Kerker werfen, und die angezeigten Betrüger zu Dirigenten einer gegen sie niedergesetzten Commission ernennen will, dann kann der biedre, ruhige, aber nichts destoweniger warme Vaterlandsfreund

---

*) Von Held's Schriften wurden „das schwarze Buch", — jetzt sehr selten zu finden — „die preußischen Jakobiner", „das gepriesene Preußen" die berüchtigtsten, sie und ihre Widerlegungen machen den Eindruck, daß der Verfasser, wie häufig in solchem Falle, Manches richtig, Anderes ungenau, im Ganzen ehrlich berichtet, daß er aber kein zuverlässiger Beurtheiler seiner Gegner ist. Varnhagen hat auch ihn gekannt und auch sein Leben beschrieben.

nichts als — seufzen.“ Indeß begnügte er sich nicht zu seufzen, sondern wurde recht ausfällig.

Bei diesem Hader, der sich doch fast nur um einzelne Anekdoten drehte, ist uns lehrreich, wie dreist und rücksichtslos die Sprache der politischen Kritik in dem alten Preußen war, und wie niedrig und hilflos die Stellung der Fürsten gegenüber solchen Angriffen. Wie der König die ganze Herrschaft auf seinen Schultern trug, so traf ihn auch die ganze Verantwortung, wie seine Person allein die ganze Maschine des Staates leiten sollte, so war auch jeder Angriff auf einzelne Einrichtungen und Beamte des Staats ein persönlicher Angriff auf ihn. Was auch irgendwo versehen wurde, der König trug die letzte Schuld, entweder weil er etwas versäumt, oder weil er die Schuldigen nicht bestraft hatte. Jede Bauerfrau, welcher die Accisebeamten am Stadtthor ein Hühnerei zerdrückten, fühlte die Härte des Königs, und wenn eine neue Steuer das Stadtvolk ärgerte, so schrieen und höhnten die Gassenbuben hinter dem Pferde des Königs her, und es war gar nicht unmöglich, daß eine Handvoll Straßenschmutz gegen sein hohes Haupt flog. Immer wieder brach der stille Krieg zwischen den Königen Preußens und der fremden Presse aus. Sogar Friedrich Wilhelm I. hatte im Tabakscollegium seine Erfindungskraft bemüht und gegen die holländischen Zeitungsschreiber, welche ihn bitter kränkten, einen kurzen Artikel verfertigt; auch sein großer Sohn wurde durch ihre Federn geärgert, er freilich wußte sie mit gleicher Münze zu bezahlen. Und vollends gegen seinen Nachfolger hatte ein Heckenfeuer von Hohn und Groll in ungezählten Romanen, Satiren, Pasquillen gesprüht. Was halfen dagegen Gewaltmitel, Brieferbrechen und geheimes Nachspüren, was half die Confiscation? Die verbotenen Schriften wurden dennoch gelesen, auch die plumpe Lüge wurde geglaubt. Was half es vollends, wenn der König durch loyale Federn sich vertheidigen ließ, wenn eine wohlgesinnte Replik dem Publikum erzählte, daß Friedrich Wilhelm III. gegen die Lichtenau keine Härte bewiesen habe, daß er ein sehr guter Gatte und

Vater, ein redlicher Mann sei und das Beste wolle*)? Das Volk mochte das glauben, oder nicht. Es wurde jedenfalls in einer Weise zum Richter über das Leben seines Fürsten gemacht, die für die Majestät der Krone, wie wir sie fassen, höchst unwürdig war.

Und noch war die Zeit eine ruhige, Bildung und Gemüth der Nation von der Politik gradezu abgewandt. Was sollte werden, wenn politische Leidenschaft in das Volk kam? Das Königthum mußte sich in dieser niedrigen Stellung völlig ruiniren, und wenn die Hohenzollern noch so sehr das Gute wollten. Denn sie waren nicht mehr, wie im achtzehnten Jahrhundert, wie noch Friedrich II. gewesen war, große Landbesitzer auf menschenleerem Grunde, sie waren in der That Könige eines ansehnlichen Volkes, sie waren gar nicht mehr in der Lage, jede Verkehrtheit in der ungeheuren Beamtenschaar zu erfahren und selbstwillig die große Verwaltung zu beherrschen. Jetzt wirthschafteten die Beamten, geschah Gutes, so war es Schuldigkeit, jedes Ungeschick fiel auf des Königs Haupt. — Wie da zu helfen war, das wußten freilich vor 1806 kaum die Besten. Aber das Mißbehagen und das Gefühl der Unsicherheit wurde dadurch in dem Volke gesteigert.

Solche Verhältnisse einer Uebergangszeit aus dem alten despotischen Staat in einen neuen gaben dem preußischen Wesen allerdings ein unbehilfliches Aussehn. Sie waren in Wahrheit durchaus kein Symptom tötlicher Schwäche, wie sie kurz darauf von eifrigen Preußen gedeutet wurden.

Denn außer der Kraft und Opferfähigkeit, welche im Volke noch wie im Schlummer lag, war auch in einem ansehnlichen Kreise bereits ein frisches hoffnungsvolles Leben sichtbar. Und zwar wieder in den preußischen Beamten. Die Obergerichte erhielten sich in dem hohen Ansehen, das sie seit den Organisationen der letzten Könige gewonnen hatten. Ihr Personal war zahlreich, sie umschlossen die Blüthe der preußischen Intelligenz, die stärkste Kraft des Bürgerthums, die

*) Z. B. Gründliche Widerlegung des gepriesenen Preußens. 1804.

höchste Bildung des Adels. Die älteren waren unter Cocceji, die jüngern unter Carmer geschult; gescheute, redliche, feste Männer von großartiger Arbeitskraft, von stolzem Patriotismus und einer Unabhängigkeit des Charakters, welche sich in Handhabung der Justiz noch durch kein Ministerialrescript irren ließ. Noch wagten die Hofcoterien nicht, die Unbequemen anzugreifen, und es ist ein Verdienst des Königs, daß er seine Hand schützend über ihre Integrität hielt. Sie stammten zum Theil aus Bürgerhäusern, welche seit mehren Generationen ihre Söhne in die Hörsäle der Rechtslehrer, im Osten nach Frankfurt und Königsberg, im Westen nach Halle und Göttingen, gesandt hatten, ihre Familien bildeten eine fast erbliche Aristokratie des Beamtenstandes. Ihnen verbunden als Studiengenossen, Freunde, Gleichgesinnte waren die besten Talente der Verwaltung, auch Fremde, welche in preußischem Dienst heraufkamen. Aus diesem Kreise sind fast alle Beamte hervorgegangen, welche nach der Niederlage Preußens bei der Wiederbelebung des Staates thätig waren. Die Stein, Schön, Vinke, Grolmann, Sack, Merkel und viele Andre, die Präsidenten der Regierungen und obersten Gerichtshöfe nach 1815.

Es ist eine Freude, in dieser Zeit umherflackernder Unsicherheit das Auge auf die stille Arbeit solcher Zuverlässigen zu richten. Manche von ihnen waren strenggeschulte Aktenmänner, ohne vielseitige Interessen; auf dem grünen Tisch des Collegiums lag Ehrgeiz und Arbeit ihres ganzen Lebens. Aber sie, die obersten Richter, die Verwalter der Provinzen, haben treu und dauerhaft ihr Bewußtsein, Preußen zu sein, durch schwere Zeit getragen, jeder von ihnen hat seiner Umgebung von der zähen Ausdauer, dem sicheren Urtheil mitgetheilt, das sie auszeichnete. Auch wo sie von dem Körper ihres Staats abgelöst, unter fremder Herrschaft Recht sprechen mußten, arbeiteten sie in ihrem Kreise unverändert in der alten Weise fort, und gewöhnt an kalte Selbstbeherrschung, bargen sie in der Tiefe ihrer Seele die feurige Sehnsucht nach dem angestammten Herrn, und vielleicht stille Pläne für bessere Zeit.

Wer diese Männer mit einzelnen kräftigen Talenten des Beam-

tenthums vergleicht, welche sich aus den Territorien Süddeutschlands in dieser Zeit entwickelten, der wird einen wesentlichen Unterschied nicht verkennen. Dort ist auch in den Bessern ein häufiger Zug, der uns verstimmt: Willkür in den politischen Gesichtspunkten, Gleichgiltigkeit wem und wofür sie dienen, eine innere Ironie, mit welcher sie die kleinen Verhältnisse ihrer Heimat betrachten. Alle leiden sie an dem Mangel eines Heimatstaates, welcher die Liebe eines Mannes verdient. Dieser Mangel giebt ihrem Urtheil, wie scharfsinnig es sei, leicht etwas Unsicheres, Halbes, Launenhaftes; man zweifelt nicht an ihrer bürgerlichen Redlichkeit, aber man empfindet dennoch lebhaft in ihnen eine moralische Unsicherheit, die sie Glücksrittern ähnlich macht, auch gelehrte und hochgebildete Männer. Freilich, wenn einmal ein Preuße sein Vaterlandsgefühl verlor, so wurde er schwächer als sie. Karl Heinrich Lang entbehrt, was Friedrich Gentz in sich verdorben hat.

Gewissenhafte Beamte hat aus dieser Zeit der Verwirrung jedes Land aufzuweisen, zumal der Norden; aber den Vorzug dürfen die Preußen mit Recht in Anspruch nehmen, daß in den Kreisen ihres Mittelstandes nicht die schönste, aber die gesündeste Bildung jener Zeit nicht einzeln, sondern als Regel zu finden war.

Das preußische Heer litt an denselben Mängeln, wie die Politik und Verwaltung des Staates. Auch hier war im Einzelnen Manches gebessert, vieles Alte ward sorgfältig conservirt; was einst ein Fortschritt gewesen war, bestand jetzt zum Unheil. Die Uebelstände sind bekannt, Niemand hat strenger darüber geurtheilt, als die preußischen Militärschriftsteller seit dem Jahr 1815.

Allerdings war die Behandlung der Soldaten noch überhart, an der knappen Montur, der schmalen Kost wurde unwürdig gespart, endlos war das Drillen, endlos die Paraden, das unvertilgbare Leiden der preußischen Heere; die Manöver waren unnütze Schauspiele geworden, bei denen jede Bewegung vorher überlegt und einstudirt war; unfähige Oberoffiziere wurden bis in's höchste Greisenalter conservirt. Fast nichts war geschehen, die veränderte Methode der

Kriegführung, welche in der Revolution aufgekommen war, dem alten preußischen System anzupassen.

Allerdings war der Offizierstand noch eine geschlossene Kaste, welche fast ausschließlich durch den Adel ergänzt wurde. Nur wenige nichtadliche Offiziere standen bei den Füselierbataillonen der Infanterie und etwa noch bei den Husaren. Schon unter Friedrich II. waren während dem Menschenmangel des siebenjährigen Krieges junge Volontäre von bürgerlicher Herkunft zu Offizieren gemacht worden. Dann wurden sie wenigstens in ihrer Bestallung und häufig in den Regimentslisten als adlich aufgeführt, nach dem Frieden, wie tüchtig sie sein mochten, fast immer von dem bevorzugten Bataillon entfernt. Das war unter den spätern Königen nicht besser geworden. Nur bei der Artillerie war schon 1806 die Mehrzahl der Offiziere bürgerlich, aber sie galten eben deshalb nicht für vollberechtigt. Es war herbe Ironie, daß ein französischer Artillerieoffizier als Kaiser Frankreichs in derselben Zeit darauf sann, das preußische Heer und seinen Staat in Trümmer zu werfen, in welcher man in Preußen noch darüber stritt, ob ein Offizier der Artillerie in den Generalstab aufzunehmen sei, und dem bürgerlichen Oberstlieutenant Scharnhorst diese Bevorzugung sehr beneidete*). Es war natürlich, daß sich in dem preußischen Offiziercorps alle Fehler eines privilegirten Standes im Uebermaße zeigten. Hochmuth gegen den Bürger, Rohheit gegen die Untergebenen, Mangel an Bildung und guter Sitte, und bei den bevorzugten Regimentern eine zügellose Frechheit. Es ist eine gewöhnliche Klage der Zeitgenossen, daß man in den Straßen und Gesellschaften Berlins vor den Insulten der Gensdarmes, der Elite des jungen Adels nicht sicher sei. Und bereits fingen diese Anspruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm III. an, sich ihrer altfränkischen Uniform in Gesellschaft zu schämen, und, wo sie es wagten, mit der aufgebauschten weißen Halsbinde, den Stulpstiefeln und einem Stockdegen einherzuschlendern.

*) Buchholz, Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes in Preußen, I.

Aber trotz dieser Mängel lebte in dem preußischen Heere doch noch viel von der tüchtigen Kraft alter Zeit. Noch war der starke Stamm alter Unteroffiziere nicht ausgestorben, denen 1786 die bittern Thränen über den Tod ihres großen Feldherrn in den Schnurrbart gelaufen waren. Noch lebte auch in den Gemeinen, trotz vermindertem Vertrauen zu den Führern, der Stolz auf die erprobte Waffentüchtigkeit. Es sind uns davon viele bezeichnende Züge erhalten, einer davon zeigt besonders hübsch die Stimmung des Heeres. Wenn in der Campagne von 1792 ein Preuße und Oesterreicher als gute Kameraden und Mißvergnügte gegen einander klagen und der Preuße nicht zum Lobe seines Königs spricht, so versetzt er doch dem Andern, der seine Worte wiederholt, einen Backenstreich: „Du sollst nicht über meinen König reden.“ Und als der erzürnte Oesterreicher ihm vorwirft, daß er ja dasselbe gesagt, da antwortet der Angreifer: „Das darf ich sagen, aber nicht du, denn ich bin ein Preuße.“ Und solcher Sinn war in den meisten Regimentern. Nicht das verschlechterte Material des Heeres, auch nicht vorzugsweise die veraltete Taktik hat die schmachvollen Niederlagen verschuldet. Ja gerade in dem Sturz hat sich erwiesen, wie große Tüchtigkeit in der Mannschaft und den Offizieren lebte und schändlich geopfert wurde. Bei der Auflösung, der Rohheit und Räuberei, die in dem demoralisirten Kriegsvolk unvermeidlich zu Tage kam, erfreute wieder grade unter den Kleinen oft der tüchtigste Soldatensinn. Eine der vielen Nichtswürdigkeiten des kopflosen Feldzugs von 1806 war die Uebergabe von Hameln. Wie die verrathene Garnison sich verhielt, wird uns durch den Brief eines Offiziers berichtet. Der Erzähler war ein Emigrantenkind, Franzose von Geburt, aber er war einer der liebenswerthesten Deutschen geworden, deren sich unser Volk freut, er hatte als preußischer Offizier seine Pflicht gethan, aber er hatte jede Freistunde deutscher Literatur und Wissenschaft geschenkt, er war ohne Freude in den Krieg gegen sein Heimatland gezogen und hatte sich zuweilen aus dem ungeschickten Treiben der Campagne hinweggesehnt; aber in der Stunde, wo ein schlechter Commandant brave Truppen

verrieth, brannte in dem Adoptivkind des deutschen Volkes der volle Zorn eines Altpreußen auf, er versammelte seine Kameraden, er drängte zu gemeinsamer Erhebung gegen den unfähigen General, jeder der Jüngeren war in Leidenschaft, wie er. Umsonst. Sie wurden hintergangen, die Festung, trotz ihres Widerstandes, den Franzosen überliefert. Furchtbar war die Verzweiflung der Soldaten. Sie schossen ihre Patronen dem feigen Commandanten in die Fenster, sie schossen in Wuth und Trunkenheit aufeinander, sie zerschellten ihre Gewehre an den Steinen, damit sie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt würden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. In der Compagnie des Capitän von Britzke, Regiment v. Haack, standen zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne, sie setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben *).

Und die an der Spitze standen und keine Männer waren, wer waren sie? Versuchte Generäle aus der Schule des großen Königs, Edelleute von gutem Adel, loyal und treu ihrem König, in Ehren gealtert. Aber sie waren zu alt? Es ist wahr, sie waren grau und müde. Sie waren als Knaben, vielleicht aus der Dressur der Cadettenhäuser in's Heer gekommen, dort waren sie abgerichtet worden, sie hatten auf Befehl marschirt und präsentirt, hatten in zahllosen Paraden Linie und Distanz gehalten, später hatten sie scharf

---

*) Der Erzähler ist Adelbert von Chamisso. Sein Brief vom 22. November 1806 ist eine der werthvollsten Ueberlieferungen des treuen Mannes. Die Schlußworte verdienen wol, daß der Deutsche sich ihrer erinnere: „O, mein Freund, ich muß durch freies Bekenntniß das stille Unrecht büßen, das ich diesem braven waffenfreudigen Volke that, Offiziere und Gemeine im Einklange hoher Begeisterung, hegten nur einen Gedanken. Es galt bedrängt vom äußern und innern Feinde den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen. Ja, wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk. O hätten Männer an unserer Spitze gestanden!“

darauf gehalten, daß Andere Linie und Distanz hielten, daß die Knöpfe geputzt waren, der Zopf die rechte Länge hatte. Sie hatten um Beförderung geworben und nach Berlin gehorcht, ob Rüchel, ob Hohenlohe am meisten in Gunst stehe, das war ihr Leben gewesen. Sie wußten wenig mehr, als das geistlose Einerlei des Dienstes, und daß sie ein Rad in der großen Maschine des Heeres waren. Jetzt war ihr Heer zerschlagen, die Trümmer in unaufhaltsamer Flucht nach dem Osten. Was blieb noch, was für sie einen Werth hatte?

Es war auch nicht Feigheit, was sie so kläglich machte. Sie waren ja sonst brave Soldaten gewesen, und die meisten waren noch nicht so alt, um kindisch zu lallen. Es war etwas Anderes. Sie hatten das Vertrauen zu ihrem Staat verloren. Es schien ihnen unnütz, hoffnungslos, sich noch zu vertheidigen, eine fruchtlose Menschenschlächterei. So empfanden die Unglücklichen. Sie waren ihr Lebelang mittelmäßige Männer gewesen, nicht besser, nicht schlechter, als Andere, dieselbe Mittelmäßigkeit herrschte, so weit ihr enger Gesichtskreis reichte, überall in ihrem Staat. Wo war ein großer, kräftiger Zug, wo war ein frisches Leben, das Begeisterung und Wärme abgab? Sie selbst waren die Freude, der Umgang der Hohenzollern gewesen, die ersten im Staate, das Salz des Landes; sie waren gewöhnt worden auf den Bürger und den Beamten vornehm herabzusehen. Außer den Fürsten und dem Heer selbst, was hätten sie in Preußen zu ehren gehabt? Jetzt war der König entfernt, sie wußten nicht wo, sie standen in den Mauern ihrer Festung allein, und sie fanden wenig in sich selbst, was sie zu scheuen und zu ehren hatten, sie fühlten am besten, daß sie schwach waren. So wurden sie in den Stunden der Prüfung sehr schlecht und gemein, weil sie ihr ganzes Leben hindurch über ihr Verdienst hoch gestellt worden waren. Es liegt eine fürchterliche Lehre darin. Möge Preußen ihrer stets gedenken. Der Offizierstand, der als privilegirte Klasse dem Volk gegenübersteht, gesellig abgeschlossen, mit dem Gefühl einer bevorzugten Stellung im Staat, wird stets in Gefahr sein zwischen Uebermuth und Schwäche zu schwanken. Nur der Offizier, der

außer seiner Fahnenehre und der Treue gegen seinen Landesherrn noch vollen Theil hat an dem, was den Bürger seiner Zeit erhebt und adelt, wird in der Stunde schwerer Entscheidung die sichere Kraft in der eigenen Brust finden.

Eine Periode geistesarmer Mittelmäßigkeit hat Preußen an den Rand des Verderbens gebracht, die politische Leidenschaft hat es wieder erhoben.

Hier aber soll von den Empfindungen berichtet werden, welche ein preußischer Bürger bei dem Fall seines Staates hatte. Er ist ein Mann aus dem Kreise jener preußischen Juristen, von denen oben die Rede war. Was er mittheilt, ist zum Theil bereits durch andere Aufzeichnungen bekannt, seine ehrliche Schilderung wird doch in ihrer juristischen Klarheit und Schmucklosigkeit Antheil finden.

Christoph Wilhelm Heinrich Sethe, geb. 1767, gest. 1855 als Wirklicher Geheimer Rath und Chefpräsident des rheinischen Revisionshofes, stammte aus einer der großen Juristenfamilien im Herzogthum Cleve, schon sein Großvater und Vater waren angesehene Beamte der Regierung gewesen, seine Mutter war eine Grolmann. In bürgerlichem Wohlstand wuchs der Knabe in seiner Vaterstadt auf, mit sechszehn Jahren sandte ihn sein Vater auf die Universität Duisburg, dann nach Halle und Göttingen, bei seiner Rückkehr machte er die preußischen Dienststufen bei der Regierung von Cleve-Mark durch, in vortrefflicher Schule. Diese westlichen Landschaften, nicht von weitem Umfang, umfaßten doch einen guten Theil der Kraft des preußischen Staates. Das feste, kernige Volk hing mit warmer Treue an dem Hause seines Fürsten, es war in den Städten und unter den Bauern, die dort frei auf ihrer Hufe saßen, viel Wohlstand, das Obergericht war eins der besten Collegien Preußens. Sethe war Geheimer Rath, glücklich verheiratet, mit seinem ganzen Herzen an die Heimat gefesselt, als der Kriegslärm auch seiner Vaterstadt und ihm das Leben verdüsterte: Truppenmärsche, Einquartierungen, aufregende Gerüchte, endlich Besetzung der Stadt durch die Franzosen, welche bekanntlich einige Jahre hindurch die Souveräne-

tätsrechte Preußens bestehen ließen, bis der Vertrag von Amiens auch den letzten Schein preußischen Besitzes nahm. Da löste sich Sethe von seiner Heimat und siedelte zu der preußischen Regierung des neuerworbenen Antheils an Münster über.

Von hier soll er selbst erzählen, was er erfuhr *).

„Ihr könnt euch leicht vorstellen, meine lieben Kinder, daß uns der Abschied von Cleve sehr schwer wurde. Es war ein bitteres Gefühl, auf diese Weise aus der Heimat zu wandern und die Vaterstadt unter fremden Gesetzen und unter der Herrschaft eines welschen Volkes zurückzulassen.

Am 3. Oktober 1803 reisten wir ab, wir fuhren von Cleve nach Münster drei Tage, die Fahrt von Emmerich ab war äußerst beschwerlich und langweilig, der Weg über alle Beschreibung schlecht, Knüppeldämme und regellos in den Weg geworfene Steine **).

Unser erstes Leben in Münster war ebenfalls mit vielen Beschwerden verbunden. Wegen der vielen dorthin versetzten Beamten und des zahlreichen Militärs hatten wir nur eine sehr beschränkte Wohnung erhalten. Dann kamen wir gegen den Winter an; es fehlte uns an Vorräthen, in Münster war kein ordentlicher Markt und die Frauen aus Cleve waren in Verzweiflung, weil sie nichts bekommen konnten. Dies gab sich indessen und sie befanden sich nachher recht wohl.

Auf freundlichen Empfang und Zuvorkommen gegen uns einwandernde Fremdlinge hatten wir nicht gerechnet, weil wir wußten, wie sehr die Münsteraner ihrer Verfassung anhingen, mit welcher Festigkeit ein großer Theil von ihnen noch auf den erwählten Bischof

---

*) Das Folgende ist aus einer Selbstbiographie genommen, welche er seinen Kindern in Handschrift hinterließ; der Herausgeber ist für die Mittheilung der Familie des Verewigten zu Dank verpflichtet.

**) In den alten preußischen Rheinlanden hatte Stein bereits die ersten Chausseen gebaut.

Viktor Anton rechnete und wie ungern sie die neue preußische Herrschaft ertrugen. Ich habe ihnen dies nie verdacht, es war ein rühmlicher Zug in ihrem Charakter, daß sie sich ungern von einer Regierung trennten, unter welcher sie sich glücklich gefühlt hatten. Andere dagegen verübelten ihnen dies sehr und verlangten, daß sie die Preußen mit offenen Armen empfangen und sogleich mit Leib und Seele Preußen sein sollten, was doch nur von einem wetterwendischen Volk oder von denen zu erwarten ist, welche unter den Fesseln einer harten Regierung geseufzt haben.

Daher fand eine Spannung und Entfernung zwischen den angekommenen Altpreußen und den Münster'schen schon vor unserer Ankunft statt. Es geschah Manches, was nicht geeignet war, die Annäherung zu befördern und bei den Einwohnern eine gute Stimmung zu erwecken.

So wurde bei Auflösung des Münster'schen Militärs der größte Theil der Offiziere mit Pension verabschiedet und aus seiner Lebensbahn herausgeworfen. Diese erste Maßregel der preußischen Besitznahme verwundete nicht allein die Verabschiedeten tief in ihrem Gemüth, allgemein sah man dies als eine ungleiche Behandlung an, um so mehr, als unter den Offizieren von Münster viel Bildung und wissenschaftliche Kenntniß herrschte und die damalige Masse der preußischen Offiziere mit ihnen einen Vergleich nicht aushielt.

Die Einführung des Kantonwesens vermehrte das Mißvergnügen, aber allgemeinen Unwillen erregten die Mißhandlungen, welche die ausgehobenen Söhne der Bürger und Landleute von jedem Unteroffizier erdulden mußten. Ich selbst bin Augenzeuge gewesen, wie ein Unteroffizier einen Rekruten mit Schimpfworten, Fußstößen und Fußtritten mißhandelte, ihn mit seinem Rohrstocke auf die Schienbeine schlug, daß dem armen Menschen vor Schmerz die Thränen über die Backen liefen. Auch war der Geist, welcher unter der größeren Masse der preußischen Offiziere herrschte, und das daraus hervorgehende Betragen derselben sehr zurückstoßend und nicht geeignet, in einem neuen Lande Zuneigung für die neue Regierung zu erwecken.

Zwar hatte sich Blücher, welcher Commandant von Münster war, durch sein populäres Wesen, seinen offenen und biedern Charakter und sein Rechtsgefühl wirklich Achtung und Zuneigung erworben, und der General von Wobeser, Chef eines Dragonerregiments, ein sehr vernünftiger, gebildeter, gemäßigter Mann, hielt hierin mit ihm gleichen Schritt. Allein, was diese gut machten, wurde durch Andere, namentlich die Masse der Subaltern-Offiziere verdorben.

Einst waren am Mauritz-Thor Händel zwischen einigen Bürgern und der Wache entstanden: die Bürger sollten in die Ricken (die Pfähle, woran die Gewehre gelehnt sind) hineingegangen sein und die Wache gestoßen haben. Blücher war damals grade in Pyrmont. Unter der Unterschrift eines Generals von Ernest, jedoch aus anderer Feder, erschien ein Publikandum, wodurch jede Schildwache, welche von einem Bürger berührt werde, autorisirt wurde, denselben niederzustoßen. Diese unvernünftige Verfügung, welche jede Schildwache zum Herrn über Leben und Tod eines Bürgers machte und diesen bei einer unwillkürlichen Berührung der Schildwache ihren Bajonettstößen aussetzte, machte eine unangenehme Sensation.

Dazu kam nun noch eine ärgerliche Geschichte zwischen drei Offizieren und drei Domherren *). Es bestand zu Münster ein sogenannter adlicher Damenklub, welcher Männer und Frauen enthielt. Man hatte, gleich nach der ersten Besitznahme, aus politischen Beweggründen die Generale Blücher und Wobeser, den Präsidenten von Stein und andere preußische Offiziere darin aufgenommen, auch Blücher's Sohn Franz. Bei dem Ballotiren über die Aufnahme eines andern preußischen Offiziers fiel dieser mit einer schwarzen Bohne durch. Unstreitig sprach sich hierin eine Abneigung, entweder gegen die Preußen überhaupt oder gegen die Aufnahme mehrer Offi-

*) Die drei Offiziere waren die Lieutenants von Blücher, von Level und von Treskow. Die drei Domherren: von Korff, von Böselager zu Eggermühlen, und von Merode.

zierе aus, denn gegen die Person des Ausballotirten war sonst nichts zu erinnern. Es konnte nicht fehlen, daß dies die üble Stimmung vermehrte und besonders die empfindlichen jungen Offiziere in ihrem Dünkel höchlich verletzte. Dazu kam noch, daß der Ballotirte anfänglich für aufgenommen erklärt worden war und erst durch eine Revision der Kugeln die Ausballotirung ermittelt wurde. Es hatte nämlich die Präsidentin des Klubs, die verwitwete Frau von Droste-Vischering, eine sehr würdige und gutmüthige Frau, entweder aus Irrthum, oder aus wohlmeinender Absicht, um den unangenehmen Folgen der Ausballotirung vorzubeugen, eine weiße Kugel zu viel gezählt. Es wurde von einem der anwesenden Domherren bemerkt, daß die Zahl sämmtlicher Kugeln mit der Zahl der Stimmenden nicht übereinkomme. Bei genauer Nachzählung fand sich nun, daß der Ballotirte nicht aufgenommen sei. Die jüngeren Domherren mochten allerdings zu der beschlossenen Ausschließung mitgewirkt haben.

Der heftige Lieutenant Franz von Blücher ließ seine Empfindlichkeit darüber gegen einen der jüngern Domherren aus, was zu einem Wortwechsel Veranlassung gab. Den folgenden Tag forderte Franz Blücher diesen Domherrn schriftlich, und zwei andere Offiziere, deren einer der Ausballotirte war, forderten zwei andere junge Domherren auf gleiche Weise. Diese beiden, welche nicht die geringste feindselige Berührung mit den Forderern gehabt hatten, gaben schriftlich ihr Befremden darüber zu erkennen. Der eine erhielt zur Antwort: er habe bei dem Wortwechsel des Lieutenants von Blücher mit dem Domherrn gelächelt, und dadurch sei er, der Herausfordernde, in der Person seines Freundes Blücher beleidigt worden. Dem andern konnte der Provocant noch nicht einmal einen solchen Vorwand angeben, er erklärte nur schriftlich: daß er sich von ihm beleidigt fühle und daß dies genug sei.

Die Domherren, welche vermöge ihres geistlichen Standes die Ausforderung nicht annehmen konnten, zeigten dem Könige unmittelbar den Vorfall an. Die Folge davon war die Niedersetzung einer

gemischten Untersuchungs-Commission, unter dem Vorsitze des Generals von Wobeser und unseres Regierungs-Präsidenten v. Sobbe, wozu auch ich nebst dem Regiments-Quartiermeister Ribbentrop hinzugezogen wurde. Die Domherren wurden von dem Kammergericht, welchem das Erkenntniß gegen sie aufgetragen war, freigesprochen und die Offiziere von einem Kriegsgericht zu dreiwöchentlichem Arrest verurtheilt, welchen sie auf der Hauptwache in Gesellschaft ihrer Kameraden, und vor derselben spazieren gehend, verbrachten.

Nun wurden aber die drei Domherren noch durch einen boshaften Streich, welchen man ihnen spielte, auf das Empfindlichste gekränkt. Sie wurden nämlich und zwar, bevor jene Untersuchungs-Commission niedergesetzt war, zu einer großen Abendgesellschaft bei dem General Blücher ohne dessen Wissen durch einen Livreebedienten eingeladen. Jeder von ihnen stutzte, vermuthete einen Irrthum und war bedenklich hinzugehn. Weil indessen alle drei und zwar durch einen Bedienten des Generals geladen waren, so konnten sie zuletzt doch kein Versehen annehmen, auch ihre Verwandten und Freunde, welche in dieser Einladung einen Schritt zur Beilegung des Geschehenen zu erkennen glaubten, riethen ihnen, zu kommen. Der General Blücher, welcher nicht daran gedacht hatte, sie einzuladen, war natürlich sehr entrüstet, die drei Domherren eintreten zu sehen. Gegen sie durch seinen Sohn Franz eingenommen, welcher damals viel Einfluß auf den Vater hatte, und vielleicht auch von dem Urheber der Intrigue durch gehässige Bemerkungen über das dreiste Erscheinen aufgereizt, ließ er ihnen sagen, daß sie nicht geladen wären und sich entfernen möchten. Erbittert verließen nicht allein sie, sondern auch ihre Familien die Gesellschaft. Zu Fuß eilten die Frauen nach Hause, so tief fühlten sie die Kränkung. Ueberall wurde diese planmäßig angelegte Beleidigung mit Unwillen aufgenommen und trug sehr viel zur Vermehrung der üblen Stimmung bei.

Was aber eine wahre Erbitterung erregte, das war die in der Prozeßsache der Gebrüder Herren von der Reck gegen die Herren von Landsberg und von Böselager ausgeübte Cabinetsjustiz. Durch eine

von den Reck ausgewirkte Cabinets-Ordre vom 5. Sept. 1805 wurden die zwischen jenen beiden Parteien bei dem Reichshofrath schwebenden Prozesse für rechtskräftig entschieden erklärt und eine außerordentliche Executions-Commission niedergesetzt, welche die Herren von Landsberg und von Böselager von ihren Gütern exmittirte und die Herren von der Reck in den Besitz derselben setzte.

Diese unglückliche Geschichte mußte in einem Lande, wo man noch gar nicht preußisch gesinnt war, die Gemüther empören. In öffentlichen Schriften wurde dieses gewaltsame Eingreifen in den Lauf des Rechtes heftig angegriffen, und unsere preußische Justiz, wovon wir den Mund so voll genommen hatten, bekam einen häßlichen Flecken.

Man hatte es endlich darin versehen, daß man die ganze preußische Verfassung nicht auf einmal einführte; es wäre alsdann mit einem unangenehmen Gefühle abgemacht gewesen. Unter dem Neuen, was stückweise zugetheilt wurde, war Manches, was nicht zu den angenehmsten Dingen gehörte und den Münster'schen ungewohnt war, so der Stempel, das Kantonwesen und das Salz-Monopol. Auch die den Münsteranern aus den benachbarten preußischen Provinzen wohlbekannte Accise war vor der Thür. Schon waren die Häuser gebaut und sie sollte 1807 eingeführt werden, als dies die Ereignisse des Jahres 1806 verhinderten. Die Erwartung gab aber den unangenehmen Vorgeschmack. Dadurch erhielt der Haß immer neuen Zündstoff. Endlich, viel zu spät, als schon der unglückliche Krieg begonnen war, wurde das Domcapitel aufgelöst.

Unter solchen Verhältnissen war freilich der Aufenthalt in Münster für uns Altpreußen nicht angenehm; indessen habe ich dies Unangenehme minder empfunden, ich habe mich vielmehr, nachdem ich etwas heimisch geworden, unter den Münsteranern wohl befunden, mir wahre Freunde erworben und von ihnen viele Freundschaft und Liebe empfangen. Wie in meinem Amte, bemühte ich mich auch im Verkehr gerecht zu urtheilen.

Aber das Jahr 1806 kam, und ein Schmerz folgte auf den

andern. Zuerst wurde der diesrheinische Antheil des Herzogthums Cleve, welcher bei Preußen geblieben war, an Napoleon abgetreten, er faßte diesseits des Rheins festen Fuß und kam zugleich in den Besitz der Festung Wesel, welche der jetzigen preußischen Landesgrenze nur zu nahe war. Sein Schwager Joachim Murat wurde Herzog in dem alten Stammlande des königlichen Hauses. Niemand konnte sich verhehlen, daß unser Staat, der von Osten nach Westen so lang gestreckt war, in eine sehr bedenkliche Lage gekommen war. Unsre Trauer wurde gesteigert durch den Uebermuth, womit der neugeschaffene Herzog auch bis nach Münster übergriff.

Neue finstre Wolken stiegen auf. Briefe aus Berlin athmeten sämmtlich Krieg gegen Napoleon, Blücher verließ uns, wir sahen der unvermeidlichen Occupation entgegen. Zwar rückte der General Lecoq mit einem kleinen Corps in Münster ein, aber das gewährte uns geringe Beruhigung, denn er schien die mit breiten Gräben und Wällen versehene Stadt durch eine nutzlose Vertheidigung Preis geben zu wollen. Nachdem er vor dem Egidienthore eine hübsche Baumpflanzung niedergehauen und nach dem Erscheinen unseres Kriegsmanifestes in einer Nacht durch plötzlichen Allarm die Stadt erschreckt hatte, um, wie er sagte, die Wachsamkeit seiner Soldaten zu prüfen, zog er in der Mitte des Oktober plötzlich ab und überließ uns unserm Schicksal.

Dennoch blickten wir Altpreußen, auf die Tapferkeit des Heeres vertrauend, hoffnungsvoll nach Osten, und sahen mit ungeduldiger Erwartung einer Siegesnachricht entgegen. Und sie kam — als Napoleon schon auf seinem Siegeszuge nach Berlin war, und sie trug so sehr das Gepräge der Wahrhaftigkeit, daß Präsident von Vinke*) die Bekanntmachung durch den Druck verfügte. Es war ein Jubel ohne Gleichen, Jeder eilte zum Andern, um zuerst die frohe Nachricht zu überbringen. Aber die tiefste Niedergeschlagenheit folgte, der Kelch, den wir jetzt ausleeren mußten, wurde nach dem Taumel der

*) Vinke war als Oberpräsident auf Stein gefolgt.

Freude um so bitterer. Wenige Tage darauf erhielten wir durch Flüchtlinge nur zu gewisse Nachricht vom Verluste der Schlacht bei Jena.

Dennoch erholten wir uns von der ersten Betäubung und gaben nicht alle Hoffnung auf. Eine verlorene Schlacht konnte noch nicht über das Schicksal des ganzen Krieges entscheiden.

Als wir aber ausführliche Kunde erhielten von den schrecklichen Folgen dieser Niederlage, als der letzte Rest der Armee in Lübeck das Gewehr strecken mußte, als die Festungen Hameln, Magdeburg, Stettin und Küstrin mit beispielloser Feigheit ohne Schwertstreich dem Feinde überliefert wurden und der ganze preußische Staat in feindliche Gewalt kam, da sank uns aller Muth, wir wußten, daß wir verloren waren.

Unterdeß war der traurigen Kunde von der verlorenen Schlacht die feindliche Besitznahme auf dem Fuße gefolgt.

An einem frühen Morgen traf eine Abtheilung Cavalerie von der Armee des Königs von Holland ein. Unser Groll und Schmerz wurde vermehrt durch die Stimmung der Münsteraner, welche von der unseren sehr abwich. Schon bei der Ankunft des Vortrabes der holländischen Armee offenbarte sich der lange genährte schlummernde Groll gegen die Preußen in einer unverhohlenen Freude. Mit offenen Armen wurden die Befreier von preußischer Herrschaft empfangen und jubelnd bewirthet. Gleich darauf traf der König von Holland an der Spitze seiner Armee ein.

Wir hatten schwere Einquartierung, es waren zehntausend Mann in die Stadt gerückt. Doch wurde strenge Mannszucht gehalten, denn es lag unverkennbar in der Absicht des Königs von Holland, das Land nicht feindselig, sondern mit möglichster Schonung zu behandeln. Er schmeichelte sich, daß ihm die an das Königreich Holland grenzenden preußischen Provinzen zu Theil werden würden. Seine Handlungen und die Aeußerungen seiner Umgebung zeigten, daß er sich bereits als Besitzer des Landes betrachtete. Er errichtete ein oberstes Verwaltungsconseil, an dessen Spitze er den General Daen-

dels stellte, welchem die beiden Präsidenten der Regierung und Kammer beigeordnet wurden. Auch drängten sich an ihn sogleich die Münster'schen Adlichen und traten mit ihren Klagen über die preußische Herrschaft hervor, welche er anhörte. Obenan standen die Aufhebung des Domcapitels und die Exmission der Herren v. Landsberg und v. Böselager. Er übte einen wirklichen Souveränetäts-Akt aus, indem er das Capitel wieder herstellte und die Execution in der Sache der Herren von der Reck gegen die Verbannten sistirte.

Indessen sein Reich hatte bald ein Ende; er mußte auf Befehl Napoleon's abmarschiren, und dieser theilte die eroberten preußischen Länder in militärische Gouvernements ein, welchen er Generäle und General-Intendanten vorsetzte. Die Fürstenthümer Münster und Lingen und die Grafschaften Mark und Tecklenburg nebst dem Gebiete von Dortmund machten das erste dieser Gouvernements aus. Nach Münster kam der General Loison.

So war ich denn zum zweiten Male in die Gewalt der französischen Herrschaft gerathen. Vergebens hätte ich ihr zu entfliehen gestrebt, vergebens waren die schweren Opfer, welche ich dafür gebracht hatte. Vaterland und Heimat, Eltern und Vermögen hatte ich verlassen, um hier in einem fremden Lande noch einmal die Katastrophe zu bestehn, welcher ich entwichen war und die jetzt eine weit schlimmere Gestalt angenommen hatte. Als Cleve französisch wurde und ich von dort schied, fühlte ich in meinem Herzen die Freude, unter den Scepter des angeborenen Königs und unter die Herrschaft heimischer Gesetze zurückzukehren. Dieser einzige Anker, woran ich mich gehalten hatte, war jetzt auch abgerissen. Preußens Macht war zertrümmert, der ganze Staat bis auf einen kleinen Rest in der Gewalt eines Eroberers, dessen ehrsüchtige Pläne sich mehr und mehr offenbarten. Es war nur zu gewiß, daß wir abgetreten werden würden; aber was unser Schicksal sein solle, darüber war ein dunkler Schleier gezogen. Der Gram, welcher in unserm Busen nagte, und die tiefe Trauer, worin wir versunken waren, wurde noch durch den Aerger vermehrt, womit wir den

frohlockenden Jubel der Münsteraner über die Befreiung von preußischer Herrschaft und die Huldigungen ansehen mußten, mit denen sie dem welschen Eroberer und seinen Satelliten entgegenkamen. — Vorzüglich war es der Münster'sche Adel, welcher sich hierin auszeichnete und auf eine ganz unwürdige Weise benahm. Einige Züge mögen davon Urkunde geben:

Um die ihnen verhaßte preußische Farbe, womit die Schlagbäume, Brücken und öffentlichen Gebäude angestrichen waren, schleunigst wegzuschaffen und die alten Münster'schen Farben an die Stelle zu setzen, wurden die Kosten dazu durch eine Subscription aufgebracht und demnächst unsere Farben gelöscht. Einer der begütertsten Adlichen begnügte sich nicht damit, seine warme Theilnahme an diesem Unternehmen durch die Unterschrift eines namhaften Betrages zu erkennen zu geben, er konnte sich nicht entbrechen, seine Freude daran bei der Subscription noch durch die Phrase: „mit Vergnügen" auszudrücken, damit Niemand an seinem patriotischen Sinne zweifle.

Die Präsidenten, Directoren, Räthe, Assessoren und Referendarien der Regierung und der Kriegs- und Domänen-Kammer fuhren fort ihre Dienstuniform zu tragen. Auch dies Erinnerungszeichen an die preußische Landeshoheit war den Augen dieses Adels ein Greuel. Es wurde daher bei dem General Loison dahin gearbeitet, daß er die Ablegung der Uniform verordnen solle. Allein die Intrigue gelang nur halb. Der General verstattete vielmehr ausdrücklich das Forttragen der Uniform und befahl nur, die preußischen Wappenknöpfe abzunehmen, welche wir mit glatten vertauschen mußten. So wurde die Uniform nicht abgelegt und der Geh. Rath von Forkenbeck und ich haben sie noch im Jahr 1808, als wir nach Düsseldorf berufen wurden, dort im Staatsrath getragen.

Diese sonst so stolze Münster'sche Ritterschaft hofirte den französischen Generälen, wie ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürstbischof.

Der von Napoleon vorgeschriebene Eid, welcher auch in Münster abgelegt werden mußte, war ihr so wenig zuwider, daß sie sich viel-

mehr bestrebte, die Eidesleistung recht feierlich zu machen und ihr den sonst nur bei Huldigungen gebräuchlichen Pomp zu geben. Auf dem großen Saal des Schlosses wurde ein Thronhimmel aufgebaut, unter welchem der General Loison die Eidesleistung empfing. Mit dem größten Erstaunen sahen wir diese Zurüstungen, aber mit noch größerem Befremden sahen wir den General Loison eintreten, begleitet von den Erb- und Hofbeamten des ehemaligen Bisthums Münster, welche in ihrem alten Staate dem französischen General gleich ihrem vormaligen Landesherrn ministrirten und ihm während der Handlung als Schildhalter zur Seite standen.

Dem Gouverneur wurden bedeutende Tafelgelder — wenn ich nicht irre, monatlich zwölftausend Thaler Conventionsmünze — ausgesetzt, welche durch eine extraordinäre Steuer aufgebracht wurden. Es wurde eine Hofhaltung gebildet und die pensionirten Münster'schen Hofbeamten wurden wieder in Thätigkeit gesetzt. Der Hofmarschall v. Sch. fungirte in dieser Eigenschaft am Tische des Franzosen; er machte zur Tafel und zu den Abend-Assembleen die Einladungen, dabei trug er seine alte Hofmarschalls-Uniform, seinen Marschallsstab in der Hand, und unter ihm der Hoffourier seinen Degen u. s. w. — Als wir diesen niederträchtigen Unfug zum ersten Male sahen, nannte der Regierungs-Präsident von Sobbe gegen mich den Einen den Stocknarrn, den Andern den Hofnarrn.

Es wurde ferner eine Ehrengarde für den General Loison aus Freiwilligen errichtet, welche sich selbst equipirten. Sie bezog täglich die Wache auf dem Schlosse und begleitete den General, als er mit einer Schaar Soldaten einen Kreuzzug durch die Grafschaft Mark machte. An der Spitze dieser Ehrengarde standen ebenfalls Glieder der Münster'schen Ritterschaft.

In ihren adlichen Damen-Klub, welcher sonst jedem ehrenwerthen deutschen Mann, der nicht zu ihrer Kaste gehörte, verschlossen war, nahmen sie jetzt einen französischen General mit seiner nichtswürdigen Maitresse auf, um desto besser Einfluß auf ihn zu üben.

Dennoch wollte es ihnen mit dem General Loison nicht so recht

glücken; er war ihnen zu klug, machte sich im Geheimen über sie lustig und ließ sich nur die Spenden, welche ihm theils gereicht, theils versprochen waren, wohlgefallen. Sie hatten ihm einen kostbaren Degen zum Geschenk angeboten und er bestens acceptirt. Der Degen wurde auch in Frankfurt bestellt und verfertigt, er kam aber erst an, als Loison bereits vom Gouvernement abgegangen war. Jetzt war ihnen das voreilige Anbieten leid geworden, und sie hatten keine Lust, ihm den Degen zu senden, weil sie bei ihm die Willfährigkeit, welche sie erwartet, nicht gefunden hatten. Was aus dem Degen geworden, habe ich nicht erfahren, man hielt die Sache geheim. Dem Franzosen Loison war das höfische Getreibe zuletzt so zuwider geworden, daß er selbst bei Napoleon seine Abberufung zur Armee auswirkte.

Bei seinem schwächern Nachfolger Canuel glückte es besser. Mein würdiger Freund, der Präsident von Vinke, mußte die erste Erfahrung machen. Eine beiläufig von ihm in einer Remonstration hingeworfene Aeußerung, „daß er sonst seinem Amte nicht weiter würde vorstehen können," wurde mit beiden Händen ergriffen, als eine Dienstentsagung gedeutet und er seiner Stelle entlassen.

Um meinen Kummer über nicht zu ändernde Dinge zu überwinden, suchte ich in der Vertiefung einer großen Arbeit Zerstreuung und ich fand sie. Das noch unvollendete Hypothekenwesen des Münsterlandes bot mir den nächsten und besten Stoff dar. Ich gab mich dieser weitläufigen Arbeit mit dem höchsten Eifer hin und brachte mit Zuziehung mehrer Referendarien die Eintragung aller zum Hypothekenbuch der Regierung von Münster angemeldeten Realrechte zu Stande. Dadurch gelang es mir, mich gewissermaßen zu betäuben, ich habe damals an mir selbst erfahren, daß starke Arbeit in Wahrheit ein lindernder Balsam ist, welcher der langsamen Heilkraft der Zeit zuvoreilt.

So sehr ich aber auch durch dies Zurückziehen in meinen engen Geschäftskreis eine Art von philosophischer Ruhe errungen zu haben glaubte, so konnte ich doch erschütternden Gefühlen nicht entgehen, als der Tilsiter Friede uns wirklich vom preußischen Staat trennte

und die Grenzen desselben sogar vierzig Meilen von uns nach Osten abrückte. Die rührenden Worte, womit unser unglücklicher König von seinen Unterthanen in den abgetretenen Provinzen Abschied nahm und die Beamten ihrer Eidespflicht entließ, machten uns die Größe unseres Verlustes noch tiefer empfinden. Liebe Kinder, es ist ein durchaus nicht zu beschreibendes schmerzliches Gefühl, wenn die alten Bande der Zugehörigkeit, der Liebe und des Vertrauens, welche uns, durch eine lange Reihe unserer Vorältern, an Staat und Landesherrn knüpfen, auf einmal gewaltsam zerrissen werden, wenn einem Volke ein neuer und fremder Herrscher aufgedrungen wird, für den kein Herz schlägt, den man mit zagendem Zweifel empfängt und welcher auch seinerseits für die neuen Unterthanen nichts empfindet."

Soweit der Bericht des guten Preußen. Münster und die Grafschaft Mark wurden zu dem neuen Großherzogthum Berg geschlagen, Sethe selbst ward Generalprocurator des Appellationshofes zu Düsseldorf. Aber nicht lange, und die feste Redlichkeit des Deutschen erschien dem fremden Eroberer verdächtig. Er hatte seine Hilfe nicht geboten, ungesetzliche Barbarei der französischen Regierung zu unterstützen, dafür wurde er unter Drohungen nach Paris gerufen und dort festgehalten, im Grunde, weil man seinen Einfluß auf die patriotische Stimmung des Landes fürchtete. Als er 1813 entlassen und die preußische Herrschaft in seinem Vaterlande wieder hergestellt war, leitete er die Organisation der richterlichen Behörden in den Rheinlanden. Von da lebte er in langer segensreicher Thätigkeit seinem Amte, einer der ersten preußischen Juristen, welche das Geschworenengericht, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und die freieren Lebensformen des Rheins gegen die Staatsregierung vertraten. Von fester Unabhängigkeit des Charakters, wahrhaft, pflichtgetreu, in würdigem Ernst und bürgerlicher Einfachheit, war er ein Musterbild altpreußischer Beamtenehre. Der Segen seines Lebens ruht auf seinen Kindern.

Nicht ohne Absicht sind in diesem und dem vorhergehenden Kapitel zwei Schilderungen aus dem Kreise des deutschen Bürger-

thums neben einander gestellt. Auch sie repräsentiren den Gegensatz, welcher sich im ganzen achtzehnten Jahrhundert bis zu den Freiheitskriegen durch das deutsche Leben zieht. Pietisten und Wolfianer, Klopstock und Lessing, Schiller und Kant, Deutsche und Preußen, ein reiches Gemüth, das sich nach Innen kehrt und geduldige Thatkraft, welche sich die Außenwelt unterwirft.

11.

Die Erhebung.

Der größte Segen, welchen die Reformatoren der Erde nachkommenden Geschlechtern hinterlassen, liegt selten auf dem, was sie selbst für die Frucht ihres Erdenlebens halten, nicht auf den Lehrsätzen, um die sie kämpfen, leiden und siegen, von ihren Zeitgenossen gesegnet und verflucht werden. Nicht ihr System ist das Bleibende, sondern die zahllosen Quellen eines neuen Lebens, welche unter ihrer Arbeit fröhlich aus der Tiefe der Volksseele ans Licht treten. Das neue System, welches Luther der alten Kirche entgegengestellt hatte, verlor wenige Jahre, nachdem er sein Haupt zur Ruhe gelegt hatte, einen Theil seiner bildenden Kraft. Aber was er während seinem großen Kampfe mit der Hierarchie gethan hatte, seinem Volke die Selbstthätigkeit des Geistes zu steigern, das Pflichtgefühl zu vermehren, die Sittlichkeit zu erhöhen, Zucht und Bildung zu gründen, dieser Abdruck seiner Seele in jedem Gebiete des idealen Lebens blieb in den schweren Kämpfen der folgenden Jahrhunderte ein unzerstörbarer Gewinn, aus welchem zuletzt eine Fülle neuen Lebens erwuchs. Auch das System Friedrich's des Großen wurde wenige Jahrzehnte nach seinem Tode durch fremde Sieger als eine unvollkommene menschliche Erfindung widerlegt. Aber das beste Resultat seines Lebens blieb wieder ein unvertilgbarer Erwerb für Preußen und Deutschland. Er hatte in Tausenden seiner Beamten und Krieger Eifer und Pflichttreue, in Millionen seiner Unterthanen Pietät gegen sein Haus lebendig gemacht, er hatte als ein weiser Haushalter

überall die Saat des geistigen und materiellen Gedeihens ausgestreut. Das war das Bleibende seines Staats, der vortrefflich bearbeitete Boden, auf welchem das neue Leben aufblühte. Als sein Heer zerschlagen, das Land von Fremden überschwemmt war, als die bittere Noth zwang, das Leben zu suchen wo es zu finden war, da begann noch während die feindlichen Gewalten zerstörten, die frische Kraft der Nation ihre Arbeit. Sogar was in der Erscheinung am widerwärtigsten war, die Schnelle und Haltlosigkeit, mit welcher das Alte zusammenstürzte, wurde ein Glück, denn es beseitigte plötzlich zwar nicht alle Träger des alten Systems, aber doch die größte Gefahr ihres Widerstandes. Grade jetzt wurde deutlich, wie tüchtig das Material war, das sich in Preußen vorfand. Beamte und Offiziere, vor allen das Volk selbst. Unerhört wie der Fall, ebenso unerhört war die Erhebung.

Unthätig, betäubt sieht das Volk den Bruch seines Staates, es ist gewöhnt, nur von oben herab seine Impulse zu empfangen. In der chaotischen Verwirrung, welche jetzt folgt, scheint nirgend eine Rettung, der Schwache verflucht die schlechte Regierung, schadenfroh sieht der Seichte die Niederlage der geistlosen und anmaßenden Privilegirten, der Schwächste folgt den Sternen des Siegers. Männer von warmem Gefühl, wie Steffens, schließen sich ein und dichten eine traurige Ode auf den Fall des Vaterlandes, Klügere untersuchen griesgrämig die Schäden des alten Systems und verurtheilen bitter das Gute mit dem Schlechten.

Größer wird die Noth, es ist die Absicht des Kaisers, auch dem Theil von Preußen, dem er ein Scheinleben lassen will, alle Adern zu öffnen, damit es sich verblute. Unerschwinglich sind die Contributionen, die französische Armee wird über das Land vertheilt, sie bezieht in Schlesien und den Marken Cantonnirungsquartiere, Offiziere und Soldaten werden dem Bürger in die Häuser gelegt, sie sollen gefüttert und vergnügt werden. Auf Kosten der Kreise müssen gemeinschaftliche Tafeln eingerichtet und Bälle gegeben werden. Der Soldat soll sich für die Strapazen des Krieges entschädigen.

Wir sind die Sieger, rufen übermüthig die Offiziere. Kein Recht giebt es gegen ihre Brutalität und die Frechheit, womit sie den Frieden der Familien stören, in denen sie jetzt wie Herren regieren. Daß sie gegen die Frauen des Hauses artig sind, macht ihnen die Männer nicht geneigter. Noch ärger treiben es die Generäle und Marschälle. Prinz Hieronymus hat sein Hauptquartier in Breslau und hält dort einen üppigen Fürstenhof, noch jetzt erzählt dort das Volk, wie ausschweifend er gelebt und wie er sich täglich in einem Faß Wein gebadet. In Berlin spannt der Generalintendant Daru seine Forderungen mit jedem Monat höher. Auch die demüthigenden Bestimmungen des Friedens sind noch zu gut für Preußen; höhnend verändern die Tyrannen seine Paragraphen. Sie geben die Festungen nicht zurück, wie sie gelobt haben, sie steigern die Millionen der Kriegskosten mit raffinirter Grausamkeit in's Ungeheure. Weit mehr als 200 Millionen haben sie in sechs Jahren aus dem Lande gezogen, das noch den Namen Preußen führen durfte.

Auch über Handel und Verkehr legt sich vernichtend das neue System. Durch die Continentalsperre wird Einfuhr und Ausfuhr fast aufgehoben. Die Fabriken stehen still, der Umlauf des Geldes stockt, die Zahl der Bankerotte wird übergroß, auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens werden unerschwinglich; die Menge der Armen wächst zum Erschrecken, kaum vermögen die großen Städte die Schaaren der Hungernden, welche die Straßen durchziehen, zu bändigen. Auch der Wohlhabende zieht seine Bedürfnisse in's Kleine. Er beginnt die freiwillige Zucht des eigenen Lebens, indem er kleinen Genüssen, an die er gewöhnt war, entsagt. Auch er trinkt statt des Kafes geröstete Eicheln, Schwarzbrot, Roggen; größere Gesellschaften vereinigen sich, keinen Zucker mehr zu gebrauchen; die Hausfrauen sieden nicht mehr Früchte ein. Wie Ludwig von Vincke, der damals als Gutsbesitzer im neuen Großherzogthum Berg saß, hartnäckig den Huflattig statt Taback raucht und seinen Wein aus Johannisbeeren keltert, so verzichten auch Andere auf die Bedürfnisse, welche der fremde Tyrann mit seinem Monopol belegt hat.

Und die Wissenschaft beginnt ihr grosses Werk, die entweihten Hallen des Staates wieder für den Dienst guter Götter zu segnen, sie entsühnt, reinigt, erhebt die Seelen. Während die französische Trommel durch die Straßen Berlins wirbelt und die Spione der Fremden um die Häuser lungern, hält Fichte seine Reden an die deutsche Nation: ein neues kräftiges Geschlecht müsse erzogen werden, den Nationalcharakter zu bessern, die verlorene Freiheit wieder zu erobern.

Und aus dem äußersten Osten des Staates, wo jetzt die größte Kraft des preußischen Beamtenthums an der Spitze der Geschäfte steht, beginnt eine neue Organisation des Volkes. Die Unterthänigkeit wird aufgehoben, das Grundeigenthum frei gemacht, die Städte erhalten Selbstregiment. Der alte Gegensatz der Stände wird gebrochen, die Privilegien abgeschafft. Auch im Heere bereitet Oberst Scharnhorst die Neubildung vor. Jetzt darf sich frei regen, was von Lebenskraft im Volke ist.

Schon im Jahre 1808 steht der Preuße nicht mehr muthlos, schon hebt er erwartungsvoll das Haupt und sieht um sich nach Helfern. Die ersten politischen Gesellschaften bilden sich. Tugendbund, Bildungsverein, wissenschaftliche Kränzchen, Offizierclub, sie alle haben denselben Zweck, ihr Vaterland von fremder Herrschaft zu befreien, das Volk heranzubilden zu einem nahen Kampfe. Noch ist Ungeschick, maßloser Eifer, auch Spielerei dabei, aber sie verbinden doch eine große Anzahl patriotischer Männer. Emsig laufen die Boten mit Geheimschriften, schwer wird es den ungeübten Verbündeten die Späher des Feindes zu täuschen. Auch finstere Rachepläne werden in manchem Vereine berathen und Verzweifelte hoffen durch eine große Unthat das Vaterland zu retten.

Höher steigt die Hoffnung im nächsten Jahre, in Spanien hat der Krieg begonnen, Oesterreich rüstet zu dem heldenmüthigsten Kampf, den es je unternommen. Auch in Preußen ist der Boden unter dem Fremden unterwühlt, Alles ist zum Aufstande vorbereitet, der Polizeipräsident von Berlin, Justus Gruner, ist einer der thätigsten

Leiter der Bewegung. Aber es gelingt nicht, Preußen mit Oesterreich zu verbinden, in einzelnen hoffnungslosen Versuchen verpufft die erste große Erregung des Volkes. Schill, Dörnberg, der Herzog von Braunschweig, der Aufstand in Schlesien zerschellen. Die Schlacht bei Wagram nimmt die letzte Hoffnung auf Oesterreichs Hilfe.

Vielen sinkt der Muth, nicht den Besten. Unablässig üben sich die Vaterlandsfreunde im Gebrauch der Schußwaffe, auch das preußische Heer, das nicht mehr als 42,000 Mann betragen soll, wird im Geheimen auf mehr als die doppelte Zahl gebracht, in allen Militärwerkstätten sitzen die Soldaten aus dem Handwerkerstande und arbeiten an der Ausrüstung für einen künftigen Krieg.

Und zum zweiten Mal erhebt sich die Hoffnung des Volkes, Napoleon rüstet zum Kriege gegen Rußland. Wieder ist die Zeit gekommen, wo ein Kampf möglich wird, schon darf Hardenberg dem französischen Gesandten St. Marsan sagen, daß Preußen sich nicht ohne Todeskampf zerstören lasse und mit hunderttausend Kriegern einem feindlichen Anlauf entgegentreten werde. Aber der König vermag nicht den Entschluß eines verzweifelten Widerstandes zu fassen, er giebt die Hälfte des stehenden Heeres als Verbündeter zu der großen Armee. Da verlassen dreihundert Offiziere seinen Dienst und eilen nach Rußland, dort gegen Napoleon zu kämpfen. Und wieder wird in Preußen die Hoffnung klein, in unabsehbare Ferne scheint die Befreiung gerückt.

Gewaltig ist im nördlichen Deutschland der Haß gegen den fremden Kaiser geworden. Ueberall im Westen der Elbe, wo seine unaufhörlichen Kriege die männliche Jugend auf die Schlachtbank führen. Die Conscription wird dort als Todesloos betrachtet. Die Kosten eines Stellvertreters sind auf zweitausend Thaler gestiegen. Auf allen Straßen sind die Trauerkleider zu sehen, welche Eltern um die verlorenen Söhne tragen. Aber am gewaltigsten ist der Haß der Preußen, in jedem Lebensberuf, in jedem Hause ruft er unablässig zum Kampfe. Alles, was in dem Deutschen hold und herzlich ist,

Sprache, Poesie, Wissenschaft, die Sitte des Hauses, arbeitet in der Stille gegen Napoleon und sein fremdes Wesen. Alles Schlechte, Verdorbene, Frevelhafte, alle Hinterlist und Grausamkeit, Verläumdung, Tücke und brutale Gewalt wird gallisch und corsisch gescholten. Wie der wunderliche Jahn nennen den Kaiser auch andere Eifrige nicht mehr beim Namen, er wird „Er“ genannt, wie einst der Teufel, oder mit verächtlichem Ausdruck Bonaparte.

So werden die Charaktere in Preußen durch sechs Jahre gehärtet.

Es war nicht mehr ein großer Staat, welcher im Frühjahr 1813 zu seinem Kampf um Leben und Tod rüstete. Was von Preußen noch übrig war, umfaßte nur 4,700,000 Menschen. Dieses kleine Volk hat im ersten Feldzug ein Heer von 247,000 Mann in's Feld gestellt, von je neunzehn Menschen, Frauen, Kinder, Greise mitgerechnet, je einen. Was das bedeutet, wird klar, wenn man berechnet, daß eine gleiche Anstrengung des gegenwärtigen Preußens von 18 Millionen Einwohnern die ungeheure Zahl von 950,000 Soldaten zur Feldarmee geben würde*). Und diese Summe drückt

*) Bei der Summe von 247,000 Kriegern sind die Freicorps abgezogen, weil sie meist aus Nichtpreußen bestanden. Die Berechnung Beitzke's, deren Ziffer hier festgehalten wurde, weil sie die niedrigste ist, rechnet allerdings auch die Landwehrbataillone und Escadronen, welche im Lauf des Feldzugs aus dem Terrain jenseit der Elbe formirt wurden, es sind daher etwa 20,000 Mann von seiner Summe abzusetzen. Aber da seine Rechnung nur die Stärke des ausrückenden Heeres begreift, nicht aber die Ergänzungen, welche bis zur Schlacht bei Leipzig fast ganz aus dem alten Terrain Preußens aufgebracht wurden, so ist doch die Ziffer eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. — Im Jahr 1815 war das Verhältniß der Krieger zur Bevölkerung noch auffallender. Damals hatte Ostpreußen sieben Prozent seiner Einwohner, jeden siebenten Menschen männlichen Geschlechts in den Krieg gesandt, es waren fast nur Kinder und ältere Leute im Lande, sehr wenig Männer von 18—40 Jahren.

Die Ziffer der Bevölkerung ist nach der letzten amtlichen Zählung von 1810 gerechnet. Preußen hatte nach dem Frieden von Tilsit noch Neuschlesien an Polen abgeben müssen, dadurch und in der elenden Zeit seit 1806 mehr als 300,000 Menschen verloren. Es ist deshalb auch bis

nur das Verhältniß der Menschenzahl, nicht des damaligen und gegenwärtigen Wohlstandes aus.

Denn es war auch ein sehr armes Volk, welches in den Krieg zog. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker kämpften seit sechs Jahren furchtlos gegen die eiserne Zeit, dem Landwirth war mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine besten Pferde aus dem Stall geführt worden, das verschlechterte Geld, welches im Land umrollte, störte den Binnenverkehr mit den nächsten Nachbarn, die ersparten Thaler aus besserer Zeit waren längst ausgegeben. In den Thälern des Gebirgs hungerte das Volk, auf der Marschlinie der großen Armee war drückender Mangel an nothwendigen Lebensmitteln, Gespanne und Saatkorn hatten schon 1807 dem Landmann gefehlt, im Jahr 1812 trat dieselbe Noth ein.

Es ist wahr, heißer Schmerz über den Sturz Preußens, tiefer Haß gegen den Kaiser Frankreichs arbeiteten in dem Volk. Aber großes Unrecht würde den Preußen thun, wer ihre Erhebung vorzugsweise aus der finstern Gewalt des Ingrimms herleiten wollte. Mehr als einmal in alter und neuer Zeit hat eine Stadt, auch ein kleines Volk in Verzweiflung seinen Todeskampf bis zum Aeußersten durchgekämpft, mehr als einmal setzt uns der wilde Heldenmuth in Erstaunen, welcher den freiwilligen Tod in den Flammen des eigenen Hauses oder in den Geschossen der Feinde der Ergebung vorzieht. Aber solche hohe Steigerung des Widerstandes ist sonst nicht frei von einem düstern Fanatismus, der die Seelen bis zur Raserei entflammt. Davon ist in Preußen keine Spur. Im Gegentheil, durch das ganze Volk geht ein Zug von herzlicher Wärme, ja von

---

Frühjahr 1813 keine Zunahme der Bevölkerung anzunehmen. Außerdem waren die Hauptfestungen in französischen Händen, und ihre Einwohnerzahl ist bei einer Abschätzung der Leistungen des Volkes noch abzurechnen.

Nach dem Verhältniß von 1813 würde das gegenwärtige Berlin eine Armee von 23 bis 25,000 Mann, Leipzig aus seiner Bevölkerung vier Bataillone, das Herzogthum Coburg-Gotha aber sieben Bataillone zu 1000 Mann in's Feld stellen müssen.

einer stillen Heiterkeit, die uns unter all dem Großen der Zeit am meisten rührt. Es ist gläubiges Vertrauen zur eigenen Kraft, Zuversicht zu der guten Sache, überall eine unschuldige jugendliche Frische des Gefühls.

Beispiellos ist diese Stimmung, schwerlich, so lange es Geschichte giebt, hat ein civilisirtes Volk das Größte in so reiner Begeisterung geleistet. Für den Deutschen aber hat dieses Moment im Leben seiner Nation eine besondere Bedeutung. Seit vielen hundert Jahren geschah es zum ersten Mal, daß die politische Begeisterung im Volke zu hellen Flammen aufschlug. Durch Jahrhunderte hatte der Einzelne in Deutschland unter der Herrschaft des fürstlichen Staates gestanden, oft ohne Liebe, Freude und Ehre, immer ohne thätigen Antheil. Jetzt in der höchsten Noth nahm das Volk sein altes unveräußerliches Recht am Staat wieder in Anspruch. Seine ganze Kraft warf es freiwillig und freudig in einen tötlichen Krieg, um seinen Staat vom Untergange zu retten.

Und noch höhere Bedeutung hat der Kampf für Preußen und sein Königsgeschlecht. Durch hundertfunfzig Jahre hatten die Hohenzollern ihre Unterthanen zu einem Volk, unverbundene Landschaften zu einem Staat zusammengeschlossen. Ein großer Fürst, theure Siege, glänzende Erfolge des Hauses hatten dem neuen Volke Liebe zu seinen Fürsten gegeben. Jetzt war die Regierungskunst eines Hohenzollern zu schwach gewesen, das Erbe seiner Väter zu erhalten. Jetzt kam das Volk, das seine Ahnen geschaffen, und gab der letzten Anstrengung, die sein Fürst machen konnte, eine Richtung und eine Größe, welche den König fast wider seinen Willen aus der Niederlage emporriß. Mit seinem Blute zahlte das preußische Volk dem Geschlechte seiner Fürsten den Dank für das Große und Gute, das ihm die Hohenzollern gethan. Und diese Hingabe, so treu und pflichtvoll, ging aus der sichern Empfindung hervor, daß Leben und die wahren Interessen des Fürstenhauses und des Volkes eins waren. Auch diese Art von Erhebung ist ohne Beispiel in der Geschichte.

Wer aber das Aufglühen der Volkskraft im Jahre 1813 näher

betrachtet, der findet noch einiges Besondere darin, was schon uns, den Söhnen, fremdartig erscheint. Wenn jetzt eine große politische Idee das Volk erfüllt, so vermögen wir genau die Stadien zu bestimmen, welche sie zu durchlaufen hat, bevor sie sich zu einem festen Wollen verdichtet. Die Presse beginnt zu belehren und zu erwärmen, Gleichgesinnte treten in öffentlichen Versammlungen zusammen, der Vortrag des begeisterten Redners übt seine Wirkung. Allmälig vergrößert sich die Zahl der Theilnehmenden, aus dem Streit verschiedener Ansichten, welche in der Oeffentlichkeit gegen einander kämpfen, entwickelt sich die Erkenntniß dessen, was Noth thut, Einsicht in Wege und Mittel, dann der Wille, solche Forderung durchzusetzen, Opferlust, Hingabe. Von dieser allmäligen Steigerung der Volksstimmung durch ein öffentliches Leben ist im Jahr 1813 noch kaum eine Spur. Was auf die Nation von außen wirkt, ist von anderer Art: die Phantasie wird durch einzelne Bilder in Anspruch genommen, die Empfindung durch einzelne große Momente angeregt; im Ganzen aber liegt eine Stille auf dem Volke, die man wol episch nennen darf. Gleichzeitig bricht das Gefühl in Millionen auf, nicht reich an Worten, ohne glänzenden Schein, immer noch still und, wie eine Naturkraft, von unwiderstehlicher Gewalt. Es ist eine Freude, diesen Verlauf in einzelnen Hauptmomenten zu betrachten. Nicht wie er in hervorragenden Personen, sondern wie er im Leben des kleinern Mannes sichtbar wurde, soll hier dargestellt werden.

Es war nach dem Neujahr 1813. Das scheidende Jahr hatte dem neuen einen strengen Winter als Erbschaft zurückgelassen, aber in Haufen standen die Leute auch in einer mäßigen Stadt vor dem Posthause. Glücklich, wer zuerst das Zeitungsblatt nach Hause trug. Kurz und vorsichtig war der Bericht über die Ereignisse dieser Tage, denn in Berlin saß der französische Militärgouverneur und bewachte jede Aeußerung der verschüchterten Presse. Dennoch war längst die Kunde von dem Schicksal der großen Armee bis in die entlegenste Hütte gedrungen, zuerst dunkle Gerüchte von Noth und Elend, dann die Nachricht von einem ungeheuern Brande in Moskau und den himmelhohen Flammen,

die rings um den Kaiser aus dem Boden gestiegen waren. Dann von einer Flucht durch Eis und Wüsteneien, von Hunger und unsäglichem Elend. Vorsichtig sprach auch das Volk darüber, denn die Franzosen lagerten nicht nur in der Hauptstadt und den Festungen des Landes, sie hatten ihre Agenten auch in den Provinzen, Späher und verhaßte Angeber, denen der Bürger aus dem Wege ging. Seit den letzten Tagen wußte man, daß der Kaiser selbst von seinem Heere geflohen war. In offenem Schlitten, nur einen Begleiter neben sich, war er verhüllt als Herzog von Vicenza, Tag und Nacht durch preußisches Land gefahren. Am 12. December war er um acht Uhr Abends in Glogau angelangt, dort hatte er eine Stunde geruht, und war um zehn Uhr in grimmiger Kälte aufgebrochen. Am nächsten Morgen war er zu Hainau in der alten Burg eingefahren, wo damals der Posthof war. Dort hatte die entschlossene Postmeisterin Kramtsch ihn erkannt, in ihrer Küche mit den Löffeln geschlagen und geschworen, ihm keinen Thee zu gönnen, lieber einen andern Trank. Durch die ängstlichen Vorstellungen ihrer Umgebung war sie endlich bis auf Kamillenthee erweicht worden, den sie mit hartem Fluch in die Kanne goß. Er hatte doch getrunken und war weiter gejagt, auf Dresden zu. Jetzt war er in Paris angekommen, man las in den Zeitungen, wie glücklich Paris war, wie zärtlich ihn seine Gemahlin und sein Sohn begrüßt hatten, wie wohl sich der Kaiser befinde, und daß er bereits am 27. December die schöne Oper „das befreite Jerusalem" angehört habe. Und man las weiter, daß die große Armee trotz Ungunst der Jahreszeit doch noch in furchtbaren Massen über Preußen zurückkehren solle und daß der Kaiser von Neuem rüste. Aber man las auch von der Untersuchung gegen General Mallet. Und man wußte, wie frech sich die Lüge in den französischen Zeitungen breitete.

Und man sah, was von der großen Armee übrig war. In den ersten Tagen des Jahres fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch lag die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstraße zu den ersten Häusern der Vorstadt.

Das waren die rückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahre der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanz und empörendem Uebermuth. Endlos waren die Truppenzüge gewesen, Tag für Tag ohne Aufhören hatte sich die Masse durch die Straßen der Stadt gewälzt, nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehen, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Riesenmacht des Kaisers war tief in die Seelen gedrückt, das militärische Schauspiel mit seinem Glanz und seinen Schrecken füllte noch die Phantasie.

Aber auch die unbestimmte Erwartung eines furchtbaren Verhängnisses. Einen Monat dauerte der endlose Durchzug, wie Heuschrecken zehrten die Fremden von Kolberg bis Breslau das Land auf. Denn schon im Jahr 1811 war eine Mißernte gewesen, kaum hatten die Landleute Samenhafer erspart, den fraßen 1812 die französischen Kriegspferde, sie fraßen den letzten Halm Heu, das letzte Bund Stroh, die Dörfer mußten das Schock Häckselstroh mit sechszehn Thalern, den Centner Heu mit zwei Thalern bezahlen. Und gröblich, wie die Thiere, verzehrten die Menschen. Vom Marschall bis zum gemeinen Franzosen waren sie nicht zu sättigen. König Hieronymus hatte in Glogau, keiner großen Stadt, täglich vierhundert Thaler zu seinem Unterhalt gefordert, der Herzog von Abrantes vier Wochen lang täglich fünfundsiebenzig Thaler. Die Offiziere hatten von der Frau des armen Dorfgeistlichen gefordert, daß sie ihnen die Schinken in Rothwein koche; den fettesten Rahm tranken sie aus Krügen und gossen Zimmtessenz darüber, auch der Gemeine bis zum Trommler hatte getobt, wenn er des Mittags nicht zwei Gänge erhielt, wie Wahnsinnige hatten sie gegessen. Aber schon damals ahnte das Volk und die Frevelhaften, daß sie so nicht zurückkehren würden. Und sie sagten das selbst. Wenn sie sonst mit ihrem Kaiser in den Krieg gezogen waren, hatten ihre Rosse gewiehert, so oft sie aus dem Stall geführt wurden, damals hingen sie traurig die Köpfe; sonst waren die Krähen und Raben dem Heere des Kaisers entgegengeflogen, damals begleiteten

die Vögel der Walstatt das Heer nach Osten, ihren Fraß erwartend*).

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volk geträumt hatte. Es war eine Heerde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten, es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Commandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug nahten sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was Jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdedecken, Teppiche, Shawls, frisch abgezogene Häute von Katzen und Hunden; man sah Grenadiere in großen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie spanische Mäntel trugen. Nur Wenige hatten Helm und Czacko, jede Art Kopftracht, bunte und weiße Nachtmützen, wie sie der Bauer trug, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über dem untern Theil des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerroth, erloschen lagen die dunklen Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel, glücklich war, wer in Filzsocken oder in weiten Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte, Vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. Auch die Garden unterschieden sich von den Uebrigen nur wenig, ihre Mäntel waren verbrannt, nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militärisches Ansehn. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander mit gesenk-

*) (Schlosser), Erlebnisse eines sächsischen Landpredigers von 1806 bis 1815. S. 66. Die fremden Nationen, Portugiesen, Italiener waren mäßiger.

tem Haupt, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckensgestalten geworden.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraße heran, in der Regel sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Dämonisch erschien das lautlose Erscheinen der schrecklichen Gestalten, entsetzlich die Leiden, welche sie mit sich brachten; die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Heißhunger sei nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen, vergebens mühten sich die mitleidigen Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brod, Einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volk der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazareths sich die Stücke toter Pferde brieten, obgleich sie bereits regelmäßige Lazarethkost erhielten, noch damals behaupteten die Bürger, das sei ein Hunger von Gott, einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brod ausgehöhlt, verunreinigt und auf dem Boden gekollert, jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden *).

Ueberall in den Städten der Heerstraße wurden für die Heimkehrenden Lazarethe eingerichtet, und sogleich waren alle Krankenstuben überfüllt, giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche herausgetragen wurden, auch der Bürger mochte sich hüten, daß die Ansteckung nicht in sein Haus drang. Wer von den Fremden vermochte, schlich deshalb nach nothdürftiger Ruhe, müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgend Rast und Ruh. So hat sie Gott geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen," und

*) Schlosser, Erlebnisse. S. 129.

hinter den Flüchtlingen gellte der höhnende Ruf: „Die Kosaken sind da!“ Dann kam in die flüchtige Masse eine Bewegung des Schreckens und schneller wankten sie zum Thore hinaus.

Das waren die Eindrücke des Januars 1813. Unterdeß hatte die Zeitung gemeldet, daß General York mit dem Russen Wittgenstein die Convention von Tauroggen abgeschlossen hatte. Und mit Schrecken hatte der Preuße gelesen, daß der König den Vertrag verwarf, den General seines Commandos entsetzte. Aber gleich darauf sagte man sich, daß das nicht Ernst werden könne, denn der König war aus Berlin, wo sein theures Haupt unter den Franzosen nicht mehr sicher war, nach Breslau abgereist. Jetzt hoffte man.

In der Berliner Zeitung vom 4. März las man unter den angekommenen Fremden noch französische Generäle, aber an demselben Tage betrat Herr von Tschernischef, „Commandeur eines Corps Kavallerie“, in friedlicher Ordnung die Hauptstadt.

Seit drei Monaten wußte man, daß der russische Winter und das Heer des Kaisers Alexander die große Armee verdorben hatten. Schon in der Weihnachtzeit hatte Gropius für die Berliner den Brand von Moskau im Diorama aufgestellt. Seit einigen Wochen waren unter den neuen Büchern häufig solche, welche russisches Wesen behandelten, Beschreibungen des Volkes, russische Dolmetscher, Hefte russischer Nationalmusik. Was vom Osten kam, wurde verklärt durch den leidenschaftlichen Wunsch des Volkes. Niemand mehr, als die Vortruppen des fremden Heeres, die Kosaken. Nächst dem Frost und Hunger galten sie als die Besieger der Franzosen. Wunderbare Geschichten von ihren Thaten flogen ihnen voraus. Sie sollten halbwilde Männer sein, von großer Einfachheit der Sitten und von ausgezeichneter Herzlichkeit, von unbeschreiblicher Gewandtheit, Schlauheit und Tapferkeit. Wie schnell ihre Pferde, wie unwiderstehlich ihr Angriff sei, wurde gerühmt, daß sie die größten Flüsse durchschwimmen, die steilsten Hügel erklettern, die grimmigste Kälte mit gutem Muth ertragen könnten.

Schon am 17. Februar waren sie in der Nähe von Berlin er-

schienen; seitdem erwartete man sie täglich in den Städten, welche weiter nach Westen lagen, täglich zogen die Knaben aus den Thoren, um zu spähen, ob ein Trupp heranreite. Als endlich ihre Ankunft verkündet wurde, strömte Alt und Jung auf die Straßen. Mit fröhlichem Zuruf wurden sie bewillkömmt, eifrig trugen die Bürger herbei, was das Herz der Fremden erfreuen konnte, man war der Ansicht, daß Branntwein, Sauerkraut, Häringe ihrem nationalen Geschmack am meisten entsprechen würden. Alles an ihnen wurde bewundert, ihre starken Vollbärte, das lange dunkle Haar, der dicke Schafpelz, die weiten blauen Hosen und ihre Waffen: Pike, lange türkische Pistolen, oft von kostbarer Arbeit, die sie in breitem Ledergurt um den Leib trugen, und der krumme Türkensäbel. Entzückt sah man, wenn sie sich auf die Lanze stützten und behend über das dicke Sattelkissen schwangen, das ihnen zugleich als Mantelsack diente, oder dann die Lanze einlegten und ihre magern Pferde mit lautem Hurrah antrieben. Und wenn sie gar ihre Lanze mit einem Riemen am Arm befestigten und dahintrotteten, das fremde Werkzeug, den Kantschu, das Staunen der Jugend, in der rechten Hand schwingend, — dann trat Jeder zur Seite und sah ihnen achtungsvoll nach. Auch ihre Reiterkünste entzückten. Im Carriere beugten sie sich zur Erde und hoben die kleinsten Gegenstände auf. Im schnellsten Ritt drehten sie die Pike wirbelnd um den Kopf und trafen sicher den Gegenstand, nach dem sie zielten*). Das frohe Erstaunen wich bald vertraulichen Empfindungen. Schnell gewannen sie das Herz des Volkes. Sie waren besonders freundlich gegen die Jugend, hoben die Kinder auf ihre Pferde und ritten mit ihnen auf dem Platze umher. In den Familien wurde gesungen, wie der Behauptung nach die Kosaken sangen. Jeder Knabe wurde Kosak oder doch Kosakenpferd. Freilich wurden einige Gewohnheiten der

---

*) Mehre Einzelheiten hier und im Folgenden nach einer handschriftlichen Aufzeichnung des Appellationsrath Tepler in Naumburg, für deren gütige Mittheilung der Herausgeber dankbar ist.

heldenhaften Freunde empfindlich, sie hatten die Unart zu mausen, und in ihren Nachtquartieren merkte man's handgreiflich, daß sie gar nicht säuberlich waren. Dennoch blieb ihnen bei Freund und Feind lange noch ein phantastischer Schimmer, selbst als sie sich in den Kämpfen, die jetzt unter civilisirten Menschen geführt wurden, als räuberisch, unzuverlässig und wenig brauchbar erwiesen. Als sie später aus dem Kriege heimkehrten, bemerkte man, daß sie sich sehr verschlimmert hatten.

Nur dreimal in der Woche wurden die Zeitungen ausgegeben, und die Wege waren im Thauwetter des Frühjahres schlecht, so zogen die Neuigkeiten nur langsam, in Absätzen durch die Provinzen, auch wo nicht Truppenmärsche und das Gewirr des Kampfes zwischen vordringenden Russen und weichenden Franzosen hinderte. Aber jedes Blatt, jedes Gerücht, das neue Kunde aus der Provinz Preußen zuführte, wurde mit gespannter Theilnahme aufgenommen. Es wurde auch darüber in den Familien, in den Gesellschaften der Stadt gesprochen, aber leidenschaftlichen Ausdruck hatte die Erregung selten. Es ist wahr, in den Seelen war ein pathetischer Zug, aber nicht mehr in Wort und Geberde kam er zu Tage. Hundert Jahre hatte der Deutsche seine Thränen mit Behagen betrachtet, und um Nichts große Gefühle gehegt, jetzt trat das Größte mächtig an sein Leben, und es fand ihn still, ohne jede Phrase, mit verhaltenem Athem bändigte er sein unruhiges Herz. Kam eine große Nachricht, dann trat dem Hausherrn, der die Botschaft den Seinen verkündete, wol die Thräne in die Augen, er wischte sie heimlich ab. Diese Ruhe und Selbstbeherrschung ist für uns das Eigenthümlichste jener Zeit.

Was sonst noch von Außen an den Einzelnen schlug, das wurde weit mehr deshalb aufgenommen, weil es der eigenen Stimmung entsprach, als weil es eine höhere gab. Mit Erbauung wurden einzelne kleine Flugschriften gelesen, am liebsten, was der treue Arndt so mannhaft seinem Volke zurief. Neue Lieder flatterten durch das Land, in kleinen Heften, nach dem Bänkelsängerbrauch, „gedruckt in diesem Jahr", in der Regel schlecht und roh, voll Haß und Spott,

schon einzelne heißempfundene darunter, es waren Vorläufer der schönen Jünglingspoesie, welche wenige Monate darauf von den preußischen Bataillonen gesungen wurde, wenn sie in die Schlacht zogen. Die besseren dieser Lieder wurden in den Familien zum Clavier gesungen, oder der Gatte blies die Melodie auf der Flöte, die damals noch zur Hausmusik gehörte, und die Mutter mit den Kindern sang leise den Text. Durch Wochen war es das innigste Abendvergnügen. Stärker als auf den Gebildeten, wirkten die Verse auf die kleinen Kreise des Volkes, schnell verdrängten sie den alten Vorrath von Gassenliedern. Zuweilen kaufte der Städter auch eine der häßlichen Carricaturen auf Napoleon und seine Armee, welche damals als Flugblätter im Lande vertrieben wurden, aber oft durch den pariser Dialekt ihres Textes verrathen, daß sie von Franzosen verfertigt sind. Die Roheit und schadenfrohe Gemeinheit, welche uns an den meisten verletzt, übersah man damals leicht, weil sie demselben Hasse dienten; sie haben nur in größeren Städten das Volk der Straße beschäftigt, im Lande selbst geringe Einwirkung geübt.

In solcher Stimmung empfing das Volk die großen Erlasse seines Königs, welche vom 3. Februar, wo die freiwilligen Jäger, bis zum 17. März, wo die Landwehr aufgerufen wurde, die gesammte Wehrkraft Preußens unter die Waffen stellten. Wie ein Frühlingssturm, der die Eisdecke bricht, fuhren sie durch die Seele des Volkes. Hoch wogte die Strömung, in Rührung, Freude, stolzer Hoffnung schlugen die Herzen. Und wieder in diesen Monaten des höchsten Schwunges dieselbe Einfachheit und ruhige Fassung. Es wurden nicht viele Worte gemacht, kurz war der Entschluß. Die Freiwilligen sammelten sich still in den Städten ihrer Landschaft, und zogen mit ernstem Gesang aus den Thoren zur Hauptstadt, nach Königsberg, Breslau, Colberg, bald auch nach Berlin. Die Geistlichen verkündeten in der Kirche den Aufruf des Königs, es war das kaum nöthig. Die Leute wußten bereits, was sie zu thun hatten. Als ein junger Theologe, der predigend seinen Vater vertrat, die Gemeinde von der Kanzel ermahnte, ihre Pflicht zu thun, und zufügte, daß er nicht leere Worte

spreche, und sogleich nach dem Gottesdienst selbst als Husar eintreten werde, da stand sofort in der Kirche eine Anzahl junger Männer auf und erklärte, sie würden dasselbe thun. Als ein Bräutigam zögerte, sich von seiner Verlobten zu trennen und ihr endlich doch seinen Entschluß verrieth, sagte ihm die Braut, sie habe in der Stille getrauert, daß er nicht unter den Ersten aufgebrochen sei*). Es war in der Ordnung, es war nöthig, die Zeit war gekommen, Niemand fand etwas Außerordentliches darin. Die Söhne eilten zum Heer und schrieben vor dem Aufbruch ihren Eltern von dem fertigen Entschluß, die Eltern waren damit einverstanden, es war auch ihnen nicht auffallend, daß der Sohn selbstwillig that, was er thun mußte. Wenn ein Jüngling sich zu einem der Sammelpunkte durchgeschlagen hatte, fand er wol seinen Bruder bereits ebendort, der von andrer Seite zugereist war, sie hatten einander nicht einmal geschrieben.

Die akademischen Vorlesungen mußten geschlossen werden, in Königsberg, Berlin, Breslau. Auch die Universität Halle, noch unter westfälischer Herrschaft, hörte auf, die Studenten waren einzeln oder in kleinen Haufen aus dem Thor nach Breslau gezogen. Die preußischen Zeitungen meldeten das lakonisch in den zwei Zeilen: „Aus Halle, Jena, Göttingen sind fast alle Studenten in Breslau angekommen, sie wollen den Ruhm theilen, die deutsche Freiheit zu erkämpfen." Auf den Gymnasien waren die Großen und Alten nicht immer für die besten Schüler gehalten worden, und mit geringer Achtung hatten die Lehrer über die griechische Grammatik nach den hinteren Bänken gesehen, wo die Recken mißvergnügt saßen, jetzt waren sie die Beneideten, der Stolz der Schule, herzlich drückten die Lehrer ihnen die Hand, und mit Bewunderung sahen die Jüngern den Scheidenden nach. Nicht nur die erste blühende Jugend trieb es in den Kampf, auch die Beamten, unentbehrliche Diener des Staats, Richter, Landräthe, Männer aus jedem Kreise des Civildienstes, auch die Stadtgerichte, die Departements der Landesregierungen; die

*) Denknisse eines Deutschen. S. 229.

Bureaux der Subalternen begannen sich zu leeren. Schon am 2. März mußte ein königlicher Erlaß diesen Eifer einschränken, der Ordnung und Verwaltung des Staates ganz aufzuheben drohte; der Civildienst dürfe nicht leiden, wer Soldat werden wolle, bedürfe dazu der Erlaubniß seiner Vorgesetzten, wer die Verweigerung seiner Bitte nicht tragen könne, müsse den Entscheid des Königs selbst anrufen. Auch der Landadel, der in den letzten Jahren grollend den Umsturz alter Privilegien getragen hatte, jetzt fand er sich wieder. Die Stärkeren traten in allen Kreisen an die Spitze der Bewegung, auch die Schwachen folgten endlich dem übermächtigen Impulse. Wenige Familien, die nicht ihre Söhne dem Vaterland darboten, Vieler Namen stehen in gehäufter Zahl in den Listen der Regimenter. Vor Allen der Adel Ostpreußens. Derselbe Alexander Graf von Dohna-Schlobitten, welcher 1802 Minister des Innern gewesen war, war der erste Landwehrmann, welcher sich im Bataillon des Mohrunger Kreises einschreiben ließ. Wilhelm Ludwig Graf von der Gröben, Hofmarschall des Prinzen Wilhelm, trat als Unteroffizier in das Regiment Prinz Wilhelm Dragoner, drei seines Geschlechts fielen auf den Schlachtfeldern dieses Krieges. Solches Beispiel wirkte auch auf das Landvolk. Ungezählt ist die Menge der Kleinen, die mit ihren gesunden Gliedern dem Staate Alles brachten, was sie besaßen.

Während die Preußen an der Weichsel in dem Drange der Stunde ihre Rüstungen selbständiger, mit schnell gefundener Ordnung und unerhörter Hingabe betrieben, wurde Breslau seit Mitte Februar Sammelpunkt für die Binnenlandschaften. Zu allen Thoren der alten Stadt zogen die Haufen der Freiwilligen herein. Unter den ersten waren dreizehn Bergleute mit drei Eleven aus Waldenburg, Kohlengräber, die ärmsten Leute, ihre Mitknappen arbeiteten solange umsonst unter der Erde, bis sie zur Ausrüstung für die Kameraden 221 Thaler zusammenbrachten; gleich darauf folgten die oberschlesischen Bergleute mit ähnlichem Eifer. Kaum wollte der König an solche Opferfähigkeit des Volkes glauben; als er aus den Fenstern des Regierungsgebäudes den ersten langen Zug von Wagen und Männern

sah, welcher aus der Mark ihm nachgezogen war und die Albrechtstraße füllte, den Zuruf hörte und die allgemeine Freude erkannte, rollten ihm die Thränen über die Wange, und Scharnhorst durfte fragen, ob er jetzt an den Eifer des Volkes glaube.

Mit jedem Tage steigt der Andrang. Die Väter bieten ihre gerüsteten Söhne dar, unter den ersten der Geheime Kriegsrath Eichmann, der zwei Söhne, und der frühere Secretär von Haugwitz, Bürde, welcher drei Söhne bewaffnete. Landschaftsyndicus Elsner zu Ratibor stellt sich selbst und rüstet drei freiwillige Jäger, Geheimer Commerzienrath Krause in Swinemünde sendet einen reitenden Jäger ganz ausgerüstet mit vierzig Ducaten und dem Anerbieten, zwanzig Jäger zu Fuß zu rüsten und ein Jahr zu besolden und zehn Molden Blei zu liefern, Justizrath Eckart in Berlin leistet auf seinen Gehalt von 1450 Thalern Verzicht und tritt als Cavalerist in Dienst, ein Rothkirch stellt sich selbst und zwei equipirte Leute zur Cavalerie, außerdem fünf Pferde, dreihundert Scheffel Getreide und alle tauglichen Arbeitspferde seines Gutes zum Fuhrwesen. Unter den Feurigsten war der wilde Heinrich von Krosigk, Senior eines alten Geschlechts auf Poplitz bei Alsleben. Sein Gut lag im Königreich Westfalen. Er hatte nach 1807 in seinem Park eine Säule von rothem Sandstein mit den eingegrabenen Worten errichtet: „Fuimus Troes“, und hatte die Franzosen und das Königreich Westfalen mit herber Verachtung behandelt. Seiner Einquartierung hatte er stets den schlechtesten Wein hingesetzt, er selbst mit den Freunden hatte den bessern getrunken, sobald sich die Fremden entfernten, und wenn sich ein Franzose beklagt hatte, war er grob und zu jeder Genugthuung bereit gewesen, die geladenen Pistolen hatten immer auf seinem Tische gelegen. Zuletzt zwang er gar seine Bauern, die Gensdarmen ihres eigenen Königs zu arretiren. Jetzt war er grade erst aus der Festung Magdeburg, wohin ihn die Franzosen geführt, ausgebrochen, und hatte sein Gut den Feinden preisgegeben. Der heldenhafte Mann fiel bei Möckern.

So geht es in langer Reihe fort, bald folgen die Städte und

Kreise. Schievelbein, damals der kleinste und ärmste Kreis Preußens, war der erste, welcher anzeigte, daß er dreißig Reiter stelle, ausrüste, auf drei Monate besolde, Stolpe war eine der ersten Städte, welche meldete, daß sie zur Ausrüstung der freiwilligen Jäger 1000 Thaler sogleich und fortan jeden Monat 100 zahle, Stargard hatte zu demselben Zweck schon am 20. März 6169 Thaler und 1170 Loth Silber gesammelt, ein einzelner Gutsbesitzer K. hatte 616 Loth gegeben. Immer größer und zahlreicher werden die Angebote, bis die Organisation der Landwehr den Kreisen volle Gelegenheit giebt, ihre Hingabe in dem eigenen Bezirk zu bethätigen.

Die Einzelnen blieben nicht zurück. Wer nicht selbst in's Feld zog oder einen seiner Familie ausrüsten half, der suchte durch Gaben dem Vaterland zu helfen. Es ist eine holde Arbeit, die langen Verzeichnisse der eingelieferten Spenden zu durchmustern. Beamte verzichten auf einen Theil ihres Gehaltes, Leute von mäßigem Wohlstand geben einen Theil ihres Vermögens, Reiche senden ihr Silbergeschirr, Aermere bringen ihre silbernen Löffel, wer kein Geld zu opfern hat, bietet von seinen Habseligkeiten, seiner Arbeit. Gewöhnlich wird es, daß Gatten ihre goldnen Trauringe — sicher oft das einzige Gold, das im Hause war — einsenden (sie erhielten dafür zuletzt eiserne mit dem Bild der Königin Luise zurück), Landleute schenken Pferde, Gutsbesitzer Getreide, Kinder schütten ihre Sparbüchsen aus. Da kommen 100 Paar Strümpfe, 400 Ellen Hemdenleinwand, Stücke Tuch, viele Paar neue Stiefeln, Büchsen, Hirschfänger, Säbel, Pistolen. Ein Förster kann sich nicht entschließen, seine gute Büchse wegzugeben, wie er in lustiger Gesellschaft versprochen hat, und geht daher lieber selbst in's Feld. Junge Frauen senden ihren Brautschmuck ein, Bräute die Halsbänder, die sie von den Geliebten erhalten. Ein armes Mädchen, der ihr schönes Haar gelobt worden war, schneidet es ab zum Verkauf an den Friseur, patriotische Speculation verfertigt daraus Ringe, wofür mehr als 100 Thaler gelöst werden. Was

das arme Volk aufbringen kann, wird eingesendet, mit der größten Opferfreudigkeit grade von kleinen Leuten*).

Nicht selten hat seither der Deutsche zu patriotischem Zweck beigesteuert. Aber die Gaben des großen Jahres verdienen wol ein höheres Lob. Denn wenn man von jenen Sammlungen der alten Pietisten für ihre menschenfreundlichen Institute absieht, ist es zum erstenmal, daß ein deutsches Volk in solcher Opferlust auflodert. Und

*) Es sei verstattet hier aus den Quittungen, welche Heun in den Zeitungen ausstellte, noch Einiges anzuführen. Es ist freilich zufällig, was grade in ihnen an die Spitze gestellt wird, zumal seine Listen nur einen sehr kleinen Theil der Gaben aufzählen, die ostpreußischen gar nicht. — Vor allen sei die erste patriotische Gabe aufgeführt, welche überhaupt im Jahr 1813 öffentlich erwähnt wird. Schon um Neujahr, lange bevor die freiwilligen Jäger gerüstet wurden, stellte die katholische Gemeinde zu Marienburg in Westpreußen alles entbehrliche Silberzeug ihrer Kirche, etwa 100 Mark, dem Staat zur Verfügung, und bat, weil sie Kirchengut nicht wegschenken dürfe, in Zukunft um die Zinsen des Silberwerths. Der erste Geldbeitrag aber, den Heun verzeichnete, war vom Schneidermeister Hans Hofmann in Breslau, 100 Thlr. — Die ersten, welche ein Pferd schenkten, waren die Bauern Johann Hinze in Deutsch-Borgh, Amt Saarmünd, und Meyer in Elsholz desselben Amts, der letztere hatte nur zwei Pferde. — Der erste, welcher Hafer schenkte, 100 Scheffel, war ein Axleben. — Die ersten, welche ihre goldenen Trauringe einsandten und die Hoffnung aussprachen, daß viel Gold zusammenkommen könne, wenn das Jeder thue, waren der Lotteriecollecteur Rolin und Frau in Stettin. — Die ersten Beamten, welche auf einen Theil ihres Gehaltes verzichteten, waren Professor Hermbstädt in Berlin, jährlich 250 Thaler, und Professor Gravendorst in Breslau, die Hälfte seines Gehalts, und Professor David Schulz, jährlich 100 Thaler. — Der erste, welcher einen Theil seines Vermögens gab, war ein ungenannter Beamter, von 4000 Thalern gab er 1000. — Der erste, welcher sein Silbergeschirr einsandte, war Graf Sandreczky auf Manze in Schlesien, Werth 1700 Thaler, dazu 3 schöne Pferde. — Ein Kanzleidiener 4 silberne Eßlöffel. — Ein Ungenannter 2000 Thaler. — Das Schlächtergewerk von Berlin 1000 Thaler. — Ein Ungenannter 3 goldene Dosen mit Brillanten, Werth 5300 Thaler. — Ein alter Krieger sein einziges Goldstück, Werth 40 Thaler. — Eine alte Frau aus einer kleinen Stadt ein Paar wollene Strümpfe. —

überhaupt zum erstenmal, daß dem Deutschen die Freude wird, für seinen Staat freiwillig hinzugeben.

Auch die Summen, welche damals aufgebracht wurden, würden zusammengezogen Alles, was seither aus weiteren Landstrichen zusammengeschossen wurde, soweit übersteigen, daß sie kaum verglichen werden dürfen. Allein die Ausrüstung der freiwilligen Jäger und was für die Freischaaren in den alten Provinzen gesammelt wurde, muß weit über eine Million gekostet haben. Und sie begreift nur einen kleinen Bruchtheil der freiwilligen Gaben und Einsendungen, welche das Volk brachte*). Und wie war das kleine Volk verarmt!

Nahe aneinander lagen auf der Schmiedebrücke in Breslau die beiden Werbestellen für die freiwilligen Jäger und das Lützow'sche Freicorps. Für die Jäger arbeitete Professor Steffens, der als erster sich und einen Theil der Breslauer Studenten darbrachte, für die Lützower sprach, gestikulirte und schrieb Ludwig Jahn. Beide Truppen wurden ganz durch patriotische Gaben Einzelner ausgerüstet. Die Beiträge für die freiwilligen Jäger sammelte Heun, der hier bessere Geschichten mit treuer Seele durchlebte, als er später in seinen weichlichen Lieslinovellen den Lesern gegönnt hat. Zwischen den Lützowern und den Jägern war ein Wettstreit, ein freundlicher und mannhafter; aber auch hier brach wieder der Gegensatz in den Richtungen hervor: ob mehr deutsch, ob mehr preußisch, noch waren es nur verschiedene Brechungen desselben Lichtstrahls. Auch der alte Gegensatz des Gemüths, der bereits seit dem vorigen Jahrhundert im Bürgerthum erkennbar ist, wurde sichtbar: feste, umsichtige, bescheidene Kraft und ein weicher, enthusiastischer Sinn und höherer Schwung.

---

*) Es wurden 10,000 Mann freiwilliger Jäger und etwa die Hälfte der Freischaaren mit 2500 Mann aus den alten Provinzen gerüstet, darunter etwa 1500 Pferde. Schlägt man die Kosten eines Jägers zu Fuß auf 60 Thaler, die eines Reiters auf 230 Thaler an — der Pferdepreis war hoch — so erhält man die Summe von 1,150,000 Thalern, welche sicher zu niedrig ist. Dabei sind der Sold und die Zuschüsse, welche den einzelnen Jägern von Privaten gezahlt wurden, gar nicht gerechnet.

Die erstere Richtung vertraten zumeist die Preußen, die letztere die patriotischen Jünglinge, welche aus der Fremde herzugeeilt waren. Nicht gleich war das Schicksal der beiden Freiwilligenbureaux. Aus den 10,000 freiwilligen Jägern, welche jedem Regiment der Preußen zugetheilt wurden, ging die Kraft des preußischen Heeres hervor, sie waren das moralische Element der Armee, die Hilfe, Stärke und Ergänzung des Offiziercorps, und sie haben dem preußischen Kriege von 1813 nicht nur die stürmische Tapferkeit, auch den Adel und hohen Sinn gegeben, welcher in der Kriegsgeschichte etwas ganz Neues war. Die Freischaar Lützow's dagegen erfuhr, daß rauhes Schicksal den Schöpfungen höchster Begeisterung gern feindlich gegenübertritt. Zumeist an sie hatte sich die Poesie der Gebildeten geheftet, sie enthielt einen großen Theil der deutschen Studentenschaft, leidenschaftlich Erregte, aber sie schwoll ebendeshalb zu übergroßer Stärke an, die zu behendem Dienst im Rücken des Feindes kaum mehr geeignet war, und ihr Führer, ein braver Soldat, hatte nicht die Eigenschaften und das Glück eines verwegenen Parteigängers. Ihre Kriegsthaten entsprachen nicht der hochgespannten Erwartung, womit man ihre Rüstung begleitete, sie hat später einen Theil ihrer tüchtigsten Kräfte an andere Heerkörper abgegeben. Aber unter ihren Offizieren war der Dichter, der vor Andern bestimmt war, kommenden Geschlechtern den hinreißenden Zauber jener Tage im Liede zu überliefern, er selbst von vielen rührenden Jünglingsgestalten jenes Kampfes eine der reinsten und herzlichsten in Leben, Lied und Tod: Theodor Körner.

Auch in der großen Stadt, wo der Freiwillige sich die Ausrüstung zu besorgen hatte, fand er nicht ein lärmendes Getöse aufgeregter Massen. Kurz und ernsthaft that jeder seine Pflicht, ebenso er selbst. Wer kein Geld hatte, den unterhielt der fremde Kamerad, der zufällig mit ihm zusammentraf. Die einzige Sorge des Ankommenden war, seine Armatur zu finden. Hatte er zwei Röcke, so ließ er als Lützower schnell den einen schwarz färben und zurichten, sein größter Kummer war, ob die Patrontasche auch zur Zeit fertig würde.

Fehlte ihm Alles, und konnte ihm das Bureau nicht sogleich den Bedarf geben, so wagte er nur selten ein Zeitungsinserat, in dem er bat. Sonst hatte ihm das Geld so wenig Bedeutung als seinen Kameraden. Er behalf sich dürftig, was lag jetzt daran, für tönende Phrasen und patriotische Reden hatte er keine Zeit und kein Ohr. Wer ja gespreizt einherging in kriegerischem Putz, wurde verlacht, alles Renommiren und Säbelklirren war verächtlich. So war die Stimmung der Jugend. Es war eine tiefe Begeisterung, eine innige Hingabe, ohne das Bedürfniß des lauten Ausdrucks. Schon damals stieß das Wichtigthun und die Schauspielerei des eifrigen Jahn Viele ab, kurz darauf brachte ihn dieselbe Unart sogar in den Ruf eines Poltrons.

In Manchen war ein Zug von schwärmerischer Frömmigkeit, nicht in der Mehrzahl. Aber jeder der Bessern war voll von dem Gedanken, daß er jetzt eine Pflicht übernehme, vor der jede andere Erdenpflicht nichts sei, darum kam zu der Freudigkeit, die ihn erfüllte, eine gewisse feierliche Ruhe. In solchem Sinne that er emsig, ehrbar, gewissenhaft seinen ersten Dienst, übte sich unermüdlich auch auf der Zimmerecke, die er bewohnte, in Bewegung und Gebrauch der Waffen. Er sang unter Kameraden mit feuriger Empfindung eines der neuen Kriegslieder, aber auch diese Lieder erwärmten ihn, weil sie ernst und feierlich waren, wie er selbst. Er wollte nicht Soldat heißen. Das Wort war berüchtigt aus der Zeit, in welcher der Stock herrschte. Er war ein Krieger. Daß er gehorchen müsse, seine Pflicht bis zum Aeußersten thun, auch den beschwerlichen Mechanismus des Dienstes, davon war er innig überzeugt. Auch daß er sich musterhaft halten müsse, als Beispiel für die weniger Gebildeten, die neben ihm standen. Er war entschlossen, streng wie er gegen sich war, auch auf die Ehre seiner Kameraden zu halten. In dem heiligen Kriege sollte keine Frechheit und keine Roheit der alten Soldaten die Sache schänden, für die er focht. Er mit seinen „Brüdern" hielt selbst das Ehrengericht, und strafte den Unwürdigen. Aber er wollte nicht beim Heere bleiben. Wenn das Vaterland frei war und der Franzose gebändigt, dann wollte er zurückkehren zu seinen Vorlesungen, zu den

Acten, in die Arbeitsstube. Denn dieser Krieg war nicht wie ein anderer. Jetzt stand er als Gemeiner in Reih und Glied, aber wenn er am Leben blieb, würde er über's Jahr wieder sein, was er vorher gewesen.

Neben solchen Freiwilligen trat der alte Offizier aus der Zeit der Adelsherrschaft und des Stockes. Er hatte seine Pflicht im unglücklichen Kriege gethan, er war vielleicht als Gefangener, ausgeplündert, abgerissen durch die Straßen Berlins geschleppt worden, dort hatte das Volk der Straße ihn mit Schmähreden und Flüchen verfolgt und die Faust gegen ihn geballt; dann war nach dem Frieden ein Kriegsgericht über ihn gehalten worden, er war freigesprochen, aber auf elendes Wartegeld entlassen worden. Seitdem hatte er gedarbt und in der Stille mit den Zähnen geknirscht, wenn die fremden Sieger ebenso übermüthig auf ihn herabsahen, wie einst er selbst auf die Civilisten. Er hatte, wenn er nicht Weib und Kind erhalten mußte, mit seinen Schicksalsgefährten jahrelang in dürftiger Wohnung gehaust, in unordentlichem Haushalt, einige von den Fehlern des alten Offizierstandes hatte er nicht abgelegt, die Zeit der Entbehrungen hatte ihn nicht weicher und milder gemacht, die herrschende Empfindung seiner Seele war Haß, tiefer, grimmiger Haß gegen den fremden Eroberer. An unsichrer Hoffnung, vielleicht an eitlen Racheplänen hatte er lange gezehrt, jetzt kam die Zeit der Vergeltung. Auch in seinem Haupt hatte die Zeit der Knechtschaft Einiges geändert. Er hatte gemerkt, wie ungenügend sein Wissen war, und er hatte in ernsten Stunden etwas für seine Bildung gethan, er hatte gelernt und gelesen, auch er war durch das edle Pathos Schiller's begeistert worden. Aber er sah doch mit Mißtrauen und Abneigung auf die neumodischen Krieger, die jetzt vor ihm im Gliede stehn sollten, der alte Groll gegen das Schreibervolk war noch sehr lebendig, das ungeschulte Wesen mit seinen hohen Ansprüchen verletzte ihn. Derselbe Gegensatz stieß sich oben wie unten, unter den Generälen wie in der Compagnie. Es ist eine der merkwürdigen Erscheinungen dieses Krieges, daß er so gut gebändigt wurde; die Freiwilligen lernten schnell militärischen Gehorsam, und wie werthvoll die

Dienstkenntniß ihres Vorgesetzten sei; und der Offizier verlor einiges von der Rauheit und Willkür, womit er sonst seine Mannschaft behandelt hatte. Und er hörte zuletzt behaglich zu, wenn ein verwundeter Jäger mit dem Arzt darüber stritt, ob ihm der flexor des Mittelfingers durchgehauen sei, oder wenn seine Gemeinen beim Bivouakfeuer etwa in Erinnerung an juristische Collegienhefte lebhaft erörterten, ob bei dem zweideutigen Verhältniß, in welches ein Kosak zu einer Gans getreten war, culpa lata oder dolus anzunehmen sei. Im Ganzen erwies sich die Mischung als vortrefflich.

Aber unendlich größer als die freiwilligen Leistungen war der Gewinn, welcher für die Regierung Preußens daraus hervorging, daß sie jetzt erst erfuhr, was sie einem solchen Volke als Pflicht zumuthen dürfe. Die großartigen Dimensionen, welche der Kampf annahm, die imponirende Kriegsmacht Preußens, das Gewicht, welches dieser Staat durch die Bedeutung seines Heeres bei den Friedensverhandlungen erhielt, beruhen im letzten Grund auf dem hohen Sinn, der in den ersten Frühlingsmonden des Jahres die Welt überraschte. Durch ihn erhielt die Regierung den Muth, die Kräfte so hoch zu spannen, wie sie gethan. Daß Ostpreußen außer seinem Contingent zum stehenden Heer zwanzig Bataillone Landwehr und das berittene Nationalregiment aus eigener Kraft, fast ohne die Regierung zu fragen, in wenigen Wochen aufgestellt hatte, nur diese ungeheure Kraftentwicklung machte die Errichtung der Landwehr im ganzen Staatsgebiet möglich.

Und daß auf Befehl seines Königs das Volk dies zweite Heer in geordneter Weise gehorsam und willig schuf, daß es in den alten Provinzen 120 Bataillone und 90 Schwadronen Landwehr rüstete und verpflegte, ist wieder nur ein Theil seiner Anstrengung.

Und wie treu hat es dem Befehl seines Königs gehorcht!

Die Landwehr des Frühjahrs 1813 hatte noch wenig von dem kriegerischen Aussehen, welches sie durch die Schlachten und die spätere Organisation erhielt*). Ihre Mannschaft bestand aus Solchen, welche

*) Für Mehres ist der Herausgeber einer Aufzeichnung des würdigen Oberregierungsrath Häckel zu Dank verpflichtet.

zum Dienst im stehenden Heere nicht herangezogen waren, und jetzt aus der männlichen Bevölkerung bis zu vierzig Jahren durch Loos und Wahl genommen wurden. Da die gebildete Jugend, das erste Kriegsfeuer der Nation, zum größten Theil bei den freiwilligen Jägern eingetreten war oder die Lücken des stehenden Heeres ergänzt hatte, so wären die Elemente der Landwehr wahrscheinlich von geringer Kriegstüchtigkeit gewesen, wenn nicht auch hier ein Theil der Besitzenden sich freiwillig eingereiht hätte. Es war die schwere Masse des Krieges, die Gemeinen meist Landvolk, die Führer Landedelleute, Beamte, ältere Offiziere auf Halbsold, und wer sonst durch das Vertrauen seines Kreises gewählt war, aber auch junge Freiwillige. Ein ungewöhnliches, bunt zusammengewürfeltes Material für den Felddienst, viele der Offiziere ohne jede Kriegserfahrung wie die Gemeinen. Auch die Ausrüstung war im Anfang nur unvollkommen, sie wurde — bis auf einen Theil der Waffen — von den Kreisen beschafft: die Litewka, lange Hosen von grauer Leinwand, eine Tuchmütze mit weißem Blechkreuz, die Waffen im ersten Glied Piken, im zweiten und dritten Gewehre, der Reiter führte eine Pistole, Säbel und Pike. In der Kreisstadt wurde die Mannschaft eingereiht, exercirt und nothdürftig ausgerüstet, bei der Eile geschah es, daß Bataillone zum Heere commandirt wurden, die noch keine Waffen und kein Schuhwerk hatten, dann zogen die Leute barfuß, mit Stangen der Elbe zu, im Aussehn mehr einem Haufen Räuber, als gesetztem Kriegsvolk zu vergleichen, auch sie willig, oft mit Gesang und dem kräftigen Hurrah, das sie von den Kosaken angenommen hatten. Durch einige Wochen sah die Linie, zumal der alte Offizier, mit Verachtung auf die neue Einrichtung, Niemand grimmiger als der strenge York. Als sich der würdige Oberst Putlitz zu Berlin ein Landwehrcommando ausbat, er, der schon tapfer in der französischen Campagne gefochten, und im Jahr 1807 ein Schützencorps im schlesischen Gebirge gesammelt hatte — da fragten ihn die Stabsoffiziere spöttisch: ob er sich denn mit diesen Haufen zu schlagen gedenke. Nach dem Kriege erklärte der tapfre General die Zeit, in welcher er Landwehr

commandirt, für die glücklichste seines Lebens. Denn in keiner neuen Organisation des Heeres hat sich die Gewalt des großen Jahres und die Tüchtigkeit des Volkes so glänzend bewährt, als in dieser. Diese Bauerknaben und linkischen Ackerknechte wurden in wenig Wochen zuverlässige und tapfre Soldaten. Es ist wahr, sie haben unverhältnißmäßigen Verlust an Menschen gehabt, sie haben auch in ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Feind nicht immer feste Haltung gezeigt, oder den schnellen Wechsel von Zagheit und Muth, welcher jungen Truppen eigen ist, aber sie haben, vom Pfluge und von der Werkstatt zusammengerufen, schlecht bekleidet, schlecht geübt, schlecht bewaffnet, wie sie waren, schon in den ersten Wochen alle schwere Feldarbeit kriegsgewohnter Truppen thun müssen. Daß sie das überhaupt vermocht, und daß sich schon damals einzelne Bataillone so brav geschlagen, daß sogar ihr Gegner York sie mit abgezogenem Hut begrüßte, dies ist, soviel bekannt, in der Kriegsgeschichte unerhört. Bald waren sie von den Truppen der Linie nicht zu unterscheiden, es war ein Wetteifer der Tapferkeit.

Billig rühmt der Sohn jener Zeit zuerst die Männer der Landwehr selbst, welche sich dem Rufe stellten. Aber nicht weniger wichtig war der Eifer, mit welchem das Volk daheim nach dem Gebot für den Krieg arbeitete. Jeder Beruf, jeder Bürger, die kleinsten Orte, entlegene Landkreise, trugen ihren Theil an dem Werk, oft war in ihnen, zumal wenn sie an der Grenze lagen, Leiden und Arbeit am größten. Eine einfache Einrichtung genügte für die Geschäfte in den Kreisen: eine Kreiscommission aus zwei Rittergutsbesitzern, einem Städter, einem Landbewohner gebildet, der Landrath des Kreises und der Bürgermeister der Kreisstadt waren fast immer die eifrigsten Mitglieder. Und es war allerdings eine Thätigkeit für einfache Männer, welche geeignet war, außergewöhnliche Kraft wach zu rufen. Die Reste der französischen Armee mit ihrem Hunger und Typhus, die nachdrängenden Russen, durch mehre Monate in zweifelhafter Stellung, zwei Sprachen, die der neuen Freunde noch fremdartiger, als der weichenden Feinde, dazu die Roheit und

Wildheit der neuen Bundesgenossen, deren Subalternoffiziere zum großen Theil nicht besser waren, als ihre Leute, lüstern nach Branntwein und wenigstens bei den irregulären Truppen ebenso räuberisch und weit brutaler. Bald lernte der Kreiscommissar mit dem wilden Volk verkehren. Der Tabakkasten mit Thonpfeifen stand geöffnet in der Amtsstube, es war ein endloses Kommen und Gehen der russischen Offiziere, sie stopften und rauchten, forderten Branntwein und erhielten das unschädliche Bier. Kam die Roheit bei den Fremden einmal zum Ausbruch, so lernte der preußische Beamte zuletzt die Unartigen mit ihren eigenen Waffen schlagen, mit dem Kantschu, den ihm vielleicht ein russischer Stabsoffizier zurückgelassen hatte, damit er mit seinen Leuten leichter fertig werde. Noch füllten die letzten Typhuskranken der Franzosen das Hospital der Stadt, die Baschkiren bivouakirten mit ihren Filzmützen auf dem Marktplatz,, die Einwohner zankten sich mit der fremden Einquartierung, jeden Tag wurden von den Russen Lebensmittel und Fuhren requirirt, Couriere, russische und preußische Offiziere forderten Vorspann, die Ackerbürger und die Bauern der nahen Dörfer klagten, daß ihre Pferde abgetrieben seien, kein Knecht zu finden und eine Bestellung des Ackers unmöglich. Und in solchem Wirrwarr kamen Befehle der eigenen Regierung, dictatorisch und gewaltsam, wie es die Zeit verlangte, und nicht immer praktisch, wie es bei der Eile natürlich war. Die Tuchmacher sollten Tuche liefern, die Schuhmacher Schuhwerk, Riemer und Sattler Patrontaschen und Sättel, so viel Hundert Paar Stiefeln und Schuhe, so viel Hundert Stück Tuch, so viel Sättel, Alles in kurzen Wochen, ohne Geld, gegen unsichere Anweisungen. Die Handwerker aber waren zum größten Theil arme Leute, selbst ohne Credit, wie sollte der Rohstoff beschafft werden, wie die Arbeiter bezahlt, wie das Leben getragen in diesen Wochen, in denen man den gewöhnlichen Verdienst, der jetzt grade kam, versäumte? Das ging nicht eine Woche, ein ganzes Jahr hindurch. Wahrlich, der Opfermuth, welcher sich in Gaben bethätigte und in Darbringung des eigenen Lebens, war in dieser großen Zeit das Hohe und Schöne, aber nicht minder ehrenwerth

war die aufopfernde, anspruchslose und unbemerkte Pflichterfüllung von vielen tausend Kleinen, welche Jeder in seinem Kreise, in der Stadt, im Dorfe für dieselbe Idee des Staates arbeiteten bis an die äußersten Grenzen der eigenen Kräfte.

Noch ungelöst ist die Frage, welche militärische Bedeutung in einem civilisirten Lande die allgemeine Volksbewaffnung haben könne. Bis an die letzte Möglichkeit der Forderung ging das Gesetz über Errichtung des Landsturms. In dem ersten Erlaß (21. April) ist eine fast fanatische Strenge, die bei der spätern Aufnahme in die Gesetzsammlung (24. Juli) sehr gemildert wurde. Das Edict übte eine große moralische Wirkung, es war eine scharfe Mahnung an den Säumigen, daß es sich jetzt für Alle um Tod und Leben handle. Es hat durch seine draconischen Paragraphen auch dem Feind imponirt. Aber es wurde sogleich nach seinem Erscheinen von unbefangenem Urtheil scharf getadelt, weil es Unmögliches forderte, und es hat eine große praktische Wirkung nicht gehabt. Die Preußen waren von je ein kriegerisches Volk, aber sie waren 1813 nicht in dem Sinne kriegstüchtig, wie wol jetzt. Neben dem stehenden Heere saß vor Einführung der allgemeinen Dienstpflicht der friedliche Bürger ohne jede Uebung in Waffe und Massenbewegung, höchstens die alten Schützengilden hantierten mit alterthümlichen Schußwaffen. Jetzt aber hatte das Volk seine gesammte kampffähige Mannschaft in's Feld gesandt, hoch war bereits die Kraft gespannt, jede Familie hatte abgegeben, was sie von kriegerischem Muth besaß. Die älteren Männer, welche zurückblieben, ohnedies unentbehrlich bei der täglichen Arbeit des Feldes und der Werkstatt, waren durchaus nicht vorzugsweise befähigt, tapferen Waffendienst zu thun. So war es kein Wunder, daß gerade dieses furchtbare Gesetz die heitere Kehrseite der großen Zeit zu Tage brachte, neben unendlichem guten Willen auch Unbehilflichkeit und Spießbürgerei. Es wurde mit großer Erbauung gelesen, daß das ganze Volk in Waffen treten solle, dem andringenden Feinde zu widerstehen. Auch daß Weiber und Kinder zu einzelnen Geschäften verwendet werden sollten, war nach dem Herzen der

Leser, zumal der unerwachsenen. Bedenklicher war schon der Satz, daß auf Feigheit Verlust der Waffen, Verdopplung der Abgaben und körperliche Züchtigung gesetzt sei, denn wer Sclavensinn zeige, solle als Sclave behandelt werden. Da war der arme kleine Handwerker, der kümmerlich seine Kinder vor dem Hunger bewahrte und nie ein Gewehr berührt hatte, auch jeder Balgerei sein Lebtag ängstlich aus dem Wege gegangen war, allerdings in der Lage, sich nachdenklich die schwierige Frage vorzulegen, was ist Feigheit? zumal gegenüber feindlichen Gewehren? Und wenn das Gesetz ferner verbot, in der Stadt, welche vom Feinde besetzt war, irgend Schauspiel, Ball, Lustbarkeit zu besuchen, nicht die Glocken zu läuten, keine Trauung zu vollziehen, zu leben wie in tiefster Trauer, so erschien auch das dem unbefangenen Sinn der Deutschen gewaltsam, mehr spanisch und polnisch, als deutsch.

Dennoch sah das Volk in der Begeisterung des Frühjahrs über die Härten weg, und rüstete sich zum Sturme. Schon vor dem Erlaß war in Ostpreußen durch patriotischen Sinn hier und da Aehnliches eingerichtet worden. Jetzt verbreitete sich der Eifer durch die Städte, weniger auf dem offenen Lande. Begonnen wurde die Organisation fast überall, durchgeführt an mehren Orten. Die Fanale wurden aufgerichtet, von Berlin bis zur Elbe und nach Schlesien ragten die Lärmstangen, harzige Kiefern, auf welche eine leere Theertonne genagelt war, mit getheertem Stroh umwunden. Neben ihnen hielt ein Posten die Wache; sie haben mehr als einmal ihren Dienst gethan. Jede Art Waffen wurde zusammengesucht, Jagdflinten und Pistolen, was auch §. 43 der Ordnung klug vorausgesehen hatte, wenn er bestimmte: „Zur Munition kann in Ermangelung von Kugeln jede Art von großem Schrot benutzt werden, daher die Besitzer von Feuergewehren beständig Pulver und Blei hinreichend vorräthig haben müssen.“ Wer kein Gewehr hatte, ließ sich, wie eben erst die Landwehrmänner, jetzt auch für den Sturm die Pike anfertigen, in Compagnien wurde exercirt, die Fleischer, Brauer, Vorwerker bildeten Schwadronen. Das erste Glied des Fußvolkes waren Lanzenträger, das zweite und

dritte trug womöglich Gewehre. Auch hierbei gingen die geistigen Führer des Volkes mit gutem Beispiel voran, sie wußten wohl, daß das nöthig war. Es wurde gerade ihnen nicht immer leicht, zumal wenn sie nicht mehr in der ersten Jugend lebten. In Berlin saßen Savigny und Eichhorn bereits im Landwehrausschuß, beim Landsturm war Niemand eifriger als Fichte, seine Pike und die seines Sohnes lehnten im Vorsaal an der Wand, und es war eine Freude den eifrigen Mann zu sehen, wenn er auf dem Exercierplatz die Waffe schwenkte und zur Attake ausfiel. Man hatte ihn zum Offizier machen wollen, er hatte das mit den Worten abgelehnt: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen." Er, Buttmann, Rühs, Schleiermacher exercirten in derselben Compagnie; Buttmann aber, der große Grieche, vermochte durchaus nicht rechts und links zu unterscheiden, er erklärte das für das Schwerste. Rühs war in derselben Lage, und immer wieder begegnete den beiden Gelehrten, daß sie bei den Wendungen einander den Rücken zukehrten oder verdutzt in die Augen sahen. War dann einmal von dem Zusammentreffen mit dem Feind die Rede, und wie sich ein tapfrer Mann dabei zu halten habe, dann hörte Buttmann, betrübt auf seinen Spieß gelehnt, zu, und sagte endlich: „Ihr habt gut reden, ihr seid von Natur herzhaft *)."

Und sollte der Landsturm einmal mobil gemacht werden, zur Aufrechthaltung der Sicherheit im Kreise, oder zum Dienst im Rücken des Feindes, auch in der Nähe der Festungen, welche noch von Franzosen besetzt waren, dann läutete die Sturmglocke und die Stadt gerieth in stürmische Bewegung. Aengstlich packten die Hausfrauen Speise und Trank, Bandagen und Charpie in die Tornister, — denn nach §. 42 des Reglements durfte Niemand Tornister, Brotsack und Feldflasche vergessen und nach §. 54 war es seine Pflicht Proviant für drei Tage bei sich zu tragen — und nicht selten empfanden die weiblichen Einwohner, wie die Frau eines Messerschmiedes in Burg, welche vor dem Commando die Erklärung abgab, ihr Mann müsse zurückbleiben,

*) Nach Familienerinnerungen.

denn er sei der einzige Messerschmied im Orte, oder wie die Frau eines Uhrmachers, die den Gatten gezwungen hatte, sich zu verstecken. Er aber wurde von andern Frauen, deren Männer ausgezogen waren, erspürt, auf dem Kirchhof über ein Grab gelegt und mit der flachen Hand mütterlich abgestraft.

Wer als Kind jene Zeit durchlebt hat, der erinnert sich noch der Begeisterung, mit welcher auch die Knaben rüsteten. Die größeren traten ebenfalls in Compagnien zusammen und bewaffneten sich mit Piken. Auch der Kleinere mußte einen tüchtigen Knüttel bewahren. Ein armer Knabe, der in einer Fabrik arbeitete, wurde gefragt, weshalb er keine Waffe führe. „Ich habe alle Taschen voll Steine" — die trug er gegen die Franzosen mit sich herum*). Und keine Bestimmung der Landsturmordnung fand bei dem heranwachsenden Geschlecht so eifrigen Gehorsam, als §. 50: „Jeder Landstürmer trägt womöglich eine hellgellende Pfeife mit sich, um sich mit andern in der Dunkelheit zu erkennen und zu verständigen." Durch angestrengten Fleiß lernte die Jugend jeder Art von Signalpfeifen schrille Töne entlocken, und es ist Grund zu der Annahme, daß der virtuose Gebrauch der Pfeife, welche noch jetzt bei jeder Erregung der Straßen hörbar wird, zuerst durch den Franzosenhaß zu den geheimen Fertigkeiten unserer Jugend gefügt wurde. — Nur selten hat der Landsturm im Jahr 1813 militärischen Dienst geleistet. Er hat öfter die Landkreise von marodirendem Gesindel gesäubert, hat Wachen und Botendienste verrichtet; ernste Waffenarbeit gegen die Feinde hat er wol nur in demselben Büren gethan, welches schon unter Friedrich II. seine fahnenflüchtigen Söhne zum Heer des Königs zurückjagte. Dort trugen nach dem Frieden alle Männer die Kriegsmedaille. Aber fest haftet noch heut im Volk die Erinnerung an diese Einrichtung des großen Jahres, sie ist lebendiger geblieben, als andere von machtvollerer Wirkung. Noch heut rühmt sich der Alte, der damals nicht mit im

*) Aufzeichnung des Appellationsgerichtsrath Tepler, der selbst als Knabe mit dem Landsturm gegen die Franzosen in Magdeburg zu Felde zog.

Felde lag, daß er wenigstens daheim für das Vaterland die Waffe getragen hat. So ziemt auch den Söhnen, daran zu gedenken. Wol mag die Zeit kommen, wo in anderen Formen und mit strengerer Zucht der allgemeine Waffendienst des Volkes ein wesentlicher Theil der deutschen Wehrkraft wird.

Während aber hier das gefahrlose Spiel dicht bei furchtbarem Ernste lag, war doch Ohr und Auge eines Jeden unablässig in die Ferne gerichtet. Der wilde Ernst des Krieges hatte begonnen. Um die Lieben, die gegen den Feind rangen, um das Geschick des Vaterlandes sorgten unablässig die Zurückgebliebenen. Kein Tag, der nicht Gerüchte, kein Posttag, der nicht bedeutungsvolle Ereignisse verkündete. Das eigene Leben schwand fast dahin vor der Sehnsucht und Erwartung, womit man über die Stadtmauern in die Ferne sah. Jeder kleine Erfolg der Waffen erfüllte mit Entzücken. An der Thür des Rathhauses, in der Kirche, im Theater, wo sich irgend Menschen zusammenfanden, wurde er verkündet. Am 5. April war das Gefecht bei Zehdenick, der erste zweifellose Sieg der Preußen, weit herum in der Landschaft eilten die Leute auf die Kirchthürme, zuerst eine Kunde zu erspähen. Und als der Geschützdonner schwieg und die frohe Botschaft durch die Landschaft lief, da kannte die Freude keine Grenzen. Alles Löbliche wurde stolz gerühmt, vor allem die tapfre Batterie, welche mit Geschütz und Pulverwagen durch den brennenden Flecken Leitzkau auf den Feind zugejagt war, mitten durch die Flammen, welche über ihr zusammenschlugen; dann die schwarzen Husaren mit dem Totenkopf, wackere Lithauer, welche die geputzten rothen Husaren aus Paris beim ersten Ansprung überritten hatten. Und als der Gutsherr des Fleckens darauf in den Zeitungen für seine armen abgebrannten Leute sammelte und sich dabei entschuldigte, daß er in solcher Zeit noch für Privatunglück Hilfe erbitte, da vergaß man auch die Landsleute nicht, welche dort zuerst durch den Krieg gelitten hatten.

Lauter wurde das Getöse des Krieges, grimmiger der Zusammenstoß der Massen, Siegesjubel und bange Sorge nahmen in schnellem

Wechsel die Herzen der Zurückgebliebenen gefangen. Nach der Schlacht bei Großgörschen wurde verkündet, daß den Verwundeten Hilfe Noth thue: Decken, Binden, Verbandzeug. Da begann überall im Volke ein Sammeln von Leinwand und ein Charpiezupfen. Unermüdlich zogen Kinder und Erwachsene die Fäden alter Leinwand auseinander, die Frauen schnitten Binden, der Lehrer sogar schnitt in der Schule mit der Papierscheere die Lappen zurecht, welche ihm Mädchen und Knaben nach seiner Forderung von Hause mitgebracht hatten, und mit heißen Wangen zerzupften die Kinder, während er lehrte, ihre Stücke zu großen Ballen. Es wurde eine gewöhnliche Abendarbeit der Familien. Es konnte den Kriegern doch ein wenig helfen.

In der Nähe der verbündeten Heere, in den Hauptstädten wurden große Lazarethe eingerichtet, überall traten die Frauen helfend dazu. Hofdamen, Schriftstellerinnen, wie Rahel Levin, treue Hausmütter. In einem großen Lazareth Berlins waren Frau Fichte und Frau Reimer die Vorsteherinnen der weiblichen Pflege. Das Lazareth war durch die heimkehrenden Franzosen zu einem Pestort geworden, bösartige Nervenfieber herrschten und die Phantasien der Kranken machten den Aufenthalt entsetzlich. Der Gattin Fichte's graute vor dem Furchtbaren, er aber suchte sie in seiner großen Weise festzuhalten. Da wurde auch sie vom Nervenfieber befallen, er pflegte die Erkrankte, wurde angesteckt und fand selbst den Tod. Auch Reil, der große Arzt und Gelehrte, erlag dort in seiner menschenfreundlichen Arbeit. Frau Reimer aber hielt aus. Ihr Haus war vor dem Kriege ein Sammelpunkt für die preußischen Patrioten gewesen, jetzt stritt ihr Hausherr als märkischer Landwehrmann unter Putlitz. Die Sorge um den Gatten, um sein Geschäft, um ihre kleinen Kinder, das Alles nahm der tapferen Frau nicht Muth nicht Zeit, vom Morgen bis zum Abend, das Frühjahr, den Sommer, war sie in der aufregenden Thätigkeit, unermüdlich theilte sie sich zwischen dem Hause und der Krankenpflege, unzerstörbar erschien ihr selbst ihr Leben *).

*) Sie lebt in Berlin, jetzt Mutter eines großen Geschlechts.

Dem Gatten, den Freunden, den Zeitgenossen, war dieser Eifer natürlich und selbstverständlich. In ähnlicher Weise haben deutsche Hausfrauen an allen Orten ihre Pflicht gefaßt, mit größter Selbstverleugnung, opferfreudig, in stiller dauerhafter Kraft.

Die furchtbare Schlacht bei Bautzen kam, der Waffenstillstand folgte. Sorgenvoller wurde der Blick der Preußen. Ströme von Blut waren geflossen, ihr Heer zurückgedrängt, der Kaiser schien für irdische Waffen unbesiegbar. Und doch, obgleich gerade die Klügsten einige Wochen finster in die Zukunft schauten, dem Volke erhielt eine richtige Empfindung das Selbstgefühl und den gehobenen Entschluß. Vertrauen zu Gott, zur guten Sache, zur eigenen Kraft, war die Grundstimmung. Jeder sah, daß die preußische Kraft in diesem Feldzug unvergleichbar stärker war, als im unseligen letzten Kriege. Nur noch wenig schien an Stärke zu fehlen, und man warf den Tyrannen; wenn man die Anstrengung noch um etwas erhöhte, so mochte er hinweggeschleudert werden. Die freiwilligen Beiträge gingen fort, noch im Spätherbst wurde über den Empfang quittirt. Die Ausrüstung der Landwehren wurde beendet, überall schnitt, nähte, pochte der Handwerker für seinen König und das Vaterland.

Und wieder begann der Drang des Krieges, Stoß und Gegenstoß, Flut und Rückschlag; hart drängten die Heere, bald sah man vom Thurm die Heerhaufen der Feinde, bald der Freunde heranziehen. Die Städte und Landschaften im Westen von Berlin und Breslau erfuhren jetzt selbst das Schicksal des Krieges. Ach, seine schrecklichen Bilder sind dem Deutschen nicht fremd, bis zur Zeit unserer Väter haben sie fast jeder Generation deutscher Bürger die Seele erschüttert.

Dumpfe kurze Schläge in der Luft; es ist ferner Kanonendonner. Auf dem Markt, vor den Thoren stehen lauschende Haufen, wenig wird gesprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, als fürchte der Sprecher den Klang in der Luft zu übertönen. Vom Kranz der Thürme, vom Giebel der Häuser, welche dem Kampfplatz zu liegen, spähen die Augen der Bürger ängstlich in die Ferne. Am Rande

des Horizonts liegt es wie eine weiße Wolke im Sonnenlicht, nur zuweilen regt es sich darin, ein helles Aufleuchten, ein dunkler Schatten. Aber auf den Seitenwegen, welche aus den nächsten Dörfern von der Landstraße seitab führen, bewegen sich dunkele Haufen. Es sind flüchtige Landleute, welche quer durch das Land in den Wald oder in die Berge ziehen. Jeder trägt auf den Schultern, was er zusammenraffte, nur Wenige vermögen ihre Habe zu fahren, denn Wagen und Pferde sind ihnen schon seit Wochen vom Kriegsvolk genommen, Buben und Männer treiben mit ängstlichem Schlag ihre Heerden, laut jammernd tragen die Weiber ihre kleinsten Kinder. Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Rennen stürmt ein Reiter durch das Stadtthor und wieder einer. Die Unsern ziehen sich zurück. Die Haufen der Bürger fahren auseinander, angstvoll rennt das Volk in die Häuser und wieder auf die Straßen; auch in der Stadt beginnt die Flucht. Laut ertönt Schrei, Zuruf und Klage. Wer noch ein Gespann besitzt, reißt die Rosse zur Deichsel, die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die werthvollsten Kisten auf das Geflecht, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden Thoren drängt Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menschen. Ist ein sumpfiges Bruchland, schwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, so geht die Flucht dorthin. Unwegbare Verstecke, noch von der Schwedenzeit her bekannt, werden jetzt wieder aufgesucht. Dort sammeln sich große Schaaren, enge gedrängt; unter Rindern und Füllen birgt sich der Städter und der Landmann durch mehre Tage. Zuweilen noch länger. Nach der Schlacht bei Bautzen hauste die Gemeinde Tillendorf bei Bunzlau über eine Woche im nahen Walde, ihr treuer Seelsorger, Senftleben, begleitete sie und hielt in der Wildniß auf Ordnung, auch ein Kind hat er dort getauft*).

Wer aber in der Stadt bei seinem Eigenthum oder in seiner Pflicht zurückbleibt, der ist eifrig die Seinen und die Habe zu ver-

*) Aus dem Tagebuch des Pastor Fricke in Bunzlau.

stecken. Lange ist der Fall überlegt und erfinderisch sind Schlupfwinkel ausgedacht. Hat gar die Stadt den besonderen Grimm des Feindes zu fürchten, weil sie durch preußischen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger. In solchem Fall tragen die einzelnen Mitglieder der Familie das Geld fest eingenäht in ihren Kleidern.

Eine angstvolle Stunde verrinnt in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße rasseln die ersten Verkünder des Rückzugs, beschädigte Geschütze, von Kosaken escortirt. Langsam ziehen sie zurück, ihre Mannschaft ist unvollständig, von Pulver geschwärzt, mehr als einer wankt verwundet. Die Infanterie folgt, Wagen überfüllt mit wunden und halbtoten Kriegern. Die Nachhut postirt sich, am Thor und den Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchsige Buben laufen aus den Häusern und tragen den Kriegern noch zu, wornach sie gerufen, einen Trunk, ein Brot, sie halten den Wunden die Tornister und helfen bei schnellem Verbande.

Staubwolken auf der Landstraße. Der erste feindliche Reiter nähert sich dem Thor, vorsichtig spähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel; da fällt aus der Nachhut ein Schuß, auch der Chasseur schießt seinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht sich zurück. Gleich darauf dringt der feindliche Vortrab im schellen Trabe vor, die preußischen Tirailleurs ziehen sich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der Letzte die Häuserreihe verlassen. Draußen am Thor sammeln sie sich noch einmal, die feindlichen Reiter, die sich wieder geordnet, aufzuhalten.

Leere Straßen, lautlose Stille. Auch die Knaben, welche die preußischen Tirailleure begleitet haben, sind verschwunden, die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Thüren geschlossen, aber hinter Vorhang und Thor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher tausendstimmiger Ruf: Vive l'empereur! und wie eine Wasserflut stürzt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an den Hausthüren, öffnet sich eine Thür nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt

der wüste Streit, welchen der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feind auszumachen hat, unerschwingliche Forderungen, Drohung, nicht selten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern, Gewaltthat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Werthvolles und Werthloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei Solchen, welche geflohen sind, denn die Habe ihres ungastlichen Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathhaus geschleppt und über die Quartiere der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Fourage und über eine unmögliche Contribution, welche die Stadt zahlen soll, beginnt die peinliche Verhandlung.

Können die feindlichen Führer nicht durch Geschenke befriedigt werden, oder soll die Stadt eine Strafe erhalten, so werden angesehene Einwohner zusammengetrieben, festgehalten, bedroht, vielleicht beim Aufbruch als Geiseln fortgeführt. Lagert ein größeres Corps um die Stadt, so bivouakirt auch wol ein Bataillon auf dem Markt. Schnell ist der Franzose eingerichtet, aus den Vorstädten hat er sich Stroh herbeigeholt, die Lebensmittel hat er unterwegs geraubt, zum Brennholz zerschlägt er die Thüren und Möbeln, häßlich dröhnt das Krachen der Aexte in den Balken und Schränken der Häuser. Hell flackern die Lagerfeuer auf, lautes Lachen, französische Lieder klingen um die Flammen.

Und zieht am Morgen nach einer Nacht, die der Bürger ängstlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht der Städter erstaunt die schnelle Verwüstung in der Stadt, und vor dem Thor die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten sind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachtfeuer, der Bürger mag darin die Breter seines Wagens, die Thore seiner Scheuer finden; kaum erkennt er die Stelle, wo sein eigner Garten war, denn mit Lagerstroh

und wüstem Unrath, mit dem Blut und Eingeweide geschlachteter Thiere ist der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuser des nächsten Dorfes aus dem Baumlaub ragten, erkennt er auch die Umrisse der Dächer nicht mehr, nur die Wände stehen, wie ein Trümmerhauf.

Herb war es, solche Stunden zu durchleben, und auf Tage fiel wol Manchem der Muth. Auch dem Begüterten wurde jetzt schwer, den Seinen nur das Leben zu fristen. Alles war aufgezehrt und verwüstet, die Lebensmittel der Stadt und der Umgegend, und kein Landmann brachte das Unentbehrliche auf den Markt, weit in das Land mußte man senden, den Hunger zu stillen. Aber der Mensch wird bei einer schnellen Folge großer Ereignisse kälter, zäher, härter gegen sich selbst, der starke Antheil, welchen jeder Einzelne an dem Schicksal des Staates nahm, machte gleichgültiger gegen die eigene Noth. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das Letzte, das Leben, doch gerettet. Und man hoffte.

Nicht lange, und die verheerende Welle schlägt zurück. Wieder dröhnt der Geschützdonner, rasseln die Trommeln. Die Unseren sind vorgedrungen, um die Stadt tobt der wilde Kampf. Gegen den Feind, der noch die westliche Vorstadt hält, dringen die preußischen Bataillone in die Straßen und auf den Markt. Es ist junge Landwehr, die heut ihre Bluttaufe erhalten soll. Die Kugeln pfeifen durch die Straßen, sie schlagen die Dachziegel und den Kalk von den Häusern, die Bürger haben Frauen und Kinder wieder in Kellern und abgelegenen Räumen geborgen. Auf dem Marktplatz halten die Bataillone, Munitionswagen werden aufgefahren und geöffnet. Die ersten Compagnien dringen vor, an demselben Thor, durch welches vor wenigen Tagen der Feind in die Stadt stürzte, brennt der heiße Kampf, im Anlauf wird der Feind zurückgeworfen, aber neue Haufen setzen sich in den Häusern der Vorstadt fest und ringen um den Eingang in die Straßen. Schwer verwundete, verstümmelte Männer werden aus den Kampflinien zurückgetragen und auf dem Markte niedergelegt, mehr als einmal müssen die Kämpfenden abgelöst werden. Wenn die Kameraden aus dem Gefecht zurückkehren,

das Antlitz von Pulver geschwärzt, mit Schweiß und Blut bedeckt, da will der ungeübten Mannschaft fast der Muth entsinken, aber die Offiziere, auch sie vielleicht zum erstenmale vor dem Handgemenge, springen vor: „Vorwärts Kinder, das Vaterland ruft!“ schallt es in die Reihen. Einmal ist dem Feind gelungen, das Oberthor zu erstürmen, aber kaum ist er in die erste Straße gedrungen, die zum Markte führt, so wirft sich ihm eine Compagnie Landwehr mit lautem Hurrah entgegen, treibt ihn zum Thore hinaus und hält das Thor fest*).

Der Donner dröhnt, der feurige Hagel schlägt durch Thüren und Fenster, die Toten liegen auf dem Pflaster und den Schwellen der Häuser. Da vermag, wer von den Bürgern ein mannhaftes Herz hat, nicht länger die geschlossene Luft seines Verstecks zu ertragen. Dicht hinter den fechtenden Landsleuten drängt er sich in die Nähe des Kampfes. Die Verwundeten hebt er vom Pflaster und trägt sie sich auf dem Rücken in das Haus oder in's Lazareth. Nicht die letzten sind wieder die Knaben, sie holen Wasser und rufen in die Häuser nach einem Trunk, sie stützen die Verwundeten, sie klettern auf den Munitionswagen und reichen die Patronen herab, stolz auf ihre Arbeit, unbekümmert um das pfeifende Blei. Ja auch Frauen stürzen aus den Häusern, in den Schürzen geschnittenes Brot, in den Händen die gefüllten Krüge. Es mag doch etwas helfen für das Vaterland.

Das Gefecht ist vorüber, der Feind zurückgeschlagen. Da bewegt sich im heißen Sonnenschein ein trauriger Zug durch die Stadt, gefangene Feinde, von Kosaken escortirt. Hartherzig treiben die Reiter den ermatteten Haufen, auf dem freien Platz der Vorstadt wird kurze Rast gestattet. Erschöpft, wund, halb ohnmächtig legen sich die Gefangenen in den Staub der Landstraße, es ist der zweite Tag, daß sie nicht Speise, nicht Trank erhalten, nicht einmal einen

*) Scene aus dem Gefecht in Goldberg am 23. August, nach Mittheilung eines Augenzeugen.

Trunk aus Brunnen oder Graben haben die Treiber gestattet, mit Schlägen und Lanzenstößen haben sie die Ermatteten gemißhandelt. Jetzt flehen diese mit ausgestreckten Händen in ihrer Sprache zu den Städtern, welche neugierig und theilnahmvoll umherstehen. Es ist in der Mehrzahl junges Franzosenvolk, das hier wimmert, arme Knaben, bleich und verfallen die Gesichter. Wieder eilen die Bürger mit Speise und Trank herzu, reichliche Haufen von Brod werden herangetragen, aber die Russen hungern selbst, sie stoßen die herantretenden Leute rauh zurück und entreißen ihnen die Gaben. Da legen die Hausfrauen Körbe und Flaschen in die Hände ihrer Kinder, ein beherzter Knabe springt voran, die kleine Schaar, Mädchen und kleine Buben trippeln nach mitten unter die liegenden Gefangenen, auch die Kleinsten wanken tapfer von Mann zu Mann, und theilen lächelnd aus, unbekümmert um die bärtigen Wächter*). Denn der Kosak thut den Kindern nichts zu Leide. Der Deutsche aber ist auch gegen seine Feinde nicht unbillig.

Wer aber aus dem nahen Gefecht einen wunden Landsmann in sein Haus geholt hat, wie treu und sorglich pflegt er ihn! Er ist dem Hause wie der eigne Sohn und Bruder, der fern beim Heere des Königs steht. Das beste Zimmer, ein weiches Lager wird ihm bereitet, selbst überwacht die Hausfrau Verband und Wartung.

Denn das ganze Volk fühlte sich wie eine große Familie. Der Unterschied der Stände, die Verschiedenheit des Berufes trennten nicht mehr, Freude und Leid war gemeinsam, auch von Habe und Erwerb ward williger mitgetheilt. Die Fürstentochter stand neben der Frau des Handwerkers in demselben Verein und beide beriethen eifrig und achtungsvoll miteinander, und der feste Landjunker, der noch vor wenig Monaten jeden bürgerlichen Mann in seiner Ressource als Eindringling betrachtet hätte, ritt jetzt wol täglich vom Gute nach der Stadt,

*) So am 22. Mai in Bunzlau während des Rückzuges nach der Schlacht bei Bautzen, die Gefangenen, rothe Husaren, lagen in der Vorstadt neben dem Galgenteich.

um bei seinen neuen Freunden, dem Rathsherrn oder Fabrikanten, die Kriegspfeife zu rauchen, und mit ihm über die Neuigkeiten und über das zu plaudern, was Beiden das Liebste war, über das Regiment, in welchem ihre Söhne neben einander fochten. Freier, sicherer, besser wurden die Menschen in dieser Zeit, die grämliche Pedanterie der Beamten, der Hochmuth des Edelmannes, selbst der mißtrauische Eigennutz des Bauern waren den Meisten wie Staub von gutem Metall weggeblasen, Selbstsucht wurde von Jedermann verachtet, altes Unrecht, lange genährter Groll waren vergessen, der Kern des Menschen war für Alle sichtbar zu Tage gekommen. Wie sich Jeder gegen das Vaterland gezeigt, darnach wu... er beurtheilt. Ueberrascht sahen die Leute in Stadt und Land, daß plötzlich neue Charaktere unter ihnen zur Geltung kamen, manch kleiner Bürger, der bis dahin wenig beachtet war, wurde Rathgeber, Freude und Stolz der ganzen Stadt. Wer sich aber schwach gezeigt, dem gelang es selten, das Vertrauen seiner Mitbürger wiederzugewinnen, der Makel haftete an ihm, so lange die Generation lebte. Und diese freie und großartige Auffassung des Lebens, der herzliche, gesellige Ton und der unbefangene Verkehr verschiedener Stände dauerten noch Jahre nach dem Kriege. Aeltere der Mitlebenden wissen wol davon zu erzählen.

Und als nach dem Waffenstillstande die glorreiche Zeit der Siege kam, Großbeeren, Hagelsberg, die Katzbach, Dennewitz, als einzelne Gestalten preußischer Feldherrn sich immer höher vor den Augen des Volkes erhoben, und Millionen die Freude wurde, stolz zu sein auf das Heer und seine Führer; als endlich die Völkerschlacht geschlagen und das Größte erreicht war, die Niederlage und Flucht des verhaßten Kaisers und die Befreiung des Landes von seinen Heeren, da wurde auch die höchste Freude, wie in der Zeit lag, mit stiller Innigkeit genossen. Die Leute eilten in die Kirche und hörten ehrfürchtig die Dankesworte des Geistlichen an, und am Abend setzten sie, ihre Straßen erleuchtend, die Lichter ans Fenster.

Diese Festfeier war nicht neu. So oft in den letzten Jahren feindliche Truppen des Abends in die Stadt gerückt waren, hatten sie

nach Lichtern gerufen; wo französische Besatzung lag, hatten die Bürger bei jedem Siege, den der gehaßte „Verbündete" ihres Königs verkünden ließ, erleuchten müssen. Jetzt geschah das allerdings freiwillig. Jeder hatte Uebung darin und in jedem Hause stand die einfache Vorrichtung bereit. Vier Lichter am Fenster waren damals schon eine ansehnliche Sache, auch der Aermste sparte die Kreuzer für zwei und benutzte, wo ihm die Leuchter fehlten, nach alter Gewohnheit die stets nützliche Kartoffel; der Unternehmende wagte wol auch ein Transparent, und ein armes Mütterchen hing neben den Lichtern die beiden Briefe aus, die ihr Sohn aus dem Felde geschrieben hatte. Auch solche Feier war damals einfach und anspruchslos. Jetzt machen wir dergleichen weit glänzender.

In den östlichen Provinzen des preußischen Staates begann die große Erhebung; wie sie dort sich im Volke dargestellt, wurde zu schildern versucht. Aber dieselbe starke Strömung flutete auch in den Ländern jenseit der Elbe, nicht nur in den altpreußischen Landestheilen, nicht weniger kräftig an den Küsten der Nordsee, in Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen, fast in jedem Gebiet bis zum Main. Sie umfaßte die Landschaften, welche im achtzehnten Jahrhundert größere Kriegstüchtigkeit bewährt haben. In den Ländern des alten Reichs ergriff sie nur Einzelne. Die neuen Staaten, welche dort unter französischem Einfluß entstanden waren, sollten erst später auf einem Umwege das Bedürfniß zu innigem Anschluß an den größeren Theil der Nation erhalten. Für Oesterreich aber war dieser Krieg ein Akt politischer Klugheit.

Noch zwei Jahre hoher Anspannung, blutiger Schlachten folgten, wieder drängte sich die aufblühende Jugend, der im ersten Jahre Alter und Kraft gefehlt hatten, mit starker Begeisterung in die Reihen des Heeres. Aber es war ein anderer Krieg und andere Siege, denn nicht mehr um das Leben Preußens und Deutschlands wurde gerungen, sondern um Leben und Untergang des fremden Kaisers.

Das Jahr 1813 hat Deutschland von der Herrschaft eines fremden Volkes befreit, wieder schwebte der preußische Adler jenseit

des Rheins über den alten Thoren von Cleve. Es hat unerträglicher Knechtschaft ein blutiges Ende gemacht. Es hat die Mehrzahl der deutschen Stämme durch einen neuen Kreis sittlicher Interessen brüderlich verbunden. Es hat zum erstenmal, seit es eine deutsche Geschichte giebt, durch eine gewaltige Entwickelung der Volkskraft eine ungeheure politische Entscheidung herbeigeführt. Es hat die Stellung der Nation zu ihren Fürsten durchaus geändert. Denn es hat über den Interessen der Dynastien und dem Hader der Regierungen die Existenz einer stärkeren Gewalt erwiesen, welche sie alle scheuen, ehren, gewinnen müssen, um sich auf die Dauer zu behaupten. Es hat jedem einzelnen Manne einen größeren Inhalt gegeben, Theilnahme am Ganzen, politische Leidenschaft, die höchsten irdischen Interessen, ein Vaterland, einen Staat, für den er zu sterben, allmälig auch zu leben lernte.

Die Preußen haben den größten Antheil an der Arbeit dieses Jahres, das wird ihnen das übrige Deutschland nie vergessen.

Uns aber, den Söhnen des Geschlechts von 1813, ziemt nicht, den glorreichen Kampf unserer Väter zu verkleinern, weil sie auch uns zu thun übrig ließen.

Fast Allen, welche die große Zeit kämpfend und opfernd durchlebt, blieb die Erinnerung daran der größte Besitz ihres spätern Lebens, Vielen umgab sie wie mit einem verklärenden Scheine das Haupt. Und von Tausenden wurde dasselbe empfunden, was der warmherzige Arndt aussprach: „Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Deutschland das gesehen, weswegen es allein werth ist, zu leben, daß Menschen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts". —

In den Kirchen des Landes aber wurde zur Erinnerung für das spätere Geschlecht eine einfache Tafel aufgehängt, darauf das eiserne Kreuz der großen Zeit und die Namen der gefallenen Männer. Es ist auch in mäßigem Kirchspiel eine lange Reihe von Namen.

Und da in diesen Blättern versucht wird, aus den Worten

vergangener Menschen ein Bild der Zeit zu geben, in welcher sie athmeten, so soll auch hier eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1813 mitgetheilt werden.

„Unser Sohn George wurde am 2ten April in seinem zweiundzwanzigsten Jahre in dem ewig denkwürdigen Gefecht zu Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des ersten Pommerschen Regiments, focht er nach dem Zeugniß seines braven Chefs, des Hrn. Majors v. Borcke, nahe bei diesem mit Muth und Entschlossenheit und starb so den Tod für Vaterland, deutsche Freiheit, Nationalehre und unsern geliebten König. Ein so schneller Verlust ist hart, aber es ist tröstend, daß auch wir einen Sohn geben konnten zu dem großen heiligen Zweck. Wir fühlen tief die Nothwendigkeit solcher Opfer.

Berlin, den 9. April 1813.

Der Regierungsrath und Ober-Commissarius Häse und seine Gattin*).

Auch der Theil des Volkes, welcher nicht gewöhnt ist, seine Empfindung der Schrift zu überliefern, fühlte dasselbe. Als der Lützower Gutike**) im Sommer 1813 von Berlin nach Perleberg abging, fand er in dem Orte Kletzke die Wirthin in Trauer, sie machte sich schweigend um den Gast zu thun, und sagte endlich mit der Hand nach der Erde weisend: „ich habe auch einen dort unten, — aber die Peters hat zwei.“ Sie fühlte das bessere Recht der Nachbarin.

*) Vossische Zeitung Nr. 45 vom 15. April.

**) Jetzt praktischer Arzt in Halle. Die Mittheilung ist aus dem Munde des verehrten Mannes.

12.

Erkrankung und Heilung.

Als die Freiwilligen des Jahres 1813 im Felde lagen, war ihre Hoffnung, einst in dem befreiten Vaterland mit ihren Freunden als Bürger zu leben, die Freiheit, den Frieden, das eroberte Glück genießend. So schrieben sie ihren Lieben in die Heimat. Aber es ist zuweilen leichter für die Freiheit zu sterben als für sie zu leben.

Wenige Jahre, nachdem der Sieg erfochten war, und Napoleon als Gefangener auf fernem Felseneiland saß, sagte Schleiermacher auf der Kanzel seiner Gemeinde: „Es war ein Irrthum, als wir hofften, nach dem Frieden behaglich auszuruhen. Jetzt ist eine Zeit gekommen, wo nicht selten schuldlose und gute Männer verfolgt werden, nicht nur um ihrer Handlungen willen, auch weil man bei ihnen Absichten und Entwürfe voraussetzt. Der tapfere Christ aber soll nicht müde werden, und trotz Gefahr und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben." Und Spione der Polizei schrieben diese Worte nach und vergaßen nicht ihrem Bericht beizufügen, daß der und der in der Kirche gewesen, oder daß vier bärtige Studenten nach der Communion am Altar niedergekniet wären und inbrünstig gebetet hätten *).

Der tapfere Arndt wurde belauert und entsetzt, Jahn saß in Kerkerhaft, viele von den Führern der patriotischen Bewegung von 1813 wurden als gefährliche Männer verfolgt, Polizeibeamte drangen

*) Z. B. am 14. November 1819.

in den Frieden ihres Hauses, ihre Papiere wurden mit Beschlag belegt. Eine Immediatcommission verfuhr mit rohester Verletzung der Rechtsformen, mit kleinlichem Haß, willkürlich, tyrannisch, heimtückisch wie eine spanische Inquisition.

Es ist ein trauriges Blatt der deutschen Geschichte. Die unabhängigen Charaktere zogen sich tief verstimmt von dem engherzigen Regiment zurück, welches jetzt in den meisten Staaten Deutschlands begann, die gemeine Mittelmäßigkeit trat wie im Anfange des Jahrhunderts wieder an das Steuer. Preußens auswärtige Politik wurde in Wien und Petersburg dictirt, nicht lange, und sein politischer Einfluß auf die Geschicke Europas ward wieder geringer, als er unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gewesen war. — Als das Volk sich zum Kriege gegen den fremden Feind erhob, da hatte es wenig nachgedacht, was dann werden solle, wenn die Unabhängigkeit des deutschen Landes gesichert wäre. Es brachte selbst eine maßlose Hingabe in den Streit, es setzte ähnliche Gesinnung bei Allen voraus, welche die Zukunft zu gestalten hatten, bei seinen Fürsten, sogar bei den verbündeten Mächten. Kaum Einem war deutlich, wie das neue Deutschland eingerichtet werden könne. Wer klarer sah, erkannte schon im ersten Jahr des Krieges, daß eine Neubildung Deutschlands, welche große Kraftentwicklung der Nation möglich mache, nicht zu hoffen sei. Denn nicht das Volk, nicht das patriotische Heer Blücher's hatte darüber zu entscheiden, sondern nach Lage der Sache die Dynastien und Cabinette von ganz Europa. Oesterreich, die neuen Staaten des Rheinbundes, das englische Hannover, Frankreich, Schweden, vor allen Rußland, jeder suchte dabei sein Interesse zu wahren. Der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich brach schon bei den Verhandlungen überall hervor, die Preußen hatten durch eine ungeheure Anstrengung sich wieder eine achtungswerthe Stellung in Deutschland erkämpft, aber sie waren weder in der Empfindung des Volkes, noch der Cabinette die Partei, welche zum Prinzipat berufen war. Kaum *ein* Nichtpreuße hätte den Gedanken gewagt, Oesterreich von einem neuen Bundesstaat auszuschließen, ja die Preußen selbst dachten nicht daran.

Wir wissen, daß schon deshalb die deutsche Frage hoffnungslos war, und wir betrauern nicht, daß das alte Reich unter seinem Kaiser nicht wieder hergestellt wurde.

Aber wie leicht es uns wird, die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verstehen, den Zeitgenossen war das Gefühl der Enttäuschung bitter, die unbefangene Würdigung ihrer Lage schwer. Unter den Patrioten des Jahres 1813 war eine kleine Minderzahl schon damals von einer schwärmerischen Sentimentalität erfüllt gewesen, sie hätte der schlechten Wirklichkeit gern poetische Bilder von alter Herrlichkeit des deutschen Reichs gegenübergestellt; diese „Deutschthümler", wie sie nach 1815 genannt wurden, waren in der Bewegung selbst ohne besonderen Einfluß gewesen, der große Bart Jahn's wurde selten bewundert, und der wackere Karl Müller fand keinen Anklang, als er begann, sämmtliche Fremdwörter aus der militärischen Sprache zu verbannen. Jetzt nach dem Frieden zogen sich diese Enthusiasten, meist Nichtpreußen, auf den deutschen Universitäten in kleine Gemeinden zusammen. Sie trauerten und hofften, zürnten heftig und beriethen eifrig, sie waren einverstanden, daß etwas Großes geschehen müsse, sie waren bereit Gut und Leben daran zu setzen. Nur was zu thun sei, blieb unklar. Ueber Stimmungen und schwankende Projecte kamen sie nicht heraus. Politisch betrachtet, war diese Bewegung ungefährlich, erst die gehässige Verfolgung durch die Regierungen stachelte den Haß und Widerwillen und verdüsterte Einzelnen die Seele bis zu fanatischem Entschluß.

Es war nicht Preußens Schuld, daß die Hoffnung des Volkes auf einen neuen deutschen Staat vereitelt wurde. Aber eine andere Schuld lud die Regierung auf sich. Der König hatte versprochen, seinem Volke eine Verfassung zu geben. Wenn je ein Volk, hatte sich das preußische das Recht auf einen Antheil am Staatsleben errungen. Aus tiefer Niederlage hatte es seinem Könige den Staat wieder emporgehoben. Hätte der größte Staat Deutschlands durch gesetzliche Formen die Möglichkeit einer politischen Entfaltung seiner Kraft erhalten, so wäre jeder verständige Preuße sehr bald befriedigt

worden. Presse und Tribüne hätten allmälig in dem loyalen Volke das Gefühl des Gedeihens und eines sichern Fortschritts verbreitet, offen hätten die Gegensätze einander bekämpft, auch die, welche für Deutschland mehr forderten, als jetzt zu erreichen war, hätten sich eng an Preußen angeschlossen. Der Charakter der Deutschen hätte sich von Schwächen befreit, welche ihm durch ein ganzes Menschenalter anhängen sollten. Auch durfte der Staat selbst die Theilnahme des Volkes nicht mehr entbehren, wenn er nicht in die alte Unkraft, die ihn vor wenig Jahren dem Untergange nahe gebracht, zurückfallen sollte. Es war jetzt, wo neue Ideen um das Leben rangen, wo in Hunderttausenden leidenschaftlicher Antheil an dem Staate aufgeblüht war, für die Krone selbst eine Verfassung die sicherste Stütze. Denn die Preußen waren nicht mehr ein einsichtsloses und willenloses Volk, über dessen Schicksale ein Einzelner selbstwillig verfügen mag.

Der König aber, welcher in der alten Weise mit gefügigen Beamten fortregieren wollte, war grade bei der neuen Weltlage in Gefahr, wenn sein Wille noch so rein war, das Werkzeug einer schädlichen Faction, ein Opfer fremder Einflüsse zu werden. Grade er bedurfte gegen die Uebermacht Rußlands, die diplomatische Ueberlegenheit Oesterreichs ein starkes Gegengewicht. Er konnte das nirgend finden, als in der Kraft eines treuen Volkes, welches mit ihm vereint über die Politik und Haltung seines Staates berieth.

König Friedrich Wilhelm III. empfand selbst, so lange er lebte, nicht das Mißverhältniß, in welches er zu dem Bedürfniß seiner Zeit getreten war, sein Bild war eng verbunden mit den größten Erinnerungen des Volks, und die Privattugenden seines Lebens machten ihn während einer langen Regierung auch der nachwachsenden Generation verehrungswürdig. Aber sein Nachfolger sollte furchtbar darunter leiden, daß er selbst, seine Beamten, sein Volk in einem verkümmerten Staatsleben herangewachsen waren.

Daß aber die Preußen von 1813 die getäuschte Hoffnung so still ertrugen, und daß, während schon in den Staaten des Rheinbundes die Parteien heftig gegen einander kämpften, der große Staat

so leblos dalag, das hatte außer der Pietät gegen die Hohenzollern noch einen andern Grund. Das Volk war durch den Krieg und was ihm vorausgegangen war, auf das Aeußerste erschöpft und bis zum Tode ermüdet. Kaum war ihm die Arbeitskraft geblieben, seine Aecker zu bauen. Jahre gingen vorüber, ehe nur das lebende Inventarium der Güter wieder vollständig ergänzt war, Städte und Dorfgemeinden, der Gutsherr und der Bauer waren tief verschuldet. Die Preise der Landgüter sanken tiefer, als sie vor 1806 gestanden hatten, es kam vor, daß Rittergüter durch viele Jahre herrenlos lagen, wenn der letzte Besitzer das lebende Inventarium verdorben hatte, und daß wiederholte Versteigerungen des Gerichts keinen zahlungsfähigen Käufer erwerben konnten. Handel und Industrie waren unter der Continentalsperre verkommen, denn die alten Absatzwege für Linnen, Tuche und Eisenwaaren, die drei großen Industrien Preußens, waren verloren, fremde Völker hatten sie in Besitz genommen. Und auch hier fehlten die Capitalien. Der Verkehr mit dem slavischen Osten, für die alten Provinzen eine Lebensfrage, wurde durch das neue russische Handelssystem allmälig fast ganz vernichtet. Aber weit größeres Hemmniß wurde der Verbrauch von Menschenkraft durch den Krieg. Die gesammte Jugend war unter den Waffen gewesen, ein Theil war auf den Schlachtfeldern gefallen, die Ueberlebenden aus ihrer bürgerlichen Laufbahn herausgerissen. Viele blieben zuletzt doch im Heere — wol der dritte Theil der preußischen Offiziere, welche in den nächsten dreißig Jahren das Heer führten, bestand aus freiwilligen Jägern des Jahres 1813. Wer zu seinem frühern Beruf zurückkehrte, der fand sich zurückgekommen, seine Angehörigen ohne Hilfe, vielleicht verarmt. Er war zuletzt froh, bescheidener Beamter zu werden und in dem armen Lande für sich und die Seinen Unterhalt zu gewinnen. Ihm selbst hatte die Blutarbeit dreier Feldzüge und die Gewöhnung an soldatischen Gehorsam nicht die Kraft verringert, wol aber die frische Wärme, welche eroberungslustig in das Leben sieht. Er begann jetzt den Kampf um einen bürgerlichen Haushalt, wahrscheinlich mit Geduld und Pflichttreue, aber in den beschränkten Verhältnissen, in

die er trat, blieb ihm der Sinn vorzugsweise an der mächtigen Vergangenheit hängen, welche er durchlebt. So war die männliche Kraft der Generation verwendet. Und die Jugend, welche in ihren Familien heranwuchs, hatte nicht mehr den Vortheil, große Eindrücke, Begeisterung und Hingebung zu erhalten.

Diese Leiden lasteten am schwersten auf den alten Landestheilen. Der neue Erwerb aber nahm wieder durch Jahrzehnte große Beamtenkraft und viele Sorge der Regierung in Anspruch, bevor er sich dem preußischen Wesen befreundete.

Offenbar waren freie Presse und eine Verfassung das beste Mittel, auch diese Schwäche schneller zu heilen, ein Gefühl der Genesung und Zusammengehörigkeit in das Volk zu bringen. Denn eine Nation bedarf zu ihrem Leben der Wärme und Begeisterung, wie die Pflanze das Licht des Himmels, den Thau der Wolken. Je weiter ihre Entwicklung fortschreitet, desto größer werden ihre Ansprüche auf erhebende Ideen und gemeinsame geistige Interessen. Damals als die Reformation zuerst das Volk zu einem geistigen Kampf erhoben hatte, war die Wirkung einem Wunder gleich gewesen, die Charaktere waren kräftiger, die Sittlichkeit reiner, alle Processe des Gemüths, jede menschliche Thätigkeit war stärker geworden. Und als das erwachte Bedürfniß nach einem gemeinsamen Inhalt keine Befriedigung in dem Staatsleben des deutschen Reiches gefunden hatte, war das Volk erschlafft und schlechter geworden. Wieder hatte nach langer trüber Zeit ein großer Fürst wenigstens einem Theil der Deutschen neuen Schwung und idealen Inhalt gegeben. Der warme Antheil an dem Geschick eines Staates, welcher Friedrich's Zeit erhob, die Befreiung der Geister von der Bevormundung des Staates und der Kirche waren ein zweiter großer Fortschritt gewesen, wieder hatte dieser Fortschritt die entsprechende Erweiterung der gemeinsamen Interessen, Verstärkung der politischen Bewegung für sich gefordert. Aber in dem geistlosen und kraftlosen Regieren der nächsten Generation war wieder die Volkskraft hingewelkt. Der Sturz Preußens war die Folge. Jetzt hatte zum drittenmal der größte Theil der

Deutschen einen neuen Fortschritt gemacht, mit Gut und Blut hatte sich das Volk für seinen Staat erhoben, leidenschaftlich war sein Bedürfniß geworden, um das Vaterland zu sorgen, bei seinen Schicksalen mitzuwirken. Und da diese Sehnsucht wieder keine Befriedigung fand, sank das Volk auf einige Jahrzehnte in Schwäche zurück. Diesmal war die Verwirrung des Jahres 1848 die letzte Folge.

Fast auf jedem Gebiete des idealen Lebens war das beginnende Siechthum zu erkennen; sogar in der Wissenschaft.

Groß war das Gebiet geworden, welches die deutsche Wissenschaft umfaßte; neue Disciplinen waren in überraschender Schnelle heraufgekommen, kaum ein vergangenes Volk in entferntem Erdtheil, dessen Geschichte, Leben, Kunst, Sprache nicht erforscht wurde. Vor allem die Vergangenheit der Deutschen. Mit herzlicher Wärme wurde jede Lebensäußerung unserer Volksseele, von welcher eine Spur übrig geblieben ist, erfaßt. Eine wundervolle Fülle von Leben aus alter Zeit wurde aufgedeckt und in ihrer Besonderheit verstanden. Rings um den deutschen Forscher erhoben sich aus dem Boden die Geister der Nationen, welche einst gelebt; was jeder eigenthümlich war, was allen gemeinsam ist, das Walten des Menschengeistes in den höchsten Bildungen der Erde, das lernte man begreifen. Ebenso sehr steigerte sich die Kenntniß der gegenständlichen Natur. Die Schöpfungsgeschichte der Erde, das organische Gefüge alles Geschaffenen, Unzähliges, was dem unbewaffneten Auge unsichtbar ist, Unzähliges, was aus der Verbindung einfacher Stoffe entsteht, wurde erkannt, und wieder über die Grenzen des Erdballs herum das Leben des Sonnensystems, die Welteninsel, von welcher das Sonnengebiet ein verschwindend kleiner Theil sein soll.

Es war eine glorreiche Arbeit, wunderschnell die Entdeckungen und Fortschritte; es war ein gemeinsamer Erwerb aller Culturvölker geworden; aber der Antheil der Deutschen war, wenn nicht dem Umfange nach, doch durch tiefsinniges Erfassen und gründliches Verarbeiten gewonnener Resultate der größte. Stolz durfte der Deutsche zu seinen Nachbarn herübersehen, denn in einem großen Gebiete

des geistigen Lebens war er Führer und Vorbild der Andern geworden.

Aber das Leben des Volkes ist auch darin ein einheitlicher Organismus, daß die Verkümmerung einzelner Richtungen, in denen eine schöpferische Kraft nach Neubildungen ringt, in der Regel alle übrigen Aeußerungen des Lebens beeinträchtigt. Es ist wahr, dem Fleiß und Scharfsinn des Einzelnen ist auch in der ungünstigsten Zeit möglich für stille Arbeit ein Asyl zu finden. Kepler setzte seine großen Entdeckungen in den wildesten Stürmen des Krieges fort; in den Jahren des tiefsten Verfalls erhob sich der Geist des Leibnitz mit souveräner Freiheit; während der Auflösung des deutschen Reiches entfaltete die Poesie der Dichter von Weimar ihre schönsten Blüten. Jeder, der sich in einem abgegrenzten Gebiet des Forschens bewegt, wird bei erträglichem Schutz des äußeren Lebens in seiner Wissenschaft selbst vielleicht die Befriedigung und Heiterkeit erlangen, welche dem schaffenden Menschen unentbehrlich ist. Wer durch die Dämmerung des grauen Alterthums späht, die Lebensgesetze fremder Sprachen feststellt, die Schichtung der Erdmassen, Zellen der Pflanzen, Nervenfäden des Thierkörpers beobachtet, der mag im Zusammenwirken mit seinen Genossen auch in öder Zeit die höchsten Resultate gewinnen. So oft er aber in seiner Arbeit auf eine Stelle kommt, wo die Resultate, welche ihm die eigene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staate gegeben hat, für seine wissenschaftliche Forschung maßgebend werden, wird das Ungesunde im Leben seines Volkes auch ihm die letzten Erfolge stören. Am fühlbarsten werden deshalb die Krankheiten der Zeit an dem Philosophen und Geschichtsforscher. Beide sollen fest sein in Liebe und Haß, sie sollen sichere politische Ueberzeugungen haben, sie sollen verstehen, wie Charaktere sich bilden. Wenn sie Menschenleben vergangener Zeit beurtheilen, oder wenn sie dem lebenden Geschlechte Sitte, Recht, Bildung dadurch weihen, daß sie Vernunft und Unvernunft darin erweisen, so ist ihnen selbst nicht nur reiches Wissen nöthig, noch mehr ein festgeschlossener Charakter, wohlgeprüfte und be-

währte Integrität des Gemüthes, starke Manneskraft. Schwerlich werden diese höchsten Eigenschaften in einem unkräftigen Staatswesen gedeihen, wo der Einzelne ohne die Prüfungen und die Zucht politischer Kämpfe dahinlebt. Auch ein alles durchdringender Scharfsinn wird den Philosophen nicht vor der Gefahr schützen, das mächtige Schlechte, das um ihn herrscht, als ein nothwendiges Moment des Lebens zu fassen, vielleicht zu rechtfertigen. Und der Historiker, kann er verstehen, wie von Staatsmännern verhandelt wird, wenn ihm die Geschäfte der Regierenden in unnahbarer Ferne schweben? kann er ein sicheres Urtheil haben über Werth und Dauer der Verfassungen und Staatsbildungen, wenn er in seinem eigenen Leben nie darüber Erfahrungen gesammelt hat? Es ist kein Zufall, daß es dem deutschen Gelehrten so selten gelungen ist, eine deutsche Geschichte der letzten Jahrhunderte zu schreiben, kein Zufall, daß es ihm näher lag, Römer und Inder, oder die versunkene Zeit der Ottonen und Hohenstaufen, Päbste und die Reformatoren in großen Zügen darzustellen, als die nächste Vergangenheit seines eigenen Volkes, kein Zufall endlich, daß an den Werken der größten Gelehrten dieser Zeit, an Niebuhr und Savigny, an Hegel und Schelling, um von Lebenden zu schweigen, eine zuweilen befremdliche Unfertigkeit der Ueberzeugungen, oder Willkür in den Gesichtspunkten, oder eine unholde Resignation zu Tage kommt.

Aber die unendliche Fülle von neuen Kenntnissen, welche aus der Wissenschaft in das Leben der Gebildeten drangen, brachte auch den Charakteren eine Gefahr. Der Deutsche lernte fast zahllose Persönlichkeiten fremder Völker und Menschen verstehen, die verschiedenartigste Bildung wurde ihm in ihrer inneren Nothwendigkeit und Berechtigung klar. Parteilos und mit lebhafter Theilnahme verfolgte er die Politik des Tiberius, die Schwärmerei des Loyola, die allmälige Entwickelung der Sclaverei in Nordamerika, wie die Pedanterien und Träume von Robespierre. Er kam darüber in Gefahr, in seinem achtungsvollen Urtheil die sittlichen Grundlagen des eigenen Lebens zu vergessen. Wer so viel fremde Seelen in die eigene auf-

nehmen will, der bedarf nicht nur die Fähigkeit zu fassen, noch mehr die Kraft, sich frei zu halten von der Macht, welche fremde Zustände auf ihn selbst gewinnen. Wer die relative Berechtigung eines fremden Standpunktes unbefangen würdigen will, der muß zuvor in fester Männlichkeit Sitte und Pflichtgefühl des eigenen Lebens zu bewahren wissen. Und damit er dies vermöge, muß sein eigenes Leben ihm eine sichere Tüchtigkeit gegeben haben. Dies geschieht nur durch die Gewöhnung, die eigene Willkür durch pflichtvolles Zusammenarbeiten mit seinen Zeitgenossen zu bändigen, durch das Leben in freien Vereinen und durch freie Presse, durch dauernde Theilnahme an den größten politischen Bildungen seiner Zeit. Daß den Preußen, deren Hauptstadt in dieser Zeit Mittelpunkt deutscher Wissenschaft war, dieser Regulator versagt blieb, das gab den Gebildeten dieser Periode eine eigenthümliche Charakterschwäche, welche schon der nächsten Zukunft abenteuerlich erscheinen wird. Sehr häufig wurden gerade bei den Preußen Männer von umfangreicher Bildung, feinfühlend und gescheit, human und tolerant, von angenehmer Form und würdiger Haltung, aber von größter Unbehilflichkeit in ungewöhnlicher Lage, unsicher und schwankend vor festem Entschluß, unbehilflich bei der Ausführung, ohne Energie, rathlos, kopflos, verzweifelt in der Gefahr. In Vielen ist noch heut solches Wesen zu erkennen, das unvertilgbare Gepräge einer thatenarmen Zeit.

Diese Schwäche der Willenskraft war freilich kein neues Leiden der gebildeten Deutschen. Sie war die zweihundertjährige Krankheit eines Volkes, welches keinen Antheil am Staate hatte und seiner natürlichen Anlage nach nicht vorzugsweise durch die Impulse der Leidenschaft fortgerissen wird, sondern sich besonnen zum Thun zusammenfaßt und auch bei heftiger Erregung selten das billige Abwägen unterläßt. Aber in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde die alte Schwäche besonders auffallend durch den reichen Schatz des Wissens. Oefter als sonst zog das Originelle einer fremden Lebensform übermächtig an. Wenn es galt, einem abgeschlossenen Wesen zu widerstehen, mochte dies Metternich, Byron, Eugen Sue, Pabstthum,

Simonismus oder polnischer Patriotismus heißen, so wurde das Fremde fast immer imponirend, das eigene Urtheil schwankend und unsicher. Es wurde auch den Besseren bequem, über das Verschiedenste klug zu sprechen, aber sehr schwer, sich zu einem consequenten Thun zu beschränken.

Diese Krankheit ergriff fast Alle, welche als geistig Genießende dem Volke gegenüberstanden. Die Blasirtheit des Salons, die Effecthascherei der Schriftsteller, Willenlosigkeit der Staatsmänner, Energiemangel der Beamten sind verschiedene Formen desselben Leidens. Es verwüstete überall, nirgend mehr als in Preußen, es gab diesem Staate ein besonders unbehilfliches, ja greisenhaftes Aussehen, das in auffallendem Gegensatze zu der ehrlichen Tüchtigkeit stand, welche in den kleinen Kreisen des Volkes nicht verloren wurde.

Aber es kam die Heilung. Nach und nach und wieder auf einem Umwege, mit kurzen Anläufen und Rückschlägen, im Ganzen seit 1830 ein unaufhaltsamer Fortschritt.

Denn zu derselben Zeit, in welcher die Julirevolution wieder in weiten Kreisen ein Interesse an dem Staat rege machte, begann auf anderen Gebieten neue Entwickelung deutscher Volkskraft, zunächst durch die fleißige Arbeit von zahllosen Einzelnen in Werkstatt und Comptoir. Der Zollverein, die größte Schöpfung Friedrich Wilhelm III., warf einen Theil der Schranken nieder, welche die einzelnen deutschen Staaten getrennt hatten, die Schienenstränge und das Dampfschiff wurden die metallenen Leiter, auf welchen die technische Bildung unaufhaltsam von einem Ende des Landes zum andern dahinglitt. Mit der Entfaltung deutscher Fabrikthätigkeit kamen neue soziale Gefahren, und neue Heilmittel mußten durch Selbstthätigkeit des Volkes gefunden werden. Stück für Stück wurde das engherzige Regierungssystem der charakterlosen Beamten zerbrochen. Die Nation erhielt die Empfindung, daß sie in eine lebhafte Bewegung gekommen war, überall junge Lebensinteressen, überall kräftigere Rührigkeit der Einzelnen. Neben dem Beamtenstande entwickelte sich eine freie Intelligenz unabhängiger Männer, andere Formen der Bildung, andere

Bedürfnisse des Volkes. Schnell wurde die Arbeit auch des Kleinen werthvoller; seine Einsicht und seinen Wohlstand zu steigern, war nicht mehr ein Problem für ruhige Menschenfreunde, es wurde eine Nothwendigkeit für Alle, Bedingung des Gedeihens auch für die Anspruchsvollen. Während man noch ängstlich klagte, daß die Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitern immer größer, die Herrschaft des Capitals drückender werde, waren in der That der Eifer der Gelehrten, die Humanität der Gebildeten und der wohlverstandene Vortheil der Erwerbenden sorgfältig bemüht, die Kenntnisse des Volkes zu vermehren und seine Sittlichkeit zu bessern. Eine umfangreiche populäre Literatur begann ihre Wirkung, Gewerbe- und Ackerbauschulen wurden eingerichtet, in Vereinen organisirten sich die Interessen der einzelnen Kreise. Durch Lehre und Beispiel suchte man die Selbstthätigkeit der Schwächeren zu steigern, das große Prinzip der Association wurde verkündet; an die Stelle der früheren Isolirung trat auf jedem Gebiet irdischer Thätigkeit das Zusammenwirken Gleichgesinnter. Es war eine großartige Arbeit, der die Nation sich jetzt hingab, und ihr folgten die größten und schnellsten Wandlungen, welche der Deutsche bis dahin gemacht hatte.

Sowol der gesunde Egoismus dieser Arbeit, als die praktische Humanität derer, welche um das Wohl der arbeitenden Klassen sorgten, beide wurden seit dem Jahre 1830 Helfer, die Unsicherheit und Zerfahrenheit, welche in die Gebildeten gekommen war, zu heilen. Der Süden Deutschlands übte jetzt einen heilsamen Einfluß auf den Norden. Lange hatten die Länder des alten Reichs, mehr empfangend als abgebend, still vor sich hingelebt, sie hatten einzelne große Dichter und Gelehrte nach dem Norden gesendet, aber auch diese gern als ihr besonderes Eigenthum betrachtet, sie hatten mit Liebe die heimische Landesart gegen das norddeutsche Wesen zu schützen gesucht, sie waren ohne besondere Freude durch Napoleon und den Wiener und Pariser Frieden unter die größeren Fürstenhäuser ihrer Landschaften vertheilt worden. Jetzt trat ihr Wesen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Verfassungskämpfe ihrer kleinen Staaten schulten eine Anzahl politi-

scher Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen von begränztem Gesichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, frisch und hoffnungsreich. Die schwäbischen Dichter waren die ersten Künstlerseelen der Deutschen, welche durch Theilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden, die süddeutsche Wissenschaft behielt gegenüber dem Universalismus des Nordens vorzugsweise eine patriotische Tendenz. Auch der Charakter des Volkes schützte dort vor Blasirtheit, geistreichem Formalismus und Sophisterei, es schützte ein warmes Herz, das kräftige Zugreifen, ein massiver Menschenverstand, der für übergroße Feinheiten wenig zugänglich war, und eine behagliche Laune. In der Zeit von 1830—1848 standen die Süddeutschen im Vordergrund des deutschen Lebens.

Das liebevolle Eingehen in das Leben des Volkes fand auch in der Kunst der Süddeutschen seinen Abdruck. Aus dem Mißbehagen, welches in der Gesellschaft der Gebildeten immer noch empfunden wurde, flüchtete die schöne Erfindung in die kleineren Kreise des Volkes. Die Genremaler bemühten sich, Gestalten und Situationen des kleinen Lebens mit Laune und Gemüth darzustellen, die Dichter suchten mit herzlichem Interesse Charaktere und Zustände des Landmanns poetisch zu verklären. Ihre Dorfgeschichten und die Bedeutung, welche sie für die Leserwelt gewannen, werden in der Culturgeschichte immer für ein Symptom gelten, wie groß unter den Gebildeten die Sehnsucht nach Behagen und fest umgränzter Tüchtigkeit war.

Aus dieser Periode, die unter dem Volke begann, wird auch hier eine Dorfgeschichte mitgetheilt. Denn das Leben des Süddeutschen, welcher hier erzählen soll, ist in vieler Beziehung charakteristisch für Schicksale und innere Wandlungen der Besten aus dieser nächsten Vergangenheit. Die Bewegung, welche nach der Julirevolution von 1830 über Europa hinzitterte, hatte auch ihn zu lebhafter Theilnahme an der nationalen Entwickelung des Vaterlandes angeregt. Die Kammerverhandlungen seiner engeren Heimath wurden ihm die erste Handhabe. Die Kämpfe, welche dort aufbrannten, blieben nicht ohne Frucht, sie brach-

ten Ablösung der Lasten, welche bis dahin den Boden und Bauer gedrückt hatten, Gemeindeordnung, öffentliches und mündliches Verfahren, sogar ein Preßgesetz ohne Censur. Aber der Bundestag schritt dagegen ein. Das Preßgesetz wurde durch ihn vernichtet, die Klagen der Grundherren gegen die Ablösungsgesetze fanden bei ihm geneigtes Ohr; nach dem Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 erhob sich wieder die Reaction. Da schied der Verfasser aus seiner amtlichen Stellung bei einer Finanzbehörde und widmete seine Thätigkeit der Presse. Als ihm auch dieser Antheil an den politischen Schicksalen seiner Heimat durch arge Chikanen einer gesetzlosen Polizei verhindert wurde, siedelte er auf einige Jahre nach der Schweiz über. Es hatte ihm sein ganzes Lebelang Freude gemacht, zu lehren. Als Student, als Aspirant für den Staatsdienst und als Schriftsteller hatte er Jüngere unterrichtet. Er war deshalb nicht unvorbereitet für das Lehramt, welches er in der Fremde antrat. Das Folgende erzählt er selbst.

„Am Ostermontag 1838 wurde in der Kirche zu Grenchen im Kanton Solothurn der katholischen Gemeinde als Lehrer an der neuerrichteten Bezirksschule ein Protestant, ein Deutscher vorgestellt. Die Gemeinde hatte ihn gewählt, die Regierung bestätigt; der Lehrer war ich.

Es war ein rauher Frühlingsmorgen. Das einförmige Grau der Wolken deckte die Wände und Gipfel des Jura, große Schneeflocken fielen in dichtem Gestöber, und umhüllten den Zug, der sich nach der Kirche bewegte. Die Worte, welche Pater Zweili, Guardian der Franziskaner von Solothurn, Präsident des Erziehungsraths, an die Versammelten richtete, würden jedem Geistlichen wol angestanden haben. Mir äußerte er, ich möge keinen Anstand nehmen, mit den Schülern über Religion zu sprechen: „Sie brauchen ja die wenigen Unterscheidungslehren, die uns trennen, nicht zu berühren."

Die Franziskaner waren gelehrte, fleißige Männer; sie wohnten und lebten wie Lehrer der Wissenschaft, darum aber auch in offener Fehde mit den Jesuiten. An ihnen fand die Regierung kräftige Stützen

und Mitarbeiter ihrer Bestrebungen für die Bildung des Volkes; auf diesem Gebiete war Alles zu thun, da die 1830 gestürzte Patrizierherrschaft nichts gethan hatte. Zunächst ward für die Errichtung von Anfangsschulen, die Bildung von Lehrern, die Beaufsichtigung und Leitung des Schulwesens gesorgt. Nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten; aber es geschah innerhalb eines Zeitraums von vier Jahren. Anfang 1837 hatte jede Gemeinde ihre Schule, jede Schule ihren Lehrer und ihre Dotation, jedes Kind den nothwendigen Unterricht, das Gesetz strafte die Eltern, welche ihre schulpflichtigen Kinder nicht zum regelmäßigen Besuche anhielten. Kaum waren die Anfangsschulen geordnet, so wurden, als Fortsetzung derselben, die Bezirksschulen angefügt. Hier war kein Zwang; die Errichtung war der Gemeinde, der Besuch den Schülern, die aus der Anfangsschule entlassen waren und die nöthigen Vorkenntnisse besaßen, freigestellt; der Staat erleichterte durch Zuschüsse die Errichtung und führte die Aufsicht. Grenchen war eine der ersten Gemeinden, welche den Beschluß faßten, die Mittel für eine Bezirksschule aufzuwenden; die Regierung gab einen Beitrag von jährlich 800 Schweizerfranken (etwa 305 Thalern). Das Verdienst dieses Gemeindebeschlusses gebührte vor Allen dem Arzte, Dr. Girard, meinem lieben Freunde. Den Nutzen der Sache konnte er nur einer kleinen Minderheit seiner Mitbürger deutlich machen; denn diese hatten nicht den Unterricht der gegenwärtigen Generation genossen, aber sie vertrauten dem Manne, der ihnen so oft bewiesen, daß er uneigennützig das Gute wolle. Den Ausschlag jedoch gab bei dem von Natur aufgeweckten Volke der Trieb, sich vor anderen Gemeinden hervorzuthun. Als ihnen vorgehalten wurde, daß die Frage nur sei, ob Grenchen oder etwa Selzach die neue Schule erhalten solle, da war die Sache entschieden; die Anstalt mußte in den Ort, möge sie sein was sie wolle. Ich aber hatte Freude am Lehren und die Stelle sicherte mir den Aufenthalt mehr noch als den Unterhalt, für welchen auch andere Arbeiten ausreichten.

Das Dorf, in dem ich jetzt lehren sollte, die größte Land-

gemeinde des Kantons, mit mehr als zweitausend Einwohnern und vierhundert stimmberechtigten Bürgern, liegt in den Vorhügeln des Jura. Gegen Süden senken sich saftige Wiesen und wohlbestellte Felder nach der Aar hinab, welche raschen Laufes durch die Thalebene dem Rhein zueilt. Jenseits der Aar steigt das Gelände wieder sanft hinan zu dem hügeligen Emmenthal, und hinter ihm erhebt sich die Alpenkette, die Urner und Schwyzer Berge im Osten, der Rigi als einzeln stehende Vormacht, in der Mitte Finsteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, bis zu den Savoyer Alpen, aus denen der Montblanc gewaltig hervorragt. Nach Westen glänzen die Spiegel der Seen von Biel, Neuenburg und Murten. Schwerlich wird irgendwo eine Landschaft gleich lieblichen und dabei großartigen Charakter dem Auge darbieten.

Die Häuser im Dorfe ziehen sich vereinzelt und in Gruppen zerstreut, bis hoch an dem Berge hinauf, fast jedes mit einem Gärtchen und einer Hausmatte umgeben, von Obstbäumen beschattet; durch das Dorf schlängelt sich in mehren Verzweigungen der klare Bach. Ungern weichen die Strohdächer dem vorgeschriebenen Ziegeldache. Die Wirthschaft der Einwohner umfaßt Feld- und Wiesenbau, Wald- und Sennwirthschaft, die Butter- und Käsebereitung auf dem kostbarsten Besitze, den Bergweiden. Auch Wein wird gebaut. Die Grenchener leugnen nicht, daß in gewöhnlichen Jahren ihr Wein sauer ist, sie bespötteln ihn in Lied und Schwank, aber sie trinken ihn doch und befinden sich wohl dabei. Es ist ein kräftiger Menschenschlag vom Stamm der Allemannen, die Männer meist schlank aber stark, zum Theil von ungewöhnlich hohem Wuchse; unter den Frauen und Mädchen nicht selten jene Altarbilderschönheiten, wie auch sonst in katholischen Ortschaften. Sie sind heiter, mit Humor begabt, dabei von ausdauerndem Fleiße, geschickt, sich in jede Lage zu finden und sich selbst zu helfen. Es ist bei ihnen nicht Sitte, die Thüren verschlossen zu halten. Als einen unerhörten Vorfall erzählte man, daß vor drei Jahren im Dorfe eine Taschenuhr gestohlen war. Die Oertlichkeit ist aber auch für Diebe nicht günstig, wehe dem,

der sich fangen läßt, er kömmt nicht unversehrt in die Hände der Justiz.

Denn die Grenchener standen damals noch in dem Rufe unbändiger Wildheit, die sich in Streithändeln und starker Neigung zur unerlaubten Selbsthilfe offenbarte, nicht selten wurden die Messer gebraucht und floß Blut. War der Ausgang nicht gerade tötlich, so wurde von den Betheiligten Alles aufgeboten, um die Obrigkeit fern zu halten. Der Thäter und der Verletzte unterhandelten durch „Anschickmänner“ über billige Schadloshaltung und mit dem Abschlusse des Vertrages hatte die Feindschaft ein Ende. Das Geld war zu meiner Zeit noch nicht der Werthmesser für den Menschen, sondern die Arbeit. Ich schätze dort einen Bürger, der durch mißlungene Unternehmungen sein Vermögen eingebüßt hatte und als Straßenknecht arbeitete. Seine Mitbürger achteten ihn nach wie vor und loben ihn, weil er seinen Dienst recht gut versehe. — Für Burschen, denen die Arbeit des Friedens nicht gefiel, bot damals der fremde Dienst noch einen häufig betretenen Ausweg, den die Gemeinde nicht ungern sah, weil er sie von manchem störenden Elemente befreite; allein er brachte ihr auch manchen Wildfang nicht gebessert wieder.

Als in den neunziger Jahren die Franzosen in die Schweiz eindrangen, fanden sie die Kantone in einem lockern Verbande, die Schweizer führten ihre Streitkräfte vereinzelt dem Feinde entgegen, die Berner schlugen sich gut bei Neuenegg, die Urkantone am Vierwaldstättersee, aber einer nach dem andern mußte der Uebermacht erliegen. Auch die Grenchener waren verwegen genug, ihr Dorf gegen die andrängenden Franzosen zu vertheidigen; sie zogen, zum Theil mit Hellebarden und altem Rüstzeug bewaffnet, dem Feinde entgegen und stürzten zum Handgemenge. Noch lebt im Munde der Bewohner der Name der „Jungfer Schürer (Scheuerer)“, und man zeigt noch die Stelle, wo sie im Kampfe ihr Leben ließ. Der französische Offizier, ihr Gegner, wurde verwundet in das Spital nach Solothurn gebracht, und soll dort reuig geklagt haben, daß er gezwungen gewesen

sei, ein Mädchen zu töten; er habe jedoch nur die Wahl gehabt, dies zu thun, oder unter ihren Streichen zu fallen.

Getrennt vom Dorfe liegt in kleinem versteckten Seitenthale das Bad, ein Gebäude mit langer Front, zwischen Teichen und Gartenanlagen mit schattigen Baumgruppen. Dahinter die Quelle, ein eisenhaltiges klares Wasser. Im Sommer ist das Bad von Gästen aus der Schweiz, vorwiegend wälscher Zunge, von Elsässern und von einzelnen Fremden besucht, die zufällig den Aufenthalt entdecken und liebgewinnen. Noch in diesem Jahrhundert war das kleine Thal Eigenthum der Gemeinde, Sumpf und Schilf. Da erwarb Vater Girard um mäßigen Preis das Land, baute darauf seine Hütte, entwässerte den Grund, faßte die Quelle und richtete das Bad ein, anfänglich in sehr bescheidenen Verhältnissen, die Anlage erweiternd, als die Mittel sich mehrten. Vater und Mutter mühten sich im Schweiße ihres Angesichts, Söhne und Töchter wuchsen zur Hilfe heran; ein Sohn studirte auf deutschen Universitäten und wurde Arzt; ihm verdankt die Anstalt ihr rasches Aufblühen.

Das war der Ort, welchem ich in der Kirche als Schullehrer vorgestellt war. Nicht ohne Widerspruch einer frommen Partei.

Alle Kräfte des Widerstandes wurden von den Ultramontanen auf's Aeußerste angestachelt, öffentlich durch die Presse, auf Privatwegen durch alle möglichen Mittel. Ein Ketzer als einziger Lehrer an einer katholischen Schule, das war unerhört! Die Regierung, der Gemeinderath, ich selbst wurden mit Schmähungen überhäuft. Die Geistlichkeit in Grenchen wurde scharf getadelt, daß sie den Wolf in die Heerde habe einbrechen lassen, und es ward ihr — nicht allein durch die Zeitungen — zur Pflicht gemacht, Alles aufzubieten, um das Teufelsnest im Keime zu ersticken.

Der Pfarrer des Orts war ein stattlicher, schöner Mann, Liebling der Frauen und dadurch von Einfluß. Aber ein Streiter war er nicht, er liebte die Ruhe und das Violinspiel, und hätte daher lieber nichts gethan. Er hielt, so weit sein Einfluß reichte, Knaben

vom Besuche der Schule ab, setzte niemals seinen Fuß in dieselbe, ertheilte daher auch keinen Religionsunterricht, und die dafür bestimmten Stunden wurden mit einem andern Lehrgegenstande ausgefüllt. Persönlich stand ich mit ihm auf erträglichem Fuße. Es hatte ihn gefreut, daß ich ein Töchterlein, welches mir zwei Monate vorher im Grenchenbade geboren worden war, von ihm hatte taufen lassen, und er hatte daran leise Bekehrungsversuche geknüpft, indem er mir ein angeblich von einem Protestanten geschriebenes Buch zur Verherrlichung der katholischen Kirche zu lesen gab. — Noch weniger als der Pfarrer war sein Kaplan als Sturmbock gegen die Schule zu brauchen. Er war in Würzburg Theologe geworden und wußte, daß Leipzig ein „Büchernest" ist. Er war ein guter Landwirth und Bienenzüchter, und stand damals ganz auf gleicher Bildungsstufe mit dem Volke, welches aber nicht darauf stehen geblieben ist. Nicht immer gelang es ihm, die geistliche Würde zu wahren und Rügen von oben zu vermeiden. Sein theologisches Wissen über das zum Gebrauche Nothwendigste auszudehnen, hatte er sich nicht veranlaßt gefühlt, und ich staunte zuweilen über das Chaotische seiner Erinnerungen, wenn er z. B. erzählte, wie der heilige Ludwig Rom gegen die Hunnen vertheidigt habe. War von Büchern die Rede, so unterließ er nie, einen Missionsbericht aus Otaheiti zu preisen, und ich kam bald dahinter, daß dieser Band so ziemlich seine ganze Bibliothek ausmachte. Trotz alledem war er ein guter Mensch, und es schadet ihm heute nicht mehr, wenn ich erzähle, warum ich ihn liebe. Wir sprachen von der ewigen Seligkeit und ihrem Gegentheil. Ich redete ihm in's Gemüth, wie ich doch für unmöglich halte, daß der liebe Gott so grausam sein könne, mich ewig in der Hölle brennen zu lassen. Der Herr, nicht ich, sei schuld, daß ich reformirt getauft, unterrichtet und confirmirt worden sei. Unsere Lehre weise uns an, die Nebenmenschen zu lieben, ihnen Gutes zu thun. Ich bemühe mich nach Kräften, diese Lehre zu befolgen, und dennoch soll ich ewig verdammt sein? Dem Kaplan that das leid, und er fand eine theologische Antwort: „Ich hoffe, Gott wird euch behandeln wie einen

Heiden, von denen geschrieben steht, sie werden gerichtet werden nach ihren Werken". Er war der Schule nicht gefährlich.

Wäre die geistliche Führung energischer gewesen, so war das Gefolge, welches aus der Mitte der Bevölkerung gegen die Schule aufgeboten werden konnte, nicht zu verachten. Abgesehen von den Frauen, welche großentheils dem Pfarrer anhingen, zählten hieher Männer, welche durch die neue Ordnung aus den Gemeindeämtern verdrängt worden waren. Ansehen und Familienverbindungen reichten ihnen immer noch weit, und sie waren von ihren „alten Herren" angeleitet, der kräftigeren Jugend vorzuspiegeln, daß die neue Verfassung ihr noch lange nicht genug Freiheit, dagegen mehr Lasten gegeben habe, daß sie keine Ursache habe, zufrieden zu sein mit einem Zustande, welchen die neuen Führer ausschließlich zu ihrem Vortheil wendeten. Diese Gegner waren gefährlich. Von Einem derselben nahm ich die Milch für den Hausbedarf. Die Kinder erkrankten, sie glühten im Fieber; wir erfuhren, daß uns die Milch von einer kranken Kuh gegeben werde, und daß die Verkäufer sich dessen rühmten.

Da die erst auf dem politischen Felde besiegte Partei gegen den Gemeinderath und die Mehrzahl der Bürger keinen offenen Kampf bestehen konnte, suchte sie die Eltern abzuhalten, und sie war zufrieden, als die Schule im Anfang nicht mehr als ein Dutzend Schüler zählte, wenig für eine große Gemeinde, umgeben von anderen Dörfern, deren Söhnen die Bezirksschule ebenfalls offen stand. Gegen die Gefahr der Abzehrung gab es nur ein specifisches Mittel, die Leistungen der Schule. Allein, noch bevor es möglich war, zu zeigen, daß hier wirklich nützliche Kenntnisse erworben werden konnten, kam ein Umstand zu Hilfe.

Grenchen liegt an der Grenze gegen den Kanton Bern, eine halbe Stunde entfernt von dem Berner Dorfe Lengnau. Der (reformirte) Gemeinderath von Lengnau richtete an die (katholischen) Solothurner Nachbarn die Frage: ob und unter welchen Bedingungen Knaben aus ihrem Orte der Besuch der Bezirksschule gestattet

werde. Die Antwort lautete: man werde ihre Söhne willkommen heißen, der Unterricht sei unentgeltlich, nur habe Lengnau zu sorgen, daß die Schüler Ruhe und Ordnung halten. Alsbald erschien ein Zuwachs von acht bis zehn Knaben aus Lengnau; Einen darunter hatte der Ortsvorstand zum Obmann gesetzt und für Erhaltung der Mannszucht verantwortlich gemacht; sie marschirten in militärischer Ordnung, zwei und zwei, zogen ebenso wieder heim und niemals hat zwischen ihnen und den Grenchenern der geringste Streit stattgefunden. Dieses Beispiel wirkte auf die benachbarten Orte des Kantons; einzelne Schüler kamen aus Staad, Bettlach, Selzach, später selbst aus dem französischen Jura. Einer von ihnen verdient besondere Erwähnung. Er war ein großer, starker Mann von zweiunddreißig Jahren (ein Jahr älter als ich) aus der Gemeinde Ely in den Freibergen, zwei Stunden hinter dem Weißenstein, in einer rauhen, einsamen Gegend des Berner Juragebirges, die er verlassen hatte, um an der neuen Landstraße von Solothurn nach Grenchen zu arbeiten. Als er von der Bezirksschule hörte, änderte er seinen Entschluß; er verdang sich als Knecht bei einem Bauern um Wohnung und Kost und verzichtete auf Lohn gegen die Befugniß, die Schule besuchen zu dürfen. Sein Trieb nach Wissen und eiserner Fleiß halfen ihm alle Schwierigkeiten überwinden, er war bald einer der besten Schüler, besuchte später das Lehrerseminar in Münchenbuchsee (Bern) und kehrte dann in seine Heimat zurück, wo er Ortsvorstand, Lehrer, kurz Alles in Allem ist. Nur Familienvater ist Xaver Rais nicht geworden, denn er studirt noch immer fort und — wie er mir später vertraute — kauft lieber Bücher als eine Frau. Die Grenchener zählen ihn noch heut zu den ihrigen, und noch jetzt, wenn ich an den Ort komme, wird ihm Botschaft gesendet; dann hängt er seine Tasche um, greift zum Stabe und steigt mit langen Schritten über die Berge.

Der Zuzug von außen verfehlte seine Wirkung auf die Gegner im Orte nicht; manchem Knaben gelang es, den Widerstand der Eltern zu besiegen und vergnügt in die Anstalt einzutreten, welche

bald zwischen dreißig und vierzig Schüler zählte. Um den Unterricht nach dem Bedürfnisse einzurichten, mußte ich den vorgeschriebenen Plan umändern. Ich that es auf meine Verantwortung, und als ich am Schlusse des ersten Jahres darüber an die Regierung berichtete, wurde, was ich gethan, gutgeheißen und der Wunsch ausgesprochen, daß es an den übrigen Bezirksschulen eben so gehalten werden möchte. Im Sommer hielt ich nur von 6 bis 10 Uhr früh Schule, damit die Knaben noch zu Haus- und Feldarbeiten verwendet werden konnten. Die großen Arbeiten, Heu- und Getreideernte, fielen ohnehin in die Ferien. Die Lehrgegenstände beschränkte ich in der Zahl, gab ihnen aber einen größern Inhalt. Daß der Pfarrer keinen Religionsunterricht ertheilte, bedauerte ich aufrichtig, denn die Knaben kamen aus der Anfangsschule in diesem wichtigen Zweige sehr verwahrlost; man hatte ihnen nur zwei Sätze eingeprägt, von der Unentbehrlichkeit des geistlichen Standes und von dem Werthe der Reliquien; biblische Geschichte war ihnen fast gänzlich unbekannt. — Lehrte der Pfarrer nicht Religion, so lehrte ich keine Politik, sondern überließ die „vaterländischen Staatseinrichtungen" der Schule des Lebens. Dagegen wurden deutsche und französische Sprache nebst Stilübungen, Geschichte und Geographie, Arithmetik und Geometrie mit allem Eifer betrieben, und es machte mir Freude, zu beobachten, wie weit man in kurzer Zeit fähige, naturwüchsige Knaben bringen kann, wenn man allen Schwulst wegläßt, die Dinge einfach darstellt und den Einzelnen in seiner geistigen Arbeit zweckmäßig unterstützt.

Ich hatte das Glück, eine ziemliche Anzahl fähiger Schüler zu erhalten, und für diese wollte ich etwas mehr thun, als vorgeschrieben war. Ihnen gab ich daher in besonderen Stunden Unterricht im Lateinischen, und ich benutzte denselben, um ihren Gesichtskreis zu erweitern, den Lerntrieb anzuregen und zu leiten. Sie bildeten einen Kern, welcher der Schule einen festen Halt gab. Ihnen verdanke ich, daß mir die Schulzucht keine Sorge machte, denn ihr ernstes, gesetztes Wesen imponirte Allen. Ich habe in den drei Jah-

ren meines Lehramtes nie eine Strafe verhängt. Verhielt sich ein Knabe faul oder unwahr, so pflegte ich der Ermahnung zur Besserung die Andeutung beizufügen, daß die übrigen Schüler keine schlechten Burschen unter sich dulden würden. Es ist wol vorgekommen, daß nach Beendigung der Stunde, in welcher eine solche Warnung nöthig geworden war, von geringer Entfernung her Töne, die nicht gerade Jubel bedeuteten, zu meinen Ohren drangen; allein ich unterließ es, mich nach der Ursache zu erkundigen. Die Anstalt war wegen Zunahme der Schülerzahl aus „Güggi's Stock" nach „Häni's Haus"*) verlegt worden; das Schulzimmer war eine Treppe hoch, unmittelbar über unserem Wohnzimmer, und meine Frau sprach öfter ihr Erstaunen aus, daß sie von oben, wo dreißig Bauernknaben versammelt waren, nicht das mindeste Geräusch höre, und daß unsere kleinen Kinder in ihrem Morgenschlummer nicht gestört würden.

Ein Jahr war noch nicht verflossen, da merkte man im Dorfe, daß die Schule nütze. Die Knaben, besonders die von der „Garde", wie sich meine Elite nannte, wurden vielfach in Anspruch genommen, um deutsche und französische Briefe, wie sie im Verkehre mit den Landesproducten vorkamen, zu lesen und zu schreiben, Rechnungen zu prüfen und zu stellen u. dergl. Gern sah ich es nach, wenn Einer oder der Andere mit solchen Nebenarbeiten hie und da eine Stunde versäumte, denn diese Versäumniß brachte ihnen und der Schule Gewinn. Die Leute sahen uns auf dem Felde Messungen vornehmen, Höhen und Entfernungen mit selbstgefertigten Instrumenten trigonometrisch bestimmen. Den stärksten Eindruck aber machte ein Knabe von fünfzehn Jahren, der um die Erlaubniß bat, vor versammelter Gemeinde für seinen Vater sprechen zu dürfen. Der Vater, ein wackerer, um die Gemeinde verdienter Mann, war durch Unglück in Gant gerathen. Das Schlimmste drohte, wenn der stärkste Gläubiger nicht Nachsicht übte, und dieser Gläubiger war die Gemeinde selbst. Der

*) Ein Wohngebäude, nur für Menschen, ohne Scheuer und Stallung, heißt nicht „Haus", sondern „Stock".

Sohn trat vor die Versammlung und bat um Nachlaß der Schuld. Er schilderte die Verdienste, das Unglück, den Gemüthszustand des Vaters, seine Sorgen um die Familie, die trostlose Zukunft, die Vortheile, welche es der Gemeinde selbst bringen würde, wenn sie der Familie den Ernährer, sich selbst den nützlichen Bürger erhalte. Er sprach mit einem Ausdrucke, einer Wärme und Innigkeit, daß den harten Männern die Thränen in den Bart rollten — ich versichere, das will dort viel sagen — und daß zuletzt für den Nachlaß der Schuld nicht eine Stimme fehlte. Der Knabe ist jetzt längst Professor der Naturwissenschaften und Doctor der Philosophie. — Seine Rede galt dem Orte mehr als die That eines andern Schülers, welcher einem tollen Hunde mit der Waldaxt den Kopf zerschmettert hatte. Das, meinten sie, sei keine Kunst, das hätte Jeder thun können; aber der junge Redner! „So lernen sie reden in der Schule.“ Von da an stand die Anstalt fest. Mir aber fehlte noch etwas.

Vergebens hatte ich im ersten Jahre die Regierung um Vornahme einer Prüfung gebeten. Man hatte erwidert, daß man über den Gang der Schule unterrichtet sei und mir Vertrauen schenke. Im zweiten Jahre wiederholte ich dringender meine Bitte und stellte vor, es werde der Schule nützen, wenn der Staat sie beachte. Die Prüfung wurde anberaumt, es erschienen der Landammann Munzinger, mehre Mitglieder des Regierungsrathes, Guardian Zweili, verschiedene Lehrer und angesehene Männer aus Solothurn. Alles ging gut; die Knaben fühlten sich gehoben und angefeuert durch die Zeichen der Zufriedenheit der höchsten Staatsbeamten. Nach gethaner Arbeit vereinigten sich die Mitglieder des Gemeinderathes und andere Honoratioren mit den Beamten und den Freunden der Schule zu einem Mahle. Als die Fremden sich entfernt hatten, blieben die Einheimischen noch lange beisammen, selbst frühere Gegner hatten sich angeschlossen, sehr gern wäre auch der Kaplan erschienen, wenn er sich nicht vor dem Pfarrer gefürchtet hätte, und selbst der Pfarrer, wenn er sicher gewesen wäre, daß seine Oberen es nicht erführen. Bis tief in die Nacht kreiste der Becher und ich war nicht in der Lage,

diese Kelche an mir vorübergehen zu lassen, um so weniger, als in den Augen der Männer, wer nicht mit ihnen trinken konnte, als Schwächling angesehen und keiner tüchtigen Leistung fähig erachtet wurde. — Vom Tage der Prüfung an durfte ich die Schule als eingelebt in die Gemeinde betrachten. Die Zeit war vorüber, wo meine Freunde und Bekannte in Solothurn mir erklärt hatten, daß die Nachricht sie eben nicht überraschen würde, ich sei von den wilden Grenchnern erschlagen worden.

Ich hatte zwar ein so durchgreifendes Verfahren von den Anhängern der „Schwarzen" nie besorgt, aber jetzt erst erwärmte mich das Gefühl der Sicherheit. Manche kleine, aber deutliche Züge ließen mich erkennen, daß die Leute auch mich und die Meinigen nicht mehr als Fremde betrachteten. Und das war eine Annäherung, die sich hier zuweilen erst in einigen Menschenaltern vollzog. So war vor der Eröffnung der Anstalt im Schulrathe über die Anschaffung von Bänken und anderen Requisiten verhandelt und dabei bemerkt worden, daß die Gegenstände nicht bei den „fremden" Schreinern bestellt werden sollten. Geraume Zeit nachher kam einer derselben — es waren zwei Brüder — zu mir und bat, ihm eine Eingabe an die Regierung aufzusetzen, daß sie in Grenchen bleiben und das Bürgerrecht erwerben dürften. Eine neue Verordnung gebe den Ortsvorständen auf, die „Schriften" der Eingesessenen zu prüfen und alle, deren Papiere nicht in Ordnung seien, in ihre Heimat zu weisen. Sie hätten keine Schriften und seien in Gefahr, ihren Wohnsitz in Grenchen zu verlieren. Auf meine Frage, wie lange sie am Ort wohnten, erwiderte der Mann: er und sein Bruder seien hier geboren, die Eltern ebenfalls, die Großeltern seien als junge Leute hier eingewandert und zwar nicht aus einem fremden Lande oder aus einem andern Kantone, sondern aus einem solothurner Dorfe, vier Stunden von Grenchen, wo man aber von ihnen nichts mehr wissen wolle. Die Gemeinde habe sie gut behandelt, ihnen auch gleichen Antheil an den Nutzungen, wie den Bürgern, bewilligt, aber das Bürgerrecht weigere sie ihnen. Die Regierung bedeutete dann auch der Gemeinde, daß sie versäumt habe, den Großel-

tern bei ihrem Einzuge ihre Schriften abzufordern, und daß die Enkel darunter nicht leiden dürften. Sie wurden Bürger, blieben aber doch die „fremden" Schreiner.

Mir war nach Jahresfrist das Glück geneigter. Die Kinder der Nachbarn wählten meine Kinder zu Gespielen, die Frauen suchten den Umgang meiner Frau und mehre Männer bestimmten mich, einem Verein beizutreten, welcher gemeinnützige Zwecke verfolgte, bald eine große Ausdehnung gewann und für die Verwaltung und Bewirthschaftung des Gemeindevermögens manches Gute stiftete. Viele tüchtige Landleute lernte ich dort achten, Manche sind in der Kraft ihrer Jahre hinüber gegangen. Friedensrichter Vogt, ein echter Alemanne, von langer, hagerer Gestalt und dunklem Haar, durch natürlichen Verstand und Scharfblick zum Vorkämpfer für die aufhellende Richtung geartet, wurde vor Kurzem von einem Baumstamm erschlagen, der unter seinen Axthieben auf ihn niedersank. Der Gemeinderath Schmied Girard verunglückte in blühender Manneskraft bei einem Freudenfeuer, welches auf der Wannfluh, hoch oben am Rande einer steilen Felswand angezündet worden war, um den Berner Nachbarn weithin die Theilnahme an der Feier ihres Verfassungsfestes zu bezeigen. Er stieß mit dem Fuße ein mächtiges Scheit in die Flamme, glitt aus und stürzte rücklings über die Felswand in die Tiefe. Er war ein rücksichtsloser Gegner der verrotteten Wirthschaft, hatte sich nicht gescheut, Sympathien für David Strauß, dessen Berufung nach Zürich 1839 den vielbesprochenen „Züricher Putsch" veranlaßt hatte, kund zu geben und die Ueberzeugung auszusprechen, es werde nicht eher besser werden, bis die Gemeinden ihre Pfarrer wählen dürften und zwar nicht länger als auf fünf Jahre. Kein Wunder, wenn die ultramontane Partei in ihren Blättern seinen Tod als den Finger Gottes, den Guten zur Erbauung, den Gottlosen zur Warnung ausrief. Die Grenchener antworteten auf den vergänglichen Fluch der frommen Presse durch eine bleibende Schrift in Stein. In dem Dorfe, am Rande der Landstraße, an einer Stelle, die jeder Wanderer, der des Weges zieht, bemerkt, erhebt

sich ein einfacher Gedenkstein. Die Inschrift besagt, daß er der Erinnerung an Gemeinderath Girard gewidmet sei, der von seinen Mitbürgern geachtet und geliebt, für Freiheit, Recht und Licht im Leben gearbeitet und den Tod gefunden habe. Mir war er ein guter Nachbar und eine kräftige Stütze gewesen, meine Frau hatte den Mann angestaunt, wenn er ihren Stahl aus seinem Kohlenfeuer mit bloßer Hand faßte und in das Plätteisen schob.

Unter den Schülern bildete sich schnell ein Corpsgeist im guten Sinne, sie fühlten sich als eine angesehene Körperschaft. Ich unternahm mit ihnen Ausflüge, unter anderem nach Neuenburg, wo ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt, besonders die reichen naturhistorischen Sammlungen mit dankenswerther Bereitwilligkeit gezeigt wurden. Ein andermal folgten wir der freundlichen Einladung eines Lehrers in Solothurn zu einer Reihe von physikalischen Experimenten. In die Hauptstadt des Landes wollten die Knaben nicht zu Fuße gehen, sondern als stolze Grenchener auf laubgeschmückten Wagen mit stattlichen Rossen einziehen. In dem Hörsaale zeigten sie ruhige Haltung, Aufmerksamkeit und Verständniß, sie schauten dort Manches, was ich ihnen, aus Mangel an Hilfsmitteln, nur hatte beschreiben können. Die Schule wurde der Mittelpunkt ihres Lebens und ihr Sammelplatz bei allen ungewöhnlichen Vorfällen. Als in einer Nacht die Sturmglocke eine Feuersbrunst in dem nahen Dorfe Bettlach ankündigte, kamen alle ungerufen zu mir; wir ordneten uns, eilten im Laufschritte nach der Brandstätte, bildeten eine Kette bis zum nahen Bach und erhielten unsern Antheil an dem Lobe bei der „Abdankung" des Pfarrers, denn wenn das Feuer gelöscht ist, entläßt der Geistliche dankend die zur Hilfe herbeigekommenen Nachbarn. Den Fähigern wurde ich der Vertraute für manchen Zug ihrer innern Entwickelung. Eben der Knabe, welcher als Fürsprecher für seinen Vater vor der Gemeinde auftrat, war bei seinem ersten Erscheinen in der Schule von so unbändiger Ueberkraft, so unbeleckt von jeglicher Kultur, daß er, statt auf dem gewöhnlichen Wege nach seinem Platze zu gehen, stets über Tische und Bänke hinwegsetzte; dem Wildfange hielten kaum die Ho-

sen am Leibe. Sehr bald änderte sich dies. Sepp wurde still und ernst, seine ganze Kraft sammelte sich zum Nachdenken und im Lernen. Ich gab ihm meine Freude über die Aenderung zu erkennen, und er erzählte mir: eine Nacht habe er nicht schlafen können, und da sei ihm der Gedanke gekommen: du bist bisher kein Mensch gewesen, sondern ein Vieh; jetzt, durch die Schule, kannst du ein Mensch werden und du mußt es werden. Seit jener Nacht fühle er sich wie umgewandelt. Ein Anderer — jetzt tüchtiger Forstmann und Geometer — war mir ebenfalls durch ein fast plötzliches Uebergehen von wenig ergiebigem Abmühen zu leichtem Fassen und raschem Fortschreiten aufgefallen. Später gab er mir die Erklärung: „Mir ist auf einmal Licht aufgegangen. Sie hatten uns eine Gleichung aufgegeben, ich grübelte, konnte aber die Lösung nicht finden. So war ich im Stalle und melkte die Kuh, immer in Gedanken; das Blatt hatte ich mitgenommen, neben mich auf einen Klotz gelegt, und sah jeden Augenblick darnach hin. Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: So mußt du's machen! Ich ließ Kuh und Kübel stehen, nahm mein Blatt, lief in das Zimmer, setzte mich an den Tisch, und ich löste die Gleichung. Seither geht alles Lernen besser."

Das Jahr 1839 ging zu Ende, das Wintersemester, die eigentliche Arbeitzeit der Schule, hatte begonnen mit vermehrter Schülerzahl. Da kamen eines Sonntags einige ältere Schüler zu mir und trugen vor: Die Grenchener hätten einst von Zeit zu Zeit eine große Komödie aufgeführt. Diese alte Sitte sei aber seit lange außer Uebung gekommen, man habe nichts mehr gesehen, als zur Fastnacht „den Doctor von Padua", den „Pulcinell" und ihre alten Hanswurstenspäße — die aus den italienischen Soldkriegen von Kriegsknechten heimgebracht und in die Dörfer verpflanzt sind — sie aber wollten wieder „ein großes Spiel" haben und bäten mich, ihnen zu helfen. Ich verlangte Bedenkzeit und erkundigte mich bei ältern Leuten, namentlich bei dem alten „Hans Bik", der an der letzten Aufführung, vor mindestens vierzig Jahren, als Jüngling mitgewirkt und, wie er mir verschämt gestand, die

„Mutter Gottes“ gespielt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß jene letzte dramatische Leistung die Genovefa gewesen sei. Er bezweifelte, daß das jüngere Geschlecht Aehnliches zu Stande bringe, denn ein so prächtiger Aufzug mit vielen Rossen, so gewaltige Sprünge, frei über die Pferde weg, werde man heut zu Tage nicht mehr sehen. Besonders anstrengend sei die Rolle des Grafen gewesen; ein Mann habe dazu nicht ausgereicht, sie hätten deshalb drei Grafen gehabt, die abwechselnd ihre gymnastischen Künste verrichteten. Auf meine Frage, ob denn nicht auch gesprochen worden sei, und ob ihm nicht irgend eine Stelle im Gedächtnisse geblieben, die er mir vorsagen könne, hob der Alte an zu declamiren, anderthalb Töne über der natürlichen Stimmlage, singend, scandirend, mit einförmigem, gehacktem Rhythmus und Tonfall. Sicher war diese Art des Vortrags eine uralt überlieferte, und die Rede bei jenen Darstellungen Nebensache, die Sprünge, Ringkämpfe und Leibesübungen Hauptsache gewesen. Aus den Erzeugnissen neuer Kunst, die mir zu Gebote standen, wählte ich ein vaterländisches Trauerspiel „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich“ von Wurstemberger aus Bern. Der Held, Führer in den Burgunderkriegen, bemühte sich in seiner Vaterstadt die Adelsherrschaft zu brechen und zeitgemäße Reformen einzuführen. Manche Neuerungen waren dem Bürger unbequem. Der „Mann des Volkes“ wurde unpopulär, eine Adelsverschwörung stürzte ihn, er wurde hingerichtet. An der nöthigen Handlung fehlte es dem Stücke nicht, Zweikämpfe, Volksaufstand, Gefecht, Kerkerscenen würzten die Speise, längere Dialoge fielen dem Rothstift. Die Schüler erschienen, als meine Bedenkfrist abgelaufen, mit militärischer Pünktlichkeit, und nahmen mit Acclamation das vorgeschlagene Stück zur Aufführung an.

Die Jugend gab sich rüstig an's Werk und bewährte die angeborene, durch Erziehung und Uebung ausgebildete Begabung zur Selbstregierung. Die Theilnehmer — Sekundarschüler und ältere — versammelten sich in dem Lokale der Volksschule, gründeten einen Verein und constituirten ihn durch Erwählung eines Präsidenten,

eines Seckelmeisters und eines Schreibers. Sofort wurde zur Vertheilung der Rollen geschritten. Dies geschah folgendermaßen. Der Präsident richtet an die Versammelten die Frage: „Wer will den Hans Waldmann spielen?“ Drei oder vier Bewerber erheben sich und Jeder macht seine Ansprüche geltend: Körperlänge, laute Stimme, Schulbildung; dann mußten sie abtreten und die Discussion wurde eröffnet. Jeder Bewerber hatte seine Anhänger und seine Gegner. Die Verhandlung wurde geschlossen und eine an Einstimmigkeit grenzende Mehrheit theilte dem Lehrer Tschui die Titelrolle zu. So ging es der Reihe nach weiter und die übrig bleibende Masse verständigte sich untereinander über ihre Vertheilung unter Soldaten, Bauern, Seewiber (Bauerfrauen vom Züricher See). Mit der Abstimmung hatte jeder Streit ein Ende; nicht das leiseste Murren erhob sich gegen die Entscheidung der Mehrheit. Ich hatte der Versammlung beigewohnt, ohne ein Wort zu sprechen; denn so willig die Knaben auf meinen Rath hörten, ja mir oft einen Wunsch an den Augen absahen, so unlieb wäre es ihnen gewesen, wenn ich mich in den Kreis ihrer ausführenden Thätigkeit hätte eindrängen wollen. Die Vertheilung der Rollen befriedigte vollständig, hätte ich sie vornehmen dürfen, sie wäre keinenfalls besser, wahrscheinlich nicht so gut ausgefallen. Gleich darauf ersuchte mich eine Anzahl älterer Bursche zwischen zwanzig und dreißig Jahren, sie als Soldaten mitspielen zu lassen; es seien doch ein paar wilde Gesellen unter den Schauspielern, es könnten auch unter den Zuschauern ungezogene Burschen Unfug treiben, dann möchte es doch gut sein, wenn sie gleich bei der Hand wären, um Ordnung zu halten. Ihrem Begehren wurde gern willfahrt, und das Erscheinen dieser Starken mag hingereicht haben, ihre Dienste unnöthig zu machen.

Nachdem die Rollen ausgeschrieben und gelernt waren, nahmen die Proben ihren Anfang und den ganzen Winter hindurch ihren Fortgang. Die meisten Schauspieler waren nur bis zu einem gewissen Punkte der Ausbildung zu bringen, auf welchem sie standhaft beharrten. Einige jedoch, und grade die Darsteller der Hauptfiguren,

lohnten reichlich die aufgewendete Mühe, und ernteten bei der Aufführung und noch lange nachher höchstes Lob. Wahrhaft erfreulich aber war die moralische Einwirkung des künstlerischen Fleißes der Jugend auf das Leben im Dorfe. Die Gemeinderäthe berichteten mit frohem Erstaunen, daß diesen Winter, was seit Menschengedenken unerhört, keine Schlägerei, nicht der geringste Unfug vorkomme. Die Burschen saßen nicht in den Wirthshäusern, betranken sich nicht; sie übten im Hause ihre Rollen, Nachbarn und Bekannte hörten zu. Obgleich das weibliche Geschlecht von der Bühne ausgeschlossen war, da Ritterfräulein und Bauerweiber von Knaben dargestellt wurden, sahen doch die Frauen und Mädchen ihre mitwirkende Thätigkeit in anderer Weise in Anspruch genommen.

Denn auch für Theater, Decorationen, Costüme, Orchester mußte Rath geschafft werden. Zum Theater wurde der neu angebaute Flügel des Badhauses auserseheu; dieser Flügel enthält den Speisesaal und den anstoßenden Tanzsaal, der erstere ein längliches Viereck, der andere ein etwas kleineres Quadrat, die Wand, welche beide trennte, in der Mitte offen, die Oeffnung ein Bogen in Form eines Thorgewölbes. Der Tanzsaal mußte die Bühne werden, den Thorbogen ein Vorhang bedecken, der Speisesaal den Zuschauerraum abgeben. Ein Podium und Bänke schafften über eintausend Plätze, eine Gallerie an der Wand, die dem Vorhange gegenüber lag, diente als Loge einzigen Ranges. Den Plan der Bühneneinrichtung erdachte ein echter Künstler, Maler Disteli in Solothurn, bekannt durch seine Bilder der Schweizerschlachten; für die Ausführung sorgte der Verein. Er bat den Gemeinderath, für das nöthige Zimmerholz die Waldbäume anzuweisen, in hellem Haufen ging's hinan, die Bäume stürzten unter den Axthieben, die Burschen spannten sich davor, hingen ihr Schlittengeschell um und schleppten jubelnd die Stämme den steilen Bergpfad herab zur Sägemühle. Dann kamen die Zimmerleute des Dorfes, Hilfsmannschaft genug arbeitete mit ihnen, in kurzem war das Theater fertig. — Zu den Decorationen half das Unglück eines Schauspieldirectors, welcher mit seiner Truppe in der nahge-

legenen Stadt Biel längere Zeit Vorstellungen gegeben, dann aber vor dem Andrange — nicht des Publikums, sondern der Gläubiger — mit Hinterlassung sämmtlicher Theaterrequisiten das Weite gesucht hatte. Die Decorationen befanden sich in städtischem Verwahrsam und es gelang dem Theaterverein, gegen eine billige Miethe zu erlangen, was man brauchte: ein Zimmer, eine Straße, einen Wald, sogar ein finstres Gefängniß. — Die Costüme zeichnete Maler Disteli, er colorirte nicht nur die einzelnen Anzüge treu nach den Trachten des Ortes und der Zeit, sondern er gab auch an, wie dieselben mit Benutzung vorhandener Kleidungsstücke, der Schürzen, Mieder, Umschlagetücher und Mäntel der Frauen, am billigsten herzustellen waren. Während der Dorfschneider mit verstärkten Arbeitskräften rastlos an den Costümen schaffte, welche nur höherer Kunstfertigkeit gelingen konnten, mühten sich die Mädchen wochenlang mit den Prachtgewändern der Ritterfräulein, mit den einfachern und malerischen Trachten der Frauen aus dem Volke, und mancher Held verdankte Federbaret und Mantel, der ihn zum Gegenstand der Bewunderung machte, dem Geschmack und der Geschicklichkeit einer Schwester oder einer künftigen Braut. Ließen die Kleider fast weniger als ihre Träger zu wünschen übrig, so gaben die Rüstungen der Krieger dieser Aufführung einen eigenthümlichen Vorzug. Denn der Verein richtete an die Regierung des Kantons die Bitte, ihm aus dem reichen Schatze des Zeughauses zu Solothurn Rüstungen und Waffen aus den Burgunderkriegen zu überlassen, so viele Helme, Harnische, Arm- und Beinschienen, Schwerter, Speere und Hellebarden; für richtige Rücklieferung und Schadenersatz wurden zahlungsfähige Bürgen angeboten. Die Regierung gewährte nicht allein die Bitte, sondern ihre sachverständigen Mitglieder halfen mit Rath und That, und beglückten die Truppe mit einer alten Feldschlange und den kohlschwarzen Rüstungen der burgundischen Kanoniere aus dem letzten Drittheile des fünfzehnten Jahrhunderts.

Als wir im Februar so weit gekommen waren, daß die Tage der Aufführungen festgesetzt werden konnten, — denn mindestens drei

an drei aufeinander folgenden Sonntagen mußten es sein, um einigermaßen die gewaltigen Zurüstungen zu lohnen, — da machte ich nach einer Generalprobe die Vorsteher des Vereins aufmerksam, daß es wol an der Zeit wäre, Theaterzettel drucken zu lassen. „Zettel?" meinte der Präsident: „das kann nicht schaden, die Leute wissen dann auch, wen sie vor sich haben." Es ergab sich, daß die Schauspieler dabei an einen Streifen Papier dachten, den jeder etwa an seine Kopfbedeckung klebe, auf dem das Publikum in großen Buchstaben den Namen der Person lesen könne. Das Mißverständniß veranlaßte mich, auf dem Zettel, außer dem üblichen Inhalte noch eine kurze Angabe der Handlung in jedem Acte beizufügen. Der Verein aber entsendete seine Boten und ich zweifle, ob fünf Stunden in der Runde ein Städtchen, ein Dorf oder ein Weiler war, wohin sie nicht die Zettel getragen haben. Zu dem Eifer für die Verbreitung trieb aber nicht allein die Lust, sich recht vielen Menschen zu zeigen, sondern auch die Berechnung, daß nur bei zahlreichem Besuch die Eintrittsgelder den Ausgaben gleichkommen, vielleicht einen Ueberschuß liefern könnten, für dessen Verwendung ein Vereinsbeschluß sorgen würde.

Wieder kamen die Schauspieler und erbaten einen Aufzug. „Das Stück hat fünf Aufzüge, wie ihr wißt." „Wir meinen einen Aufzug, wie er immer gewesen ist, wo wir reiten, wo die Soldaten marschiren und die Weibsleute und das Volk in verzierten Wagen fahren." Die Mitwirkenden sollten sich also im Dorfe sammeln und in geordnetem Zuge nach dem eine Viertelstunde entfernten Bade bewegen. Aber die Jugend, die sich in unzähligen Proben abgemüht hatte, die Höhen der Kunst zu erklimmen, wollte nun auch Proben ihres Aufzugs halten, die Rüstungen und schönen Kleider anlegen. Ich überließ das ihnen allein. Zu spät erfuhr ich, daß mit der harmlosen Freude auch ein Racheplan verbunden wurde. Dem Verein war zu Ohren gekommen, daß die Geistlichkeit dem Werke, an welchem die weltliche Obrigkeit ihr Wohlgefallen hatte, nicht hold sei. Der Pfarrer habe nach Solothurn gegen das gottlose Vorhaben, an Sonntagen ein „weltlich Stuck" aufzuführen, berichtet, und Bischof

und Capitel drängten die Regierung, den Unfug zu verhindern. Darüber zürnte die Jugend. An einem Sonntagsnachmittag, als die Glocken zur Christlehre in die Kirche läuteten, mischte sich in ihre feierlichen Klänge der Mißton einer Trommel. Es war der Gemeindediener, der als Tambour in fremdem Dienste alt geworden, sein Instrument mit seltener Meisterschaft handhabte, diesmal aber nicht im Dienste des Raths, sondern um die Schauspieler zur Probe des „Aufzugs" zu rufen. Die ungewöhnliche Kraft, welche der Veteran in unmittelbarer Nähe der Kirche verwendete, und das vergnügte Blinzen seiner Augen verrieth, daß ihm in Rom und Neapel jeder Respect vor der Geistlichkeit abhanden gekommen, und den „Pfaffen" zu ärgern ein besonderes Vergnügen war. Hatte er mir doch schon früher gestanden, er glaube nicht, daß alle Reformirte in der Hölle brennen müßten; er habe dem Pfarrer in der Beichte gesagt, daß er mit seinen Berner Kameraden immer gut Freund gewesen und daß der liebe Gott so brave Knaben gewiß nicht dem Teufel in den Rachen jagen werde; als ihm darauf der Pfarrer die Absolution verweigerte, sei er mit den Worten weggegangen: „gut, Herr Pfarrer, dann g'hei ich (werfe ich) alle meine Sünden euch auf den Buckel." So marschirte er um das Gotteshaus, übertäubte die Stimme des lehrenden Predigers und war schuld, daß die Jugend aus der Kirche lief, um den Zug zu sehen. Jetzt hatte die Geistlichkeit einen Grund zur Klage, die Andacht hatte wirklich gelitten. Bald erschienen Abgeordnete der Regierung, um die Sache zu untersuchen, nicht ohne Mühe wurde sie gütlich ausgetragen, der Verein gelobte, den Gottesdienst nicht mehr zu stören, die Geistlichkeit ließ ihre Einsprache gegen die Aufführung fallen.

Endlich erschien der große Tag der ersten Aufführung. Es war Sonntag der 15. März 1840. Schon am Mittag war das Dorf in Bewegung; um zwei Uhr ordnete sich der Zug und setzte sich in Marsch auf der alten Landstraße, die vom Dorfe an dem Bade eine Höhe entlang zieht. Noch bedeckte Schnee den Boden, aber die Sonne schien hell. Voran ein Wagen mit einer Blechmusikbande aus Fulda,

welche grade die westliche Schweiz bereiste, und jetzt einen feierlichen Marsch spielte. Dann die Ritter und Reisigen, zwei und zwei, in glänzenden Burgunder Harnischen, wol gegen vierzig Pferde; dann wieder Wagen geschmückt mit Tannenzweigen und Bändern, besetzt mit den Frauen und Jungfrauen aus Adel und Volk und mit den aufständischen Bauern; den Schluß des Zuges bildete das Fußvolk mit seiner Kanone. Es war kein schlechtes Bild aus alter Zeit, die Waffen erglänzten im Sonnenschein und die Gestalten hoben sich scharf von der blendenden Schneedecke.

Die Aufführung begann gegen drei Uhr und dauerte vier Stunden. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Das Haus war gefüllt und wurde zu lautem Beifall hingerissen. Ich verlebte hinter den Coulissen peinliche Augenblicke, wenn die kämpfenden Helden, trotz aller Ermahnungen, mit den langen, scharfen Schwertern auf einander hieben, daß die Funken stoben, und ich mußte zufrieden sein, daß nicht mehr Blut floß als einige Tropfen aus einer leichten Wunde an der Hand. Dem Spiele folgte ein Abendessen der Mitwirkenden und der Honoratioren des Dorfes, endlich ein Tanz. Noch um Mitternacht tanzten die Ritter in ihren Rüstungen, die sie um die Mittagstunde angelegt hatten. Ich schloß daraus, daß dies Geschlecht an Körperkraft den Vätern, die bei Murten und Granson fochten, nicht nachstehe.

Glücklich, wie die erste Vorstellung, verliefen die beiden folgenden. Von nah und fern strömte die Bevölkerung herbei, Reisende aus Basel, Zürich und andern Städten. Ein und zwanzig Jahre sind vergangen; im neuen Schulgebäude des Dorfes steht jetzt ein Theater, auf welchem die Schüler kleine Stücke aufführen; aber mit Stolz sehen heute noch die wackern Männer auf ihre große Jugendleistung zurück.

Das Spiel hatte die Folge, daß der Lehrer auch in die fröhlichen Erinnerungen des Schweizerdorfes hineinwuchs. Das Haus, welches die Gemeinde für Anstalt und Lehrerwohnung gemiethet hatte, ein provisorisches Lokal, stand mit der Vorderseite gegen die alte Land-

straße, im Rücken lag der kleine Garten, dahinter, mit Obstbäumen bepflanzt, die Hausmatte, welche Futter für zwei Ziegen lieferte. Zu ebener Erde war meine Wohnung, im ersten Stock, zu welchem die enge steile Treppe führte, das Schulzimmer und eine Fremdenstube. — Im Sommer kamen häufig Bekannte aus der Nähe, auch Verwandte aus der Heimat besuchten uns, freuten sich der Gegend und der wohlgesinnten Menschen. Die Ferienzeit wurde gern zu Streifzügen über die Berge benutzt. Der nähere Umgang mit den Männern des Dorfes kam auch der Schule zu gut, für deren Bedürfnisse immer reichlicher gesorgt wurde. Unaufgefordert ließ mir der Gemeinderath sagen, daß das gesetzliche Quantum Holz ihm zu gering scheine; ich möge mich daran nicht kehren, sondern nur angeben, wie viel ich brauche; sie wollten mir „Holz gnue (genug)" geben. Die Schüler wetteiferten in Aufmerksamkeiten gegen meine Kleinen und den freiwilligsten Dienstleistungen für unsere kleine Haus- und Landwirthschaft; sie bestellten den Garten, mähten das Gras, brachten das Heu ein; von ihnen erhielt ich die frühesten Erdbeeren und Kirschen, und wenn der Bach gefischt wurde, die schönsten Forellen. Seit der Prüfung war ihr Eifer im Lernen noch gestiegen. Die deutschen und französischen Aufsätze der Fähigeren durften sich sehen lassen; sie lösten Gleichungen zweiten Grades mit Leichtigkeit, erklärten die Einrichtung der Uhr, der Mühle und der Dampfmaschine wie die Gesetze, auf denen ihre Wirkung beruht; außerdem lasen sie im Cornelius Nepos und Cäsar. Der Unterricht in der vaterländischen Geschichte wird in der Schweiz überall sorgfältig betrieben, aber nur in den glänzendern Partien. Die Schlachten bei Morgarten, Sempach, Murten kennt jedes Kind; aber die Unterthänigkeit ihrer Regenten, die französischen Pensionen und Gnadenketten werden gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen. Mir schien es zweckmäßig, das Licht nicht ohne den Schatten zu geben.

Mit dem Entlassungs-Zeugnisse hielt ich meine Verpflichtung gegen diejenigen Schüler, deren Lerntrieb nun erst rege geworden war, nicht für abgethan. Ich wollte sie weiter bringen, zunächst auf die

Kantonsschule in Solothurn, die neben der gelehrten eine technische Abtheilung erhalten hatte. Zu diesem Zwecke mußte für ihren Unterhalt gesorgt werden, denn es waren fast durchgehends Söhne unbemittelter Eltern; bei anderen ließ das Bewußtsein, dereinst Aecker, Wiesen und Vieh zu besitzen, selten den Drang aufkommen, mehr als die nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Schon vor dem Schlusse des zweijährigen Cursus zeigten sich zwei Schüler reif für die Kantonsschule. Ich ging nach Solothurn, und sprach mit Landammann Munzinger und mit dem Rath für das Erziehungswesen, Dr. F. Die beiden wackern Männer sorgten für die Knaben größtentheils aus eigenen Mitteln. Bald brachte ich ein zweites, dann ein drittes Paar. Auch für diese fand sich die nöthige Unterstützung, zumal da alle Eingetretenen sich bewährten. Doch bemerkte mir Dr. F., daß er für weiteren Zuwachs keine Unterkunft mehr wisse, die Gemeinde sei wohlhabend und könne selbst etwas leisten. Ich erwiderte, daß dies ohne Zweifel geschehen werde, sobald einmal der Nutzen der Schule und der Heranbildung fähiger Jünglinge von den Bürgern an lebenden Beispielen mit den Händen gegriffen werden könne. Bis dahin müsse die Regierung sorgen, daß solche lebende Zeugen geschaffen werden. Eine etwas frostige und trockene Antwort trieb mir das Blut nach dem Kopfe: Wenn ihr nicht alles Mögliche thut, Kenntnisse und Bildung im Volke zu fördern, dann steigt herab von euren Stühlen und laßt die Patrizier wieder darauf sitzen, denn das „Regieren" verstehen diese besser als ihr! — Doch mußte ich für die nächsten Schüler, welche in die höhere Anstalt befördert werden sollten, andere Mittel suchen. Ich gab ihnen den Rath, sich an die Kapuziner in Solothurn zu wenden, da diese durch ihre Vorschriften verbunden seien, armen Studirenden Wohnung und Kost zu geben. Sie hatten es nicht zu bereuen.

Es war ein lustiges Völkchen im Kloster. Der Bürgerkrieg in Spanien hatte sie in zwei Parteien gespalten, in Karlisten und Christinos, welche sich gegenseitig mit Spottliedern andichteten. Der schlimmste Satiriker, ein junger Urner, führte die Feder der Christi-

nos; gegen seine Stachelverse konnte das Haupt der Karlisten nicht aufkommen, ein stämmiger Alter, welcher lange den heiligen Stuhl bewacht und erst spät die päpstliche Uniform mit der Kutte vertauscht hatte. Dieser häusliche Streit hielt sich aber strenge innerhalb der Klostermauern; nach außen waren die Väter gute Brüder und überall gern gesehen. Sie lebten mit dem Volke, theilten seine Freuden, spendeten Trost den Unglücklichen, kannten alle Familien und besuchten vorzugsweise die Häuser, deren Frauen den besten Kaffe bereiteten. Der Karlisten-Häuptling hatte den Wahlspruch: „Nichts über guten Kaffe und die Seel' selia machen." Jedes Frühjahr kamen zwei Patres nach Grenchen; wie hinter dem Rattenfänger von Hameln, sammelte sich hinter ihnen die männliche Jugend; die Ersten riefen „ho, ho, go Schnäcke ufläse" (Schnecken lesen). Der Ruf zog die Knaben aus allen Häusern in den Wald. Die reiche Beute gab im Kloster ein leckeres Gericht. Die jungen Sammler aber wurden mit „Helgen" (Heiligenbildern) belohnt.

Die Kunde, daß ich zwei Schüler zu den Kapuzinern gewiesen, drang bald zu Landammann Munzinger, und bei meinem nächsten Besuch fragte er, ob ich nicht wisse, daß dort den Knaben Grundsätze eingeprägt würden, die nicht die unsrigen seien. Das weiß ich wol, erwiderte ich, aber ich weiß noch mehr. Einmal, daß Schüler leben müssen, wenn sie lernen sollen; dann, daß Knaben, welche zwei Jahre bei mir gewesen, so verdorben sind, daß ihnen kein Kapuziner mehr hilft. — Dann bin ich auch zufrieden, sagte Herr Munzinger.

Ich kann von diesem trefflichen Manne nicht scheiden, ohne seinem Andenken einige Worte zu widmen. Er war Kaufmann und hatte einen offenen Laden in Solothurn. Dabei war er wissenschaftlich gebildet, musikalisch, ein Mann von echter Humanität. Selbstlos, von angenehmen Formen, unerschütterlich, wo es dem Gemeinwohle galt, war er ein Gegner des Regiments der alten „Geschlechter", welche die heimische Macht, wie den fremden Dienst für ihren Nutzen ausbeuteten und für die In-

tereſſen des Volkes keinen Sinn hatten. Im Jahre 1830 ſtand Munzinger an der Spitze der Bewegung und ſein Auftreten in der Volksverſammlung zu Balsthal am 5. Dezember entſchied den Sturz der Patrizierherrſchaft im Kanton Solothurn. Beim Aufbau der neuen Verfaſſung und Geſetzgebung, bei der Organiſation der Verwaltung und ihrer Thätigkeit für Befreiung des Bodens von Grundlaſten, für Schulweſen, Straßenbau, Landwirthſchaft, Rechtspflege, bewährte er ſich als Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung. Zählte auch der Staat nur wenige Quadratmeilen mit einigen ſechzigtauſend Einwohnern, ſo waren doch die Schwierigkeiten des Umbaus nicht geringer als in einem großen Lande. Die alten Geſchlechter und ihr Anhang, unterſtützt von der Geiſtlichkeit, benutzten die freie Preſſe, das Verſammlungsrecht, ihre reichen geiſtlichen und weltlichen Mittel, um das Volk gegen die neue Ordnung der Dinge aufzureizen. An Handhaben fehlte es nicht, da die Einrichtungen für gute Zwecke immer Mittel erfordern, alſo Laſten auflegen. So wurden z. B. die Gemeinden durch ein Geſetz angehalten, Schulen zu errichten und dieſelben ausreichend mit Grund und Boden zu dotiren; wo Gemeinde-Eigenthum fehlte, da mußte Land für die Schule angekauft werden. Mehre Dörfer widerſetzten ſich, aber ihr Widerſtand wurde mit Gewalt gebrochen. Später dankten die Ortsvorſtände dem Landammann, daß er ſie zum Guten gezwungen habe. Anders verhielt ſich die Regierung gegen widerſpenſtige Geiſtliche. Ihnen wurde kein Zwang angethan, aber es wurde geſorgt, daß durch ihre Unbotmäßigkeit das Familienglück nicht getrübt wurde. Die Regierung wählte zum Dompropſt einen freiſinnigen Geiſtlichen, Rom verſagte die Beſtätigung, die Stelle blieb unbeſetzt und die Einkünfte floſſen in den Schulfond. Verſagte der Geiſtliche die Einſegnung einer gemiſchten Ehe oder die Taufe der Kinder, ſo durfte das Paar anderwärts Trauung oder Taufe vornehmen, der Bezirksbeamte aber beſorgte die Einträge in die bürgerlichen Standesbücher. — Wie Munzinger die republikaniſche Freiheit verſtand, mag ein Beiſpiel lehren. Die Gemeinde Grenchen beſitzt ausgedehnte Waldungen,

deren Eigenthum zwischen ihr und dem Staate getheilt war. Die Gemeinde hatte das Recht, sich daraus zu beholzen, der übrige Ertrag fiel dem Staate zu, ein Verhältniß, welches bekanntlich der Forstcultur nicht günstig ist. Die Regierung machte daher der Gemeinde den Vorschlag, den Wald im Verhältniß zu den beiderseitigen Nutzungsrechten zu theilen, und sandte zu näherer Ermittlung eine Commission nach Grenchen. Der Bauer, von Alters gewohnt, durch die Regierung übervortheilt zu werden, argwöhnte auch hier eine Beeinträchtigung und jagte die Commission zum Dorfe hinaus. Am andern Morgen erschienen Landjäger von Solothurn, holten die angesehensten Landleute aus ihren Wohnungen und führten sie nach der Stadt in das Gefängniß. Dabei war es nicht ohne herzbrechende Scenen abgegangen, Frauen hatten vom Schreck Schaden genommen, die Kinder jammerten, das Dorf war in Trauer und Wuth. Unter dem Eindrucke dieser Begebenheit kam ich bald darauf zum Landammann und bedauerte die Härte des Verfahrens. Man hätte die Männer vorladen können, keiner wäre ausgeblieben; sie gehören nicht zu denen, die davonlaufen. — „Ja," sagte Munzinger, „ich war leider nicht hier." — Dachte ich's doch, erwiderte ich, die Sache wäre anders gegangen. — „Allerdings," rief der Landammann, und seine Wangen rötheten sich, „ich hätte Militär hinausgeschickt und das Dorf besetzen lassen, sie hätten jetzt noch die Execution!" Ich konnte meine Verwunderung über diesen Zornesausbruch nicht bergen. — „Ja, Sie," fuhr Munzinger fort, „Sie mit Ihren monarchischen Begriffen, können Rücksichten nehmen, Nachsicht üben; da sind immer Gensdarmen und Soldaten genug zur Hand, um einzuschreiten, wenn es nöthig wird. Wir haben diese Mittel nicht; der Einzelne, das Volk, hat ein großes Maß von Freiheit, aber wir dürfen nicht dulden, daß in einem einzigen Falle nur ein Haarbreit darüber hinausgegangen wird, sonst sind wir verloren!" — Ein wahres und mannhaftes Wort.

Wie der Kanton, so lag das Wohl der Eidgenossenschaft dem Landammann am Herzen, und wie sich daheim das Volk seiner Zucht fügte, weil es erkannte, daß sie zum Guten führe, so folgte es auch

seiner Leitung in eidgenössischen Dingen. Im Sonderbundkriege stand Solothurn, obgleich katholisch (nur ein vom Berner Gebiet umschlossener Bezirk, Bucheggberg, ist reformirt) auf der Seite der Tagsatzung, seine Artillerie zeichnete sich im Gefechte aus und ließ manchen wackern Mann auf dem Schlachtfelde. Munzinger arbeitete mit an der neuen Verfassung, ward in die Bundesversammlung und von dieser in den Bundesrath gewählt. Die Schweiz ehrte einen ihrer besten Bürger durch die Erwählung zum Bundespräsidenten, und er widmete dem Vaterlande, dem er zu früh entrissen wurde, seine ganze Kraft bis zum letzten Augenblicke seines Lebens.

Das Jahr 1840 brachte Deutschland und der Schweiz den Franzosenlärm, General Aymar war von Lyon ausmarschirt und die Eidgenossen zogen ihm entgegen an ihre Grenze. Das solothurner Bataillon Disteli, welches durch Grenchen marschirte, wurde von den Bewohnern mit Speise und Trank erquickt, und mit dem Zuruf: „Schlagt recht drauf“, „Fürchtet euch nicht!“ angefeuert. Das Wetter verzog sich, da Ludwig Napoleon aus freien Stücken die Schweiz verließ, um ihr den Krieg mit Frankreich zu ersparen. Auch über Deutschland schwanden die Kriegswolken, aber sie hinterließen eine nachhaltige Bewegung in den Gemüthern, welche der Ausgangspunkt einer Reihe politisch erregter Jahre wurde. Diese Zeit führte auch mich nach Deutschland zurück, Anträge der Freunde, Gefühl der Pflicht. Aber es kostete längeren inneren Kampf.

Unser Abzug mußte an Weihnachten stattfinden, der Abschied ward uns schwer. Die Trennung von den Schülern machte ich kurz ab: ich schenkte jedem ein Buch, sagte ihnen Lebewohl und entfernte mich schnell. Ein junger Mann, der zwar nicht in der Schule gewesen, aber als Soldat im „Hans Waldmann“ gedient hatte, fragte, von welchem Kutscher in Solothurn ich den Wagen nehmen werde. Ich nannte ihm den Mann. Am folgenden Tage kam er wieder und zeigte mir an, er habe sich bei diesem Fuhrherrn als Knecht verdungen und am Lohne nachgelassen, dafür aber sich ausgebeten, uns nach Deutschland zu fahren, denn er wolle sorgen, daß wir gut

fortkämen, und sehen, ob wir dort so gut aufgehoben wären, wie in Grenchen.

Es war ein kalter dunkler Wintermorgen, als wir vom Wirthshause, in dem wir die letzte Nacht zugebracht hatten, abfuhren. Groß war unsere Ueberraschung, als wir in der frühen Stunde und der grimmigen Kälte die Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, gedrängt vor dem Hause und längs der Landstraße stehen sahen. Sie wollten uns noch einmal die Hand drücken, sie riefen Lebewohl zu, und noch andere Rufe vernahm ich: „Es ist gefehlt, daß ihr von uns fortgeht“, „ihr müßt wieder kommen“, „ihr sollt das Bürgerrecht haben“, sie hoben die Kinder in die Höhe, „seht ihn noch einmal, seht sie noch einmal!“ — Die Peitsche knallte und der Wagen fuhr davon!“

So weit die Erzählung des früheren Schullehrers von Grenchen. — Der Herausgeber vermag sie nach gedruckten Blättern und Briefen fortzusetzen.

Mehr als zwanzig Jahre waren vergangen, seit der deutsche Lehrer aus dem Dorfe der Schweiz geschieden war. Er war in den politischen Kämpfen Deutschlands ein starker und maßvoller Führer gewesen, gern hatte er da gestanden, wo die größte Gefahr drohte, sein Name war oft mit warmer Verehrung und bitterem Groll genannt worden. Als die Jahre schwacher Reaction kamen, war er nach dem Norden Deutschlands gezogen und hatte wieder in angestrengter bürgerlicher Thätigkeit gelebt. Da erkrankte die treue Gefährtin seines Lebens, die Aerzte riethen zu längerem Aufenthalt in reiner Gebirgsluft, und die Gatten beschlossen nach dem Dorfe zu reisen, um welches Beiden viele holde Erinnerungen aus vergangener Zeit schwebten.

Das Dorf hatte sein Aussehen verändert. Man reist nicht mehr auf der Landstraße, sondern auf der Centralbahn nach Grenchen; die Industrie ist eingezogen, die Uhrenfabrikation, eine Parquetfabrik, Cementbereitung und andere Zweige in aufsteigender Entwickelung.

Aber die Reisenden fanden die alte Gesinnung wieder, nicht nur bei den alten Menschen, sondern wie durch Ueberlieferung auch bei jüngeren. Am Sonntag nach ihrer Ankunft bewegte sich des Abends vom Dorfe nach dem Bade ein langer Zug. Voran die Militärmusik zweier Bataillone, welche unter der Leitung des neuen Bezirkslehrers aus Grenchenern gebildet wird, dann die Träger buntfarbiger Laternen, ein großer Theil der Bevölkerung. Vor dem Balkon des Hauses, in dem sie einst den Hans Waldmann aufgeführt, ordnete sich die Menge. Große Feuerbecken warfen ein rothes Licht über die Teiche, über springende Fontänen und die Gartenanlagen des Bades, Raketen stiegen und erhellten auf Augenblicke den dunkeln Hintergrund, die Berge des Jura. Auf dem Balkon mußten sich die Gäste aufstellen. Die Musik schwieg, unten aus der Reihe trat ein früherer Schüler, jetzt Arzt in Grenchen. Er leitete den Gruß mit der Erinnerung ein, daß grade am Tage ihrer Ankunft eine große Sonnenfinsterniß gewesen sei; vor zwei und zwanzig Jahren aber seien die Gäste in einer Periode geistiger Finsterniß unter sie getreten, sie hätten geholfen, dem Lichte den Sieg zu verschaffen; er schloß mit der Versicherung, daß Grenchen die beiden Fremden stets als Angehörige betrachten würde. Als sich aber später das Volk des Dorfes fröhlich um die Freunde aus der Ferne tummelte, wiesen die Eltern auf ein Geschlecht junger Riesen, das unterdeß in den Familien aufgeschossen war „Seht, das sind die ganz Kleinen, die mit euren Kindern spielten und noch nicht zu euch in die Schule kommen konnten". Der Deutsche aber holte sich seinen ältesten Schüler, den Xaver Rais, der wieder über die Berge zu ihm herabgestiegen war, an die Seite.

Die Bezirksschule besteht jetzt mit drei Lehrern und reicheren Hilfsmitteln. Vor der Kirche ragt auf der Höhe das neue Schulhaus, weit sichtbar im Lande. Die Schule hat sich selbst ihre Vertheidiger und Erhalter gezogen.

Der Lehrer aber, welcher hier erzählt hat, ist Karl Mathy, badischer Staatsrath, im Jahre 1848 Mitglied des Reichsministeriums, einer der besten und stärksten Vorkämpfer der preußischen Partei.

Mit einer Schilderung aus dem Bauernleben früherer Zeit begannen diese Bilder, mit einer wahrhaften Dorfgeschichte aus der nächsten Vergangenheit sollten sie schließen. Es ist ein Schweizerdorf, allerdings von deutschem Stamme, in welches der Leser geführt wurde. Lebhaft gemahnen manche Zustände desselben, die tüchtige Kraft der Bewohner und ihr Selbstregiment an eine deutsche Zeit, welche viele Jahrhunderte von uns abliegt. Auch zwischen Alpen und Jura hatte Mißregierung lange die Bildung des Landvolkes zurückgehalten, aber der Druck war unschädlich im Vergleich zu dem Schicksale des deutschen Volkes: der Hörigkeit und dem dreißigjährigen Kriege.

Es war eine von den Aufgaben dieser Blätter, die Erhebung der deutschen Volksseele aus der Vernichtung jenes Krieges und aus der tyrannischen Herrschaft von Privilegirten darzustellen. Die Befreiung ist den Deutschen geworden, die alte Stärke noch nicht auf jedem Gebiet des Lebens wiedergewonnen. Wir aber haben das Recht zu hoffen, denn wir leben mitten in mannhafter Arbeit, den alten Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten aufzuheben, und nicht nur den Bauer, auch den Fürsten und den Mann von altem Landgeschlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen.

Schluß.

In dem Getöse und der Verwirrung des Jahres 1848 begannen die Stämme des deutschen Volkes vereint den Kampf um eine neue politische Gestaltung des Vaterlandes. Die Reichsversammlung von Frankfurt dürfen wir schon jetzt als eine charakteristische Bildung unseres Lebens auffassen, welche in solcher Würde und maßvoller Besonnenheit nur in Deutschland möglich war. Nicht als Resultat, sondern als Beginn des höchsten Kampfes, als einen großartigen dialektischen Prozeß, in welchem die Nation Bedürfnisse und Sehnsucht zu einer politischen Idee, zum Wollen und Entschluß abklärte. Was 1815 noch undeutliche Phantasie Einzelner gewesen war, wurde durch sie zu einer formulirten Forderung des Volkes, um welche seitdem die Bewegung in auf- und absteigenden Wellen daherwogt.

Seit dem Jahre 1840 gewann auch in Preußen die Sehnsucht nach politischem Leben Ausdruck. Es entstand dort ein häuslicher Zwist zwischen den Hohenzollern und ihrem Volke, arm an großen Erscheinungen, durch einige Zeit besonders peinlich und widerwärtig, aber aus ihm erwuchs das Verfassungsleben Preußens, der Beginn einer Neubildung des Staates, ein unendlicher Fortschritt für Fürsten und Volk. Wieder wurde offenbar, daß es nicht immer große

Zeiten und große Charaktere sind, welche die wichtigsten Fortschritte vorbereiten.

Aber wie kommt es doch, daß die Lieblinge ihres Volkes, das Fürstengeschlecht, an welchem Hoffnung und Zukunft Deutschlands hängt, daß die Hohenzollern so zögernd und mißtrauisch die neue Stellung betrachteten, welche ihnen das Verfassungsleben ihres Staates, die Unionspartei Deutschlands darbot? Keinem Fürstengeschlecht war der Staat so sehr eine Domaine ihres Schwertes, als ihnen. Ihre Ahnen haben das Volk großgezogen, ihre Ahnen haben den Staat geschaffen, ihre Größe, ihr Kriegsruhm stammt ganz aus der Zeit der fürstlichen Machtfülle. So empfinden sie leicht als Verlust, was wir als Gewinn und Erhebung auch für sie betrachten.

Aber der gesammte politische Streit der Gegenwart, der Kampf gegen die Privilegien, die Verfassungsfragen, die deutsche Frage, sie alle sind im letzten Grunde nur innere preußische Fragen. Und die letzte Schwierigkeit ihrer Lösung liegt zunächst in der Stellung, welche das preußische Königshaus zu ihnen einnimmt. An dem Tage, wo die Hohenzollern sich warm und willig den Bedürfnissen der Gegenwart hingeben, wird ihrem Staate die langentbehrte Empfindung der Stärke und Gesundheit kommen; von da wird die Führung der deutschen Interessen, die oberste Leitung des deutschen Lebens ihnen fast mühelos, wie von selbst zufallen. Das wissen Freunde und Feinde.

Wir aber denken treu daran, wie viel wir ihnen verdanken. Und wir wissen wol, daß der letzte Grund unseres Verhältnisses zu ihnen unzerstörbar ist, wenn sie auch einmal zürnen, weil wir zu dreist fordern, oder wenn wir grollen, weil sie zu zögernd gewähren. Denn es ist eine alte herzliche Freundschaft zwischen ihnen und dem Geist der deutschen Nation. Und es ist eine männliche Freundschaft, welche wol einige Stöße vertragen kann. Der deutsche Bürger aber empfindet auch ihnen gegenüber mit Stolz, daß er Ehre und Größe ihrer Stellung, Ehre und Glück des Vaterlandes gar nicht niedriger faßt, als sie selbst.

Der deutsche Bürger ist in der glücklichen Lage die Familien von altem Landgeschlecht mit warmem, menschlichem Antheil zu betrachten. Sie sind ihm mit theuern Erinnerungen verwachsen, sie sind in großer Zahl gute und zuverlässige Mitarbeiter im Staat, in Wissenschaft, für Cultur und Volksbildung geworden. Er wird nachsichtig gegen sie sein, wenn Einzelnen von ihnen noch ein unsicheres Hängen in alten Standesüberlieferungen das Urtheil befangen macht, er wird mit Lächeln zusehen, wenn sich ihr Blick sehnsüchtig in die geschwundene Zeit zurückwendet, wo ihre Vorrechte zahlreich und unbestritten waren, er wird vielleicht geschickter und gelehrter als sie selbst die Vergangenheit ihres Geschlechts durchforschen, wo wirklich in ihm Tüchtigkeit und Gemeinsinn zu Tage kam. Aber er wird ein unerbittlicher Gegner aller der politischen und socialen Vorrechte sein, durch welche sie noch jetzt eine Sonderstellung im Volke beanspruchen. Nicht weil er ihnen diese Gewohnheiten mißgönnt, oder sich selbst an ihre Stelle drängen möchte, sondern weil er ohne Freude erkennt, daß ihnen noch heut dadurch die Unbefangenheit des Urtheils, Verständniß der Welt, zuweilen die Festigkeit des Charakters verringert wird, und weil einige dieser abgelebten Traditionen, wie ihre Privilegien des Hofes, sogar unsere Fürsten in die Gefahr setzen, in dem engen Gesichtskreis deutscher Junker zu verkümmern.

Denn in dem deutschen Bürgerthum liegt die edelste Kraft, die Führerschaft auf jedem Gebiet idealer und praktischer Interessen. Es ist seit dem Beginn des Jahrhunderts keine Kaste mehr, nach oben und unten abgeschlossen, es ist sehr unähnlich der Bourgoisie Frankreichs, es ist sowohl Gentry als Volk. Die Entwickelung der Deutschen aber, welche hier in kleinen Bildern dargestellt wurde, ist zugleich die Zeit des Wachsthums und der Befreiung des deutschen Bürgers.

In zweihundert Jahren von 1648 bis 1848 vollzieht sich die merkwürdige Erhebung des deutschen Volkes. Nach einer beispiellosen Zerstörung wächst seine Seele herauf an Glauben, Wissenschaft,

politischem Enthusiasmus. Sie ist jetzt mitten in starker Anstrengung, sich das höchste irdische Besitzthum, den Staat, zu bilden.

Es ist große Freude in solcher Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttausende. Es ist eine Freude geworden, Deutscher zu sein, nicht lange, und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten.

Druckfehler.

S. 4, Z. 7 v. u. (Anm.)	statt einen halben Grad	ist zu lesen	in Halligen.
S. 5, Z. 5 von oben	statt Goldstück	" " "	Geldstück.
S. 151, Z. 8 von oben	" Casimir	" " "	Johann Casimir.
S. 392, Z. 2 von unten	" 2,300,000	" " "	2—300,000.
S. 396, Z. 6 von oben	" Armuth	" " "	Heiterkeit.
S. 503, Z. 14 von oben	" Kramtsch	" " "	Gramsch.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

